3391

LEIHBÜCHEREI
Willi Reckzeh
Berlin S59, Boppstrasse 7

Gruppe	Buch-Nr.	Lesegeld
R.	339i	-.20

V. Band

Lesegebühr
für 7 Tage: RM -.20
Neuerscheinung
bis -1.1.35.

Muttererde

Die schwere Not · Morgenrot

Zwei Romane aus dem
großen Krieg

von

Richard Skowronnek

Im Verlag Ullstein · Berlin

Inhalt

Die ſchwere Not 5
Morgenrot 141

*

Copyright 1916 by Ullstein & Co., Berlin
Printed in Germany

PT2639
Sk6M7

Die schwere Not

I

Der Freie und Edle Herr von Heidedorff, Rittmeister im Ingermanländischen Dragonerregiment Großfürst Konstantin, war gegen Mitternacht noch einmal durch die Ställe seiner Schwadron gegangen. Er hatte alles in Ordnung gefunden, die Gäule fraßen ihren Hafer, die Mannschaften waren dabei, ihr Zeug zu rüsten. Er konnte befehlgemäß im frühesten Morgengrauen anreiten lassen. In besonders ehrenvollem Auftrage, denn seine Schwadron hatte die Aussicht, als erste an den Feind zu kommen. Sie bildete die Spitze einer gemischten Kolonne, die jenseits der deutschen Grenze den Uebergang zwischen dem Sdrinsnosee und dem Baranner Moor zu erzwingen hatte. Das Gelände kannte er genau. Er hatte es in Friedenszeiten oft genug durchstreift in der Maske eines philipponischen Hausierers, der — je nach der Jahreszeit — mit Fischen oder Obst handelte. In der Johannisburger Heide lag das große Kirchdorf Onufrigowen, das ausschließlich von Philipponen bewohnt wurde, einer russischen Sekte, die vor langen Jahren ihres Glaubens wegen aus der Heimat vertrieben worden war. Der von ihrem ersten preußischen Landesherrn verliehene Schutzbrief gab ihnen das Recht, für ewige Zeiten an dem ketzerischen Bekenntnis ebenso festzuhalten wie an der überlieferten Tracht. Keinem Menschen im masurischen Grenzland fiel es ein, auch nur den Kopf zu wenden, wenn er einem blondbärtigen Manne in russischem Bauerngewande begegnete, der, neben einem dürren Klepper herschreitend, einen Karren mit Obst oder Fischen führte . . .

Der Rittmeister schlenderte gemächlich die vielfach sich winkelnde Straße entlang, die von der Baracke seiner Schwadron zum Ausgang des Truppenlagers lief. Er hatte noch fast zwei Stunden Zeit, aber es lohnte sich nicht mehr, schlafen zu gehen.

F334081

Er hätte auch wohl keine Ruhe gefunden, freudige Erregung trieb ihm das Blut rascher durch die Adern als sonst. Eine zuverlässige Spionenmeldung hatte die Nachricht gebracht, daß die Sperre zwischen Sdrinsnosee und Baranner Moor von einer Kompagnie des 147. Infanterieregiments und der fünften Schwadron Ordensburger Dragoner gehalten wurde. Mit dem Führer dieser Schwadron aber, dem Baron Foucar von Kerdesac, hatte der Freiherr Egon von Heidedorff eine alte Rechnung zu begleichen. Wegen eines Zusammenstoßes an der Grenze, bei dem er wie ein begossener Pudel hatte abziehen müssen, weil der Herr auf der anderen Seite mit der Zunge gewandter gewesen war. Morgen traf er ihn auf einem Felde, wo solche Kunststücke wenig nützten ...

Er mußte auf den schlecht beleuchteten Weg passen, denn das Truppenlager von Grajewo, das noch vor kurzem nicht mehr als eine kriegsstarke Division beherbergt hatte, war in den letzten Wochen ums Vielfache gewachsen. Riesenhafte Zelte blähten sich neben langgestreckten Holzbaracken, bildeten eine ganze Stadt, zu deren Umschreitung man wohl mehr als eine Stunde gebraucht hätte. Und all diese Zelte und Baracken waren mit Menschen überfüllt, so daß die gestern und heute aus dem Innern des Reiches gekommenen Regimenter unter freiem Himmel biwakieren mußten. Auf dem weiten sich ans Lager schließenden Exerzierplatz standen die angepflockten Pferde in endlosen Reihen, schier unübersehbar dehnten sich die Vierecke der Troßwagen mit ihren hellgrauen Plandecken, und wie winzige Pünktchen leuchteten die äußersten Wachtfeuer vom fernen Waldrande herüber ... An diesen Feuern aber, in den Zelten und Baracken, schliefen die Tausende und aber Tausende, die morgen über die deutsche Grenze brechen sollten.

Ebenso wie hier um Grajewo brannten die Lagerfeuer an der ganzen, wohl tausend Werst langen Grenze bis tief hinunter nach Oesterreich. Und morgen früh erhoben sich die Millionen von Schläfern, nahmen ihre Waffen auf und trugen den Krieg ins feindliche Land. Der russische Riese erwachte und warf sich wie ein Bergsturz gen Westen ... Und neben dem Riesen schritt als Führer ein gewaltiger Kriegsmann Einer, der den Titel „Großfürst" wahrhaftig von Gottes Gnaden trug, ein Feldherr, an dem die militärische Jugend Rußlands mit glühender Begeisterung hing, von Archangel bis

Odessa, von Grajewo bis Wladiwostok! Verheißung war er ihr und sichere Hoffnung; er würde die Scharte von Mukden wieder auswetzen und dem alten Reiche eine neue Grenze geben. Eine Grenze, mit der Spitze des Schwertes gezogen vom deutschen Ende der Ostsee bis hinab zu den ewigen Frühlingsgestaden der blauen Adria . . . Vor diesem Feldherrn aber wollte er sich auszeichnen und hervortun in zahllosen Heldentaten, um sich aus der wimmelnden Masse auf den Platz zu schwingen, der ihm zukam . . .

So schritt der Freiherr von Heidedorff in kühnen und weit in die Zukunft langenden Träumen dahin. Er schrak heftig zusammen, als am Ausgang des Lagers ein Offizier auf ihn zutrat mit der höflichen Frage, ob er ihm in der Stadt nicht das Haus seines Quartierwirtes zeigen könne, des Getreidehändlers Zocher Leinenbaum. Ein anscheinend stark überalterter Stabsoffizier war es, der zu einem der am Nachmittag frisch ausgeladenen Infanterieregimenter gehören mochte. Die glimmende Zigarette ließ ein sonnengebräuntes, feistes Gesicht erkennen, in dem unter stumpfer Nase ein kurzgestutzter Schnurrbart saß. Den Namen hatte Heidedorff bei der Vorstellung nicht verstanden.

Die über freies Feld führende Straße lag dunkel vor ihnen, die Nacht war empfindlich kühl. Aus dem Wiesengelände zur Linken hoben sich bleiche, am Boden hinkriechende Nebelschwaden. Zur Rechten, ein paar hundert Schritte vom Wege, stand eine hellerleuchtete Offiziersbaracke. Aus den geöffneten Fenstern drang wüstes Gröhlen und das rhythmische Geräusch im Dreivierteltakte stampfender Füße. Die schmetternde Blechmusik spielte den neuesten, aus einer deutschen Gesangsposse stammenden Gassenhauer, der seinen Weg über die Grenze gefunden hatte.

Der Stabsoffizier schleuderte mit einer unwilligen Bewegung seine Zigarette fort. Wie ein winziges Meteor flog sie im Bogen durchs Dunkel, um im Straßengraben zu erlöschen. „Widerlich ist das! Diese betrunkenen Schweine sollen nun morgen unsere armen Kerle gegen einen überlegenen Feind führen!“

Der Freiherr von Heidedorff hob förmlich die Hand an den Mützenschirm. Seine Stimme klang scharf. „Euer Hochwohlgeboren werden die Bemerkung gestatten: dort drüben in

der Offiziersbaracke befinden sich auch meine Regimentskameraden! Mit Seiner Großfürstlichen Hoheit dem Prinzen Pawel Alexandrowitsch an der Spitze!"

Der Stabsoffizier zuckte mit den Achseln. „Wenn Sie das Wort ‚Schweine' stört, das will ich gerne zurücknehmen. Im übrigen aber: ich war soeben dabei, wie Seine Großfürstliche Hoheit sich infolge allzu reichlichen Champagnergenusses heftig erbrachen. Glauben Sie, daß die Regimentskommandeure auf der anderen Seite der Grenze sich in ähnlicher Weise auf den Krieg vorbereiten?"

Der Rittmeister reckte sich hochmütig heraus. „Was liegt daran? Ein betrunkener Russe kann es noch immer mit drei nüchternen Deutschen aufnehmen!"

Der dicke Offizier lächelte ironisch. „Sie meinen natürlich im Trinken, Herr Rittmeister!" Und während er aus schwergoldener Dose seinem Begleiter eine Zigarette bot, sagte er ingrimmig: „Dieser Krieg ist ein Wahnsinn! Ein irrsinniges Verbrechen an der Zukunft unseres Vaterlandes. Wenn ich die Macht hätte — in die Bleibergwerke Sibiriens würde ich die Menschen schicken, die dieses Verbrechen auf dem Gewissen haben!"

Der Rittmeister blieb stehen, das Blut trat ihm vor Entrüstung in die Wangen.

„Herr —!!... Bei allem Ihrem Range zukommenden Respekt — ich muß es mir versagen, diese Unterhaltung fortzusetzen! Der Krieg ist von unserem allergnädigsten Herrn, dem Zaren, befohlen worden, und an diesem Befehle ziemt uns keine Kritik. Ehe ich mich aber verabschiede, muß ich noch einmal um Ihren Namen bitten."

„Und weshalb, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich mich verpflichtet fühle, Sie Ihren Vorgesetzten zu melden. Ich möchte doch untersuchen lassen, ob es angeht, daß ein Herr mit solchen Anschauungen den Rock seines Kaisers noch weiterträgt!"

Der dicke Stabsoffizier verneigte sich leicht, in seinen hinter Fettpolstern vergrabenen Aeuglein blitze es auf. „Bravo, Herr Rittmeister! Nur möchte ich Ihnen bemerken, falls Sie diese Tätigkeit gewerbsmäßig ausüben, werden Sie sich in der russischen Armee bald recht einsam fühlen! Also ich heiße Graf Schuwalow und bin als eine Art von höherem Schlach-

tenbummler mit dem Range eines Obersten dem Hauptquartier des zehnten Armeekorps zugeteilt. Wenn Sie sich über mich beschweren wollen, müssen Sie so gut sein, sich an den General Bariatinsky zu wenden. Aber ich sage Ihnen gleich, Sie werden nicht viel Glück haben. Er ist nämlich ein alter Freund von mir und teilt meine Ansichten."

Der Rittmeister biß sich auf die Lippen. Er wußte sehr wohl, was der Name Schuwalow in Rußland bedeutete. Für einen kleinen Linienoffizier war es sicherer Selbstmord, sich mit dem dicken Manne da zu verfeinden, aber — der Teufel sollte es holen — deswegen konnte er doch seine Ueberzeugung nicht verleugnen! Er hob in dienstlicher Haltung die Rechte an den Mützenschirm. „Herr Graf, ich gestehe offen, daß ich mich in der Form stark vergriffen habe. Ich bitte deshalb um Entschuldigung! Was aber die Sache selbst angeht . . ."

Der Dicke drückte ihm gutmütig den erhobenen Arm hinunter. „Ist ja schon gut! Und ich bin Ihnen durchaus nicht böse! Im Gegenteil, ich liebe junge Leute, die noch Illusionen haben. Aber — nicht wahr — um uns darüber auszusprechen, müssen wir doch nicht unbedingt hier auf der Straße stehenbleiben?"

„Wie es Ihnen beliebt, Herr Graf. Aber — verzeihen Sie — wenn Sie recht hätten, wenn wirklich ein großer Teil unseres Offizierkorps so dächte wie Sie . . ."

„Na, was denn?"

Der junge Rittmeister atmete tief auf: „Dann, Herr Graf, wäre dieser Krieg wirklich ein Verbrechen! Ein Offizierkorps, das nicht unbedingt von der Gerechtigkeit der Sache überzeugt ist, für die es zu fechten hat . . . ja also, das wäre die von vornherein garantierte und besiegelte Niederlage!"

Der Dicke hob überrascht den Kopf.

„Ja, haben Sie denn auch nur einen Augenblick geglaubt, wir würden in diesem Feldzuge nicht genau dieselben Prügel kriegen wie in dem gegen Japan?"

„Wir haben seit diesem Unglücksjahre gearbeitet!"

„Hm . . . na ja, darf ich Sie fragen, wo sind die Eisenbahnen im Aufmarschgelände?"

„Die sind leider noch nicht fertig geworden!"

„Ach nein, mein Lieber, sondern die Millionen, die uns Frankreich für diesen Zweck gepumpt hat, sind einen anderen

Weg gegangen! In Taschen, die jedermann in Rußland kennt, die aber niemand, dem sein Leben lieb ist, zu nennen wagt!"

Der Rittmeister fuhr auf.

„Herr Graf, wenn Sie das genau wissen, warum stellen Sie sich nicht auf den Markt als öffentlicher Ankläger, damit diese betrügerischen Schufte das unterschlagene Geld wieder herausgeben?..." Er brach ab und schlug mit der geballten Faust einen heftigen Lufthieb.

Der Kleine blinzelte aus vergnügten Aeuglein zu ihm auf. „Wie alt sind Sie eigentlich, wenn ich fragen darf, Herr Rittmeister?"

„Zweiunddreißig!"

„Na, sehen Sie, dann leben Sie eigentlich doch schon lange genug in Rußland, um zu wissen, daß Sie mit einer solchen öffentlichen Festrede sich selbst grade keinen Gefallen tun würden. Ehe man sich versieht, ist man auf der Reise nach Sibirien!"

„Auch Sie, Herr Graf? Ihr Rang und Name müßte Sie doch vor solchen Nichtswürdigkeiten schützen!"

Der Dicke zuckte mit den Achseln.

„Mein Lieber, gegen die hohen Herren, die das Geld für die Eisenbahnen eingesteckt haben, bin ich eine Null. Man duldet mich freundlich bei Hofe, weil man mich nicht ernst nimmt. Unbequeme Wahrheiten nämlich, die ich beim besten Willen nicht bei mir behalten kann, pflege ich in der Form eines Witzes auszusprechen. Dadurch habe ich zuweilen Gutes gestiftet. Aber die ganz große Torheit, den Krieg mit Deutschland, konnte kein Mensch auf dieser Welt verhindern. Ich tröste mich mit dem Gedanken: Rußland wird auch diese Niederlage verwinden. Dann werden die Verbrecher eine Weile lang den Mund halten müssen, in den Köpfen der anderen aber wird allmählich die Erkenntnis dämmern, daß es für uns kein Heil gibt außer in einem engen Anschluß an Deutschland!"

Der Freiherr von Heidedorff begnügte sich mit einer stummen Verneigung. Gegen so verbohrte Ansichten gab es kein Streiten. Und er entsann sich aus Gesprächen im Kasino, die Schuwalows hatten schon immer als halbe Deutsche gegolten.

Eine Weile lang gingen sie schweigend nebeneinander her. Die Sterne am tiefdunklen Himmel, die wie in einer Winternacht

gefunkelt hatten, fingen an zu verblassen. Zu beiden Seiten der Straße tauchten die ersten Häuser des Städtchens auf. Niedrige, strohgedeckte Holzhütten, die einen sauren Geruch von Armut und Unsauberkeit ausströmten, wie zerlumpte Bettler. Der Graf steckte sich eine neue Zigarette an. „Uebrigens, wenn ich mich vorhin nicht verhört habe, Sie nannten mir doch bei der Vorstellung einen rein deutschen Namen? Helldorf oder so ähnlich?"

„Heidedorff, Herr Graf. Egon Freiherr von Heidedorff."

„Hm, da ist es doppelt merkwürdig, daß sie so überzeugter Russe sind. Die Heidedorffs, die ich bisher kennengelernt habe, standen — na sagen wir mal, auf einem anderen Standpunkt."

„Sehr bedauerlich, Herr Graf, wenn diese Herren, wie ich wohl annehmen muß, gleich uns beiden russische Untertanen sind."

Ueber das runde Gesicht des Grafen ging ein Schmunzeln. „Danke, das haben Sie mir wieder einmal ganz ausgezeichnet gegeben! Ich werde Sie meinem Freunde Bariatinsky empfehlen. Ein so feiner Kopf ist zu schade, um in irgendeinem Linienregiment zu versauern."

Der Rittmeister verneigte sich leicht. „Zu gütig, Herr Graf, aber ich fühle mich in meinem Regiment vorläufig recht wohl. Außerdem möchte ich meine Karriere nicht einem gelegentlichen Scherz verdanken, sondern meiner Tüchtigkeit. Ich hoffe, mich in diesem Kriege auszuzeichnen und meine Beförderung ehrlich zu verdienen!"

Jetzt bekam der Graf einen Lachanfall, der sein Gesicht blaurot färbte. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich wieder beruhigte. „Und Sie wollen kein Deutscher sein? Wissen Sie, was ein Russe dem Grafen Schuwalow auf das Anerbieten eben geantwortet hätte? Zunächst hätte er den Segen des Himmels auf dessen edles Haupt herabgefleht und dann sein Regiment als eine Art von Schweinestall geschildert, in dem es kein anständiger Mensch aushalten könnte." Und noch immer lachend fügte er hinzu: „Zu welchen Heidedorffs gehören Sie eigentlich, lieber Baron? Zu denen vom Rauhen Hause oder zu der Rigaer Linie?"

„Das weiß ich nicht, Herr Graf, habe mich auch nie darum gekümmert." Egon von Heidedorff antwortete nur wider-

willig, es kostete ihn offenbar eine starke Ueberwindung, das Gespräch fortzusetzen. „Ich bin ausschließlich von meiner Mutter erzogen worden. Auf meinen Vater besinne ich mich kaum, er starb, als ich sieben Jahre alt war. Meine Mutter aber hatte sich von seinen Verwandten getrennt. Aus Gründen, die mir, als ihrem Sohn, es auch nach ihrem Tode verwehren, jemals eine Annäherung zu versuchen."

Der dicke Graf wurde ordentlich lebhaft. „Aber so etwas läßt sich doch aus der Welt schaffen. Wenn es Ihnen recht ist, will ich gerne die Vermittlung übernehmen. Den Heidedorffs gehören zwei ganz große Majorate, ein Besitz, größer als der meinige. Die Rigaer Linie steht nur noch auf zwei Augen; von denen aus dem Rauhen Hause läuft ja 'ne Masse herum. Aber es ist Krieg, sie können alle totgeschossen werden oder — meinetwegen — an der Cholera sterben. Sie allein bleiben übrig! Soll da der russische Staat den Riesenbesitz schlucken, nur weil Ihre Frau Mama sich aus — entschuldigen Sie gütigst — also vielleicht wegen irgendeiner Frauenlaune mit den Verwandten Ihres Herrn Vaters überworfen hat?"

Herr von Heidedorff verneigte sich förmlich. „Sie sind außerordentlich gütig zu mir, Herr Graf, und ich fürchte, Ihren Unwillen zu erregen, wenn ich auch dieses Anerbieten ablehne. Die Kränkung, die man meiner Mutter angetan hat, trifft auch mich. Außerdem, die Anwartschaft auf irgendein Majorat lockt mich nicht. Meine Mutter stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, ich habe genug zum Leben!"

Graf Schuwalow warf ärgerlich seine Zigarette fort. „Also gut, mein Lieber! Die Deutschen haben ein Sprichwort: Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen! Und Sie sind der komischste Mensch, den ich je getroffen habe."

Sie mußten vor einem Auto zur Seite treten, das mit seinen mächtigen Scheinwerfern die ganze Straße erhellte. Neben dem Führer thronte ein riesenhafter Leibjäger mit Bandelier und Federhut. Eine junge Dame im Innern des Wagens erhob sich rasch und drückte auf den Gummiball. Das Auto hielt an. Graf Schuwalow kratzte sich mit einem Seufzer den Kopf. „Man hat mich erwischt! Schade — ich wollte Sie grade einladen, mit mir noch auf ein Stündchen in irgendeine Weiberkneipe zu bummeln."

Die junge Dame öffnete die Wagentür, winkte lebhaft.

Und während der Graf nähertrat, überschüttete sie ihn in französischer Sprache mit einer Flut von Vorwürfen. Eine unverzeihliche Rücksichtslosigkeit sei es, sie den ganzen Abend allein zu lassen; wenn der General sich ihrer nicht angenommen hätte, wäre sie vor Langeweile gestorben.

Der Graf küßte ihr mit der Entschuldigung die Hand, er habe sich studienhalber die ganze Zeit im Truppenlager umhergetrieben. Der Freiherr Egon von Heidedorff war diskret zur Seite getreten. Er zerbrach sich den Kopf, wo er die elegante junge Dame gesehen haben mochte. Sie war wie zu einem Balle gekleidet, über den entblößten Schultern hing ein kostbarer Mantel aus Zobelpelz, in dem hochfrisierten blonden Haar steckte ein kostbarer Reiher an blitzender Brillantagraffe. Und plötzlich fiel ihm ein, woher er dieses künstlich zurechtgemachte und geschminkte Puppengesichtchen kannte. Aus einer illustrierten Zeitung, die er vor Monaten einmal in einer Konditorei von Suwalki durchblättert hatte. Die junge Dame da war die berühmte Jelena Napierowna, eine der ersten Tänzerinnen des kaiserlichen Balletts an der Petersburger Oper! Jetzt hatte sie ihn auch bemerkt. Mit lebhafter Bewegung streckte sie ihm die von Ringen funkelnde Hand entgegen. „Aber, mein lieber Baron, wollen Sie mich nicht mehr kennen, oder haben Sie mich schon vergessen?"

Er trat näher, die Hand am Mützenschirm. „Pardon, Madame, es ist wohl eine Verwechslung. Ich habe heute zum ersten Male das Glück, der berühmtesten Künstlerin Petersburgs von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen."

Sie lachte hell auf, zeigte zwei Reihen blütenweißer Zähne und in der Wange ein entzückendes Grübchen. „Nein, wie Sie sich verstellen können, lieber Baron! Aber es ist nicht nötig! Mein guter Sascha" — sie tätschelte dem Grafen die dicke Wange — „mein Sascha weiß, daß er nicht eifersüchtig sein darf. Auf das, was gewesen ist, am allerwenigsten. Und was war das für ein entzückender Abend in der Eremitage, als ich mit dem dicken Moskauer Getreidehändler mich langweilte und Sie sich, kurz entschlossen, an unseren Tisch setzten! ..."

Egon von Heidedorff zog die kleine Hand, die sich ihm entgegenstreckte, an die Lippen. Sie war weiß gepudert wie das lächelnde Gesichtchen, zwischen den blitzenden Ringen stieg ein aufreizender Duft empor. Er wollte beteuern, daß er leider

nicht der Mann sei, ein so keckes Stücklein auszuführen. Die Napierowna aber hatte inzwischen ihren Irrtum schon selbst eingesehen. Sie schüttelte den Kopf. „Nein, diese Aehnlichkeit! Ich hätte darauf geschworen, mein Herr, Sie sind der Baron Fedor von Heidedorff von den Garde-Ulanen! Aber eben sehe ich, Sie haben einen hübscheren Mund und kleinere Ohren. Auch küssen Sie nicht so frech. Er hätte mir schon längst den kleinen Finger verschluckt!"

Der dicke Graf Schuwalow, der gleichmütig dabeigestanden hatte, räusperte sich: „Du wirst dich erkälten, mein Täubchen! Das Klima ist hier sehr gefährlich, und bei deiner leichten Kleidung ..."

Die Napierowna hob lächelnd die bloßen Schultern. „Ah bah, ich bin doch keine Sängerin! Aber gibt es in diesem elenden Nest nicht irgendeinen Ort, wo man dem Phänomen dieser fabelhaften Aehnlichkeit bei einem Glase Sekt auf den Grund gehen könnte?..." Sie sandte unter halbgeschlossenen Lidern dem jungen Offizier einen Blick zu, der diesen vom Kopf bis zu den Füßen erschauern ließ.

Der dicke Graf aber verabschiedete sich und gab dem Führer ein Zeichen, anzufahren. Das Auto zog an, die Napierowna rief zum offenen Fenster hinaus: „Und wo sieht man Sie wieder, Herr Rittmeister?"

Er reckte die schlanke Gestalt in den Hüften und schwenkte die Mütze. „In Berlin, meine schöne Dame! So wahr uns Gott helfe und die heilige Jungfrau!..."

Mitten im Ruf aber verzogen sich seine Lippen zu einem Lächeln. Er sah deutlich, wie die beiden Insassen des Autos sich beim Hören der heiligen Namen fromm bekreuzigten; der skeptische Graf, der ihm die sichere Niederlage Rußlands hatte beweisen wollen, und die sich an den Meistbietenden verkaufende Kurtisane — — —

2

Das Auto war in einer dicken Staubwolke verschwunden. Egon von Heidedorff ging langsam seinem Quartier zu. Eigentlich hatte er dort nichts mehr zu suchen. Ridziwon, sein braver Bursche, hatte sicherlich das ganze bißchen Habe schon

längst gepackt und auf den Schwadronswagen verladen. Einen schmalen Koffer füllte es grade; und außer einer ganz abgetragenen Dienstuniform, die nicht einmal mehr an einen Trödler zu verkaufen war, ließ der Baron nichts zurück. Aus diesem schmalen Koffer hatte er auch in Friedenszeiten gelebt. Um sich irgendwelchen unnützen Kram anzuschaffen, war er zu arm. Sein Gehalt teilte er in zwei Hälften. Mit der einen schränkte er sich ein, die andere schickte er nach Lodz. An das kleine Mütterchen, das sich selbst nicht mehr ernähren konnte, weil es sich in jungen Jahren zuschanden gearbeitet hatte, dem abgöttisch geliebten Einzigen die Offizierslaufbahn zu ermöglichen. Ebenso wie sie sich vorher vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht gequält und ihre Gesundheit geopfert hatte, den verkommenen und trunksüchtigen Mann zu ernähren, der sie mißhandelte, wenn sie nicht genug Geld verdiente. Und der ihr täglich vorwarf, daß er sich ihretwegen mit seiner reichen Familie überworfen hätte.

Ein bitteres Gefühl stieg ihm im Halse empor, er mußte sich mit dem Handrücken über die Augen fahren. Einen Ingrimm empfand er gegen alle die Menschen, die mit höhnischen Worten und Gebärden ihm ihre Verwunderung zeigten, daß ein Freiherr von Heidedorff in einem schäbigen Linienregiment diente! Mit Kerlen zusammen, die unter den Tisch spuckten und mit der Gabel in den Zähnen stocherten, weil sie's zu Hause nicht anders gelernt hatten... Was hätte wohl der Graf Schuwalow, der ihm so eifrig seine Vermittlerdienste anbot, für ein Gesicht gemacht, wenn er ihm statt des Märchens von der wohlhabenden Kaufmannstochter die Wahrheit erzählt hätte?

Sieben oder acht Jahre mochte er alt gewesen sein, als zwei Kerle den Vater angeschleppt brachten, mitten in der Nacht. Sie legten ihn auf die Diele und sagten: „Da hast du deinen Baron, du armes Weib! In dem schlechten Haus der Modrelewna ist er die Treppe hinuntergeflogen, weil er Streit angefangen hatte. Wie er auf das Pflaster fiel, war er schon tot. Und Gott sei seiner Seele barmherzig, denn sie ist betrunken aus seinem Munde gefahren..."

Die Mutter warf sich über den Leichnam, schrie und riß die Haare. Küßte den blutigen Mund des Toten und flehte zu Gott, er möge ihn doch nur für eine einzige Minute noch zu

sich kommen lassen! Er aber stand zornig dabei und rüttelte sie an der Schulter: „Mutter, um den Mann weinst du? Wo er dich immer mit Füßen getreten hat?...“ Da schlug sie ihn heftig, zum ersten und einzigen Male im Leben, und zwang ihn, dem Toten die Hand zu küssen. „Du gottvergessenes Kind, das hier ist dein Vater! Und was weißt du, welch ein Edelmann zugrunde gegangen ist, weil ich's nicht verwinden konnte, ihn wieder loszulassen?“

Und wiederum ein oder zwei Jahre später stand er auf einer weiten Schloßterrasse. Unten schlug das Meer gegen die Steinmauer, die grünen Wellen kamen langsam gezogen im weichen Sommerwinde, erst die siebente immer hob sich mit weißer Schaumkrone empor. Wie eins jener schwermütigen Lieder hörte es sich an, die die Mädchen des Abends auf der Straße sangen. Jedesmal am Ende einer Strophe stiegen die Stimmen an, wie hier an der Mauer die Welle... Und plötzlich kam das kleine Mütterchen aus dem Hause mit den vielen Fenstern zurück. Ein Diener in bunter Livree zerrte sie an der Hand und gab ihr einen Stoß, daß sie gegen das steinerne Geländer taumelte. Das kleine Mütterchen richtete sich auf und strich die Haare aus dem Gesicht. Nicht anders als früher, als sie noch von ihrem Manne geschlagen wurde. Nur als sie nach einer ganzen Weile wieder auf der Höhe standen, von der man weit über den Park, das Haus mit den vielen Fenstern und das Meer blicken konnte, hob sie die Hand... Er aber in seinem frühreifen Jungenkopfe wußte, was diese Gebärde bedeutete. Von den Kindern der Gasse, mit denen er spielte, wenn die Mutter zum Verdienen aus war, hatte er erfahren, was für einen Zweck die Reise nach Riga hatte. Die reichen Verwandten seines Vaters sollten Geld hergeben, damit der Mutter seine Erziehung nicht so schwer werde. Aber die Kinder hatten gleich gesagt, die Verwandten würden ihn hinauswerfen trotz seines feinen und so gut wie neuen Anzuges... Da hatte er den stummen Eid seiner Mutter mitgeschworen, diese Menschen zu hassen. Und jedesmal, wenn irgendein neugieriger Tropf wie dieser geschwätzige Graf Schuwalow nach seinem Zusammenhang mit den baltischen Heidedorffs fragte, flackerte der Haß von neuem auf...

Er wollte sich zwingen, an etwas anderes zu denken, aber die Erinnerungen an die in trostlosem Dunkel verlebte Jugend

kamen immer wieder. Und irgend etwas in seinem Blute hatte sich entzündet. Vielleicht an dem kecken Abenteuer, das die Napierowna mit lachendem Munde erzählt hatte aus dem anderen Kreise seiner Verwandtschaft... von dem eleganten Vetter bei den Garde-Ulanen, dem er angeblich wie ein Zwillingsbruder glich. Nur mit dem Unterschied, daß der andere im Ueberfluß besaß, was er entbehrte, um der Laune einer kurzen Stunde willen verschleudern durfte, wofür er in hartem Dienst jahrelang fronen mußte...

Da überfiel ihn bitterer Neid und das brennende Verlangen, auch einmal den Rausch zügelloſen Genießens zu kosten. In der letzten Stunde vor dem Ausreiten perlenden Champagner zu trinken und rote Mädchenlippen zu küssen, die sich in heuchlerischem Abschiedsschmerze zum Weinen verzogen... Eine Stunde später hingen sie am Mund eines anderen, aber was lag daran? Man nahm die Grimasse für Wahrheit, hatte ein paar Augenblicke lang die Empfindung, man werde in einem Menschenherzen vermißt werden, wenn man irgendwo weit drüben in Deutschland unter schmalem Hügel begraben lag...

An dem Restaurant des Polen Ogrodnik, der vor wenigen Wochen noch den deutschen Namen Gärtner geführt hatte, waren die Fensterläden sorgfältig geschlossen. Kein Lichtschimmer verriet, daß es dahinter gar lustig zuging. Das strenge Alkoholverbot, das für die ganze Armee erlassen worden war, mußte auch von den Offizieren respektiert werden. Natürlich nur zum Schein, damit die Kerle in der Front, die den Branntwein nur murrend entbehrten, nicht aufsässig wurden. Die Polizei drückte beide Augen zu, solange die Herren Offiziere gewisse Formen wahrten und der Gastwirt Ogrodnik ihr von seinem sündhaften Gewinn angemessene Prozente abgab.

In dem langgestreckten, niedrigen Raume saßen an ungedeckten Tischen wohl hundert Offiziere aller Waffen mit ihren grell geputzten und geschminkten Troßdirnen. Mitten darunter aber auch ehrbare Leutnants- und Hauptmannsfrauen, die zu einem letzten Abschied ins Lager gekommen waren.

Die Luft war zum Schneiden. Zigarettenrauch mischte sich mit aufdringlichem Moschusgeruch und der Ausdünstung schwitzender Menschen, verschlug dem von draußen Kommen-

den den Atem und legte sich in dichten Schwaden um die von der Decke herabhängenden Petroleumlampen. In einer Ecke neben dem mit bunten Flaschen aufgeputzten Büfett quäkte eine Art von Musik. Das Orchester bestand aus Geige, Ziehharmonika und Triangel.

Egon von Heidedorff stand auf der Schwelle, unschlüssig, ob er nicht wieder umkehren solle. Eine der deutschen Kellnerinnen aber hatte ihn erspäht und führte ihn zu einem Tische, an dem noch ein Platz frei war. Auf den übrigen Stühlen saßen zwei Offiziere, ein Hauptmann und ein Leutnant von der Infanterie, beide schon stark betrunken. Die dazugehörigen Damen, eine einfach gekleidete ältere Frau und ein geschminktes Mädchen, die auf dem Sofa saßen, unterhielten sich lebhaft. Soviel er verstehen konnte, klagte das Mädchen, daß von dem reichlichen Verdienst dieser guten Zeit leider wenig zu erübrigen sei. Die wucherischen alten Hexen, bei denen sie die eleganten Hüte und Kleider und die Wäsche kaufen müßten, schlügen zu viel drauf. Die Hauptmannsfrau aber blickte neidisch drein und rang bei den Preisen, die sie hörte, vor Erstaunen die verarbeiteten Hände ...

Der Freiherr von Heidedorff nahm mit kurzer Verneigung Platz. Infanterieoffizieren pflegte man sich nicht vorzustellen. Die beiden wandten auch kaum den Kopf nach ihm, der Trunk hatte bei ihnen die Rührseligkeit ausgelöst, die bei den Russen lockerer sitzt als bei anderen Nationen. Sie tranken aus einem Glase, küßten sich mit feuchten Bärten und schworen beim blutenden Herzen der heiligen Jungfrau, es den niederträchtigen Deutschen gründlich auszuzahlen.

Er bestellte ein Glas Bier. Die Kellnerin entfernte sich. Er hörte wieder zu, wie die beiden Infanteristen sich unterhielten.

Der Hauptmann hatte sich heftig die Nase geschnaubt und wickelte schluchzend das buntgeblümte Taschentuch zu einer länglichen Wurst zusammen.

„Wir werden ja gewinnen, daran ist kein Zweifel. Schon weil wir zehn Millionen Soldaten ins Feld stellen können und die Deutschen kaum die Hälfte. Die Franzosen und Engländer werden auch einen Teil auf sich ziehen — aber was hilft das uns, wo wir zuerst ins Feuer müssen? Wir werden beide fallen, geliebtes Bruderherz, denn die Deutschen schießen

wie die Teufel. Ich lasse vier unerzogene Kinder zurück und eine Frau, die so dumm ist, daß sie sich von jeder Hökerin auf dem Markt betrügen läßt ..."

Der Leutnant hatte den betrunkenen Schluckauf. Er mußte nach ein paar Worten immer eine Pause machen. „Na und ich, Väterchen? ... Ich steh' allein, aber kein Mensch läßt gern vom Leben ... Und wir haben ja nicht gewußt, daß es Krieg geben soll ... Zum Manöver sind wir ausgerückt ... erst heute nachmittag haben wir scharfe Patronen gekriegt ... Sonst ... ah, Väterchen ... ich habe einen Onkel, der ist Diener beim Gouverneur von Warschau ... eine sehr einflußreiche Persönlichkeit, und du wirst mich verstehen ... es gibt ja auch Posten *hinter* der Front ... jetzt ist's natürlich zu spät ... die einzige Hoffnung, man wird gleich zu Anfang leicht verwundet oder gefangen ..." Er griff nach dem hohen Stangenglase mit schalem polnischem Bier und stürzte den Rest auf einen Zug hinunter ...

Der Hauptmann hatte es trotz seiner elegischen Stimmung fertigbekommen, sich der Geliebten des Leutnants in unziemlicher Weise zu nähern. Die mißtrauische Gattin hatte es leider gemerkt. Mit zornrotem Gesicht beschuldigte sie ihre Nachbarin, sie habe ihrem Manne schon die ganze Nacht über süße Augen gemacht. Das Mädchen antwortete grob, und im nächsten Augenblick lagen die beiden Frauenzimmer sich in den Haaren.

Neben dem Büfett stand die deutsche Kellnerin, hob die Lippe über weißen Zähnen und sah mit höhnischem Lächeln zu den sich balgenden Frauen hinüber. Egon von Heidedorff sprang auf und entfernte sich. Der Ekel würgte ihn im Halse.

Draußen erst, in der kühlen Nachtluft, fing er an, sich zu beruhigen. Eine unsägliche Traurigkeit senkte sich ihm ins Herz.

Fern im Osten dämmerte der erste bleiche Schein des kommenden Tages. Schwarz hob sich das plumpe Massiv der Kirche gegen den Himmel ab, über ihrem Turme neigte sich das verblassende Sternbild des Großen Bären, das himmlische Wahrzeichen Rußlands, zum Untergange. Wenn man abergläubisch war, konnte man darin ein unheilkündendes Zeichen sehen — — —

Der Aufbruch des Regiments verzögerte sich um eine reichliche Stunde; der Herr Kommandeur hatte die Zeit verschlafen. Der Adjutant berichtete mit mokantem Lächeln, Seine Großfürstliche Hoheit hätten allen Weckversuchen die ärgerliche Aeußerung entgegengesetzt, man möge ihn in Frieden lassen; er für seine Person sei schon immer gegen diesen dummen Krieg gewesen... Endlich kam das prinzliche Bürschlein angeritten, vor Katzenjammer grün im Gesicht wie eine unreife Pflaume. Mißvergnügt nahm es die Meldungen entgegen, näselte etwas zu dem Adjutanten. Der quittierte durch Handheben in untertäniger Haltung und trieb seinen Gaul ein paar Schritte vor.

„Meine Herren, Seine Großfürstliche Hoheit haben mir den ehrenvollen Befehl erteilt, Sie auf die Bedeutung des erhabenen Augenblickes aufmerksam zu machen, in dem wir gegen einen verhaßten Gegner das Schwert ziehen und im Begriffe sind, die feindliche Grenze zu überschreiten. Das tue ich hiermit!... Ueber die allgemeine Lage sind Sie unterrichtet, meine Herren. In den Ihnen schon gestern bekanntgegebenen Dispositionen hat sich aber eine Kleinigkeit geändert. Das Regiment hat nicht anzugreifen, sondern über Bogussen und Groß-Heinrichsdorf bis zum Sdrinsnosee vorzustoßen und dort in Bereitschaftsstellung weitere Befehle zu erwarten. Die feindliche Stellung vor Neuendorf wird nach Erschütterung durch Artilleriefeuer von dem 84. Infanterieregiment genommen werden."

Der Rittmeister von Heidedorff hob sich im Sattel, die Hand am Mützenschirm. „Großfürstliche Hoheit, schon gestern erlaubte ich mir zu melden, ich kenne einen Uebergang über das Baranner Moor, der in Reihe zu einem zu passieren ist. Ich habe Grund zu der Annahme, daß dieser Uebergang dem Gegner nicht so bekannt ist wie mir, es wäre also doch wohl möglich, durch einen raschen Handstreich..."

Der kleine Prinz unterbrach ihn durch eine Bewegung und hob gelangweilt die schlaffen Augenlider. „Herr Rittmeister, was Sie eben gehört haben, ist Befehl des Oberkommandos. Wir wollen doch hier nicht eine Art von Nebengeneralstab errichten. Lassen Sie bitte anreiten!"

Egon von Heidedorff verschluckte einen Fluch und sprengte zu seiner Schwadron zurück. „Erste Eskadron stillgesessen! Wachtmeister Okun mit dem ersten Zug die Spitze. Hinter Bogussen links ab den Landweg zur Grenze und weiter nach Groß-Heinrichsdorf!"

Der lange Wachtmeister riß den Säbel aus der Scheide. „Zu Befehl! Der erste Zug mit Sektionen rechts schwenken ... Trab!"

Der Leutnant Opalkin, der den Zug bisher geführt hatte, machte eine erstaunte Bewegung. „Verzeihung, Herr Rittmeister, und ich?"

„Sie schließen beim zweiten Zug!"

Der junge Offizier machte den Versuch, eine straffe Haltung anzunehmen. „Pardon, aber wenn ich gehorsamst fragen darf, weshalb diese Zurücksetzung?"

Egon von Heidedorff trieb seinen Gaul dicht an den des anderen heran, seine Augen sprühten vor Zorn. „Weil die Führung der Spitze eine Ehre ist, Herr Leutnant Opalkin, und eine verantwortliche Aufgabe! Sie befinden sich in einem Zustand, in dem ich Ihnen die Sicherheit von dreißig braven Soldaten nicht anvertrauen darf. Und danken Sie Gott, wenn ich davon absehe, Sie wegen Trunkenheit im Dienste dem Herrn Regimentskommandeur zu melden!"

Der Leutnant lächelte höhnisch. „Gestatte mir gehorsamst zu bemerken, ich b i t t e um diese Meldung! Ich habe nämlich die Nacht in Gesellschaft Seiner Großfürstlichen Hoheit des Prinzen Pawel Alexandrowitsch verbracht."

Der Rittmeister zuckte mit den Achseln. „Das ist mir bekannt! Ich unterlasse die Anzeige nur aus dem Grunde, um Seine Großfürstliche Hoheit mit der Beurteilung eines Zustandes, in dem sie sich höchstselbst noch befinden, nicht in Verlegenheit zu setzen."

Als er seinen Gaul umwandte, glaubte er von der Stimme des Leutnants Opalkin die halblauten Worte: „Langweiliger Deutscher" zu vernehmen. Einen Augenblick riß es ihn, den Frechen auf dem Fleck zu stellen und seine strenge Bestrafung durchzusetzen. Dann siegte die ruhige Ueberlegung. Es ging nicht an, die Szene hier vor der Mannschaft, die schon aufzumerken begann, weiterzuspielen.

Die Spitze war tausend Meter voraus, hatte Verbin-

dungsleute zurückgelassen und Patrouillen vorgeschickt. Der Wachtmeister Okun arbeitete gelassen wie bei einer Felddienstübung. Egon von Heidedorff setzte sich an die Spitze des zweiten Zuges und ließ die Eskadron antraben. Von dem Hochgefühl aber, mit dem er diesem Augenblicke noch gestern entgegengesehen hatte, war wenig übrig. Der erste Vorstoß in Feindesland war wirklich nicht mehr als eine harmlose Felddienstübung. Wenn nicht ein ganz unberechenbarer Zufall eintrat, bekam die Truppe auf dem Wege zum Sdrinsnosee kein Pulver zu riechen. Die sogenannte Bereitschaftsstellung dort bedeutete nichts anderes als ein gemächliches Abwarten, bis Artillerie und Infanterie die schwache feindliche Stellung vor Neuendorf niedergekämpft hatten. Der Grund lag klar auf der Hand: das kostbare Leben des jungen, mit dem Kaiserhause noch ziemlich nahe verwandten Prinzen, den die Ingermanländischen Dragoner vor einigen Wochen zum Kommandeur gekriegt hatten, durfte unter keinen Umständen in Gefahr gebracht werden!

Schwerer Nebel quoll in dichten Schwaden aus dem Boden. Man ritt wie in einem Sack. Nur an einigen hohen Pappelbäumen, die über dem grauen Gewebe in die Luft ragten, vermochte der Rittmeister festzustellen, daß er sich in der Nähe des deutschen Gutes Groß-Heinrichsdorf befinden mußte, das die Spitze wohl schon erreicht hatte. Der scharfe Knall eines Büchsenschusses kam über die Höhe, gleich danach ein dumpfes Dröhnen, wie von der Entladung eines Schrotgewehres. Er hob mit einem ärgerlichen Fluche die Hand, die nachfolgende Schwadron fiel in Schritt. Seine strengen Ermahnungen hatten nichts gefruchtet, die Spitze schien mit der Zivilbevölkerung anzubinden. Dann aber fing es hinter der Berglehne zu knattern an. Sein geübtes Ohr vernahm deutlich, daß es deutsche Karabiner waren, die da vorn sprachen. Der helle Klang war nicht zu verkennen. Die Verbindungsleute kamen zurückgeprescht. Sie schrien schon von weitem, die Spitze sei auf deutsche Dragoner gestoßen, mindestens in der Stärke eines Regiments.

Da flutete ihm eine wilde Freude durchs Herz: der Vorstoß wurde doch mehr als eine harmlose Felddienstübung, Gott sei Dank! Er schickte die Meldung der Verbindungsleute an den prinzlichen Kommandeur, schrie laut „Trubatsch, Karjer"

und setzte dem Gaul die Sporen ein ... Fünfzig Schritte vor seinen Leuten her jagte er in das offene Viereck des Gutshofes, die Pistole in der Faust. In der Mitte hielt auf starkknochigem Pferde ein schmächtiges Kerlchen von preußischem Offizier, reckte sich triumphierend im Sattel. Auf der anderen Seite rasselte ein mit Frauenzimmern besetzter Leiterwagen hinaus. Heidedorff hob im Heranjagen die Hand. Gleich der erste, halb auf Geratewohl abgegebene Schuß war ein Treffer. Der Gaul stieg auf der Hinterhand, der preußische Offizier breitete die Arme und stürzte vornüber aus dem Sattel. Die Helmspitze bohrte sich in den weichen Boden, der Körper überschlug sich und blieb mit nach oben gekehrtem Gesicht regungslos liegen.

Der Rittmeister ließ seine in den Hof sprengende Schwadron halten. Mit einem einzigen Blick hatte er die Situation übersehen. Das von den zurückpreschenden Verbindungsmannschaften gemeldete feindliche Regiment hatte aus nicht mehr als einer kleinen Offizierspatrouille bestanden! Aber sie hatte verdammt saubere Arbeit geleistet. Acht seiner Kerle lagen anscheinend tot, darunter der Wachtmeister Okun, drei krümmten sich, laut schreiend, am Boden. Der Rest kam, ganz verprellt, aus den Ställen und Wirtschaftsgebäuden gekrochen, die Gäule, die sich den Haltern aus den Händen gerissen hatten, trabten im Obstgarten umher. Der Zorn schüttelte den Rittmeister so, daß er kaum die notwendigen nächsten Befehle erteilen konnte. Ein Halbzug zur Verfolgung der feindlichen Patrouille, Posten ins Vorgelände.

Ein Unteroffizier der Spitze kam ihm in den Wurf, er schrie ihn an: „Du Sohn einer Hündin, was hat's hier gegeben? Wie habt ihr vierzig Mann euch von einer Handvoll Deutscher zusammenhauen lassen?"

Der Unteroffizier fingerte verlegen an der Hosennaht. „Herr Rittmeister, da sind nur die Frauenzimmer daran schuld und der liebliche Geruch."

„Was, zum Teufel?"

Der Unteroffizier wies mit den Augen nach einem roten Ziegelbau an der Seite des Hofes. „Von dorther, Barin, von der Branntweinbrennerei! Wie die Kerle den in die Nase kriegten und dazu noch die Frauenzimmer, wurden sie wie toll. Kein Halten mehr, der Wachtmeister schrie sich heiser. Dann

kamen die Deutschen, schossen wie verrückt, jede Kugel ein Treffer. Und weiter weiß ich nichts mehr, weil ich wieder in den Stall gelaufen war."

Egon von Heidedorff zuckte mit den Achseln, da war nichts zu machen. Ein nüchterner Offizier an der Spitze hätte die nach Schnaps und Mädchen ausgehungerten Kerle vielleicht im Zaume halten können, aber so...? Es war ein wenig verheißungsvoller Anfang.

Er stieg ab, um sich den preußischen Leutnant anzusehen, den er eigenhändig aus dem Sattel geschossen hatte. Ueber blitzenden Zähnen hob sich eine schmale Oberlippe. Es nahm sich aus, als wenn der Tote mit einem lustigen Lachen hinübergegangen wäre. Der Helm war ein paar Schritte zur Seite gerollt, mitten in der weißen Stirn saß ein kreisrundes Loch, aus dem ein schmales Blutgerinsel geflossen war.

Neben der rechten Hand des Gefallenen lag eine besonders fein gearbeitete Mehrladepistole; der Schaft zeigte ein in Silber eingelegtes Wappen. Der Rittmeister wog sie prüfend in der Rechten. Es war eine kostbare Waffe, besser als sein ausgeleierter Browning. Sie lag ihm gut und schoß dieselbe Munition. Da steckte er das Beutestück in die Tasche, und seine haßerfüllten Gedanken flogen zu einem, mit dem er in diesen nächsten Tagen hoffentlich auch noch zusammenwachsen würde.

Der prinzliche Regimentskommandeur kam ungnädig in den Hof geritten, fragte scharf, was da vorne los sei, und weshalb man ihm noch keine eingehende Meldung geschickt habe. Der Rittmeister antwortete gemessen, er sei bis zu diesem Augenblicke mit den tatsächlichen Feststellungen beschäftigt gewesen, und erstattete kurzen Bericht.

Prinz Pawel sah sich um. „Na, und der alte Mann da im hellen Staubmantel, der über einer Flinte auf dem Bauch liegt?"

„Den Fall habe ich noch nicht untersucht, Großfürstliche Hoheit!"

„Na, dann bitte!"

Egon von Heidedorff wandte sich wieder an den Unteroffizier. „Weshalb habt ihr den Mann erschossen?"

„Weil er zuerst auf uns gefeuert hat."

Ihm schwoll die Ader auf der Stirn. „Das ist eine Lüge! Ich habe es ganz genau gehört, zuerst fiel ein Büchsenschuß

aus einem Militärkarabiner. Dann erst kam der dumpfe Knall eines Flintenschusses. Wahrscheinlich hat sich dem alten Herrn im Hinfallen das Gewehr mit beiden Läufen zugleich entladen."

Der Prinz hob den Kopf, sprach plötzlich deutsch und betonte den Namen seines Untergebenen auffällig stark. „Herr Rittmeister von Heidedorff, sind Sie etwa der Anwalt der feindlichen Zivilbevölkerung?"

Er reckte sich heraus, die Hand am Mützenschirm. „Nein, Großfürstliche Hoheit, aber es scheint mir als ein Gebot der Gerechtigkeit . . ."

Prinz Pawel schnitt ihm mit einer kurzen Bewegung die Rede ab. „Mir hingegen scheint, wir führen Krieg! Und der Unteroffizier ist doch Augenzeuge gewesen, während Sie, Herr Rittmeister, nur nach dem Gehör urteilen . . ."

Von den Ställen her kam Geschrei, drei Arbeiter wurden zur Mitte des Hofes geschleppt, die von herumstöbernden Soldaten im Stroh gefunden worden waren.

Der Regimentskommandeur herrschte sie an. „Weshalb habt ihr euch vor uns versteckt?"

Die drei Deutschen warfen sich auf die Knie. Der älteste, ein weißhaariger Greis, hob die zitternden Hände. „Goldenster, trautster Herr General, nur aus Angst! Weil unsere gnädige Herrschaft hier nicht alles im Stich lassen wollte, sind wir auch geblieben. Und nachher, wie Ihre Leute kamen, sind wir ins Stroh gekrochen . . ."

Prinz Pawel wandte sich an den Unteroffizier. „Sie heißen, mein Lieber?"

„Kuropatkin, Großfürstliche Hoheit."

Um die bartlosen Lippen des jungen Herrn flog ein Lächeln. „Ein berühmter Name, aber nicht gerade in gutem Sinne! Und du hast genau gesehen, mein Sohn, daß man in diesem Gehöft hier auf unsere Soldaten gefeuert hat?"

„Befehl, Großfürstliche Hoheit!"

„Es ist gut! Die drei Mann werden erschossen, das Gehöft ist zu plündern und in Brand zu stecken!"

Egon von Heidedorff fühlte, wie ihm ein Knäuel im Halse aufstieg. Er mußte erst schlucken, ehe er sprechen konnte.

„Großfürstliche Hoheit, die Schuld dieser armen Menschen ist doch durch nichts erwiesen! Ich bitte ganz gehorsamst, sie

durch ein Kriegsgericht aburteilen zu lassen, denn es erscheint mir dringend notwendig, außer dem Unteroffizier Kuropatkin noch mehr Zeugen vernehmen zu lassen . . ."

Der Prinz erwiderte schroff: „Ich habe befohlen und bitte, meinen Befehl ausführen zu lassen . . ."

Da klappte der Rittmeister ingrimmig die Hacken zusammen. „Sehr wohl, Großfürstliche Hoheit! Und Sie, Leutnant Opalkin, Sie haben sich vorhin wegen ungerechtfertigter Zurücksetzung beschwert. Ich erteile Ihnen nunmehr den ehrenvollen Befehl, die drei armen Teufel hinrichten zu lassen. Nehmen Sie sechs Mann vom zweiten Zuge und vorwärts, Feuer!"

Der Führer der zweiten Schwadron, Rittmeister Jergunow, stieß ihn in die Seite, raunte leise: „Heidedorff, Sie werden sich um den Kragen reden! Sind Sie denn plötzlich verrückt geworden?"

„Ah nein", erwiderte er laut, „ich hatte mir nur bisher eingebildet, ich wäre kein Kosak, sondern Ingermanländischer Dragoner!"

Der Prinz Pawel tat, als hätte er nichts gehört, und sah mit vorgestrecktem Halse zu, wie die wehrlosen drei Menschen zu der roten Ziegelmauer der Brennerei geschleppt wurden. Sie leisteten keinen Widerstand, hoben die gefalteten Hände zum Gebet, die Salve krachte. Zwei von ihnen rührten sich nicht mehr, der weißhaarige Alte krümmte sich auf dem Boden und schrie laut: „Herr Gott, warum öffnest du nicht den Schlund deiner Erde, um diese verruchten Mörder zu verschlucken . . .?" Er wurde erst still, als er einen Gnadenschuß durch den Kopf bekam . . .

Egon von Heidedorff hatte ein Gefühl, als müßte er sich erbrechen. Er hatte genau gesehen, wie bei der Exekution sich ein gieriges Lächeln um den Mund des jungen Prinzen legte, indes die Nasenflügel sich blähten. Und ein wahnsinniger Gedanke flog ihn an . . . wie das hochgeborene Bürschlein wohl schreien würde, wenn man auch ihm eine Kugel in die Gedärme jagen wollte.

Prinz Pawel wandte sich zu dem Regimentsadjutanten: „Jewjen Gawrilowitsch, wann sollen wir an diesem See sein, dessen Namen ich mir nicht merken kann?"

Der Leutnant verneigte sich geschmeidig. Als geborener

Adjutant erriet er die Wünsche von Vorgesetzten, ehe sie ausgesprochen waren. „Das steht ganz im Belieben Eurer Großfürstlichen Hoheit, in dem Befehl ist keine bestimmte Zeit angegeben. Und da wir nach der Vertreibung der feindlichen Patrouille unser militärisches Tagewerk für heute wohl geschafft haben . . ."

Der Prinz nickte befriedigt. „Dann seh ich nicht ein, weshalb wir in dem Garten da drüben nicht frühstücken sollen? Mir klebt die Zunge am Gaumen! Sorgen Sie also für das Nötige, Jewjen Gawrilowitsch, und Sie, Herr Rittmeister von Heidedorff, ersuche ich, den zweiten Teil meines Befehls auszuführen: Anstecken und plündern! Das deutsche Pack soll lernen, daß Zivilisten keinen Krieg zu führen haben!"

Egon von Heidedorff hob schweigend die Hand an den Mützenschirm. Er wandte sich kurz um: „Leutnant Opalkin!"

„Herr Rittmeister?"

„Sie haben eben in so hervorragender Weise die Erschießung der drei Arbeiter geleitet — bitte übernehmen Sie jetzt auch die Oberaufsicht über die Zerstörung des feindlichen Gehöftes!"

Der Leutnant klappte die Hacken zusammen, in seinen tiefliegenden kleinen Augen blitzte es tückisch auf. „Herr Rittmeister dürfen versichert sein, daß ich die Auszeichnung, die auch in diesem Befehle liegt, zu würdigen weiß . . ."

Der zur Verfolgung der feindlichen Patrouille ausgeschickte Halbzug kehrte zurück, zwei Sättel waren leer. Der Führer, Leunant Chrzeszinski, meldete, dicht vor dem Waldrande auf der Höhe hätte er gutgezieltes Feuer bekommen. Verlust zwei Tote und fünf Leichtverwundete. Als er attackierte, wäre bei dem zwischen den Stämmen hängenden dichten Nebel vom Feinde nichts mehr zu finden gewesen. Auch der Wagen wie von der Erde verschwunden. Aber vielleicht, wenn man nach dem Fallen des Nebels den Wald planmäßig von zwei oder drei Schwadronen durchsuchen lassen würde . . .

„Danke", sagte der Rittmeister, „ich für meine Person wünsche gegen Frauenzimmer und Kinder keinen Krieg zu führen." Er hob grüßend die Hand, nahm ein Dutzend seiner Leute zusammen, um auf einer stillen Wiese im Schloßpark den Gefallenen ein gemeinsames Grab schaufeln zu lassen. Als der kleine Leutnant herbeigetragen wurde, den er aus dem

Sattel geschossen hatte, ließ er ihn nach einem Erkennungszeichen durchforschen, das über seine Persönlichkeit Aufschluß gegeben hätte. Aber nichts fand sich mehr in seinen Taschen, die Plünderer hatten rasche und gründliche Arbeit getan. Da ließ er ihn in ein Einzelgrab betten, schrieb auf ein glattes Brett, das in der Nähe lag, mit deutscher Schrift die Worte: „Hier ruht ein tapferer deutscher Offizier vom siebzehnten Dragonerregiment. Das Wappen auf der ihm abgenommenen Waffe zeigte ein in schräggeteiltem Schild links eine Sichel, rechts ein Kreuz." Das Brett stieß er zu Häupten des frisch aufgeworfenen Hügels tief in die Erde, nahm die Mütze ab und sprach für das Seelenheil des von seiner Hand Gefallenen ein stilles Gebet . . .

In einer geräumigen Laube des Gartens hatte sich um den prinzlichen Kommandeur fast das ganze Offizierskorps des Regiments versammelt. Einer der Herren schien Witze zu erzählen, von Zeit zu Zeit brach die Gesellschaft in lautes Lachen aus. Der Hofraum war voll von abgesessenen Reitern, aus der Brennerei kam das geliebte und — ach — so lang entbehrte feurige Wässerchen in allen möglichen Gefäßen, die Kerle schöpften mit Kochgeschirrdeckeln, tranken, soviel in sie hineinging. Ein Teil von ihnen sang schon schwermütige Lieder, noch eine knappe Stunde, und das ganze Regiment lag in viehischer Besoffenheit auf der Erde. Mit einer Art zorniger Verbissenheit mußte Heidedorff denken: dann ein einziger Zug deutscher Infanterie über die Gesellschaft! Wie eine Herde wehrloser Hammel wurde sie abgeschlachtet . . . Unwillkürlich bekreuzigte er sich, solche Gedanken durfte man nicht einmal im Spaß fassen, sonst trafen sie ein . . . Zur Sicherheit aber gedachte er, für sein Teil die Pflicht zu erfüllen, die Posten zu revidieren, die er bei der Besetzung des Gehöftes ins Vorgelände geschickt hatte. Er war im Begriff, seinen Gaul zu besteigen. Die Freitreppe des im Dachstuhl schon brennenden Schlosses kamen dreißig oder vierzig Dragoner herab, bepackt mit allerhand unnützen Beutestücken. Ein halb Dutzend von den Kerlen hatte sich mit Weiberröcken ausstaffiert. Einer schleppte ein fast mannshohes Bild in schwerem Rahmen. Er winkte ihn heran und mußte unwillkürlich lachen: „Mein Sohn, willst du dir das Bildchen da vielleicht zum Andenken mitnehmen?"

Der Dragoner riß die Hacken zusammen. „Nein, Herr Rittmeister, aber es sieht aus wie ein lebendiger Mensch. Und ich bekam Angst, das Weib da mit seinen Augen könnte mir was Böses anwünschen, wenn ich's nicht aus dem Feuer trag'."

„Na, denn stell's mal da hin . . ."

Das Bild zeigte eine Dame von etwa dreißig Jahren in Reifrock und gepuderter, hoher Perücke. Und der abergläubische Dragoner hatte recht gehabt, das Gesicht nahm sich aus, als wenn es lebte. Zwei hochmütig blickende Augen folgten dem Beschauer, wohin er sich auch wenden mochte. In der Ecke rechts oben stand eine französische Inschrift: „Amélie de Gorski, née Baronne de Heidedorpf, 1704—31" ... Ein Wappen war daneben gemalt, es zeigte in schräggeteiltem Schilde links eine Sichel, rechts ein Kreuz . . . Es war das gleiche Wappen, das die dem preußischen Offizier abgenommene Pistole zeigte . . .

Da flog dem Rittmeister ein seltsames Frösteln über den Rücken. Er hatte einen getötet, dem er durch gemeinsames Blut verbunden war! Ein paar Augenblicke stand er im Banne dieser Empfindung. Dann schüttelte er sie ab, schwang sich mit einem trockenen Auflachen in den Sattel.

Es dauerte eine ganze Weile, bis er seinen ersten Doppelposten fand. Die beiden Kerle hielten in einem Gebüsch, das ihnen gute Deckung, aber wenig Aussicht bot. Da führte er sie auf die zunächst liegende Höhe.

Einer der beiden Dragoner war ein evangelischer Lette, soviel er sich entsann, aus einer besonders ketzerischen Sekte, die den Sonnabend heilig hielt, aber die eine gute Eigenschaft besaß, die Lüge wie eine Pest zu verabscheuen. „Prikupatis", fragte er, „wie war das, als du mit der Spitze in den Hof kamst? Hat da der alte Herr im weißen Staubmantel zuerst geschossen oder einer von unseren Kerls?"

„Einer von uns, Herr Rittmeister. Die Frauenzimmer schrien alle durcheinander, weil der mit der Hasenscharte, der Golubj, ein feines junges Fräulein gefangen hatte. Er trug sie mit Lachen und schrie, sie sollte sich freuen, er hätte schon seit 'nem halben Jahr kein Weib gehabt. Da kam der alte Baron mit der Flinte aus dem Haus, sah sich um. Aber er stand kaum, da fiel er auch schon, einer von uns hatte geschossen. Wer, weiß ich nicht. Und wie der Baron umfiel, gab es aus

seiner Flinte einen Knall. Der Wachtmeister Okun faßte nach dem Leib, schrie laut, er würd' sein Weib nicht mehr sehen, auch nicht seine Kinder, aber bald wurde er still. Und in dem Augenblick kamen auch schon die Deutschen . . ."

Egon von Heidedorff nickte, er hatte recht gehört. Aber was nützte die nachträgliche Feststellung? Die drei unschuldig Erschossenen waren nicht mehr aufzuwecken?

Vor seinen Augen breitete sich plötzlich ein gleißender Schein über den grünen Wiesenhang. Er wandte den Kopf. Aus dem Brennereigebäude lohte ein himmelansteigende Flamme, kurz danach kam das dumpfe Dröhnen einer gewaltigen Explosion. Und wenige Augenblicke später ein seltsames Geräusch; wie das ins Riesenhafte vergröberte Steppen einer Nähmaschine hörte es sich an. Tausend Menschenstimmen brüllten auf in einem einzigen Schrei, ein abergläubischer Schreck preßte ihm eine Sekunde lang das Herz zusammen. Er hatte es vorhin berufen gehabt, das Unglück! . . . Aber das war Narretei, eine einzige Schwadron feindlicher Reiter versuchte da einen frechen Ueberfall, mehr konnte nicht unterwegs sein, falls die Nachrichten nicht getrogen hatten. Und wenn man da unten im Gehöft nicht den Kopf verlor, war es ein leichtes, die ganze Gesellschaft zusammenzuhauen oder gefangenzunehmen, trotz der zwei oder drei Maschinengewehre, die sie mit sich führte . . . Er stieß seinem Gaul die Sporen in die Flanken, jagte den Weg zurück, den er gekommen war. Aus dem breiten Tor zwischen den beiden ersten Scheunen flutet ihm ein Strom von schreienden Menschen entgegen, zu Fuß und zu Pferde durcheinander. Er setzte über den Graben zur Seite der Straße, um nicht mitgerissen zu werden, brüllte: „Halt, halt!", daß ihm fast die Adern platzten. Es war fruchtloses Beginnen, ebensogut hätte er einen Bergsturz aufhalten können mit dem Schall seiner Stimme . . .

Auf der anderen Seite des brennenden Gehöftes erscholl brausendes Hurra, aber auch die Ueberfallenen schienen sich zum Widerstand zusammenzuschließen. Schüsse knatterten auf, er hörte russische Signale . . .

Unter den zu Fuß Flüchtenden erspähte er den Prinzen. Der rannte, mit einer weißen Serviette in der Linken, in der Rechten ein Tischmesser — es war ein lächerlich trostloser Anblick! Aber vielleicht — so überlegte er kurz — wenn er das Groß-

fürſtliche Regimentskommandeurlein in einen Sattel brachte, war noch alles zu retten.

Er ſetzte über den Graben, ſchwang ſich aus dem Sattel, rannte — den Gaul am Zügel — mitten im Gewimmel neben dem Prinzen her. Er ſchrie ihn an: „Großfürſtliche Hoheit, hier iſt ein Pferd, auf und rauf, wir müſſen die Leute zum Stehen bringen!“ . . . Der junge Herr ſah ihn aus weit aufgeriſſenen Augen ohne Verſtändnis an, Speichel rann ihm aus dem Munde. Endlich aber ſchien er begriffen zu haben; eine kräftige Nachhilfe, er flog in den Sattel, mit dem Kopf auf den Hals des Pferdes. Ein paar Augenblicke dauerte es noch, bis er Bügel und Zügel hatte. Statt aber zu halten, hieb er die Sporen ein, jagte wie ein Beſeſſener davon.

Die Deutſchen waren mit einem Maſchinengewehr um das Gehöft gejagt, beſtrichen den in einer dichten Staubwolke dahinraſenden Strom der Flüchtlinge von der Seite. Die erſten Kugeln pfiffen ziſchend über die Köpfe, dann faßten ſie, und die Kerle fielen wie Halme unter einer mähnenden Senſe. Brüllende Menſchenſtimmen miſchten ſich mit den gräßlichen Aufſchreien der getroffenen Pferde . . . Und überall dazwiſchen undurchdringlicher Staub, der Mund und Naſe füllte, das Atmen zu einer Qual machte . . . Da kroch auch dem Rittmeiſter das Grauen über den Rücken, die ſinnloſe Angſt der andern überfiel ihn wie ein anſteckendes Fieber . . . Ein reiterloſer Gaul neben ihm ſchleppte die Zügel, er faßte ſie, ſtolpernd, ließ ſich ein Ende mitſchleifen, kam in den Sattel. Und dann jagte er mit, immer nur den einzigen Gedanken im Kopf: Für diesmal biſt du noch glücklich entronnen . . .

Erſt weit jenſeits der Proſtker Landſtraße kam die ſinnloſe Flucht zum Stehen. Zunächſt vielleicht, weil der Prinz vor Erſchöpfung ſich nicht mehr in den Steigbügeln halten konnte. Dann aber auch, weil die Leute aus dem Anblick friſcher Truppen, an denen ſie vorbeigeraſt waren, Vertrauen geſchöpft hatten, ſie wären endlich in Sicherheit. Der Regimentsarzt bemühte ſich um den jungen Kommandeur, der in einem ohnmachtähnlichen Zuſtande auf der Erde lag, der Rittmeiſter von Heidedorff ſammelt in einer Talmulde, was von den Ingermanländiſchen Dragonern übrig war. Die Scham fraß ihm am Herzen, nur mit Mühe gelang ihm der Aufwand an Energie und Stimme, der nötig war, in den verſprengten

Trümmern Ordnung zu schaffen . . . Zwei Schwadronen brachte er schließlich zusammen, bei dem Geschäft des Neurangierens kehrte ihm allmählich die Sicherheit wieder. Zugleich mit der Hoffnung, die Niederlage wäre vielleicht gar nicht so groß gewesen. Auf der anderen Seite des Gehöftes hatten doch auch drei Schwadronen gehalten, mit Posten nach der Flanke . . . Die hatten sicherlich zähen Widerstand geleistet, den Feind womöglich im Gegenstoß geworfen . . .

Ueber die Höhe kam ein einzelner Reiter auf abgetriebenem Gaul. Schon von weitem erkannte er mit seinen scharfen Augen den Führer der zweiten Schwadron, sprengte ihm entgegen. „Na, wie steht's?"

Der Rittmeister Jergunow sah ihn verständnislos an, er mußte seine Frage wiederholen. Aber auch danach dauerte es eine ganze Weile, bis er sich zu einer Antwort entschloß.

„Wie's steht? Gott und der heiligen Jungfrau sei Dank, gut! Ich bin noch am Leben!"

„Na, und die anderen?"

Der Rittmeister zuckte mit den Achseln. „Was weiß ich? Vielleicht sind sie gefangengenommen oder tot... ich habe nicht hinter mich gesehen. Ich war froh, wie ich aus dieser Hölle draußen war!"

Egon von Heidedorff rüttelte ihn an der Schulter. „Herr, nehmen Sie sich zusammen, wir müssen doch Rechenschaft ablegen, werden vor ein Kriegsgericht gestellt! Ich kann ja nachweisen, daß ich bei meiner Schwadron keine Vorsichtsmaßregel außer acht gelassen habe . . ."

Der andere lachte trocken auf. „Heidedorff, was faseln Sie da? Ein Kriegsgericht, wo wir einen Verwandten des Kaiserhauses zum Kommandeur haben? Belobt wird er werden, weil es ihm gelungen ist, einen Teil des Regiments aus einem mit gewaltiger ‚Uebermacht' ausgeführten Angriff der Deutschen zu retten. Und da die aus einer einzigen Schwadron bestehende Uebermacht nach dem gelungenen Handstreich sich wieder zurückgezogen hat, wird im Tagesbefehl ein Sieg gemeldet werden. Darin sind die hohen Herren vom Oberkommando Meister — noch von Mukden her! So werden wir auch in diesem Feldzug siegen, bis es eines Tages heißen wird: die Gefechtsfront ist aus strategischen Rücksichten rückwärts verlegt worden, in die Nähe von Petersburg!"

„Jergunow, zu Ihrer Ehre will ich annehmen, Sie haben Ihren Verstand noch nicht beisammen! Was hat dieses Vorpostenscharmützel mit dem Ausgang des Krieges zu tun? Das hier ist doch eine Ausnahme, bei der tausend unglückliche Zufälle sich ereigneten. Nicht zuletzt die blödsinnige Meinung, wir könnten bei unserem Spazierritt zum Sdrinsnosee unter keinen Umständen auf feindliche Kräfte stoßen . . ."

Der Führer der zweiten Schwadron nickte. „Sie haben recht, es war ein Zufall! Aber warum soll der sich nicht im großen wiederholen? Und nicht einmal, sondern so oft, bis wir wieder am Boden liegen? . . . Vorhin, als ich der großen Staubwolke nachritt, die mir den Weg des Regiments zeigte, hatte ich eine Art Vision. Tausende sah ich schreiend durcheinanderrennen, weil ihre Führer den Kopf verloren hatten. Tausende fielen um wie Halme unter der Sichel des Schnitters, und aber Tausende jagten davon in sinnloser Flucht . . . Man reitet unter sie, haut mit der flachen Klinge dazwischen: ‚Kanaillen, wollt ihr wohl stehen? . . .' Sie sehen einen aus verblödeten Augen an, rennen weiter. Und immer da hinten die Schreie der nachstürmenden Sieger. Da packt einen schließlich auch eine Angst, man rennt mit, nur den Gedanken im Kopf, das eigene bißchen Leben zu retten . . . Und jetzt seien Sie mal ehrlich, Heidedorff! . . . Was haben Sie gedacht, als Sie ausreißen mußten?"

Egon von Heidedorff schluckte auf, seine Stimme klang heiser. „Genau dasselbe wie Sie, Jergunow! Man wird angesteckt von dem Wahnsinn der Masse. Aber, verlassen Sie sich darauf, ehe morgen die Sonne aufgeht, ist der Fleck vom Schild der Ingermanländischen Dragoner getilgt!"

Der andere machte eine trostlose Handbewegung. „Redensarten! Oder vielleicht in dem erlogenen Korpsbefehl. Das bringt uns nicht darüber weg, daß wir . . ." Die Stimme schlug ihm plötzlich um, seine Nerven brachen in einem Aufschluchzen zusammen.

In Egon von Heidedorff war ein Gedanke plötzlich aufgeflammt wie ein blendendes Licht, füllte seine Adern mit neuem Leben, beherrschte ihn ganz und gar. Diese Niederlage war sein Aufstieg!

Da vor ihm, mit niedrigen Birken und Kusselkiefern bewachsen, dehnte sich — eine Viertelmeile in der Breite und

wohl drei Meilen lang — das Baranner Moor. Die Feinde drüben betrachteten es als eine unüberwindliche Schutzmauer, er aber kannte einen Weg! Einen Weg, den er mit Lebensgefahr erst vor wenigen Wochen erkundet und fest seinem Gedächtnis eingeprägt hatte. Verlassene schmale Pfade von Torfstechern waren es, kaum breit genug, einen einzelnen Reiter zu tragen, liefen im Zickzack zwischen tückischen Löchern und schwappenden Mooswiesen. Er aber kannte die Pfade so genau, daß er sie auch im schwachen Lichte eines eben aufdämmernden Morgens wiederzufinden und zu passieren hoffte. Auf der anderen Seite sammelte er seine zweihundert Kerle, die mit ihren kleinen struppigen Gäulen wie Füchse durchs Moor geschlichen waren, holte in weitem Bogen hinter dem Rücken des Feindes aus — und dann, Herr Baron Foucar, gab es ein Wiedersehen! Eine blutige Vergeltung für den Zusammenstoß damals an der Grenze und das Stücklein von heute früh. Die heiße Vorfreude sprengte ihm fast die Brust, es konnte kein Mißlingen geben!

4

Der Tag war glutheiß gewesen. Die Sonne, die gleichmütig zugesehen hatte, wie unten auf der kleinen Erde das Menschengewürm sich wieder einmal gegenseitig vernichtete, neigte sich zum Untergange. Sie sank langsam in eine am Horizont stehende Wolkenbank, dunstige Schleier schoben sich vor ihre matt rötlich schimmernde Scheibe — sichere Vorboten von Regen und schlechtem Wetter.

In dem Schützengraben, dicht vor dem kleinen Flecken Neuendorf, der die Enge zwischen Sdrinsnosee und Baranner Moor sperrte, sah es trostlos aus. Von dem Viertelтausend, das ihn am frühen Morgen bezogen hatte, war kaum die Hälfte noch übrig. Die russische Artillerie war besser, als man sie im Frieden eingeschätzt hatte. Nach dem ersten, mehr zur Probe vorgeschickten Infanterieangriff hatte sie — dank ihren vorzüglichen Beobachtern — die Lage der deutschen Verteidigungslinie genau erfaßt und deckte den Graben mit Schrapnellfeuer zu. Aber jedesmal, wenn ihre oberste Führung annahm,

da drüben könnte keine Maus mehr am Leben sein, erhielten die zum Sturm angesetzten Infanteriekolonnen so wütendes Feuer, daß sie auseinanderspritzten, platt am Boden zurückkrochen, bis sie hinter einer leichten Erdwelle vor dem vernichtenden Bleihagel in Sicherheit waren. Viermal hatte die Artillerie vorgearbeitet, viermal stürmte die Infanterie nach. Die ersten Spritzer der heranjagenden Brandung kamen nur bis an die stachelbewehrten Drahtverhaue und blieben dort hängen. Die große Flut hinter ihnen ebbte zurück.

Da beschloß der General Bariatinsky, in dem Angriff eine Pause eintreten zu lassen, das Herankommen schwerer Artillerie abzuwarten. Die deutschen Stellungen schienen stärker zu sein, als die Spionenmeldungen angegeben hatten. Um ihren Widerstand zu brechen, hätte er Tausende opfern müssen, und da standen Einsatz und Gewinn in schlechtem Verhältnis. Es wäre sehr angenehm gewesen, auch das ostpreußische Seendefilee mit seinen vorgeschobenen Stellungen im allerersten Anlauf zu nehmen, schon des moralischen Eindrucks halber; für den Gesamterfolg aber machten ein paar Tage Verzögerung nichts aus. Im Norden wälzte sich die Armee des Generals Rennenkampf von Kowno her über die feindliche Grenze, von Südosten aus Warschau kamen die Heeressäulen des Generals Sasonow . . .

Die Spionenmeldung jedoch war schon ganz richtig gewesen. Mehr als eine Kompanie von den Hundertsiebenundvierzigern und eine Schwadron Ordensburger Dragoner waren für die Verteidigung der Sperre nicht eingesetzt. Aber es waren lauter handfeste Masurenjungen, die für ihre Heimat fochten. Die Maschinengewehre rasselten, bis wieder einmal ein Ansturm abgeschlagen war. Dann aber gab es so viel zu tun, daß man gar nicht zum Nachdenken kam. Die eingeschossenen Stellen des Grabens waren wieder auszuheben, die Schwerverwundeten und Toten mußten nach rückwärts geschafft werden, frische Munition wurde herbeigeschleppt und Wasser für die Verschmachtenden. Die Lücken hinter der Brustwehr wurden von Dragonern ausgefüllt, und nun konnten sie wieder kommen die Russen. Aber sie durften sich darauf verlassen, an dieser Stelle brachen sie nicht durch . . .

Der Rittmeister von Foucar war im Graben zu seinem Schicksalsgenossen von der Infanterie hinübergegangen, dem

Hauptmann Haberland von der fünften Kompanie der Hundertsiebenundvierziger. Stumm schüttelte er dem untersetzten, schwarzbärtigen Herrn die Hand und spähte an seiner Seite sorgenvoll in den sinkenden Abend hinaus.

„Gegen Mitternacht", sagte er, „haben wir den ersten Bajonettangriff zu erwarten — den werden wir abweisen, denn unsere Drahtverhaue sind noch intakt. Den zweiten halten wir nicht mehr aus, weil unseren paar Männerchen die Nerven durchgehen werden. Zwei Nächte und einen heißen Tag haben sie gewacht. Die da drüben aber schicken immer frische Truppen vor . . ."

Der dicke Hauptmann stieß eine heftige Rauchwolke aus. „Na schön, ein paar Stunden früher oder später! . . . Als wir diese im Frieden oft geübte Türkenstellung für den Ernstfall bezogen, hab' ich mich keinen Illusionen hingegeben, wir könnten mit klingendem Spiel wieder in Ordensburg einrücken. Und mein Testament ist gemacht. Die liebe Meinige, mit der ich in ebenso glücklicher wie kinderloser Ehe lebte, ist längst schon unterwegs nach Berlin. Mit dem Dackel Männe. Den wird sie dick futtern, bis er vor Asthma nicht mehr jappen kann, und im Laufe der Jahre immer seltener fragen: ‚Wo ist Herrchen? Kommt Herrchen nie mehr wieder . . .?' Und ich werde gerührt, mit 'nem vertrockneten Lorbeerkranz um den Ebenholzrahmen, von der Wand auf die Gruppe herniederschauen . . . Aber Sie, lieber Foucar — ich habe zu meinem lebhaftesten Bedauern gehört, Ihre Frau Gemahlin hat wegen Krankheit im Städtchen zurückbleiben müssen. Ich, als der Aeltere, bin ja Kommandierender vons Janze hier. Wollen Sie Urlaub haben? . . . In zwei Stunden können Sie mit Ihrem guten Gaul zurück sein, und vielleicht ist das liebe junge Frauchen doch in einen Wagen zu packen, wenigstens bis Lötzen zu spedieren?"

Gaston von Foucar mußte erst heftig die Nase schneuzen, ehe er mit klarer Stimme antworten konnte. „Heißen Dank, liebster Haberland — es geht nicht! Meine Dragoner haben in diesen Stunden mehr Recht an mich als meine Frau. Ich müßte zudem jedem einzelnen erklären, weshalb ich zurückreite, und da könnten sie alle auf den Gedanken kommen, aus ähnlichen Gründen um Urlaub zu bitten. Also das geht nicht. Außerdem würde meine Frau sich nicht fortschicken lassen. Sie

hat ein zu großes Verantwortlichkeitsgefühl als Erbin von Kalinzinnen und hält es für ihre Pflicht, mit ihren Leuten auch die schwere Not der Kriegszeit zu teilen. Da kann ich nicht dreinreden."

Der Hauptmann Haberland machte eine unwillige Bewegung. „Entschuldigen Sie, Foucar, wenn ich mich da einmenge, aber wenn man einen Fuß schon in dem kleinen Kahn hat, der einen ans andere Ufer bringen soll, darf man wohl offener sprechen als sonst. Also das ist vielleicht sehr adlig, aber ein bißchen verstiegen! In Kalinzinnen die Gutsarbeiter und Tagelöhner sind nämlich auch schon längst ausgerissen, das Schloß ist abgebrannt. Was will sie da?"

Gaston von Foucar zuckte mit den Achseln. „Alles schon gesagt, Verehrtester, und leider wie gegen eine Wand gesprochen. Es spielen da Dinge mit, die ich Ihnen im Augenblick nicht so erklären kann . . . Meine Frau hält es nach dem plötzlichen Tode ihres Vaters doppelt für ihre Pflicht, an seiner Stelle auszuharren, nachdem er — na also, Sie wissen ja wohl Bescheid — nachdem er unter Hintansetzung aller seiner Herrenpflichten freiwillig in den Tod gegangen ist. Das lastet auf ihr, und das möchte sie wettmachen . . . Ich habe sie hart angeschrien, sie hätte doch auch Pflichten gegen mich und unseren Jungen. Sie schüttelte nur den Kopf: ‚Das verstehst du nicht!' . . . Vielleicht verstehe ich's wirklich nicht, weil mein Geschlecht schon seit mehr als hundert Jahren landflüchtig ist, in Mietswohnungen lebt . . . Aber Sie können sich denken, lieber Haberland, ich würde hier mit leichterem Herzen meine Pflicht tun, wenn ich Weib und Kind in Sicherheit wüßte."

Der dicke kleine Hauptmann nickte. Er von seinem Standpunkte aus fand es verrückt, daß Frau von Foucar nicht abgereist war wie die anderen Offiziersdamen. Aber wer wollte sich in die Empfindungen dieser ostpreußischen Edelfräuleins hineinversetzen, die in ganz besonderen Ueberlieferungen aufgewachsen waren? Und nach einer achtungsvollen Pause fragte er: „Haben Sie denn wenigstens eine zuverlässige Persönlichkeit im Hause, die mit der — sehen wir der Sache doch vernünftig ins Auge — also die mit der russischen Einquartierung deutsch reden kann? Von meiner Frau hörte ich nämlich, Ihre liebe Gattin wäre nach den furchtbaren Erschütterungen der letzten Wochen noch bettlägerig?"

„Eine ihrer Kusinen ist bei ihr, die Amelie Gorski. Die dritte der sechs Schwestern aus Groß-Heinrichsdorf."

„Famos", sagte der Hauptmann Haberland, „ich habe die Ehre, die junge Dame zu kennen. Sie macht den Eindruck, als würde sie auch in schwieriger Lage den Kopf oben behalten. Aber die armen Mädels können einem leid tun! In einer einzigen Stunde den Vater und einen Bruder zu verlieren . . ."

Gaston sah starr geradeaus mit schwimmenden Augen. Es dauerte eine ganze Weile, bis er seine Stimme wieder in der Gewalt hatte. „Mein lieber Haberland . . . halten Sie mich nicht für ein altes Weib . . . wenn mich der liebe Gott heil bewahren sollte — ich weiß heute noch nicht, wie ich's verwinden werde, daß dieser Junge aus meinem Leben fort ist! Immer ist mir zumute, als müßte er aus dem Dunkel auf mich zutreten, mit einem lustigen Wort auf den Lippen. Gott allein weiß, welch ein Edelmensch da durch eine blöde Kugel ausgelöscht wurde! Wieviel da mit dem kleinen preußischen Leutnant Karl von Gorski vernichtet worden ist. Noch war er in den Brausejahren, dieser behende und sprühende Geist . . . wer will ermessen, wie er sich nach der Abklärung entwickelt hätte? Das ist nun alles aus, und Fragen sind müßig."

Gaston von Foucar brach ab, machte sich an seiner Zigarre zu schaffen. Und er dachte an den frühen Morgen zurück, an dem sich's gefügt hatte, daß er den Tod des liebsten Freundes hatte rächen dürfen. Ohne den Groß-Heinrichsdorfer Gärtnerburschen freilich, der auf seinem Rade entronnen war und die Meldung brachte, die Russen hätten sich über die Schnapsvorräte in der Brennerei hergemacht, wäre der verwegene Ueberfall nicht so glänzend gelungen. Nur statt seiner Schwadron mit drei beigegebenen Maschinengewehren hätte er ein Geschwader von vier Regimentern führen müssen mit der dazugehörigen leichten Artillerie! Dann wäre es vielleicht gelungen, eine ganze Armee zu überrumpeln und in die Pfanne zu hauen wie bei Groß-Heinrichsdorf heute früh ein in sträflicher Sorglosigkeit saufendes und bummelndes Regiment.

Er schrak zusammen, der Hauptmann Haberland neben ihm hatte nach langer Pause des Schweigens eine Frage an ihn gerichtet. „Wie belieben?" fragte er zurück. „Und entschuldigen Sie gütigst, ich habe eben ein paar Augenblicke still gedöst . . ."

„Ach, es war ja auch nichts Besonderes", sagte der dicke kleine Hauptmann. „In einer Stunde, die wahrscheinlich eine der letzten ist in diesem Leben, denkt man so allerhand. Was in das sogenannte Jenseits hinüberlangt . . . Also ich hatte mir erlaubt zu fragen, sind Sie überzeugter Christ, lieber Foucar?"

Gaston hob überrascht den Kopf. „Natürlich, selbstverständlich . . ."

Der Hauptmann Haberland seufzte auf. „Bei mir ist es schon einige Jahre her, daß mir dieser Glaube abhanden gekommen ist! . . . Wissen Sie, wir hatten nach zehnjähriger Ehe endlich das heißersehnte Kindchen bekommen. Einen prachtvollen, strammen Jungen, und die Freude war groß, denn ich bin der Letzte der Haberländer aus der litauischen Linie. Mein schwächliches kleines Frauchen kriegte bei der Geburt einen Knacks weg, weiterer Kindersegen war ausgeschlossen, aber . . . na, wir hatten ja unseren Jungen! Er gedieh prächtig, lief wie ein Brummkreisel im Garten umher. Da komm' ich eines Tages auf meinem alten Gefechtsesel vom Dienst nach Hause, einem lammfrommen Tier, das eigentlich schon längst hätte pensioniert werden müssen. Ich halte auf dem Hofe, spreche mit dem Burschen. Plötzlich keilt der alte Schinder hinten aus, 'ne Bremse hatte ihn wohl am Bauch gestochen. Ich höre einen dumpfen, breiigen Schlag, einen japsenden Aufschrei, drehe mich um . . . mein Bübchen liegt da! Aus der Stirn rieselt Blut, das Mäulchen ist aufgerissen, aber es gibt keinen Laut mehr . . . Ich 'runter, das Kind in die Arme, renn' zum Arzt — nach den ersten zwanzig Schritten merk' ich schon, es ist aus, da kann kein Doktor mehr helfen . . . Einen Tag lang hab' ich gebrüllt wie ein Verrückter, dann ist der alte Pastor Stury gekommen. Zum Trösten. Was Gott täte, wär' wohlgetan . . . Uns armen Menschenkindern ziemte nicht zu forschen, warum und weshalb . . . Vielleicht wär' es eine Prüfung!"

Der Rittmeister von Foucar hatte mit herzlicher Teilnahme zugehört. Seine Gedanken flogen zu dem eigenen kleinen Sohn, der unter der Obhut der Mutter jetzt noch friedlich schlummerte, in dem Häuschen vor dem Deutschen Tor . . . Und weiter mußte er denken, daß eine schwere Zeit, wie die jetzt hereingebrochene, für den einzelnen gar nicht zu überstehen

wäre ohne das feste Vertrauen, daß sein Schicksal sowohl wie das seiner ganzen Volksgemeinschaft sicher in Gottes Hand stände. Un diesem Gedanken gab er Ausdruck.

Der kleine Hauptmann sah ein paar Augenblicke nachdenklich vor sich hin. „Wir werden schon noch zusammenkommen, lieber Foucar! Wissen Sie, wie ich damals nach dem Tode meines Bübchens einen Trost gefunden habe? Nicht aus gelehrten oder heiligen Büchern, sondern draußen im Wald . . . Ich strich eines Tages auf einem Pirschgange durch eine blühende Kiefernschonung. Als ich nach Hause kam, war mein ganzer Rock voll Staub. Ich säuberte ihn und mußte plötzlich denken: Das sind Hunderttausende von lebendigen Keimen, die du da vernichtest! Und du jammerst, daß dir eine einzige kleine Menschenblüte vor der Zeit vernichtet worden ist? . . . Es wurde Abend, ich saß auf der Bank vor meinem Jagdhäuschen, und mein Blick lenkte sich nach oben. Nach dem ewigen Dom, zu dem wir aufsehen, wenn wir uns in unserer Winzigkeit keinen Rat mehr wissen. Und da drang mein Auge weit über die Grenze, die unseren schärfsten Fernrohren gezogen ist. Ich sah die Ursonne im Weltenraum schweben, so unsäglich groß, daß, an ihr gemessen, all die Sonnen und Sterne unseres Himmels nur winzige Staubkörner waren, Stäubchen, die, vom Winde getrieben, in der Atmosphäre dieser Ursonne durcheinanderwirbelten."

Der kleine Hauptmann steckte sich eine neue Zigarre an. Das Streichholz flammte auf und beleuchtete einen Augenblick lang sein gebräuntes Gesicht, in dem der schwarze Vollbart bis zur Mitte der Wangen wuchs. Mit Wohlbehagen sog er den ersten Zug tief in die Lungen.

„So, lieber Foucar, entschuldigen Sie die kleine Pause . . . Ich bin ein so leidenschaftlicher Raucher, daß ich wohl mit der Zigarre im Munde sterben werde. In ein paar Stunden werden wir ganz genau wissen, ob dieser Schützengraben hier für uns der endgültige Abschluß ist oder das dunkle Tor, durch das wir zu einem neuen Leben eingehen. Ich glaube nicht daran, aber das beweist ja nichts. Nur ich meine, die Menschheit wäre vielleicht schon ein ganzes Ende weiter in der Entwicklung nach oben, wenn sie nicht immer nach — na eben nach ‚oben' geschielt hätte. Aus Furcht vor Strafe oder in der Hoffnung einer Belohnung. In diesem Krieg schon sind

Hunderttausende unterwegs, denen es genug ist, daß sie für Weib und Kind daheim kämpfen, für die Bewahrung ihrer deutschen Eigenart, und daß sie nach der Heimkehr wieder ihren gesicherten Verdienst finden. Das — schätze ich — ist so erhaben und herrlich, daß ich darin einen Keim sehe zu einer stolzen Fortentwicklung des Menschengeschlechts. Und lieber Foucar" — der kleine Hauptmann erhob seine Stimme — „fühlt ihr denn nicht, wie ihr das höchste Wesen, an dessen Existenz ich ebenso fest glaube wie Sie, nur unter einem anderen Denkwinkel sozusagen . . . also fühlt ihr nicht, wie ihr dieses Wesen erniedrigt, wenn ihr ihm die Verantwortung zuschiebt für eure winzigen Schicksale? Ist es nicht genug, daß dieses höchste Wesen ein Gesetz erlassen hat, nach dem das bißchen Erde, auf dem wir stehen, schon seit einigen Millionen Jahren sich zu dem Ziel entwickelt, das ihr gesteckt ist? Was tüchtig ist in dem Kampfe aller gegen alle, bleibt bestehen, was sich untüchtig zeigt, muß untergehen!"

Der Rittmeister von Foucar schüttelte den Kopf. „Lieber Haberland! Da steht Meinung gegen Meinung oder vielleicht, besser gesagt, Glaube gegen Unglaube . . ."

„Wieso?" erwiderte der kleine Hauptmann. „Ich glaube auch! Auch ich glaube an den Sieg deutschen Wesens, aber an einen Sieg aus eigener Kraft. Nicht im Vertrauen auf eine übernatürliche, von oben kommende Hilfe. Darauf hoffen die anderen ja auch, und der unterliegende Teil hadert und schimpft dann mit dem lieben Gott, wie ich damals, als ich mir noch einbildete, er hätte mein heißgeliebtes Bübchen aus irgendeinem menschlich-niedrigen Grunde erschlagen. Heute weiß ich, es war eine der zahllosen Blüten, die er mit verschwenderischer Fülle über Mensch und Tier und Baum und Strauch verstreut . . . daß diese kleine Menschenblüte vor der Zeit welkte, hat er nicht gewollt. Sie war vor ihm nicht mehr als der Staub, den ich vernichtete, weil ich achtlos durch eine im Gebären begriffene Kiefernschonung strich . . . Aber ich will Ihnen meine in harten Kämpfen errungenen Anschauungen um Himmels willen nicht aufdrängen, lieber Kollege! Das ist, wie der große Menschenkenner Fontane in einem seiner schönsten Bücher sagt, ein weites Feld . . . Nur eins möchte ich noch sagen: wissen Sie, weshalb ich so unbedingt und zuversichtlich auf den Sieg unserer guten deutschen Sache hoffe? . . ."

„Na? . . ."

„Also zeigen Sie mir, bitte, zwei Kapitäne drüben bei unseren Feinden, die im vordersten Schützengraben in Dreck und Speck, in Not und Gefahr über die letzten Dinge der Menschheit streiten! . . . Ist das nicht im allerbesten Sinne deutsch?"

Die sanft ansteigende Dorfstraße hinauf kam ein Leutnant in gebückter Haltung. Das war notwendige Vorsicht, denn die Russen hatten sich mit einer Halbkompanie auf fünfhundert Meter Entfernung eingegraben und feuerten in Gruppen, sobald sich in der deutschen Stellung irgend etwas regte . . . „Herr Hauptmann", meldete der Offizier halblaut, „Ihr Bursche, der brave Podleschny, ist im Verscheiden. Und er bettelt, ob Herr Hauptmann in den letzten Minuten nicht bei ihm sein möchten. Dann würd' es ihm vielleicht ein bißchen leichter werden . . ."

Der dicke kleine Kompaniechef warf seine Zigarre fort, sprang mit einem Satz aus dem Graben und rannte mit seinen kurzen Beinen der Dorfschule zu, in der die Verwundeten vom Stabsarzt Döring und etlichen Sanitätern betreut wurden. Der Rittmeister von Foucar lief mit. Auch von seiner Schwadron lagen einige Verletzte dort, die vorderste Front aber durfte er ruhig verlassen, die war wohlversehen. Hundert Schritte vor den Drahthindernissen lagen die Horchposten, neben den vor Erschöpfung im Graben eingeschlafenen Mannschaften wachten die Leutnants und Unteroffiziere.

Die Russen, die in ihrer Linie mit vorzüglichen Gläsern ausgerüstete Beobachter haben mußten, eröffneten ein wütendes Feuer. In der Dämmerung aber nahmen sie zu volles Korn, die Kugeln flogen zu hoch. Und so stark war schon die Gewöhnung des ersten Kampftages, daß die beiden Offiziere sich nach den zischenden und pfeifenden Geräuschen nicht mehr umsahen. Ab und zu gab es einen tief brummenden Ton dazwischen: einen Querschläger, der wie ein dicker Abendkäfer durch einen im hellen Diskant singenden Mückenschwarm summte . . .

Der Stabarzt Döring, der beim kümmerlichen Lichte einer Stallaterne einem tapfer seinen Schmerz verbeißenden Dragoner den durchschossenen Unterarm schiente, sprach leise, um von dem in der Nähe liegenden Musketier Podleschny nicht

verstanden zu werden. „Ich habe dem armen Kerl schon eine gehörige Portion Morphium gegeben. Ich hoffte, ihm schon damit den Uebergang zu erleichtern, aber die rasenden Schmerzen haben ihn wieder aufgeweckt. Sagen Sie ihm Lebewohl, lieber Herr Hauptmann, und dann will ich nochmals zu einer Dosis greifen."

Der kleine Kompaniechef schnüffelte mit der Nase. „Ist denn gar keine Rettung mehr möglich?"

Der Stabarzt im weißen Operationskittel schüttelte den Kopf.

„Na dann . . ."

Der Hauptmann Haberland ging mit einem lustigen Auflachen zu dem Lager seines Burschen. „Was sind das für Dummheiten, mein Jungchen? Du hast dem Herrn Stabsarzt gesagt, du willst abkratzen und mich im Stich lassen?"

Der Sterbende bemühte sich, auf seinem Strohlager eine militärische Haltung anzunehmen. Er legte die ausgestreckten Hände an die Oberschenkel, biß die Zähne zusammen und sagte stockend: „Nich bös sein, Herr Hauptmann . . . zu sehr nach Herrn Hauptmann gebangt . . . immer gut zu mich gewesen . . . besser wie eigene Vater . . . und da möcht' ich doch noch zum letztenmal . . ."

„Na, na, na", erwiderte der dicke Kompaniechef und ließ sich zu Häupten des Strohlagers auf den Boden nieder. „Das Abschiednehmen wollen wir uns doch gefälligst verkneifen. Eben hat mir der Herr Stabsarzt gesagt, ein ganz ungefährlicher Bauchschuß. In vier Wochen springst du wieder wie ein junger Hengst auf der Weide!"

Ueber das wachsgelbe Gesicht des Burschen flog ein heller Schein. Mit einem Aufächzen griff er nach der Hand seines Vorgesetzten und versuchte, sie an die Lippen zu ziehen. „Ach Gott, Herr Hauptmann . . . wahrhaftig?"

„Ich schwör's dir, mein Jungchen! Du glaubst ja gar nicht, was unsere Herren Doktoren heutzutage alles können!"

„Aber es brennt doch da drin, Herr Hauptmann, wie Feuer und Scheidewasser! Und vorhin hab' ich gefühlt, mein Bauch ist wie 'ne Trommel geschwollen . . ."

„Du dummer Kerl, das muß doch sein! Das ist die notwendige Arbeit von den Eingeweiden, um die Hitze von der Kugel wieder abzustoßen. Und da steht der Herr Rittmeister

von Foucar. Der hat mit eigenen Ohren gehört, wie der Herr Stabsarzt vorhin sagte: ‚Ihr Bursche Podleschny, Herr Hauptmann? Eine Sache von vier Wochen! Dann denkt er nicht mehr an die Kugel.‘“

Gaston von Foucar nickte bestätigend. Erst mußte er einen Kloß runterschlucken, der ihm im Halse aufstieg, dann sprach er klar und frei: „Ja, Podleschny! Der Herr Stabsarzt hat gesagt, Sie würden bald wieder gesund sein. Und weil Sie ein so guter Soldat sind, wird er sich mit Ihnen besonders viel Mühe geben.“

Der Sterbende legte sich lächelnd zurück. Gleich danach aber krümmte er sich unter neu einsetzenden Schmerzen, schrie einmal kurz auf und preßte dann ein blutiges Taschentuch zwischen die Zähne. Eine ganze Weile dauerte es, bis er in abgerissenen Sätzen wieder sprechen konnte. „Ich glaub' ja, Herr Hauptmann . . . aber könnt' auch sein, Herr Hauptmann, daß es anders kommt . . . ich hab' nämlich eine Braut, die Maria Kelbassa . . . kein Geld, und mein Vater is Halbhufner in Helmahnen. Wie die reichen Bauern so sind, Geld soll zu Geld . . . Aber die Maria ist bloß Dienstmädchen beim Förster, und sie kriegt ein Kind von mir . . . wenn Herr Hauptmann da dem Vater schreiben möcht', er soll anständig sein zu dem Mädchen, und weil doch das Kind von mir is . . .“ Er krümmte die Beine an den Leib, die Schmerzen bissen in seine Eingeweide wie hungrige Wölfe. Und er schlug mit den Armen um sich, brüllte auf: „Ich will nich sterben, ich will nich . . . Herrgott, himmlischer Vater, warum strafst du mich so, ich hab' doch nie was gegen deine Gebote getan? . . . Und das mit dem Mädchen war nur, weil . . . da hätt' der Vater doch eher ja gesagt, weil ich sie wieder ehrlich machen muß . . .“

Er sank erschöpft zurück, nur seine Beine zuckten noch, auf seinen Lippen stand weißlicher Schaum. Der Hauptmann nahm seine beiden Hände in die Linke und strich ihm mit der Rechten über das sture blonde Haar. „Unsinn, wenn du wieder gesund bist, geb' ich dir Urlaub und schreib' deinem Vater einen saugroben Brief. Das heilige Donnerwetter soll ihm in den Magen fahren, wenn er nicht seine Zustimmung gibt! Dann machst du mit deiner Maria Kriegstrauung, und bei dem Jungen will ich Pate sein . . .“

„Ach Gott, Herr Hauptmann . . .“

Der Stabsarzt war mit dem Verbande fertig. Er kam heran und tauschte mit dem kleinen Kompaniechef einen fragenden Blick. Der nickte. Da flackerte in den dunklen Augen des Arztes ein seltsames Licht auf. Er nahm den Arm des Verwundeten, stach eine spitze, hohle Nadel ein und trieb durch sie langsam den wasserhellen Inhalt einer kleinen Spritze in das Muskelgewebe. Dann beugte er sich tief hinab, auf sein zerhacktes Studentengesicht trat ein feierlicher Ausdruck. „So, mein guter Junge! Bald wirst du ganz gesund sein ..."

Der masurische Bauernsohn lächelte dankbar, die Schmerzen waren wie fortgeblasen. Wie der liebe Herr Jesus Christus war der gute Herr Doktor. Er brauchte nur die Kranken zu berühren, und schon kam die Genesung ...

Der Sterbende streckte sich wohlig, eine Wonne war es, keinen Schmerz mehr zu spüren. Wenn der gedunsene Leib nicht gewesen wäre, hätte er sich einbilden können, er hätte den furchtbaren Riß durch die Eingeweide und all die gräßlichen Qualen der letzten Stunden nur geträumt. Und plötzlich setzte nach der wohltätigen Gabe des Arztes der Rauschzustand ein, der dem Ende vorausging. Aber es war ein heiterer Rausch mit lauter freundlichen Bildern ...

Die Augenlider wurden dem Sterbenden schwer. „Nich böse sein, Herr Hauptmann", sagte er langsam, „auf einmal so müde ... muß schlafen gehen ..."

Der kleine Kompaniechef faltete ihm die verarbeiteten Hände über der Brust. „Ja, mein Junge, schlaf gut!" Und er sprach klar und laut ein Vaterunser. Bei den Worten: „Dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden", reckte sich die stämmige Gestalt, neben der er kniete, lang aus. Da geriet ihm die Stimme ins Schwanken, er konnte das Gebet nur mühsam zu Ende sprechen ...

Eine Weile später standen die beiden Truppenführer wieder im Schützengraben. Eine Patrouille, die unter dem Schutze der Dunkelheit dicht an die vorderste Stellung der Russen geschlichen war, hatte die Meldung zurückgebracht, drüben wäre alles ruhig. Nichts lasse auf die Vorbereitungen zu einem plötzlichen Angriff schließen.

Der Rittmeister schüttelte seinem Kameraden von der Infanterie die Hand. „Na, gute Nacht denn, Haberland."

„Gute Nacht, Foucar! Und sollten wir uns vor der ge-

meinschaftlichen Reise nach oben nicht wiedersehen. Raschen Soldatentod und vergnügte Urständ!"

„Danke, gleichfalls ..."

Gaston von Foucar ging zu den Ställen der Königlichen Domäne am anderen Ende des Dorfes, in denen die Gäule der Schwadron untergebracht waren. Hufschläge klapperten auf der Straße, vor dem Hoftor schwang sich ein Reiter aus dem Sattel. Der Kriegsfreiwillige Heurich, ein Mann von mehr als sechzig Jahren. Er trug das Eiserne Kreuz vom Jahre Siebenzig und war Leibkutscher in Kalinzinnen, dem schwiegervätterlichen Gute des Rittmeisters, gewesen. Beim Ausbruche des Krieges war er beim alten Regiment wieder eingetreten. Einmal aus Pflichtgefühl, zum anderen aber, weil er der Tochter seines verstorbenen gnädigen Herrn gelobt hatte, er würde über ihrem Manne wachen, als wenn er sie selbst zu schützen hätte.

Gaston fuhr ihn unwillig an. „Zum Donnerwetter, Heurich, wo kommen Sie her?"

Der Alte reckte seine sehnige Gestalt in dienstliche Haltung. „Von der gnädigen Frau, Herr Rittmeister!"

„Und wer hat Ihnen Urlaub gegeben?"

„Der Herr Wachtmeister. Weil Herr Rittmeister im Augenblick nicht zu finden waren ..."

„Fauler Schwindel! Na, aber schön ... Wie steht's zu Hause?"

„Gut und auch wieder nich gut, Herr Rittmeister. Die gnäd'ge Frau fühlen sich besser, wollen spätestens übermorgen nach Kalinzinnen übersiedeln, in die Verwalterwohnung. Ich hab' gebeten und gebarmt: ‚Gnädigste Frau Rittmeister, trautste, goldenste Frau Baronin, was wollen Se bloß dort? Alles is ausgerissen, bloß ein paar alte Weiber sind dageblieben. Wänn die von den Russen dotgeschlagen werden, is nich viel Schade — in ein paar Jahren hätten sie sowieso stärben müssen. Also steigen Sie in den Wagen, die Damen aus Groß-Heinrichsdorf sind kaum 'ne Stunde voraus. Vielleicht holen Se die noch ein ... wenn nich, is auch egal, morgen früh können Se in Lötzen sein. Und von dort geht noch Eisenbahn' ... Die gnädige Frau schüttelt den Kopf: ‚Heurich, das verstehst du nicht! Es ist meine Pflicht, bei diesen Leuten auszuharren, mit ihnen Not und Gefahr zu teilen' ... ‚Befehl',

sag' ich, aber innerlich heben mich die Aengste: was soll bloß aus unserem kleinen Härrn Baronchen werden, wenn die Russen kommen? Die Amm', die Sochia, steht mit ihm neben mir und zeigt, wänn man ihm am Kinn krabbelt, lacht er schon. Da krieg' ich eine Idee. Mensch, Heurich, sag' ich zu mir, was bist du bloß für'n Rindvieh, daß dir das nich früher eingefallen is!... und fünf Minuten drauf hatt' ich unser Härrchen gestohlen!"

Gaston fuhr auf. „Was haben Sie?"

Der Alte nickte vergnügt. „Gestohlen, Herr Rittmeister! Es war ganz einfach. Der dammlichen Margell sagt' ich, sie sollt' mir was zum Trinken bringen, ich würd' das Baronchen so lange halten. Sie meint, ob ich auch mit kleinen Kindern umzugehen versteh', und ich darauf: ‚Bässer wie ihr alle hier, ihr blöden Gänse'... Entschuldigung, Herr Rittmeister, die gnäd'ge Frau hatt' ich damit natürlich nich gemeint! Also wie die Sochia im Haus war, ich mit dem kleinen weißen Bündel in Sattel, los auf der Chaussee nach Lötzen. Die Margell hat hinter mir hergeschrien, die gnädige Frau auch mit dem gnädigen Fräulein ... In 'ner knappen halben Stund' hatt' ich den Groß-Heinrichsdorfer Wagen eingeholt, die Fräuleins haben immer gelacht und geweint durcheinander. Ein Tagelöhnerweib war auf dem Wagen mit 'nem Brustkind, aber sie hatte Milch für zwei. Und die gnädige Frau aus Groß-Heinrichsdorf gab mir 'ne Quittung, wegen richtiger Ablieferung. Den Zättel hab' ich auf'm Rückweg abgeworfen, aber ich hielt mich nich lang dabei auf, denn gnädige Frau waren sehr zornig..."

Dem Rittmeister rannen die klaren Tränen übers Gesicht, aber er schämte sich ihrer nicht. Er rüttelte dem Getreuen an der Schulter: „Heurich, du guter alter Kerl, Gott lohn's dir! Und hätt'st du nur auch gleich meine Frau in einen Wagen gepackt, meinetwegen mit Gewalt..."

Der Alte hob die Achseln. „Gedacht hab' ich schon, Herr Rittmeister, bloß es ging nich, wegen Respäkt. Aber ich sag' mir, der liebe Gott wird hälfen. Unsere liebe gnädige Frau werden sich doch so nach dem lieben Härrn Baronchen bangen, daß sie den Einspänner nehmen und nachfahren werden..."

Der Rittmeister konnte nicht sprechen, quetschte dem Getreuen nur die Hand...

Die kurze Sommernacht war rasch herumgegangen, im Osten über dem Sdrinsnosee hob sich mit blassem Licht ein regnerischer Morgen. Es begann leise zu tröpfeln, weither vom Baranner Moor kamen zahlreiche Schofe Wildenten geflogen. Mit pfeifendem Flügelschlag sausten sie über das Dorf. Irgendeine Störung mußte sie aus den Schlupfwinkeln losgemacht haben, in die sie sich am Tag vor dem Knallen der Gewehre, dem Dröhnen der Kanonen geflüchtet hatten. Und der alte Heurich, der in seiner Jugend ein Wildschütz gewesen war, begann aufzumerken... Vom Ostrande des Bruchs waren die ersten Schofe gekommen, jetzt kamen sie aus der Mitte und eine Weile später aus Westen. Da weckte er seinen Rittmeister, der auf einer hölzernen Bank vor dem Dorfkruge sich zu kurzer Ruhe ausgestreckt hatte, ein Bündel Heu unterm Kopf, und rannte laut rufend zum Schützengraben hinauf: „Trompeter, blas' Alarm, die Russen kommen..."

Der dicke Hauptmann Haberland schnob ihn heftig an: „Was brüllst du so, alter Esel? Das seh' ich allein! Da vorn kommen sie zum letzten Bajonettangriff, aber ich werd's ihnen gründlich versalzen..."

„Nei, Herr Hauptmann", schrie er zurück, „auch durchs Moor sind sie gekommen, ich weiß es ganz genau..."

„Unsinn, können die Kerls vielleicht fliegen?..."

Die Erde dröhnte von dumpfem Hufschlag, ein markerschütterndes Geheul kam aus Hunderten von rauhen Kehlen. Die Dorfstraße entlang und aus allen Gehöften quoll es, jagte heran wie ein Rudel hungeriger Wölfe. Aus der dichten Schwarmreihe, die sich von der anderen Seite her gegen die Drahtverhaue in Laufschritt setzte, kam Antwort. Ein gellendes Kommando, gleich danach ein zorniges Aufbrüllen, ähnlich wie das deutsche Hurra klang es, nur dumpfer.

Der Hauptmann Haberland sprang auf den Rand des Schützengrabens. Scharf wie ein Messer drang seine helle Stimme durch das Getöse. „Jungens, es geht auf'n Rest, ein Hundsfott, der Pardon nimmt. Die geraden Rotten kehrt!... Schnellfeuer auf die Kavallerie, die ungeraden ruhig und langsam auf die Schwarmlinie vorn!..."

Die Ueberraschung war zu plötzlich gekommen, das Feuer

nach rückwärts plackerte nur. Die grauen Reiter auf ihren struppigen Gäulen waren im Sturm heran, ein wütendes Handgemenge entspann sich ... Lanze gegen Bajonett ...

Der Hauptmann Haberland hatte seinen Revolver verfeuert, einen Lanzenstich mit dem Säbel pariert und den Reiter aus dem Sattel gestochen. Ein blutjunges Bürschchen von Leutnant schrie ihn an: „Ergeben Sie sich, Herr Kamerad! Jeder Widerstand ist nutzlos! ..."

Er schrie zurück: „Der Deuwel ist Ihr Kamerad, Sie Mordbrenner!" und schleuderte ihm den Revolver ins Gesicht. Einen Augenblick später warf er die Arme in die Luft, stürzte vornüber mit zerschmetterter Stirn, hatte keine Zeit mehr zu denken, wer nun eigentlich recht gehabt hatte, vorhin bei der Diskussion über die letzten Dinge dieser Welt, er oder der Rittmeister von Foucar ...

Der Graben lag gestrichen voll blutender und sterbender Menschen, Feind und Freund durcheinander. Ein Häuflein Gefangener wurde zusammengetrieben. Es waren ihrer kaum zwanzig, die meisten verwundet. Der Führer der russischen Truppe, Rittmeister von Heidedorff, durchmusterte sie. Der, den er mit heißem Hasse suchte, war nicht darunter. Er entsann sich, daß er beim Hervorbrechen aus dem Dorfrande einen einzelnen deutschen Offizier gesehen hatte, der mit gezogenem Säbel gegen die anreitende Schwarmlinie rannte. Der war überritten und niedergeschlagen worden, aber er suchte ihn vergebens auf dem freien Gelände zwischen Schützengraben und Dorf. Da ließ er dreißig Mann vom ersten Zuge absitzen, jedes einzelne Gehöft des kleinen Dorfes bis in den letzten Winkel durchforschen. Der Verwundete konnte doch nicht von der Erde verschluckt sein ...

Aus einem offenen Torweg sprengte ein deutscher Dragoner, vor sich im Sattel eine anscheinend leblose menschliche Gestalt. Einen Augenblick lang sah sich der Reiter um, dann schoß sein Gaul, ein prachtvoll gebauter Dunkelbrauner, wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil davon, die Dorfstraße entlang. Der Rittmeister von Heidedorff riß einem seiner Kerle den Karabiner aus der Hand, aber der Zorn verdarb ihm das ruhige Abkommen, die Kugeln pfiffen vorbei. Da schleuderte er die nutzlose Waffe mit einem Fluch zu Boden, stieß seinem Roß die Sporen in die Weichen und jagte dem

Fliehenden nach. Von Minute zu Minute jedoch mußte er sehen, daß der Abstand sich immer mehr vergrößerte. Das da vorne war hochgezogenes, edles Blut, streckte sich willig unter doppelter Last, sein dürrer Klepper aber ein gewöhnlicher Mannschaftsgaul; derselbe noch, den er bei der schimpflichen Flucht aus Groß-Heinrichsdorf aufgegriffen hatte. Und wenn er den auch blutig spornte, seine mageren Rippen mit der flachen Klinge drosch — mehr, als in ihm war, konnte er nicht hergeben an Kraft. Da steckte Heidedorff nach einer Viertelstunde die Verfolgung auf. Mit Zorn und Ingrimm im Herzen, daß dem so glorreich gelungenen Ueberfall die letzte Krönung fehlte, die Gefangennnahme des bitterlich gehaßten feindlichen Führers ...

Der alte Heurich hatte einen Blick rückwärts geworfen, er durfte langsamer reiten. Sein braver Hannoveraner hätte noch eine Stunde Galopp ausgehalten ohne ein nasses Haar an den Flanken, aber er mußte Rücksicht auf seinen schwer getroffenen Rittmeister nehmen. Bei jedem Sprung rieselte ein neues Brünnlein roten Blutes aus dem klaffenden Hieb, der, den Scheitel entlang, über dem ganzen Kopfe saß bis weit ins Gesicht hinein.

Da fing der Alte an zu barmen und zu beten: „Trautstes, liebes Härrgottchen, du wirst mir meinen Härrn Rittmeister doch nicht so hundsgemein stärben lassen? Wie soll ich vor unserem Annemariechen bestehen, wänn se mich frägt: ‚Heurich, so schlächt hast du aufgepaßt?‘ ...“ Und mitten im Beten suchte er mit tastendem Finger nach der Ader, aus der das pumpende Brünnlein spritzte. Wenn auch vom lieben Gott allein die Gnade kam, deswegen durfte der Mensch doch nicht die Hände untätig in den Schoß legen ... Und endlich hatte er an der Schläfe die richtige Stelle gefunden, wo er mit scharf eingesetztem Daumennagel den dahinfließenden Strom des Lebens aufhielt und hemmte, ihn zwang, wieder den Weg in den Körper zu suchen.

Aber wohin jetzt mit dem Schwerverwundeten? Der mußte bald in ordentliche Pflege kommen, weit durfte er mit ihm nicht mehr reiten. Und in der Stadt war er nicht zu verstecken, da fanden ihn die Russen schon in der ersten Stunde ... Aber wohin nur, wohin? ... So rasch die Hände des Alten im Augenblicke der Gefahr zugriffen, so langsam arbeiteten seine

Gedanken. Bis ihm plötzlich einfiel, daß er am gestrigen Spätnachmittag in der Schenke des Krugwirtes Bubritzky unter vielem Grausigem auch etwas Erfreuliches gehört hatte. Von der Herrin des Gutes Marczinowen, dem groben Fräulein von Streit, das seinem Hofgesinde in einer dichten Schonung des Beldahner Waldes einen sicheren Zufluchtsort geschaffen hatte... Er konnte sich schon ungefähr denken, wo... Vor etwa achtzehn oder zwanzig Jahren hatte die Nonne einen Schlag Kiefern kahlgefressen von mehr als tausend Morgen. Da stand jetzt junger Nachwuchs, wie eine Bürste so dicht... Und er lenkte seinen Gaul von der Ordensburger Chaussee quer in den hochstämmigen Wald, bis hinter einem Seeauge sich hügeliges Gelände hob, mit undurchdringlicher Kiefernschonung bestanden. Hinter einem der Hügel stieg eine feine Rauchsäule mit leichten blauen Wirbeln in die nach dem Morgenregen doppelt klare und weitsichtige Luft. Da wußte er, wohin er zu reiten hatte.

Der Rittmeister von Heidedorff hatte die letzten paar hundert Schritte sein versagendes Rößlein am Zügel führen müssen, sonst wäre es unter ihm zusammengebrochen. Er befahl einem Dragoner, es zu tränken und gründlich mit rauhem Strohwisch zu reiben, damit es sich wieder erholte, und eilte laufend einem Kreise berittener Offiziere zu, in dessen Mitte der Kommandierende General, Graf Bariatinsky, auf einem tadellos gebauten englischen Jagdpferde hielt. Dicht hinter ihm der dicke Graf Schuwalow mit einer Zigarette zwischen den — wie es Heidedorff scheinen wollte — mokant lächelnden Lippen. Vor dem Gaul des Generals, Kopf an Kopf, stand ein struppiges Dragonerpferd, im Sattel die schmächtige Gestalt des prinzlichen Regimentskommandeurs. Aber nicht geschniegelt und wie aus dem Ei geschält war er wie sonst, sondern in nasser und von oben bis unten mit moorigem Schlamm bedeckter Uniform. Neben ihm, rechts und links, hielten in ähnlicher Aufmachung der Regimentsadjutant Czapka und der Leutnant Opalkin.

Der General schien am Schlusse einer feierlichen Rede zu sein. Er sprach mit weithin schallender Stimme: „... Und so

beglückwünsche ich Eure Großfürstliche Hoheit aus vollem Herzen zu dieser neuen Waffentat. Sie reiht sich glorreich dem Siege an, den Hoheit am gestrigen Morgen in Groß-Heinrichsdorf über einen weit überlegenen Feind davongetragen haben. Er mußte geschlagen das Feld räumen, während Eure Großfürstliche Hoheit Höchstihren Truppen in genialem Erfassen der strategischen Lage denjenigen Platz anwiesen, der jetzt diesen so hochbedeutsamen taktischen Erfolg vorbereitete. Dankerfüllten Herzens beuge ich mich dieser höheren Einsicht, gestehe offen, daß ich mit beschränktem Verstande einen Durchbruch dieser gewaltigen Stellung nur mit dem Einsatz starker Opfer für möglich hielt. Eure Großfürstliche Hoheit haben mich eines Besseren belehrt, und jubelnd breche ich in die Worte aus: Der alte Feldherrngeist des erhabenen Hauses Romanow lebt noch, dem Himmel und der heiligen Mutter Gottes sei Dank! Ich schätze es mir zur Ehre, Eurer Großfürstlichen Hoheit von meiner Brust das Georgskreuz überreichen zu dürfen, das ich mir vor zehn Jahren im fernen Osten unter unserem glorreichen Führer General von Rennenkampf verdiente. Ich aber reiße meinen Säbel aus der Scheide und rufe mit übervollem Herzen: Unser allerhöchster Kriegsherr, der erhabene Zar, hurra, hurra, hurra!..."

Der Ruf pflanzte sich vom Kreise der Offiziere zu den aufmarschierenden Truppen fort, das Musikkorps eines Infanterieregiments intonierte die Zarenhymne. Feierlich zogen die getragenen Akkorde über das blutgetränkte Feld, Tausende von Männerkehlen sangen den Text...

Der Rittmeister von Heidedorff stand wie in einer Erstarrung, er wollte schreien, aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Während er hinter seinem verwundeten Feinde herjagte, hatte dieser kleine Prinz ihm die Siegespalme gestohlen!... Er sah sich wirr um, erblickte das höhnisch lächelnde Gesicht des Leutnants Opalkin, und da erfaßte er den Zusammenhang. Wie ein wildes Tier brüllte er auf, stürzte sich vorwärts und riß den Laffen aus dem Sattel. Schlug blindlings zu, wohin er traf: „Du Hund hast mich verraten! Hast gehorcht, wie ich mit dem Hauptmann Zepetnikoff mich besprach. Ich führe zweihundert Menschen durch Not und Tod und Gefahr zum Sieg, und so ein belämmerter Hasenfuß von Prinz heimst die Ehren ein?"

Der Rittmeister Jergunow riß ihn am Kragen in die Höhe und preßte ihm die breite Hand auf den Mund. Aber noch ein paar andere Offiziere aus dem Gefolge des Generals mußten aus dem Sattel springen, um den Rasenden zu bändigen. Erst als sein unsinniger Zorn sich in einem ohnmächtigen Tränenstrom entlud, gelang es, den Rittmeister von Heidedorff zu einer Bank vor einem der letzten Häuser zu führen. Da saß er und stierte stumpfsinnig vor sich hin. Die Offiziere, die ihn hingebracht hatten, waren wie von einem Aussätzigen fortgetreten, er saß ganz allein ... Noch eine kurze Weile, und das Kriegsgericht wurde berufen. Tätlicher Angriff auf einen Kameraden, schwere Beschimpfung eines direkten Vorgesetzten vor versammeltem Offizierskorps und unter Waffen stehender Mannschaft ... Das Urteil konnte er sich denken. Epaulettes herunter, an die Mauer gestellt und sechs Mann seiner eigenen Schwadron mit geladenen Karabinern auf zehn Schritt Entfernung. Der Leutnant Opalkin kommandierte Feuer ... Das war das Ende seines Traumes von Sieg und Ruhm ...

Ein kleiner, dicker Herr in Oberstenuniform, mit der ewigen Papyros im Munde, schlenderte langsam herbei und legte ihm mitleidig die Hand auf die Schulter. „Na, Sie dummes, kleines Deutscherchen, haben Sie jetzt gesehen, wie man bei uns in Rußland ‚aus eigener Kraft' Karriere macht?"

Er stöhnte auf: „Es ist bald damit vorbei! ..."

Der Graf Schuwalow lächelte. „Gott bewahre! So viel tüchtige Offiziere haben wir nicht, um sie wegen ... na also, wegen einer vorübergehenden Geistesstörung zu kassieren. Der Korpsarzt wird Sie nachher untersuchen, und — verlassen Sie sich darauf — er wird feststellen, Sie sind ein paar Augenblicke verrückt gewesen. Haben unter der unbegreiflichen Zwangsvorstellung gehandelt, Sie hätten die feindliche Sperre erobert, während in Wirklichkeit das Verdienst ausschließlich Seiner Großfürstlichen Hoheit zukommt! ... Im übrigen habe ich Grund zu der Annahme, der General Bariatinsky wird Sie bald nach Ihrer Wiederherstellung auf einen Posten in seiner nächsten Umgebung berufen.

Egon von Heidedorff schluckte in einem Stoß des Nachschluchzens auf. „Herr Graf, wie soll ich Ihnen danken? ... Ich müßte mich ja eigentlich selbst richten wegen der entsetz-

lichen Disziplinlosigkeit, die ich begangen habe ... Und das alles ist so schimpflich, so trostlos schimpflich ..."

Der dicke Graf Schuwalow nickte gleichmütig: „Sehr richtig! Aber wir haben im Russischen — Gott sei Dank — ein Trostwort für solche beklagenswerten Zustände: Nitschewo! Damit werden wir noch eine ganze Weile durchhalten, bis wir mit einem Male wieder vor dem Abgrunde stehen. Für heute wenigstens haben wir — dank der glorreichen Waffentat des Prinzen Pawel — die Aussicht, in dem deutschen Städtchen Ordensburg bequeme Quartiere zu finden. Ich entsinne mich, in dem Hotel zum Königlichen Hof gibt es ein ganz vorzügliches Glas Bier ... Und was ich Ihnen vorphantasierte über die Zukunft Rußlands — Sie wissen ja, lieber Heidedorff —, nichts wirkt ansteckender als die Gesellschaft eines Verrückten! Wenn Sie wieder geistig gesund sind, haben Sie meine Worte hoffentlich vergessen —"

6

Der Bauer Sparka aus dem Dorfe Barannen war der erste, der die Trauerbotschaft vom Fall der Neuendorfer Verteidigungsstellung in das Städtchen Ordensburg brachte. Er saß auf einem mit Betten und allerhand dürftigem Hausrat bepackten Wagen und drosch unbarmherzig auf die kleinen Gäule ein. Sein Weib saß neben ihm, sinnlose Angst in den Augen.

Die beiden Landsturmmänner auf der Flußbrücke schrien Halt, streckten die Gewehre vor. Er schrie zurück: „Seid ihr verrückt geworden? In zehn Minuten sind die Russen da ... Alle Unsrigen sind vor Neuendorf totgeschlagen, durchs Bruch ist die Bande gekommen von hinten herum." Die Posten gaben den Weg frei, der Wagen donnerte über den hölzernen Brückenbelag. Und hinter ihm kamen noch viele. Auch zu Fuß rennendes Volk, die Augen vorgequollen, den letzten Hauch Atem unter den Rippen ... Sie stürzten zu Boden, rafften sich wieder auf, taumelten weiter ...

Gellendes Geschrei jagte durch die Gassen, Fenster wurden aufgerissen, aus dem Schlaf gestörte Menschen blickten hin-

aus, riefen Fragen, auf die sie keine Antwort bekamen. Die große Kirchenglocke läutete Sturm, auf dem Marktplatze staute sich die Menge der Flüchtenden. Von der Terrasse des Hotels zum Königlichen Hofe schrie der Bürgermeister, es sei kein Grund zur Angst, die Leute sollten Mut fassen und sich beruhigen. Aber niemand hörte auf ihn. Von der Flußbrücke her knatterten Schüsse. Die Menge wälzte sich zum Bahnhofe. Aber der unter Dampf stehende letzte Rettungszug war längst überfüllt, rollte davon. Auf den Wagendächern hockten halbbekleidete Menschen, klammerten sich an die Trittbretter, saßen auf den Puffern. Die Zurückbleibenden starrten ihnen mit Neid und Verzweiflung nach.

Ein Trupp Kosaken jagte die Hauptstraße entlang, feuerte nach rechts und links, sobald sich an den Fenstern ein Menschengesicht blicken ließ. Infanterie kam danach, verteilte sich in langer Reihe, den Rücken zur Straße, die Front zu den Häusern. Es folgte ein Trupp von berittenen Offizieren in ordengeschmückten Uniformen, an der Spitze ein General neben einem schmächtigen jungen Herrn, auf dessen linker Brustseite ein blitzender Stern saß.

Eine kleine Schar besonnener Bürger hatte sich unter Führung des Stadtoberhauptes vor dem Kriegerdenkmal aufgestellt. Der Landrat von Döhlau war zu ihnen getreten. Zuletzt kam der greise Pfarrer Stury.

Der General Bariatinsky trieb sein schnittiges englisches Jagdpferd einen Schritt vorwärts. Er sprach Deutsch: „Wer von Ihnen, meine Herren, ist befugt, mit mir über diese Stadt und ihren Umkreis verantwortlich zu verhandeln?"

Der Bürgermeister Wessollek trat vor. „Für die Stadt ich, Herr General. Für den Kreis hier Herr Landrat von Döhlau!"

„Ist es Ihnen bekannt, daß man mir bei der Besetzung der Stadt militärischen Widerstand geleistet hat?"

Der rundliche Bürgermeister blickte furchtlos in die Höhe. „Dieser Widerstand ist von uns nicht organisiert worden, Herr General. Aber ich sehe zu meinem Bedauern, daß er seinen Zweck nicht erfüllt hat. Sie sitzen leider noch immer im Sattel!"

Dem Prinzen stieg die Zornröte ins Gesicht. „Wozu noch lange verhandeln, Exzellenz? Lassen Sie diese frechen Hunde doch kurzerhand aufknüpfen!"

Jetzt schwoll dem Landrat von Döhlau eine dicke Ader auf der Stirn. Er schob sich vor. „Wahren Sie Ihre Zunge, junger Mann! Hier stehen keine Hunde, sondern aufrechte deutsche Bürger. Wehe Ihnen, wenn uns auch nur ein Haar auf dem Kopfe gekrümmt wird!“

Prinz Pawel tastete nach seinem Säbel, der General hob begütigend die Hand. „Meine Herren“, sagte er, „Sie führen eine Sprache, die mit den tatsächlichen Verhältnissen wenig in Einklang steht. Ich will das Ihrer Erregung zugute halten, verbitte mir aber energisch jede weitere ähnliche Aeußerung. Und jetzt, Rittmeister von Heidedorff, lesen Sie, was ich im Auftrage meines erhabenen Herrschers der Bewohnerschaft des von mir eroberten Landstriches zu sagen habe!“

Ein dreimaliger dumpfer Trommelwirbel erscholl, der Rittmeister von Heidedorff ritt in die Mitte des Kreises, entfaltete einen Bogen Papier und las mit weithin schallender Stimme:

„An die Behörden und Bürger der Stadt Ordensburg! Der erhabene Selbstherrscher aller Reußen hat dem deutschen Volke nach unerträglicher Herausforderung den Krieg erklären müssen. Er ist fest entschlossen, die Waffen nicht eher aus der Hand zu legen, bis die Macht des deutschen Militarismus gebrochen, diese ewige Bedrohung des Völkerfriedens aus der Welt geschafft ist. Rußland ist großmütig und friedliebend, unter seinem Schutze wird das deutsche Volk zu der stillen kulturellen Arbeit wiederkehren, die seine Aufgabe ist.

Mein allergnädigster Herr, der Zar, hat befohlen, diesen Krieg mit der Humanität und Ritterlichkeit zu führen, welche die russische Armee auszeichnet. Euer Hab und Gut sind uns unantastbar. Privatpersonen, die sich unseren Verordnungen willig fügen, unverletzlich. Jeder offene und geheime Widerstand aber wird rücksichtslos gebrochen werden.

Die Stadt Ordensburg mit dem dazugehörigen Landkreis steht von dieser Stunde an unter russischem Gesetz und russischer Herrschaft. Ich ergreife von ihnen Besitz kraft der Gewalt und des Rechtes des erobernden Schwertes. Nähere Bestimmungen für das Verhalten der Bürgerschaft werden von mir durch Maueranschlag bekanntgegeben werden.

Der Kommandierende General des 10. Armeekorps,
General der Kavallerie Graf Bariatinsky.“

Die Verlesung war zu Ende, dreimaliger Trommelwirbel bezeichnete ihren Schluß. Die Stadtväter vor dem Kriegerdenkmal standen in finsterem Schweigen. Hinter ihnen drängte sich in ratloser Bestürzung eine von Minute zu Minute anschwellende Menge.

Der Superintendent Stury trat vor. Des sonst so milden und besonnenen alten Herrn hatte sich eine gewaltige Erregung bemächtigt. „So viel Worte, so viel Lügen", rief er in heiligem Zorn. „Wir lebten friedlich. Eure ständigen Bedrohungen haben uns das Schwert in die Hand gedrückt! Und Ihre Humanität und Ritterlichkeit, Herr General? ... Amtsbrüder haben mir berichtet, wie eine Horde aus der Hölle entsprungener Teufel haben Ihre Soldaten in den Grenzdörfern gehaust ..."

Der Graf Bariatinsky verlor die Geduld. Er winkte kurz mit der Hand. Drei Soldaten stürzten sich auf den greisen Pfarrherrn. Der Landrat von Döhlau warf sich dazwischen, ein Kolbenstoß vor die Brust streckte ihn zu Boden. Aus der Menge kam dumpfes Murren. Der General hob sich in den Steigbügeln, seine Stimme klang schneidend. „Rittmeister Schlapotschnik, den alten Schwätzer mit seinem Verteidiger in Arrest! Ein Zug Kosaken säubert den Platz da von dem unbotmäßigen Gesindel ..."

„Zu Befehl, Exzellenz."

Die Menge stob vor der in Linie anreitenden Truppe auseinander. Klingen blitzten in der Luft, angstvolle Schreie gellten auf ...

Graf Bariatinsky wandte sich mit finsterem Gesicht zu dem Oberhaupt der Stadt. „Herr Bürgermeister, ich sehe zu meinem Bedauern, meine wohlwollenden Worte sind auf unfruchtbaren Boden gefallen. Ich bemerke Ihnen daher, ich kann auch anders! Bei jedem Versuche neuer Widersetzlichkeit wird der Stadt eine schwere Kontribution auferlegt. Die Schuldigen lasse ich hängen. Ich fordere Sie nunmehr auf, für Ihre Person und zugleich für die Einwohner dieser Stadt meinem erhabenen Herrn, dem Zaren, den Treueid zu leisten!"

Der Bürgermeister Wessollek atmete tief auf, dann schüttelte er den Kopf. „Exzellenz, das kann ich nicht! Solange mein König mich von dem ihm geschworenen Eid nicht entbindet, kann ich keinem anderen Herrn die Treue geloben. Ich

bitte, mich wegen dieses Widerstandes nur persönlich zu richten, ihn nicht die schuldlose Bürgerschaft entgelten zu lassen. Sollten aber Exzellenz die Gründe meiner Weigerung anerkennen, so bin ich gern bereit, in Stadt und Kreis für Ordnung zu sorgen, bis Sie, Herr General, mit Ihren Truppen wieder nach Rußland geworfen sind."

Graf Bariatinsky zog lächelnd den mit grauen Fäden gesprenkelten Spitzbart durch die wohlgepflegte Hand. „Ich verstehe, Herr Bürgermeister, Sie wollen genötigt werden. Verlassen Sie sich auf mein Wort, dieses ganze Land hier und noch ein ganzes Ende dazu ist heute russisch geworden und bleibt es für ewige Zeiten. Falls Sie den verlangten Eid leisten, verspreche ich Ihnen einen erhöhten Platz in der Verwaltung. Wenn nicht, werden Sie in einer halben Stunde erschossen."

Der Bürgermeister sah dem vor ihm haltenden Offizier fest ins Gesicht. „Exzellenz, ich habe meinen Worten von vorhin nichts hinzuzufügen noch was wegzunehmen. Vielleicht denken Sie darüber nach, ob sich's mit 'nem anständigen Menschen nicht besser regiert als mit einem treubrüchigen Lumpen! Sollten Sie solchen Erwägungen nicht zugänglich sein, ersuche ich Sie, mit mir zu verfahren, wie Sie's vor Ihrem Gewissen und den tönenden Phrasen Ihrer Proklamation verantworten können!"

Der General neigte seine elegante Reiterfigur leicht nach vorn. „Alle Achtung, Herr Bürgermeister, aber Sie haben gewählt!"

Er wandte sich im Sattel: „Rittmeister Schlapotschnik!"

„Exzellenz?"

„Auch diesen Herrn in Arrest. Nach einer Stunde ist er mir wieder vorzuführen. Ich werde dann über ihn befinden."

„Zu Befehl, Exzellenz."

Der Graf Bariatinsky wandte sich zu den in enger Gruppe stehenden Stadtvätern. „Meine Herren, auch Ihnen gebe ich eine Stunde Zeit zur Ueberlegung. Wählen Sie aus Ihrer Mitte einen neuen Bürgermeister, der meine Forderung erfüllt! Sie werden diese Wahl unter militärischer Bewachung in Ihrem Rathause vornehmen. Sollten Sie sich in der angegebenen Zeit nicht einigen können, werde ich mir erlauben,

die Hälfte von Ihnen wegen schwerer Widersetzlichkeit erschießen zu lassen. Rittmeister Schlapotschnik, haben Sie die Liebenswürdigkeit, die Herren nach dem Rathause zu begleiten! ..."

„Zu Befehl, Exzellenz!"

Die Reiter stiegen aus dem Sattel und gingen zu Fuß nach dem auf der anderen Seite des Marktplatzes liegenden Hotel zum Königlichen Hof hinüber. Herr Kurowski, der dicke Wirt, stand auf seiner Veranda und begrüßte die ungebetenen Gäste mit tiefer Verneigung. Das war sein Geschäft; was er innerlich dachte, Privatsache. Aber er beschloß, sich mit der Bewirtung Mühe zu geben. Satte Bäuche waren weniger blutdürstig als hungrige ...

7

Egon von Heidedorff ritt die Hauptstraße des Städtchens entlang zu seinem Quartier. Eine vor dem sogenannten Deutschen Tor liegende kleine Villa sollte es sein, von einem großen Obstgarten umgeben. Sein Bursche war schon mit dem Koffer voraus. Er freute sich darauf, nach gründlicher Waschung die Uniform wechseln zu können. Von dem nächtlichen Ritt durch das Baranner Moor war sie mit schwärzlicher Schlammkruste bedeckt, er sah aus wie ein schmutziger Torfarbeiter. Nur der Gaul, den er zwischen den Schenkeln hatte, war blank geputzt, trug ein krachend neues Sattelzeug. Ein gradezu herrlich gebauter irischer Fuchswallach war es, mit einer tiefen Brust wie ein Löwe und Beinen aus Stahl. Er kannte ihn seit mehr als einem Jahr; bei dem Zusammenstoß mit dem Rittmeister von Foucar in den Dombrowker Bergen hatte er ihn zuerst gesehen. Und mit einem freudigen Aufschrei hatte er ihn begrüßt, als er die in Neuendorf erbeuteten Gäule der deutschen Schwadron durchmusterte ... Der Fuchswallach ging noch ein wenig unwillig unter dem neuen Reiter, aber wenn man ihm den Hals klopfte und in deutscher Sprache gut zuredete, beruhigte er sich.

Der Rittmeister hätte allen Grund gehabt, mit der Wendung, die sein Schicksal genommen hatte, zufrieden zu sein, aber es war etwas dabei, was ihn stieß und niederdrückte.

Kaum eine Stunde hatte seine „plötzliche Geistesstörung" gedauert, dann war er zum Kommandierenden General befohlen worden ...

„Sie sind ja ein ganz toller Draufgänger", hatte der hohe Herr gesagt, „und hätte mein alter Freund, Graf Schuwalow, sich für Sie nicht so nachdrücklich ins Zeug gelegt ... also gut, bedanken Sie sich bei ihm! Und jetzt erzählen Sie mal! Weshalb sind Sie Ihrem Leutnant Opalkin so zornig an den Hals gefahren?"

Da hatte er einen schonungslosen Bericht geliefert. Von dem Augenblicke, in dem der nach schwerem Trunk verjammerte Kommandeur vor die Front seines Regiments ritt, bis zu der schimpflichen Niederlage in Groß-Heinrichsdorf. Und wie er danach in aller Heimlichkeit sich mit seinen braven Dragonern darangemacht hätte, die Scharte wieder auszuwetzen. Während der Prinz mit den anderen Offizieren des Regiments in seinem Zelte zechte, hätte er sich mit dem Hauptmann Zepetnikoff vom 84. Regiment, dem Führer der vordersten Sturmkolonne, zu gemeinschaftlichem Angriff im ersten Morgengrauen verabredet. Er schilderte lebhaft den gefährlichen Weg durch Moor und Bruch, die jubelnde Freude des gelungenen Ueberfalles und danach den rasenden Zorn, der ihn erfaßte, als er sehen mußte, daß ein anderer den Lohn seiner Arbeit ernten sollte ...

Der Herr General hatte aufmerksam zugehört und zog den ergrauenden Spitzbart durch die wohlgepflegte Hand, an der ein kostbarer Brillantring funkelte. „Ihr Balten seid eine komische Nation! Und wenn ihr euch auch noch soviel Mühe gebt, Russen zu werden, den Deutschen in euch werdet ihr nicht los! Ueberall müßt ihr eure Nase hineinstecken, in Dinge, die euch nichts angehen. Was zum Beispiel ging es Sie, mein Lieber, an, ob die feindliche Stellung vor uns ein paar Stunden früher eingedrückt wurde oder später?"

„Exzellenz, es handelte sich um die Ehre meines Regiments!"

„Ah bah ... die Ehre der Ingermanländischen Dragoner war längst wiederhergestellt durch den Bericht, den Seine Großfürstliche Hoheit mir über das siegreiche Treffen vor Groß-Heinrichsdorf geliefert hatten. Sie werden selbstverständlich den Prinzen um Entschuldigung bitten ..."

Heidedorff atmete tief auf nach kurzem Schwanken. „Sehr wohl, Exzellenz ...“

„Schön, und dann will ich noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen. Ich enthebe Sie von dem Kommando Ihrer Schwadron und versetze Sie in meinen Stab. Da kann Ihr deutsches Empfinden sich austoben. Ich habe den Korpsintendanten im Verdacht, er stiehlt wie ein Rabe. Sie werden die Rechnungen kontrollieren und mir wahrheitsgetreuen Bericht erstatten. Verstanden?“

„Zu Befehl, Exzellenz.“

Er hatte dem gnädigen Vorgesetzten die Hand küssen dürfen und war mit dankerfülltem Herzen gegangen, dem Prinzen seinen Entschuldigungsvers aufzusagen. Das war ein ekelhafter Augenblick gewesen, denn das Bürschlein, das beim Umkleiden war, hatte kaum aufgeblickt, als er um Verzeihung für ungeziemliche Achtungsverletzung bat. Und jetzt stieß es ihn mächtig, daß er aus Angst vor Strafe seine aufrechte Ueberzeugung verleugnet hatte. Aber freilich, wenn er darauf bestanden hätte, daß ein Kriegsgericht über sein Vergehen befand ... da konnte er sich schon vorher denken, wie seine Zeugen umkippten.

Er hatte die letzten Häuser des Städtchens hinter sich, links blaute ein schmaler See, rechts dehnten sich überreife Kornfelder, die vergeblich des Schnitters harrten. Hinter den goldenen Feldern hob sich ein grüner Baumgarten, ein weißer Giebel lugte dazwischen hervor. Der irische Fuchs setzte sich ganz von selbst in einen langgestreckten Galopp, ohne daß er ihn aufgefordert hätte. Eine schwarzgekleidete junge Frau in dem Garten schrie gellend auf: „Kingsboy, wen trägst du da im Sattel?“ Der Fuchswallach stieg jählings auf der Hinterhand, bockte nach vorn. Egon von Heidedorff schoß an seinem Hals vorbei zu Boden. Zerschunden und fluchend rannte er hinter ihm her, im Garten holte er ihn ein. Da stand der Ire ganz ruhig und schmiegte seinen Kopf an die schwarzgekleidete junge Frau. Die aber hatte ihre Arme um seinen Hals geschlungen und schluchzte zum Gotterbarmen: „Kingsboy, wo hast du deinen Herrn gelassen?“

Da wußte der Rittmeister von Heidedorff, zu wem er ins Quartier gekommen war. Eine kurze Regung des Mitleids verflog. Er trat näher. „Meine Gnädigste, ich bitte, das ist

ein ehrliches Beutestück! Sollte es in Ihnen schmerzliche Erinnerungen wecken, dafür kann ich nichts. Krieg ist Krieg ..."

Die junge Frau sah ihn aus entsetzten Augen an und ließ die Arme schlaff herniedersinken. „Und wo ist mein Mann?"

Er zuckte mit den Achseln. „Weiß nicht, meine Dame! In der Stellung, die ich eroberte, unter den Toten und Verwundeten habe ich ihn nicht gefunden." Ein törichtes Haßgefühl trieb ihn, wider besseres Wissen hinzuzufügen: „Vielleicht ist er schon vor dem Angriff geflohen ..."

In den blauen Augen drüben sprühte es auf. „Das ist eine schimpfliche, durch nichts gerechtfertigte Verleumdung! Mein Mann stirbt eher, als daß er ..." Die Stimme brach ihr, sie schleppte sich mit wankenden Knien zu einer an der Hauswand stehenden Bank. Einen Versuch, ihr zu Hilfe zu kommen, wehrte sie mit einer Gebärde des Entsetzens ab. Egon von Heidedorff aber stand da und ballte vor Zorn über sich selbst die Hände, so daß die Nägel ihm tief ins Fleisch schnitten.

Vom Hofe her erscholl Lärm, sein Bursche Ridziwon kam mit lautem Gebrüll aus der Haustür gestürzt und hielt die Hände schützend über dem Kopfe. Hinter ihm ein stämmiges masurisches Dienstmädchen, das unbarmherzig mit einem Scheit Holz auf den langen Schlaks eindrosch. Beim Anblick des russischen Offiziers schrie sie auf und blieb zitternd stehen: „Ach du liebes Gottchen, jetz' is es mit uns vorbei!"

Der Rittmeister hob die Hand. „Keine Angst! Weshalb hast du den Mann da geschlagen?"

Der Bursche schob sich vor. „Barin, ich kam dazu, wie dieses Frauenzimmer einen Wagen anspannte, wegzufahren. Ich sagte, sie muß hierbleiben, ist nicht erlaubt, wegen Verrat; aber sie gleich mit dem dicken Knüppel auf mich los."

Die Sochia Komornik hatte verstanden. Halb aus der Sprache, halb aus den begleitenden Bewegungen. Sie spie heftig aus. „So h'ein gemeine Lügner, Pan Leitman! Abfahren, richtig, ich wollte! Hat er gesagt, er will h'erlauben, sollt' ich vorher mit ihm in Garten spazierengehen kleine Weilchen ..."

„Ridziwon, ist das wahr? Du hast dich an der Person da vergreifen wollen?"

Der Bursche zuckte mit den Achseln. „Barin, was soll ich

mich erſt verteidigen? Du würdeſt der Deutſchen da doch mehr glauben als mir ..."

Egon von Heidedorff ſtand erſt einen Augenblick faſſungslos, dann hatte er verſtanden. Mit eiſerner Fauſt packte er den Kerl in den Kragen, ſchleuderte ihn zu Boden und trat ihm mit dem ſporenbewehrten Abſatz in den Rücken. „Du Sohn einer Hündin, du von einer ſtinkenden Kröte ausgeſpiener Wurm, du wagſt es ...? Da und da und da ... ich ſoll wegen einer Deutſchen die Wahrheit ...? Von wem haſt du das gelernt?"

„Gnade, Barin, Gnade ... aber wie wir noch in Grajewo lagen, ſind gutruſſiſche Männer gekommen, wir ſollen aufpaſſen, wie es uns im Krieg mit unſeren deutſchen Herren Offizieren gehen wird."

Ein letzter Fußtritt ſchnitt dem ſich am Boden windenden Kerl die Rede ab. Zwei ſchwarzgekleidete Damen, eine junge und eine alte, kamen vom Hofe her gelaufen und blieben erſchreckt ſtehen. Der Rittmeiſter nahm ſich gewaltſam zuſammen, aber ſeine Stimme flatterte vor Zorn. „Tut mir leid, meine Damen, ich bin ſonſt nicht ſo gewalttätig ... das hier hatte einen beſonderen Anlaß. Ich verbürge mich dafür, dieſer Lümmel wird ſich anſtändig benehmen, ſolange ich genötigt bin, bei Ihnen im Quartier zu liegen!"

Die jüngere der beiden Damen, ein zierliches Fräulein mit dunklem Haar und verweinten blauen Augen, ſtand erſt ein wenig zögernd, dann trat ſie näher. „Herr Rittmeiſter, ich müßte lügen, wenn ich ſagen wollte, Sie ſind uns willkommen. Aber Sie dürfen verſichert ſein, Sie werden hier angemeſſenes Quartier finden. Wir ſind durch bedauerliche Umſtände verhindert worden, rechtzeitig zu fliehen. Wir ſind vier ſchutzloſe Frauen, da dürfen wir vielleicht darauf rechnen ..."

Egon von Heidedorff richtete ſich auf. „Worauf denn? Glauben Sie, ich werde Ihnen irgendwie zu nahe treten? Dieſen Verdacht möchte ich zurückweiſen! Ich ſtamme ſelbſt aus deutſchem Hauſe ..." Er biß ſich auf die Lippen und ſprach nach kurzem Stocken weiter: „Das heißt, ich wollte ſagen, Sie dürfen ſich der Ritterlichkeit eines ruſſiſchen Offiziers genau ſo anvertrauen wie der eines deutſchen. Ich bitte jetzt, mir mein Quartier zu zeigen!"

Das kleine Fräulein neigte den Kopf mit den ſchweren

braunen Flechten und ging voran. In dem schmalen, von Schränken verstellten Flur öffnete sie die zu den Räumen des Erdgeschosses führenden Türen. „Das steht zu Ihrer Verfügung, Herr Rittmeister."

„Und Sie sind mit den anderen Damen?"

„Wir haben oben noch zwei kleine Stuben, in denen wir uns ganz bequem einrichten können ..."

Er wehrte ab und trat in ein wohnlich ausgestattetes Herrenzimmer. „Das genügt mir vollkommen, meine Gnädigste. Ich bitte, mir hier ein Bett aufschlagen zu lassen. Ich wünsche die Damen so wenig wie möglich zu belästigen."

Das Fräulein wollte sich nach kurzem Danke zurückziehen, eine Handbewegung hielt es auf. „Einen Augenblick noch, meine Gnädigste! Aus gewissen Anzeichen glaube ich schließen zu dürfen, ich befinde mich in dem Hause des Herrn Rittmeisters von Foucar vom siebzehnten deutschen Dragonerregiment?"

„Allerdings ..."

„Dann also" — er räusperte sich, bekam aber seine Stimme nicht frei — „ja, dann tut es mir leid, daß ich mich seiner Frau Gemahlin gegenüber zu einer häßlichen Aeußerung hinreißen ließ. Der Gaul hatte mich abgeworfen, ich war erregt, und auch sonst — ich hatte mit Herrn von Foucar eine alte Abrechnung. Also sagen Sie bitte der gnädigen Frau, ich hätte sie vorhin falsch berichtet. Ich habe allen Grund zu der Annahme, daß ihr Herr Gemahl aus dem Treffen heute früh gerettet ist. Vielleicht schwer verwundet, jedenfalls aber noch lebend. Ein riesenhafter Dragoner mit weißem Haar schleppte ihn aus dem Feuer auf einem ausnehmend guten Pferd, einem Dunkelbraunen ... Ich jagte nach, mußte aber schon nach kurzer Zeit die Verfolgung aufgeben ..."

Ueber das Gesicht der jungen Dame glitt ein heller Schein. Einen Augenblick sah es aus, als wollte sie dem feindlichen Offizier die Hand schütteln. Mitten in der Bewegung aber hielt sie inne. Sie wurde rot, stotterte einen kurzen Dank und ging eilig hinaus ...

Der Bursche Ridzivon brachte den Koffer, unterwürfiger denn je, das tapfere Masurenmädel richtete auf der anderen Seite des Flures ein Bad. Ohne es zu wollen, setzte sie Herrn

und Diener in Verlegenheit, als sie von dem Burschen mit mürrischem Gesicht den Bademantel seines Herrn Offiziers verlangte. Der lange Ridziwon fragte verwundert: „Baddemantell, schtó to takoje, was ist das?“ Der Rittmeister fuhr ihn an: „Etwas, was du natürlich vergessen hast einzupacken, du nachlässiger Lümmel!“ Merkwürdigerweise aber sprach er deutsch, als wenn ihm mehr daran läge, von dem Dienstmädchen verstanden zu werden ... Und als er sich nach ausgiebiger Säuberung in dem behaglich eingerichteten Herrenzimmer in seine einzige bessere Uniform warf, überfiel ihn der Gedanke, wie kümmerlich und ärmlich seine Lebensführung bisher gewesen war ...

Eine Viertelstunde später ging er in seiner guten und kleidsamen Uniform durch den Garten. Der Bursche wartete mit dem gesattelten Gaul vor der Tür, die drei schwarzgekleideten Damen saßen in einer Laube dicht neben dem kiesbestreuten Wege. Er wollte mit kurzem Gruße vorübergehen, aber das kleine Fräulein stand auf und erkundigte sich, ob er mit dem Quartier zufrieden sei. Er bedankte sich, und zugleich fiel ihm ein, daß er bei seinem nicht grade glorreichen Einzuge verabsäumt hatte, sich vorzustellen. Nicht ohne eine gewisse Verlegenheit entschuldigte er sich und nannte seinen Namen. Frau von Foucar und die weißhaarige alte Dame verneigten sich gemessen, das kleine Fräulein aber blickte überrascht auf. „Nein, wie gelungen! Das ist ja baltische Vetternschaft! Und, entschuldigen Sie, sind Sie ein Rigaer Heidedorff oder einer von den zahllosen aus dem Rauhen Hause?“

Er erwiderte kurz: „Keins von beiden, meine Gnädigste! Eine zufällige Gleichheit des Namens ... keine Spur mehr von Verwandtschaft ...“

„Merkwürdig“, sagte das Fräulein. Er aber wandte sich mit flüchtigem Gruße ab. Der sich sträubende Ire bekam ein paar handfeste Peitschenhiebe. Und als er sich mit geschicktem Sprung in den Sattel geschwungen hatte, bändigte er den Widerspenstigen mit harter Faust und scharfem Sporn, bis er ihn in einen langgestreckten Galopp zwang. Das hätte ihm noch grade gefehlt, vor den Damen da Rede und Antwort zu stehen, weshalb er von seiner baltischen Verwandtschaft nichts wissen wollte! Oder vielmehr die nichts von ihm ... Unwillkürlich mußte er denken, wie die Begrüßung sich wohl

abgespielt hätte, wenn an seiner Stelle der elegante Vetter von den Garde-Ulanen gestanden hätte ...

Er schrak zusammen; Herrgott im Himmel, wohin verirrten sich seine Gedanken! Was ging ihn dieses hochmütige deutsche Weibervolk an?

In dem Städtchen fragte er sich nach dem Quartier seines Regiments durch. Es biwakierte unter Zelten auf freiem Felde jenseits des Bahnhofes. Er ließ seine alte Schwadron antreten und suchte drei zuverlässige Leute aus. Den Letten Prikupatis und noch zwei aus dessen evangelischer Sekte, von denen er wußte, sie waren nüchtern und gehorchten aufs Wort. Die nahm er beiseite und instruierte sie genau, sie hätten in der kleinen Villa, rechts von dem zum Deutschen Tore hinausführenden Wege, auf Wache zu ziehen, jedem Soldaten oder Offizier, der ohne seine schriftliche Erlaubnis das Gehöft betreten wollte, den Zugang zu wehren und im Falle der Widersetzlichkeit rücksichtslos von der Waffe Gebrauch zu machen.

Grade als die drei Mann abritten, kam der Leutnant Opalkin gelaufen. Schon von weitem schrie er: „Herr Rittmeister von Heidedorff, ich verbitte mir das! Sie haben hier nichts mehr zu kommandieren, i ch führe jetzt die Schwadron!"

Er durfte es sich herausnehmen nach den im russischen Heere geltenden Begriffen von Disziplin. Nur den unmittelbaren und direkten Vorgesetzten schuldete ein Offizier Achtung und Gehorsam ...

Egon von Heidedorff richtete sich hochmütig im Sattel auf: „Befehl des Generalkommandos! Die drei Mann haben wichtige Dokumente in meinem Quartier zu bewachen!"

Der Leutnant Opalkin lächelte unverschämt. „Ich verstehe! Diese Dokumente sind in einen Weiberrock gewickelt, den Sie, Herr Rittmeister, für sich allein reservieren möchten."

Egon von Heidedorff nahm sich gewaltsam zusammen. Mannschaften standen in der Nähe, er mochte ihnen kein schlechtes Beispiel geben. Und der Bursche da lief ihm nicht fort. Die Rache an dem gedachte er kalt zu genießen. Als Offizier vom Stabe fand er jeden Tag eine Gelegenheit, ihn bis aufs Blut zu schikanieren. Er würdigte ihn keiner Antwort und sah über ihn hinweg, als er seinen irischen Fuchs zur Stadt zurückwandte ...

Als er sich eine Viertelstunde später bei dem Kommandierenden General meldete, stieß er auf einen wenig gnädigen Empfang. Der hohe Herr mühte sich mit etwa zwanzig Vertretern der Bürgerschaft, und der Protokollführer, Oberstleutnant Stary, verstand so wenig Deutsch, daß der anwesende Graf Schuwalow ihm die Aussagen jedesmal umständlich ins Russische übersetzen mußte. Er trat an die Stelle des Oberstleutnants, und die Verhandlungen wickelten sich von dem Augenblick an mit geringerem Zeitverlust ab.

Aber die schlechte Laune des Generals war begreiflich, denn das Frühstück wartete auf ihn, und die Vertreter der Stadt Ordensburg waren von einer schwer begreiflichen Halsstarrigkeit. Keiner von ihnen wollte sich bereit finden, den verlangten Treueid zu leisten, es hatte fast den Anschein, als machten sie sich nichts daraus, für ihre vermeintliche Pflicht in den Tod zu gehen.

Da riß dem Grafen Bariatinsky die Geduld. Er schrie mit zornrotem Gesicht: „Ich weiß ganz gut, worauf Sie hinaus wollen, meine Herren, aber verlassen Sie sich drauf, ich mache keine Märtyrer, mit denen Ihr Gouvernement nachher vor der Oeffentlichkeit Europas krebsen gehen kann! Ich weiß mir auch anders zu helfen. An die Spitze dieser Stadt setze ich einen russischen Polizeimeister, und Sie lasse ich als Geiseln über die Grenze führen. Für jede Unbotmäßigkeit hier fällt bei Ihnen drüben ein Kopf."

Er drückte auf die Klingel, ein Kosakenoffizier trat über die Schwelle, ein untersetzter Mann, schwarzbärtig bis unter die Augen. Mitten im Gesicht, an Stelle der Nase, saß ihm ein mit einem Pflaster verklebtes Loch. Er stand stramm und hob die Hand an den Mützenschirm. „Rittmeister Bajarüschnik zur Stelle! Euer Exzellenz befehlen?"

Der General machte eine kurze Handbewegung. „Sie sehen hier diese sechzehn Männer?"

„Zu Befehl, Euer Exzellenz, ich sehe!"

„Die werden gefesselt nach Grajewo ins Gefängnis geführt. Was mit ihnen zu geschehen hat, werde ich später anordnen. Vorläufig sind sie in Einzelhaft zu setzen. Vielleicht besinnt sich doch noch einer oder der andere, daß er nur ein paar Worte

zu sprechen hat, um zu seiner Familie zurückkehren zu dürfen?..." Graf Bariatinsky machte eine Pause und blickte mit einem lauernden Lächeln zu der dichtgedrängt stehenden Gruppe deutscher Bürger hinüber. Aber er las in den fest ihn ansehenden Augen nur Zorn und Verachtung.

Das große Amtszimmer der Bürgermeisterei, in dem die so fruchtlos verlaufene Verhandlung stattgefunden hatte, füllte sich mit grauen Gestalten, die verhafteten Stadtväter wurden einzeln hinausgeführt. An der Tür wartete ihrer eine kurze Prozedur, in deren Ausführung die Kosaken eine anscheinend durch lange Uebung erworbene Fertigkeit besaßen. Ein rascher Griff, und dem Gefangenen waren die Arme auf den Rücken geworfen. Eine Fessel flog um die Handgelenke, eine lange dünne Leine saß daran; wenn man sie nur ein wenig anzog, schnitt sie wie ein Messer...

Der letzte, der abgeführt wurde, war der Landrat von Döhlau. Er hatte seinen rechten Arm um den alten Pfarrer Stury geschlungen und hielt das vom Fieber zermürbte greise Männlein nur mühsam aufrecht.

Ein kurzer Blick aus seinen befehlgewohnten Augen scheuchte den Kosaken an seiner Seite zurück. „Herr Graf Bariatinsky", sagte er mit halb erstickter Stimme, „ich appelliere an den Edelmann in Ihnen! Hier dieser alte Herr hat nicht mehr lange zu leben! In schwerer Krankheit ist er aufgestanden, um bei seiner Gemeinde zu sein — lassen Sie ihn wenigstens von seiner Familie Abschied nehmen, ehe er unterwegs im Straßengraben stirbt..."

Um die bärtigen Lippen des Generals flog ein bösartiges Lächeln. „Abschied von Familie? Aber ich bitte Sie, mein Herr, der Transport nach Grajewo soll doch keine Vergnügungsreise sein?..."

Der Landrat von Döhlau richtete sich auf, über sein zerhacktes Korpsstudentengesicht zog ein verächtliches Lächeln. „Wenn Sie wüßten, Herr Graf, wie sehr ich's bedauere, auch nur ein Wort an Sie verschwendet zu haben!..." Und er legte ohne Widerstand die Hände auf dem Rücken zusammen, ließ sich fesseln...

Egon von Heidedorff saß wie betäubt dabei und begriff nicht, daß der General so unmenschlich grausam handeln konnte. Das Vergehen dieser Männer war doch ein ehren-

volles; weil sie sich weigerten, die ihrem Landesherrn geschworene Treue zu brechen, durften sie doch nicht wie gemeine Sträflinge behandelt werden ...

Schon wollte er in gewohnter Unbesonnenheit den Mund zu nachdrücklichem Widerspruch öffnen, aber sein wohlwollender Freund, Graf Schuwalow, legte ihm, wie unabsichtlich, die Hand auf die Schulter. „Rasch, lieber Heidedorff, der Rittmeister — der Teufel soll noch wissen, wie dieses halbverfaulte Ungetüm heißt — also der Kerl hat das Namensverzeichnis seiner Gefangenen vergessen!"

Er blickte dankbar auf, ergriff irgendein Blatt Papier und eilte hinaus. Er kam grade noch zurecht, um zu sehen, wie die Verhafteten inmitten einer Schwadron Kosaken abgeführt wurden ... im Trab ...

Das Herz zog sich ihm zusammen vor Mitleid. Er rief den Rittmeister Bajarüschnik an: „Herr Kamerad!"

„Was denn noch?"

„Exzellenz befehlen, Sie sollen die Gefangenen l e b e n d in Grajewo abliefern! Also, bitte, Schritt!"

Aus der in verbissenem Schweigen stehenden Menge, die den Weg säumte, hob sich eine klingende Männerstimme: „Herr Landrat von Döhlau!"

Aus dem Zug der Gefangenen kam Antwort: „Hier!"

„Sie sollen wissen, drüben wird man für Sie sorgen! Morgenröte, utrennjaja sarja, heißt die Parole ..."

Der Rufer verschwand in der Menge. Es war ein schmächtiger junger Mann in abgeschabtem schwarzem Röcklein, um ein hageres Gesicht stand ihm ein schütterer, rötlichblonder Bart. Der Rittmeister von Heidedorff hätte ihn mit Leichtigkeit festnehmen können, aber er tat, als hätte er nichts gesehen noch gehört ...

In dem Verhandlungszimmer steckte sich der Graf Schuwalow eine neue Zigarette an. Die Hände bebten ihm ein wenig.

„Mir auch eine", sagte der General. „Diese Kosaken — wenn sie auch nur eine Viertelstunde in einer Stube gewesen sind ... gleich stinkt es wie in einem Fuchsbau! Und wieso machst du ein so betrübtes Gesicht?"

Der Graf ließ den Rauch langsam zwischen den Zähnen

hindurch und besah sich einen Augenblick lang die sorgfältig gepflegten Fingernägel. „Aber nicht böse sein, Wanotschka ..."

„Bewahre!"

„Also du hast dich wie ein Wildschwein benommen! Und du hattest mir doch nach stundenlanger Unterhaltung beigepflichtet, wir sollten uns bemühen, auch moralische Eroberungen zu machen ..."

Der General fuhr auf. „Erober' du mal diese widerspenstige Gesellschaft moralisch! Bin einigermaßen neugierig, wie du das angestellt hättest!"

„Sehr einfach! Ich hätte auf den höchst überflüssigen Treueid verzichtet. Werden wir wieder hinausgeschmissen — was ich für sehr wahrscheinlich halte —, ist er eine unnütze Farce. Bleiben wir hier, kommt er nach einiger Zeit von selbst ..."

Graf Bariatinsky schüttelte den Kopf. „Es mußte ein Exempel statuiert werden! Verlaß dich drauf, es wird uns für die Folge die Arbeit sehr erleichtern ..."

Der dicke Graf Schuwalow sah seinen Jugendfreund zweifelnd an. „Bei diesen Menschen? ... Mein Lieber, mit denen werden wir nicht fertig!"

9

An diesem Tage wurde es recht spät, ehe der Rittmeister von Heidedorff daran denken konnte, sein Quartier aufzusuchen. Am Vormittag hatte er auf Befehl des Generals die für die Zivilbevölkerung bestimmten Maueranschläge in verständliches Deutsch umgießen müssen. Nach einer in einer kleinen Kneipe hastig hinabgeschlungenen Mahlzeit hatte er die zur Ausgabe kommende Nummer der Ordensburger Zeitung durchsehen und dem Herausgeber einen Artikel diktieren müssen, der die friedlichen und wohltätigen Ziele des russischen Einbruches darstellte. Das Städtchen solle zum Mittelpunkt des künftigen Gouvernements Masuren erhoben werden; es liege also im Interesse eines jeden Bürgers, diese reichen Segen versprechende Entwicklung durch Ungehorsam und Widerstand nicht zu stören. Der Redakteur machte zwar beim Nieder-

schreiben dieses Artikels ein Gesicht, als verbeiße er sich nur mit Mühe ein Lächeln, aber Egon von Heidedorff war zu abgespannt, um ihn zur Rede zu stellen. Wenn es so weiterging, führte er die Geschäfte des Armeekorps allein. Erst gegen Abend kam er dazu, sich um sein eigentliches Kommando zu kümmern ...

Der Beamte von der Intendantur schien ihn schon längst erwartet zu haben. Auf dem Schreibtisch stand eine Flasche Wein neben einer Zigarettenschachtel, in dem Abrechnungsbuche lag schon nach der ersten Seite — nach altbewährter Sitte — ein Hundertrubelschein. Dem Rittmeister stieg der Zorn ins Gesicht, er hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Weinflasche umfiel und zu Boden kollerte.

„Herr, ich verbitte mir das!"

Der im Range eines Hauptmanns stehende Beamte wand sich vor dem Revisor wie ein Ohrwürmchen. „Verzeih', Barin, ich hab' dem Tropf von Sekretär gleich gesagt, es wird zu wenig sein! Wenn Seine Exzellenz der Herr General eine so plötzliche Prüfung anordnen, gehören sich zum mindesten fünfhundert Rubel ins Buch, damit die Abrechnung mit den Belegen stimmt ..."

Egon von Heidedorff mußte wider Willen auflachen. Nicht wegen seiner Diebstähle entschuldigte sich das Gewächs da, sondern wegen der Unzulänglichkeit der Bestechungssumme. Da konnte er sich die Durchsicht der Bücher sparen. Und was frommte es, wenn er dazu half, daß dieser Schweinehund hier fortgejagt wurde — an seine Stelle trat ein anderer, der darum nicht ehrlicher arbeitete! Nur vorsichtiger ... Er nahm den Verbrecher bei der Brust und schüttelte ihn, daß der Kopf schlackerte. „Da, du Lump! Ich will dich durch eine Anzeige beim Herrn General nicht unglücklich machen. Aber von morgen an wird keine Zahlung geleistet, die ich nicht geprüft habe! Und die hundert Rubel da gehen ans Rote Kreuz ..."

Der Beamte schnappte nach Luft. „Sehr wohl, vielvermögender Herr Wohltäter, aber wer bürgt dir dafür, daß nicht auf diesem Wege das schöne Geldchen in einen falschen Hals kommt?"

Egon von Heidedorff riß den Schein in kleine Fetzen und warf sie dem Beamten vor die Füße. „Da friß sie auf, du gewissenloses Schwein! Aber denk daran, mit jedem Stückchen

frißt du einem unserer armen Kerls in der Front den warmen Mantel fort, die Stiefel oder die Patronen. Und wehe dir, wenn es von morgen an nicht anders wird ..."

Er ging mit klirrenden Sporen hinaus und schmetterte hinter sich die Tür ins Schloß, daß es krachte. Und auf der Treppe überkam es ihn, daß er nur mit Mühe ein Aufschluchzen zurückhalten konnte. So wie dieser Tschinownik hier stahlen Tausende in der großen russischen Armee.

Er schritt durch das im tiefen Dunkel liegende Städtchen, jedes Licht bis auf die kümmerlich brennenden Straßenlaternen war gelöscht. Und er mußte denken, wieviel Kummer wohl hinter den dunklen Fensterscheiben wohnen mochte.

Eine seltsame Ungeduld trieb ihn zu dem Häuschen vor dem Deutschen Tor. Eine Art von Beklemmung war es, in seiner Abwesenheit könnte irgend etwas Uebles geschehen sein. Da stieg er in den Sattel, und — merkwürdigerweise — der Ire bockte nicht, hielt still wie ein Lamm. In schlankem Trabe ging es die Straße entlang. Hinter den letzten Häusern des Städtchens fiel das Pferd auf ein leichtes Zungenschnalzen in eine windende Fahrt, die dem Reiter fast den Atem benahm. Ein herrliches Gefühl mußte es sein, auf so edlem Blut gegen den Feind zu jagen! ...

Zwischen den schwarzen Baumkronen blinzelte ein Lichtlein, der Lette Prikupatis trat aus dem Schatten einer hohen Pappel neben der Gartentür.

„Któ tam, wer da?"

Er schwang sich zu Boden. „Ich, du guter Kerl, dein alter Rittmeister. Und ist irgendwas passiert?"

„Nein, Herr Rittmeister. Bloß Herr Leutnant Opalkin sind vorbeigeritten, haben gefragt, was hier wohnt. Ich hab' gesagt, eine dicke Bäuerin mit einer triefäugigen alten Magd, weil ich den Teufel in seinen Augen sah. Und später ist ein verwachsenes kleines Mädchen gekommen, das um Brot bettelte. Da hab' ich gesagt, ‚kann passieren' ..."

„Gut, mein Junge! Bring den Gaul in den Stall, und dann darfst du schlafen gehen!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!"

Egon von Heidedorff ging eilig den kiesbestreuten Weg entlang, mit einer seltsamen Erwartung im Herzen. Doch es gab

eine Enttäuschung; das Zimmer im Erdgeschoß war leer. An der Wand stand ein frischbezogenes Bett, auf dem Tisch in der Mitte brannte eine Lampe. Auf einem blütenweißen Tuche war ein köstliches Abendbrot gerüstet, ein Teller voll appetitlich hergerichteter Brötchen neben einer Flasche Wein. Da ließ er sich in den bequemen Lehnsessel nieder, aß und trank wie ein hungriger Soldat. Mittendrein mußte er über sich selbst ein wenig lächeln. Das war — weiß Gott — reichlich Freundschaft genug in Feindesland! Er Narr hatte sich eingebildet, die kleine Dunkelhaarige würde ihm beim Nachtmahl Gesellschaft leisten, womöglich sagen: „Bitte, langen Sie nur ordentlich zu, Herr Rittmeister!“ ... Die schlief im fest verrammelten Zimmer und plagte sich mit ängstlichen Träumen. Und aus Furcht hatte sie ihm das Nachtessen gerichtet.

Er hatte sich eine Zigarette angesteckt und nahm die Lampe in die Hand, um die Bilder an den Wänden zu betrachten. Und da machte er eine seltsame Entdeckung ... Auf dem kleinen Tischchen am Kopfende des Bettes stand plötzlich im hellen Lichtschein eine langgestielte rote Rose in einem hohen, feingeschliffenen Glase — wie ein eben hingezaubertes holdes Wunder stand sie da! ... Daneben lag ein Zettel. „Zum Dank für die brave litauische Schutzwache“ war in feiner Mädchenschrift darauf zu lesen ...

Das rührte ihn gar seltsam ans Herz ... Er nahm behutsam das Glas, stellte es vor sich auf den Tisch und sah immerfort auf die in dem feingeschliffenen Glase sich zu ihm neigende Blume.

Die Rose verwandelte sich. Ueber dem Glase schwebte ein Mädchengesicht. Nicht besonders hübsch, aber eine unsägliche Güte lag darauf, fast wie bei seiner Mutter. Ueber einem keck vorspringenden Näschen standen zwei klarblickende blaue Augen, und der feine Mund sah aus, als hätte er noch nie ein häßliches Wort gesprochen. Irgendwo — so war ihm zumute ... hatte er dieses Gesicht schon gesehen. Auf einem Bilde vielleicht oder in einem jener Träume, die in die Zukunft langen ... oder Erinnerungen wecken an ein Leben in anderer Gestalt ...

Die Augen fielen ihm zu — kein Wunder, denn er hatte zwei Tage und Nächte nicht geschlafen. Und der Traum entführte ihn in ein Land, in dem es weder Haß noch Zwietracht, weder Blutvergießen noch Krieg gab ...

Ein gellender Schrei ließ ihn auffahren. Er hörte ein dumpfes Poltern, danach von einer Männerstimme einen unterdrückten Fluch. Mit einem Schlage war er wach, griff nach der Lampe und sprang in die zum Flur führende Tür. Das derbe masurische Dienstmädchen lag wie ein Frosch über den letzten Treppenstufen, vor sich einen kleinen Koffer. Die drei Damen standen mit entsetzten Gesichtern dabei, von der Wand löste sich ein riesenhafter Kerl in Bauerntracht. Ein Messer blitzte in seiner erhobenen Hand... Die kleine Dunkelhaarige warf sich dazwischen, schrie auf: „Heurich, bist du verrückt geworden?..."

Er sprang ins Zimmer zurück, ergriff seine Pistole und schrie zornig: „Was geht hier vor?"

Die Kleine trat ihm mit gefalteten Händen entgegen, die Augen voll Tränen. „Seien Sie gut, Herr von Heidedorff! Heute nachmittag hatte meine Kusine Annemarie die Nachricht bekommen, daß ihr Mann am Leben und in Sicherheit ist. Da wollte sie zu ihm. Ich sagte gleich, wir sollten uns Ihnen anvertrauen. Sie hätten sicherlich die Erlaubnis gegeben. Aber meine Tante und Frau von Foucar waren dagegen. Und jetzt ist das dumme Mädel ungeschickterweise mit dem Koffer die Treppe hinuntergepurzelt..."

Sein Zorn schmolz unter dem bittenden Blick der blauen Augen wie Frühjahrsschnee in der Mittagssonne, aber sogleich durfte er doch nicht nachgeben... Er machte ein finsteres Gesicht und trat auf den riesenhaften Alten zu, der in dienstlicher Haltung stand wie ein Soldat, Hacken zusammen und Hände an der Hosennaht. „Du Kerl also hättest mich hier abgestochen wie ein Schwein an der Schlachtbank, wenn das Fräulein da dir nicht in den Arm gefallen wäre?"

In dem von Wind und Sonne braungebeizten Gesicht des Alten arbeitete es. Er schien erst nachzudenken, ehe er antwortete. „Ja, Herr Rittmeister, das hätte ich getan. Ich dien' mehr als vierzig Jahre in Kalinzinnen, und da muß man doch... ja also, ich bitt' um Entschuldigung, so is vielleicht bässer! Es hätt' zuviel Spektakel gegeben und Untersuchung danach... Und ich verspräch' Ihnen fälsenfäst, ich komm' zurück und ställ' mich zur Bestrafung, wänn Se mir erlauben, meine gnäd'ge Frau Rittmeister zu ihrem Härrn Gemahl zu bringen."

Egon von Heidedorff mußte sich erst räuspern, ehe er fragen konnte: „Wie geht's ihm denn?“

„So durchwachsen, Härr Rittmeister. Furchtbar viel Blut verloren, und das gnäd'ge Freilein aus Marczinowen sagt, wänn man auf die Wunde fiehlt, quäbbt es wie auf 'ner weichen Moorwies'... Der russische Dragoner muß 'ne dolle Kling' geschlagen haben...“

„Na ja, aber wenn ich euch nun freigeb'... wie wollt ihr durch die Postenlinie kommen?“

Der Alte lachte kurz auf.

„Das lassen Se man meine Sorge sein, Härr Rittmeister! Hat mich her zu keiner aufgehalten, wird uns auch auf'm Rückweg keiner sehen...“

Egon von Heidedorff atmete auf. „Dann in Gottes Namen! Aber sicher ist sicher: falls ihr einer Patrouille begegnet, Parole ist ‚Suwalki‘ und Feldgeschrei ‚da sdrásztwujet Roszija‘, es lebe Rußland!“ Er wandte sich zu der hochgewachsenen jungen Frau, die in der Tracht einer masurischen Bäuerin blaß am Treppengeländer lehnte. „Werden Sie das behalten, gnädige Frau?“

Sie streckte ihm mit einem dankbaren Aufleuchten in den großen blauen Augen die Hand entgegen: „Ich kann ein wenig Russisch, da werde ich's wohl nicht vergessen. Und ich will meinem Manne berichten, gegen einen wie ritterlichen Gegner er gefochten hat.“

Er wollte die schmale Hand an die Lippen führen, aber sie zog sich rasch zurück. Er empfand es im Augenblick wie eine Kränkung und ging in sein Zimmer. Eine bleierne Müdigkeit überkam ihn plötzlich, er fiel wie ein Klotz in sein Bett. Und er hatte die unklare Empfindung, in dem Wein sei ein Schlafmittel gewesen, das erst jetzt seine Wirkung tat... Aber nur seine Glieder schliefen, hinter der Stirn geisterten und spukten ihm aufgeregte Gedanken...

Vor einem Kriegsgericht stand er wegen Verrats der Parole an eine gefährliche Spionin. Der Leutnant Opalkin reckte sich als Ankläger: „Meine Herren, ich habe schon immer behauptet, er ist ein heimlicher Deutscher, jetzt haben wir endlich den vollen Beweis! Ich beantrage Verhängung der Todesstrafe, denn alles, was deutsch ist in Rußland, muß ausgerottet werden...“ Er schrie zurück: „Ihr seid verrückt! Ich bin ein

ebenso guter Russe wie ihr, und ihr seid an allem schuld! Ihr treibt einen ja mit Gewalt dazu, euch zu verachten, und was man bei den Deutschen sieht, ist tapfer, gut und erhaben ..." Der General Bariatinsky hob die Hand: „Vorwärts, führt ihn an die Mauer!"

In Schweiß gebadet, wachte er auf. Gott sei Dank, er lebte noch! Vor den Fenstern blaute der kommende Tag, und im Garten draußen sangen die Amseln — — —

10

Kein Lufthauch regte sich weit und breit. Die Augustsonne stand am wolkenlosen Himmel und schickte ihre sengenden Strahlen auf ausgedörrtes Land. Auf der breiten, vom Städtchen zur Grenze führenden Straße bewegte sich ein trauriger Zug voran. Auf jeder Seite eine Reihe hintereinander reitender Kosaken, in der Mitte ein Trupp von deutschen Männern, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Wie gemeine Verbrecher wurden sie vorwärts getrieben. Die Hände auf dem Rücken gefesselt. Der Staub, den die Füße der Kosakenpferde aufwirbelten, setzte sich ihnen in Nase und Mund, fraß sich in die Lungen ... Die bärtigen Kerle im Sattel merkten wenig davon. Sie tauschten lustige Zurufe und rauchten Zigaretten.

Der erste der Gefangenen, der schon nach einer halben Stunde zusammenbrach, war der greise Pfarrherr der Gemeinde Ordensburg. Das alte Männchen, das mit schwerem Fieber aus dem Bette geeilt war, taumelte hin und her wie ein Betrunkener. Wenn es stolperte, riß der führende Kosak an der scharfen Leine. Es richtete sich für ein paar Schritte wieder auf und rief mit kläglicher Stimme: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"

Dem Landrat von Döhlau drehte sich vor Mitleid das Herz im Leibe herum, er brüllte auf und drängte seine Brust nach vorn, damit dem Vieh in Menschengestalt da oben im Sattel seine goldene Uhrkette ins Auge fallen sollte. Und er versuchte, ihm durch Bewegungen des Kopfes begreiflich zu machen, die als Belohnung zu nehmen, wenn er den todkranken alten Herrn da nicht mißhandelte. Und der Kosak schien ver-

ſtanden zu haben. Erſt riß er die Kette an ſich, grinſte vergnügt, als eine goldene Uhr daran hing, dann griff er dem alten Männlein ins Genick und hob es wie ein Kind vor ſich in den Sattel. Und es ging eine ganze Weile lang in flottem Schritt vorwärts ...

Plötzlich aber ſchrie der Koſak auf, warf ſeine Laſt mit einer Gebärde des Ekels und mit kräftigem Schwunge in den Straßengraben. Da blieben die Gefangenen mit einem Ruck ſtehen, achteten nicht auf die ins Fleiſch ſchneidenden Feſſeln noch auf die drohend geſchwungenen Nagaiken ...

Der Führer der Kolonne, der Rittmeiſter ohne Naſe, wandte ſich im Sattel: „Fpjerod, vorwärts! ...“

Der Koſak drängte ſich vor. „Herr Rittmeiſter, ich bitte ſehr, der Mann iſt tot! Wieſo ſoll ich mich weiter mit ihm ſchleppen?“

Der Rittmeiſter machte eine Handbewegung: „Alſo gut, ſcharrt ihn ein ...“

Vier Koſaken ſprangen aus dem Sattel und warfen mit Händen und Füßen ſchwere Erdplacken von dem grauen Acker jenſeits des Grabens, bis das kleine Männlein von einem Hügel notdürftig bedeckt war. Der Bürgermeiſter Weſſollek ſprach mit tränenerſtickter Stimme ein Vaterunſer. Nach dem Amen kam allen deutſchen Gefangenen aus der Bedrängnis ihres Herzens ein Lied auf die Lippen: „Jeſus, meine Zuverſicht ...“ Der Führer der Kolonne aber ließ ſie nur den erſten Vers ſingen. Dann hieß es wieder vorwärts ...

Gegen Abend trafen ſie in Grajewo ein, durften an einer auf dem Markt ſtehenden Pumpe ihren brennenden Durſt löſchen und wurden in das Gerichtsgefängnis geführt. Jeder in eine beſondere Zelle, wie der General Bariatinſki es befohlen hatte. Das Gefängnis lag in einer Seitenſtraße, eine hohe Ziegelmauer ſchloß es von der Außenwelt ab.

Ein grauhaariger Wärter führte den Landrat von Döhlau einen Korridor entlang und öffnete eine eiſenbeſchlagene Tür: „Da hinein ...“

Herr von Döhlau entſann ſich der Worte, die ihm auf dem Marktplatze von Ordensburg zugerufen worden waren. Er ſah den Alten feſt an, ſagte deutlich: „Utrennjaja sarja ..“ Wenn es nichts half, konnte es auch nichts ſchaden ...

In dem Geſicht des Grauhaarigen zuckte keine Muskel,

gleichgültig schloß er die Tür ... Der Gefangene stand in einem engen Raum, nur allmählich gewöhnten seine Augen sich an das Halbdunkel. Ein verstaubtes kleines Fenster in doppelter Mannshöhe ließ ein wenig Licht herab, die Mauern glitzerten in einem weißlichen Ausschlag, ein beizender Geruch reizte zum Husten. An einer der Längswände stand eine hölzerne Pritsche, von kurzem, zu Häcksel zermahlenem Stroh bedeckt. Und dieses Stroh schien sich zu bewegen ... Erst glaubte er an eine Sinnestäuschung. Dann blickte er schärfer hin, und ein unsägliches Grauen kroch ihm vom Nacken her über den Kopf. Was sich da bewegte, war Ungeziefer ... Er schrie auf, hämmerte mit dem Absatz gegen die eisenbeschlagene Tür, aber es kam keine Antwort, so oft er in den Pausen auch lauschte. Er schrie, bis ihm die Zunge wie ein trockenes Stück Holz im Munde lag ... es kam keine Antwort. Da lehnte er mit dem Rücken gegen die feuchte Mauer. In der Westentasche trug er wohl ein kleines Messer, scharf genug, um die Pulsadern zu durchschneiden, aber er konnte es nicht fassen, denn die Hände waren ihm noch immer auf dem Rücken gebunden ... Endlich — vor dem vergitterten kleinen Fenster war es schon dunkel geworden — rasselte es im Schlosse. Die Tür ging auf, ein Männlein schlüpfte herein wie eine Maus, die Tür schlug wieder zu. Das Männlein hob eine kümmerlich brennende Laterne: „Sennen Sie der, wo zu dem Storosch ein bestimmtes, gutes Wort hat gesprochen?"

Herr von Döhlau atmete auf. „Ja, der bin ich!"

„Mög' es sein, daß Sie können aufbringen fünftausend Rubel bis morgen abend?"

„Und wenn ich's könnte, was dann?"

Das Männchen zog bedächtig den grauen Spitzbart durch die Hand. „Da wäre viel möglich zu machen! Mit fimftausend Rubel me könnt' erst reden mit dem Pristaw, und wenn er sich nich getraut allein, me könnt' gehen zum Herrn Kommandant. Und dann könnt' sein, daß me Sie vergeßt in diesem Gefängnis, bis de Preißen kommen, oder verleicht, daß der Storosch die Tür da läßt offen stehen, und Sie finden neben Ihrem Brot e richtigen und guten Paß ..."

„Und was geschieht mit meinen Mitgefangenen?"

„Weiß ich? Verleicht werden se schon übermorgen verschickt oder e paar Tage später ..."

Botho von Döhlau warf den Kopf in den Nacken. „Dann verzichte ich! Wenn ich sie nicht mit befreien kann, muß ich ihr Schicksal teilen."

Das Männlein schüttelte bekümmert den Kopf mit dem verbeulten Zylinder. „So sprecht e preiß'scher Edelmann! Was sag' ich, Edelmann? E Graf! Aber Herr, wissen Sie, was in dem einen Wort ‚verschicken' ise einbeschlossen? Das heißt, viele tausend Werst auf Ihre eigene Fieß nach Sibirien! Jeder Schritt e Marter, wenn die Stiefel sennen zerrissen und die Fieß voll Schwären. Die Täg e Qual von Morgen bis auf'n Abend und die Nächte e Pein, denn Sie sollen schlafen in verfaultem Stroh und Kot, wo schon viele Menschen vor Ihnen haben gelegen, und sie sennen aus Not geworden wie die Tiere ..."

Herr von Döhlau mußte sich erst räuspern, ehe er antworten konnte. „Schön", sagte er, „aber ich fürchte, ich werde die verlangte Summe nicht auftreiben können. Mein Vater ist ein hoher Beamter im Westen, nur wie soll ich eine Nachricht zu ihm gelangen lassen? Meine Frau ist so reich, daß sie hundert solche kleine Lumpen auskaufen könnte wie hier Ihren Kommandanten, aber sie steht im innersten Herzen auf seiten unserer Feinde. Sie ist die Tochter eines reichen lothringischen Fabrikbesitzers ... ein verwöhntes Kind ... als sie mir an die russische Grenze hin folgte, nahm sie's als ein kurzes, lustiges Abenteuer. Wie die ersten rauhen Winde bliesen, ließ sie mich allein ... Vielleicht ist sie mit ihrem Vater heute schon in Paris, aber, selbst wenn ich sie erreichen könnte — eher würde ich elend zugrunde gehen, als sie um Hilfe bitten ..."

„Ja dann, Herr ... Und wieviel haben Sie jetzt noch bei sich?"

„Nicht einen Pfennig! Als mein Kosak mich dem Wärter übergab, griff er mir in die Taschen. Ehe ich ein Wort herausbringen konnte, war ich geplündert."

„Da, Herr, schreiben Sie ein Wort um Hilfe an Ihren Freund in Ordensburg, ich will es noch heut' abend befördern an die Adreeßen ..."

Botho von Döhlau mußte eine Weile lang eine Hand an der anderen reiben, ehe er mit unbeholfenen Fingern schreiben konnte.

„Lieber Herr Kochanski, man bietet mir für fünftausend

Rubel die Freiheit. Selbst wenn das Geld aufzutreiben wäre, ich würde mich von meinen Schicksalsgenossen nicht trennen. Sollte es Ihnen möglich sein, eine Nachricht an meinen Vater gelangen zu lassen: er ist Oberpräsident in Koblenz. Vielleicht gelingt es ihm durch das Auswärtige Amt, mich und meine Gefährten zu befreien. Auf Wiedersehen in besseren Zeiten!

Botho von Döhlau."

Das Männlein las die Seiten in seinem Notizbuche aufmerksam durch. Als er fertig war, schob er es in seine Brusttasche.

Der Landrat von Döhlau fragte: „Aber wenn Sie auch meinen Brief an Herrn Kochanski befördern — glauben Sie, daß er in der Lage ist, den Hilferuf an meinen Vater zu schicken?"

„Er schickt! Was geht's mich an, wie? Verleicht durch einen Vogel durch der Luft oder mit einem russischen Soldat, der das gute Wort kennt wie Sie und ich? Es sind ihrer viele, die es kennen! ... Aber wenn die Antwort kommt, sind Sie auf dem Marsch nach Sibirien ..."

Botho von Döhlau richtete sich auf. „Verlassen Sie sich drauf, man wird mich zurückholen!"

Das alte Männchen griff in die Tasche, holte ein Pack Zigaretten hervor und ein Dutzend auf eine Schnur gereihte Biggel, ein ringförmiges Gebäck aus Weizenmehl. Der Landrat faßte gierig zu, er hatte seit dem frühen Morgen außer einem Schluck Wasser nichts genossen.

„Herr, wie soll ich Ihnen das mal vergelten? Und wenn Sie noch ein übriges tun wollen, sagen Sie dem Wärter, er möchte meine Zelle säubern, ehe ich mich schlafen lege. Das Ungeziefer frißt mich sonst auf!"

„Das wird schwer hineingehen in seinen Verstand! Er hat selber welches, nur am Sonntag sucht er sich's ab. Wer überhaupt in Rußland hat keins?"

Das graue Männchen war so heimlich verschwunden, wie es gekommen war. Botho von Döhlau stand allein. Nach einer Weile kam der Wärter, kehrte den kurzgemahlenen Häcksel in einer Ecke zusammen, begoß ihn mit einem Eimer kochenden Wassers und warf auf die Pritsche ein Bündel frisches Stroh. Auf ein Brett an der Wand stellte er einen Tonkrug und ging schweigend wieder hinaus. Der Landrat von Döhlau aber

schlang gierig die trockenen Biggel hinunter, stillte seinen Durst aus dem Wasserkruge und streckte sich auf der harten Holzpritsche aus, das Strohbündel als Kopfkissen. Seine Lage kam ihm nicht mehr so verzweifelt vor wie noch vor wenigen Stunden. Es ging doch nicht an, daß er und seine Mitgefangenen ohne jeden triftigen Grund nach Sibirien verschleppt wurden. Es mußte doch zu irgendeiner Vernehmung kommen, und da wollte er energisch genug gegen diese allem Völkerrecht Hohn sprechende Behandlung protestieren ...

Aber die Tage kamen und vergingen, die ersehnte Befreiung blieb aus. Die eisenbeschlagene Tür öffnete sich nur, wenn der schweigsame alte Wärter den Krug auf dem Wandbrette mit frischem Wasser füllte und daneben ein verschimmeltes Stück Brot legte. Zu jeder Frage und Bitte schüttelte er nur den Kopf: „Nie pammaju Gaspadin ... Herr, ich verstehe nicht ..." Endlich jedoch kam ein Tag, an dem der Landrat von Döhlau aus der halbdunklen Zelle ins Freie geführt wurde. Eine ganze Weile dauerte es, bis seine Augen sich wieder ans Licht gewöhnten, und da erkannte er, daß er mitten zwischen seinen Leidensgefährten stand. Sie sahen sich an und erschraken voreinander. Die Gesichter blaß und verfallen ...

Die Ordensburger Stadtvertreter wurden zu dreien nebeneinander vom Gefängnishofe auf den Marktplatz geführt. Und da fanden sie eine große Menge von Schicksalsgenossen. Wohl an zweihundert Weiber, Kinder und Greise, aus den Grenzdörfern in Gefangenschaft verschleppt. Sie harrten stumpf auf dem weiten Platze wie eine Viehherde, die zur Schlachtbank geführt werden sollte. Und nur zögernd gaben sie Auskunft. Immer mit Klagen dazwischen, daß sie so töricht gewesen wären, im Vertrauen auf russische Menschlichkeit in der Heimat zu bleiben. Die Knaben und Jünglinge waren ermordet oder verstümmelt durch Abschlagen der rechten Hand, die Mädchen zur Lustbarkeit ins Lager verschleppt ...

Ein Männchen mit verbeultem Zylinderhut schob sich da, wo der Landrat von Döhlau stand, vorbei und gab ihm durch ein plötzliches Räuspern ein Zeichen. Botho von Döhlau bückte sich rasch und schob ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen in die Brusttasche. Barg die Summe Geldes, die er noch vor kurzem an einem einzigen lustigen Abend ausgegeben hatte, wie einen köstlichen Schatz ...

Der Rittmeister mit dem Pflaster auf der Nase kam, hoch zu Roß, auf den Marktplatz. „Fertig?“ rief er den Wachtmeister der Geleitstruppe an, und der antwortete: „Zu Befehl!“ Mit Schreien und Fluchen ordneten die Kosaken den traurigen Zug in Reihen zu vieren. Der Bürgermeister Wessollek schlug sich plötzlich mit den Fäusten gegen die Brust wie ein Rasender. „Das dulde ich nicht!“ schrie er auf und rannte aus der Reihe, packte den Gaul des Rittmeisters am Kandarenzügel: „Das dulde ich nicht, ich verlange, vor ein ordentliches Gericht geführt zu werden ...“

Der Rittmeister Bajarüschnik zog den rechten Fuß aus dem Steigbügel, zielte sorgfältig und trat dem Bürgermeister Wessollek mit dem spornbewehrten Absatz mitten ins Gesicht. „Da, du Sohn einer Hündin, das ist dein ordentliches Gericht! ... Und wie kannst du es wagen, dich an einem russischen Offizier zu vergreifen? ...“

Ein Kosak spornte seinen Gaul gegen den Zurücktaumelnden, eine Klinge blitzte in der Luft, der brave preußische Bürgermeister sank mit ausgebreiteten Armen auf das Pflaster zurück. Eine dunkle Lache von Blut breitete sich unter seinem regungslos liegenden Körper ... Und der Rittmeister lachte kurz auf. „Seht doch den Faulpelz! Weil er Angst hat, zu Fuß zu gehen, legt er sich lieber schlafen ...“

Danach ging der Transport der Uebrigbleibenden gar leicht vonstatten. Wenn einer der Begleitmannschaften sie nur scharf anblickte, beschleunigten sie den Schritt. Aber schon nach dem ersten Tagesmarsche, der bis zu dem Dorfe Raygrod führte, hatte sich die Zahl der mühselig auf staubiger Landstraße Dahinziehenden verringert. Trotz allem löblichen Eifer brach ab und zu eins der Weiber oder Kinder oder einer der alten Männer in Sonnenbrand und Staub zusammen. Dann blieb einer der Begleitmannschaft zur „Hilfeleistung“ zurück. Aber schon nach kurzer Frist kam er wieder angesprengt und erstattete dem Rittmeister Bajarüschnik eine Meldung. Und der zog ein Notizbuch, strich darin eine Nummer aus ...

Der Landrat von Döhlau zählte genau, bis zum Einrücken in das Nachtlager waren zweiunddreißig auf diese Weise zurückgeblieben. Er warf sich todmüde auf die kahle Erde; seine leichten Stiefel waren zerrissen, die Füße brannten, und im Nacken biß ihn Ungeziefer. Das kleine scharfe Messer in der

Westentasche drückte ihm beim Niederlegen gegen die Rippen, als wenn es sagen wollte: „Hier bin ich, einen kurzen Schnitt nur, und deine Qual hat ein Ende ...“ Er nahm es und warf es im Bogen weit von sich fort, um jeder Versuchung zu entgehen. Und wenn er auf wunden Stümpfen weitermarschieren sollte, er mußte bis zum Ende ausharren.

II

Zur selben Zeit weilte mitten im Beldahner Walde eine junge Frau bei ihrem schwerwunden Mann. In einer wohl tausend Morgen großen Kiefernschonung lag, einem tiefen Kessel gleich, ein rundes Tal. Dort hatte die Herrin von Marczinowen, das Fräulein von Streit, ihr Gutsgesinde vor den Russen geborgen. Wie sie annahm, nur für wenige Tage; denn viel länger konnte es nicht dauern, bis die anrückenden deutschen Truppen den eingedrungenen Feind wieder über die Grenze warfen.

Aber mehr als zwei Wochen waren vergangen, kein Anzeichen ließ darauf schließen, daß von Westen her die ersehnte Hilfe nahte. Nur ab und zu, in stillen Nächten, konnte man murrenden Kanonendonner vernehmen. Wie das Grollen eines weit entfernten Gewitters hörte es sich an. Und der alte Gutsförster Hahn, der in einer mondlosen Nacht auf Kundschaft gegangen war, kehrte im Morgengrauen mit betrübenden Nachrichten wieder heim. Ueberall seien die Russen in siegreichem Vordringen. Bei Eydtkuhnen hätten sie eine deutsche Armee geschlagen, Gumbinnen und Insterburg besetzt, schickten ihre streifenden Kosakenpatrouillen bis an die Tore von Königsberg. Südwärts aber marschierte eine ungeheure Armee gegen die Linie Ortelsburg—Neidenburg—Soldau, nur noch die kleine Feste Boyen zwischen Mauer- und Lewentiensee leistete hartnäckigen Widerstand. Unter dem Befehl des Obersten Busse, eines tapferen Mannes von altpreußischem Schrot und Korn. Es hieß, er hätte geschworen, sich mitsamt seiner Besatzung unter den Trümmern der Zitadelle begraben zu lassen, ehe er den ihm anvertrauten Platz dem Feinde übergäbe.

Das Fräulein von Streit hörte den Bericht mit sorgenvoller Miene an, denn für ein langes Ausharren in dem Waldversteck war sie nicht eingerichtet. Mehr als dreißig Menschen waren zu ernähren, und sie konnte genau ausrechnen, wann die mitgebrachten Speckseiten, Würste und geräucherten Schweineschinken ein Ende nehmen mußten. Fast jeden Tag aber kamen einige bedrückte Weiblein neu herzugeschlichen und bettelten um Jesu Barmherzigkeit willen, dableiben zu dürfen.

Gott allein mochte wissen, wie es sich in den Dörfern um den Beldahner Wald herumgesprochen hatte, daß die Herrin von Marczinowen in den dichten Schonungen am Tatarensee eine sichere Unterkunft geschaffen hatte. Vielleicht war der Beldahner Gastwirt Bubritzky daran schuld, der — geschwätziger als ein Bartscherer — jedem Kunden bei einem Glase Schnaps zugleich die neuesten Neuigkeiten erzählte. Dem gedachte das Fräulein Streit bei der ersten passenden Gelegenheit gar gründlich aufs Dach zu steigen, obwohl er eine Guttat auf der anderen Seite des Kerbholzes zu seinen Gunsten vorweisen konnte; nämlich, daß er dem alten Heurich den rechten Weg gewiesen hatte ... Ohne frühzeitige Hilfe wäre der Rittmeister von Foucar, den sein Getreuer aus dem Kampfgetümmel entführt hatte, verloren gewesen ... Blaß wie ein Leintuch hatte er auf dem weichen Moospolster gelegen; nur wenn man ihm eine Flaumfeder an den Mund legte, merkte man, daß noch ein wenig Leben in ihm war. Da beschränkte das Fräulein von Streit sich darauf, mit einer sorgfältig in kochendem Wasser gereinigten Schere an der fürchterlichen, über den ganzen Kopf sich hinziehenden Wunde einen Hautlappen fortzuschneiden, der schon nach kurzer Frist in Eiterung übergegangen wäre; aber sie glaubte an keine Genesung. Beim vorsichtigen Abtasten hatte sie festgestellt, daß die ganze Umgebung des Schmisses sich weich anfühlte, von einem Bluterguß unter der Haut oder von einer Zertrümmerung des Schädels. Und als sich am Nachmittag das Fieber einstellte, schickte sie ein kümmerliches Häufchen Unglück, die verwachsene Tochter des Scharwerkers Kobbuß, mit Botschaft nach Ordensburg. Frau Annemarie von Foucar sollte sich gegen Mitternacht bereit halten. Dann werde der getreue alte Heurich den Versuch wagen, sie mitten zwischen den Russen hindurch zu ihrem nicht gerade leicht verwundeten Manne zu holen ...

Gegen Morgengrauen kamen sie an, die junge Frau mehr getragen als geführt. Und da hatte das Fräulein von Streit zwei Patienten statt einen, denn Frau Annemarie brach an dem Lager des Gatten kraftlos zusammen... Das ältliche Fräulein schüttelte im ersten Augenblicke unwillig den Kopf: wie konnte ein Mensch sich vom Unglück so niederschlagen lassen? Dann aber sah sie sich das junge Frauchen näher an, und an Stelle des Unwillens zog Mitleid in ihr Herz. Es war ja zum Erbarmen, was die letzten Wochen aus dem früher so blühenden Menschenbilde gemacht hatten... Die anmutige Gestalt vermagert, das Gesicht krankhaft bleich und spitz, ein Schatten nur noch von dem aufrechten ostpreußischen Mädel, das — von vielen beneidet — vor mehr als Jahresfrist den Rittmeister von Foucar geheiratet hatte... Kaum vier Wochen freilich waren es her, daß sie den Vater verloren hatte, und der geschäftige Klatsch wußte zu erzählen, der alte Herr hätte seinem Leben freiwillig ein Ziel gesetzt. Es fortgeworfen wie eine auf die Dauer unerträglich gewordene Last, weil irgendein Satan ihm den Verdacht in das Herz gestoßen hatte, seine Frau habe ihn schon vor der Ehe betrogen, die mit aller heißen Liebe umhegte Tochter sei nicht sein Kind... Von anderer Seite wiederum wurde berichtet, Frau von Foucar habe ihre jahrelang verschollen gewesene Mutter wieder in ihrem Hause aufgenommen und pflege sie mit kindlicher Liebe. Da hätte sie sich eigentlich doch schon längst darüber Gewißheit holen können, ob an den schmählichen Gerüchten ein Körnchen Wahrheit war... Bis es dem Fräulein von Streit einfiel, sich eine solche Aussprache zwischen Mutter und Tochter in klaren, nichts beschönigenden Worten vorzustellen. Da merkte sie, daß es für eine Tochter unmöglich war, zu fragen, und für eine Mutter — wenn sie sich auch nur eine Spur reinen Empfindens bewahrt hatte — unmöglich, zu antworten...

Von diesem Augenblicke nahm sie sich der körperlich und seelisch zusammengebrochenen jungen Frau mit verdoppelter Liebe an. Päppelte sie wie ein kleines Kind mit leichten Mehlsüpplein und gekochtem Obst. Die Aepfel und Birnen brachte die verwachsene Anka Kobbuß aus den verlassenen Dorfgärten. Sie war das einzige weibliche Wesen, das bei Tage ungefährdet eine Straße passieren durfte. Fräulein von Streit aber

saß Tag und Nacht zwischen den beiden Krankenlagern und scheuchte unablässig mit einem abgebrochenen Kiefernzweige die eklen Schmeißfliegen und Bremsen, die, vom Wundgeruche geführt, in dichten Schwärmen gezogen kamen. Und nur ein paar Stunden am Tage trat sie ihr Pflegerinnenamt an eine zuverlässige Scharwerkerfrau ab, um sich selbst zu kurzer Ruhe auszustrecken ...

Alles, was in dem sicheren Waldversteck Zuflucht gefunden hatte, hing mit heißer Verehrung an der tapferen Frau. Nur der dicke Freiherr von Lindemann, den sie mit eigener Lebensgefahr errettet hatte, als die Russen ihn schon gegen die Scheunenwand stellen wollten, gönnte ihr die anstrengende Tätigkeit von Herzen. Jetzt durfte er sich endlich einiger Freiheit erfreuen, während er in den ersten Tagen unter gar strenger Aufsicht gestanden hatte, so daß er — natürlich nur innerlich — seine Errettung als ganz gewöhnliche und hinterlistige Einsperrung bezeichnete. Verschärft durch zweimal tägliche Bußübungen unter Leitung des gleichfalls geretteten Borzymmer Pastors. Eines verhältnismäßig noch jugendlichen Herrn, der aber in seiner Bibel ganz unheimlich Bescheid wußte ...

Den ersten Tag der verringerten Aufsicht benutzte er dazu, den Förster Hahn und den Pastor zu einem Dauerskat in einiger Entfernung vom Lager zu verführen. Die fettigen Karten, auf denen die Bilder unter einer schwärzlichen Altersschicht kaum zu erkennen waren, hatte er einer wahrsagenden Scharwerkerfrau abgeknöpft. Die Kreuz-Acht, als Unglücksprophetin, fehlte in dem Spiel, man mußte sie sich immer als im Skate liegend vorstellen. Aber auch sonst war es kein Vergnügen, denn der Pastor besaß keine Spur von Kartenverstand, spielte wie ein Nachtwächter und zitterte zudem immer vor einer Strafpredigt des gestrengen Fräuleins von Streit ...

Am zweiten Tage der mangelnden Bewachung schwänzte der Freiherr von Lindemann die Abendandacht und hinterließ die Ausrede, er sei ein Körbchen Heidelbeeren pflücken gegangen, falls die Marczinower Gutsherrin nach ihm fragen sollte ... Und als er sich in einem schier unwiderstehlichen Freiheitsdrang aus der dichten Schonung geschoben hatte, sah er in einer Lücke des Hochwaldes von fernher den Ordensburger Kirchturm winken. Da wußte er, was ihn hinausgetrieben hatte. Denn unweit dieses Turmes lag die Kneipe

seines alten Busenfeindes Zapietznik, der auf zwanzig Meilen in der Runde den einzigen trinkbaren Burgunder schenkte! Und was sollte ihm auf dem Wege dorthin passieren? Russisch sprach er geläufig, und Geld hatte er genug bei sich, um unbequemen Fragern nach einem persönlichen Ausweise das Maul zu stopfen. Es ging sogar noch glatter, als er erwartet hatte. Denn in dem auf seinem Wege liegenden Dorfe Mrosen traf er im Wirtshause einen Hausierer, der neben allerhand anderen nützlichen Gebrauchsgegenständen auch mit echten, vom russischen Generalkommando in Ordensburg ausgestellten Passierscheinen handelte. Das „Signalement" des Inhabers wurde erst beim Verkaufe geschrieben, weil sonst das Geschäft mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätte.

Also ausgerüstet begab sich der Freiherr von Lindemann ins Städtchen, aber schon auf dem Wege zur Kneipe des Polen Zapietznik sank ihm ein Teil seiner unternehmungslustigen Laune. Vor den Haustüren standen stille und bedrückte Menschen; wenn man sie ansprach und nach Neuigkeiten fragte, sahen sie sich ängstlich um und traten scheu zurück. Der dicke Gutsherr von Borzymmen war ihnen allen wohlbekannt, aber die schwere Not herrschte im Lande.

Die kleine Kneipe war trotz der frühen Abendstunde dicht gefüllt, fast alle Tische waren von russischen Offizieren besetzt. Auch etliche „Damen" saßen dazwischen, so ziemlich die unterste Klasse des die Straßen von Suwalki und Bialystok bevölkernden Gesindels. Die beiden Kellnerinnen hatten alle Hände voll zu tun, denn es wurde scharf getrunken, dem Wirte Zapietznik aber hing der lange polnische Schnurrbart in schmerzlicher Linie noch tiefer herab als sonst. Und als der Herr von Lindemann ihn an der Schenke begrüßte und zu dem glänzenden Geschäftsgange beglückwünschte, erhielt er die klägliche Antwort, es wäre ein Geschäft, an dem man schon heute Bankerott machen müßte! Die meisten der Herren ließen „anschreiben", statt ihre Zeche bar zu berichtigen. Und wenn man in Anbetracht der unsicheren Zeiten sanft an Bezahlung mahnte, wurden sie tückisch, ergingen sich in nicht mißzuverstehenden Andeutungen. Ob er nicht wisse, daß der Ausschank geistiger Getränke durch Kommandanturbefehl „eigentlich" verboten sei? Da bedauerte ihn der Freiherr von Lindemann gleisnerisch, im Innern aber freute er sich, daß der alte Verschwörer die

Segnungen russischer Herrschaft so gründlich am eigenen Geldbeutel verspürte, an seinem empfindlichsten Punkte!

Er blieb an seinem Tische nicht lange allein, schon nach kurzer Frist — er war gerade bei der zweiten Flasche — setzten sich vier höhere Offiziere zu ihm, Oberstleutnants und Regimentskommandeure. Sie bestellten jeder eine Flasche Sekt, und Herr Zapietznik brachte ohne Aufforderung zwei neue Whistspiele. Die wurden sorgfältig gemischt und mit einem scharfen, in den Tisch getriebenen Nagel durchbohrt. Dann erst begann das Spiel, ein Bakkarat mit ziemlich hohen Einsätzen. Der Bankhalter setzte sich jedesmal auf den Platz, vor dem die festgenagelten Karten lagen, und riß jedes Blatt einzeln ab, so daß Kunststücke, wie Volteschlagen oder Hinaufpacken vorher zurechtgelegter „Schläge", ausgeschlossen waren.

Aha, dachte der Freiherr von Lindemann schmunzelnd, höchstes gegenseitiges Vertrauen — und sah interessiert zu. Nach einer Weile aber regte sich der Spielteufel in ihm, er bat um die Erlaubnis, mitsetzen zu dürfen. Die wurde ihm freundlichst gewährt, und bei seiner dritten Flasche hatte er alles verspielt, was er an barem Gelde bei sich trug, mehr als zweitausend Mark. Ein Versuch, unbar auf Ehrenwort weiterzuspielen, scheiterte an dem höflichen Mißtrauen der russischen Offiziere — sie schienen auf so unsichere Werte nichts zu geben. Der Kerl von Krugwirt aber, bei dem er im Laufe der Jahre Tausende gelassen hatte, weigerte sich, ihm mit einem Darlehen beizuspringen! Nur noch eine Flasche Kognak und eine Kiste Zigarren gab er ihm auf Kredit und raunte ihm beim Einpacken zu, er solle froh sein, verloren zu haben. Vor zwei Tagen hätte der Gutsbesitzer Pfennigreuter an demselben Tische gesessen und leider gewonnen... Da wäre es zu einer häßlichen und recht gefährlichen Szene gekommen. Denn die russischen Herren beschuldigten ihn ganz offen des Falschspiels. Und als er zornig aufbegehrte, drohten sie mit Verhaftung. Herr Pfennigreuter aber mit seinen Bärenkräften fischte sich den ärgsten Schreier, nahm ihn wie ein Wickelkind unter den linken Arm und spannte die gewaltige Rechte: „So, meine Herren, wir haben inzwischen ja einiges von Ihnen gelernt! Wenn Sie mich nicht unbehelligt abfahren lassen, würge ich diesen Gentleman hier ab wie einen jungen Hund!" Das imponierte den anderen, und es kam zu einem allerdings nur

für russische Begriffe recht anständigen Frieden. Der Gutsbesitzer Pfennigreuter gab seinen Gewinn heraus, und die Herren Stabsoffiziere tranken mit ihm Brüderschaft. Er aber mußte zur Revanche noch die Kosten einer größeren Festlichkeit tragen, die unter Mitwirkung der anwesenden „Damen" veranstaltet wurde ... „Herr", sagte der Krugwirt heuchlerisch, „ich schämte mir fast die Augen aus dem Kopf, denn mein anständiges Lokal wurde zu einem Schweinestall! Aber ich tröstete mich, es war das erstemal, wo ich endlich wieder bares Geld sah!" ...

„Ja", erwiderte der Freiherr von Lindemann, „für bares Geld sind schon größere Ehrenmänner umgekippt als Sie, Herr Zapietznik. Und ich bedauere lebhaft, nicht über dieselben Körperkräfte zu verfügen wie mein Freund Pfennigreuter. Damit würde ich Ihnen zunächst eins hinter die Löffel brennen wegen des verweigerten Darlehens, sodann aber mich selbst so lange mit der Nase auf die Tombank stucken, bis ich zu Verstand gekommen wäre. Guten Morgen, Herr Zapietznik!" ...

Er stopfte die Kognakflasche in die Paletottasche, nahm die Zigarrenkiste unter den Arm und ging.

Ueber der wie ausgestorben daliegenden Straße dämmerte das erste Morgengrauen. An einigen Läden waren die großen Schaufenster zerschlagen. Das Innere war geplündert. Auf dem Eckhause am Markt, auf dem höchsten spitzen Giebel, flötete eine Amsel. Da überkam den Freiherrn von Lindemann ein seltsam weinerliches Gefühl ... Ohne daß er es merkte, trugen ihn seine Füße eine altvertraute Straße entlang, die Chaussee nach Borzymmen. Schon wollte er umkehren, denn auf diesem Wege hätte er zum Waldlager reichlich zwei Stunden wandern müssen. Aber ihm fiel ein, was sollte er dort? Sich dem strafenden Blick des Fräuleins von Streit aussetzen oder von dem Pastor bei der Morgenandacht einen neuen Bibelspruch hören, der die Schlemmer und Prasser in den tiefsten Abgrund der Hölle verwarf? ... Da pilgerte er lieber nach Hause und richtete sich dort, so gut oder übel es ging, mit den Russen ein ...

Als er nach Borzymmen kam, wares schon heller Tag geworden. Aber er mußte sich die Augen reiben, denn er kannte das stattliche Dorf nicht wieder. Nur einige rauchgeschwärzte Schornsteine standen wie stumme Ankläger zwischen wüsten

Haufen von Ziegelsteinen und halbverkohlten Balken. Durch die ausgebrannten Fensterhöhlen seines alten Hauses schien die Morgensonne auf zertrampelte Blumenbeete und angesengte Bäume mit verdorrten Blättern... Da schossen ihm die hellen Tränen ins Gesicht, nur mit Mühe konnte er an der Parkmauer einen Anschlag entziffern, der in russischer Sprache lautete:

„Bekanntmachung!

Dieses Dorf ist auf meinen Befehl niedergebrannt und geplündert worden, weil aus einigen Gärten von den Bewohnern auf meine Truppen geschossen wurde.

Woinij,
Oberst und Regimentskommandeur."

Darunter stand in fester deutscher Schrift:

„Hundsföttische Lüge, geschossen wurde von einer deutschen Radfahrerpatrouille! Von den russischen Mordbrennern wurden 24 männliche Einwohner füsiliert, etwa 30 Mädchen und Frauen geschändet und verschleppt. Ich habe noch am selben Tage den Oberst Woinij, als den Anführer dieser vertierten Bande, mit Blattschuß zur Strecke gebracht.

Löhning,
Vizefeldwebel in einem Jägerbataillon."

Der Freiherr von Lindemann riß das Papier ab und barg es in der Brusttasche als Erinnerung für spätere Zeiten. Und als er weiterschritt, bot sich ihm beim letzten Trümmerhaufen der Dorfstraße ein herzzerbrechender Anblick. Zwei Leichen lagen da in dem kleinen Vorgarten, ein Mann und eine Frau. Ein etwa dreijähriges Mädchen saß zwischen ihnen, einen halben Laib Brot im Arm. Aus dem holte es mit dem dicken Patschhändchen Krumen, versuchte, sie den beiden Toten in den Mund zu stopfen. „Iß doch, Väterchen! Mütterchen, hast du gar keinen Hunger?"

Da schrie er auf vor unsagbarem Weh. Das kleine Mädchen wollte erschreckt davoneilen, aber mit einem Sprunge hatte er's eingeholt und in die Arme gerissen. Zuerst sträubte es sich, brüllte, als wenn es am Spieße steckte. Erst ganz all-

mählich beruhigte sich das kleine Tierchen unter seinem sanften Zureden und machte vor, wie die Eltern mit einem Male still geworden waren: „Diculek — puff! Matulka — puff ...“ Er aber ging, die leichte Last im Arme, mit langen Schritten dahin, als könnte er's nicht erwarten, ins Waldlager zu kommen. Und bei diesem Gange wurde ihm klar, daß er seinem verbummelten Leben doch noch einen guten Inhalt geben könnte für die letzten paar Jahre: Erziehen und Wiederaufbauen ...

Als er in dem Talkessel eintraf, war das Fräulein von Streit gerade dabei, nach anstrengender Nachtwache für ein paar kurze Stunden zur Ruhe zu gehen. Er trat vor sie hin mit dem vor Erschöpfung eingeschlafenen Mädchen im Arm und beichtete ehrlich die Erlebnisse, die zwischen seiner Flucht und Heimkehr lagen. Und während er erzählte, kam es ihm ganz von selbst auf die Lippen, daß er nun natürlich beabsichtige, das kleine Mädchen an Kindes Statt anzunehmen. Das Fräulein hörte ihm kaum zu, nahm ihm das schlafende Menschenbündel ab, herzte und küßte es mit feuchten Augen. Er aber entdeckte plötzlich, daß seine alternde Nachbarin nicht einer gewissen herben Anmut entbehrte. Und zum ersten Male sah er, was für wundervolle, gütige Augen in dem strengen Gesicht standen ... Da stieg es ihm warm im Herzen empor, er nahm die Hacken zusammen und räusperte sich ...

„Mein verehrtes gnädiges Fräulein ... Die Umstände sind zwar etwas ungewöhnlich ... aber nichtsdestoweniger ... namentlich da inzwischen einer der schwierigsten Punkte erledigt sein dürfte, nämlich die Nachkommenschaft ... ja also, ich möchte mir erlauben, Sie ganz gehorsamst um Ihre Hand zu bitten!“

Sie blickte überrascht auf. „Nachbar Lindemann, was fällt Ihnen denn mit einem Male ein? Spukt Ihnen noch der Burgunder im Kopf?“

Er aber erwiderte ehrlich: „Nein, dafür jedoch etwas anderes im Herzen! Und vorausgesetzt, daß Sie mit einem schon reichlich ramponierten Junggesellen zufrieden sind, der auch in seiner besten Zeit nicht gerade ein Adonis war ...“

Das Fräulein von Streit sah mit schwimmenden Augen an ihm vorbei ins Leere ... „Na ... mich hat, außer meinen lieben verstorbenen Altchen, auch noch kein Mensch schön gefunden! Aber daß mir der liebe Gott meinen Herzenswunsch

erfüllt, aus Ihnen noch mal 'nen anständigen Menschen zu machen ..."

Da schoß es ihm bei aller Rührung durch den Kopf: noch war es Zeit, Bedingungen zu stellen. Und er sagte: „Auch ich bestrebe mich in dieser Richtung, mein gnädiges Fräulein, aber ich habe eine gewisse Abneigung gegen ein allzu rasches Tempo! Wenn ich also bitten dürfte: Fortfall der priesterlichen Ermahnungen — meine Zerknirschung ist ohnedies tief genug! Dann aber — zum allmählichen Abgewöhnen — zweimal in der Woche Urlaub bis Reveille ohne nachfolgende Gardinenpredigt!"

Sie streckte ihm die Hand entgegen: „Bewilligt! Und so findet jeder Saulus einmal sein Damaskus."

Das war die Verlobung im Waldlager gewesen.

Es kam schlecht Wetter, der Regen träufelte in die aus Moos und Baumzweigen gebauten Hütten. Und der Proviant fing an, auf die Neige zu gehen. Ein paarmal war der alte Heurich nächtlicherweile auf Requisition ausgezogen. Eine magere Kuh war die ganze Ausbeute, die er mit schwerer Lebensgefahr den Russen gestohlen hatte. Auch einen Sack Kartoffeln brachte er einmal heim; aber was verschlug das bei den vielen hungrigen Mäulern, die täglich zu stopfen waren? Und das Fräulein von Streit sah mit sorgenvollen Augen den Tag kommen, an dem sie ihren Schutzbefohlenen sagen mußte: „Was wollt ihr nun lieber? Zu den Russen gehen oder hier langsam verhungern?" ...

Der alte Förster Hahn, der wieder einmal auf Kundschaft gewesen war, brachte neue schlechte Nachrichten. Auch im Westen, hieß es, seien die Deutschen geschlagen worden, eine französische Armee belagerte Straßburg, die verbündeten Belgier und Engländer ständen vor Köln und Düsseldorf, während die englische Flotte Hamburg bombardierte. Das alles war in der Ordensburger Zeitung zu lesen, deren letzte Ausgabe der alte Förster von seinem Streifzuge mitgebracht hatte. Der Insassen des Waldlagers bemächtigte sich tiefe Bestürzung, auch dem Freiherrn von Lindemann, der sonst immer die Fahne der Zuversicht tapfer hochgehalten hatte, sank vor dem ge-

druckten Wort das Herz in die Kniekehlen. Mit schwimmenden Augen las er in der Zeitung, bis er mit einem Male laut auflachte. Und, noch immer lachend, las er laut vor:

„Warnung vor politischen Gesprächen!

In dem Kruge des Kirchdorfes Drygallen ist es vor einigen Tagen zu einer bedauerlichen Ausschreitung gekommen. Die beiden Bauern Wilhelm Michel und Nikolaus Rußmann, die schon seit Jahren in recht gespanntem Verhältnisse lebten, bekamen bei einem Glase Bier einen Streit über auswärtige Politik. Die Kellnerin Marianne mischte sich ein, weil sie schon seit langer Zeit mit dem p. Rußmann ein intimes Verhältnis hatte. Die Folge davon war, daß sie von dem Rohling Michel ganz barbarisch verdroschen wurde und mit Zurücklassung einiger Kleidungsstücke flüchten mußte. Ein anderes Frauenzimmer, das ihr zu Hilfe kommen wollte, wurde gleichfalls mißhandelt, der Bauer Michel aber ergriff einen dicken Knüppel, um auch seinen alten Nachbar zu verdreschen. Der entzog sich diesem Angriff durch eilige Flucht. Wir aber möchten den Einwohnern des Dorfes Drygallen dringend raten, Frieden zu halten, um unsere gerecht waltenden russischen Behörden nicht zum Eingreifen zu nötigen."

Der Freiherr von Lindemann konnte vor Lachen kaum zu Ende lesen, und als ihn seine Zuhörer verwundert anblickten, schossen ihm wieder die Tränen in die Augen, die Stimme schlug ihm um. „Ja, Herrschaften, versteht ihr das nicht? Das ist ein Artikel, mit dem der Ordensburger Redakteur die russische Zensur beschwindelt hat, und er heißt, in gutes Deutsch übertragen: Die Franzosen haben Keile gekriegt, die Engländer ebenso, und den Russen wird's in kurzer Zeit nicht anders gehen!"

Da begannen auch die im Kreise stehenden Mädchen und Frauen aus vollem Halse zu lachen, bis sie mit einem Male, ebenfalls vor Freude, das Weinen kriegten ...

Zu gleicher Zeit aber war hoch oben in der Luft ein seltsames Knattern zu vernehmen. Die Augen der Umstehenden begannen zu spähen und zu suchen, bis sie mitten zwischen schimmernden Federwolken einen riesenhaften Vogel entdeckten. Majestätisch zog er seine Bahn. Der Förster, der weitsichtig

war wie ein alter Gabelweih, schrie plötzlich auf: „Ein Deutscher ist's, er hat ein Kreuz unter den Schwingen!"

Da warf sich das Halbhundert der Waldflüchtlinge auf die Knie. Der Borzymmer Pastor sang vor:

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen ..."

Der Rittmeister von Foucar regte sich auf seinem Lager, und die aus Fieberträumen sprechende Stimme klang schon klarer als noch vor wenigen Tagen:

„Trompeter, Galopp! ... Zur Attacke Lanzen gefällt! — Marsch, marsch, hurra!" ...

Es war der Tag, an dem der General von Hindenburg die Russen bei Tannenberg schlug — — —

12

Die russische Besatzung von Ordensburg führte ein wahres Faulenzerleben, angenehmer als in einer guten Friedensgarnison, denn es gab fast gar keinen Dienst. Eine vorgeschobene Abteilung belagerte die Feste Boyen, der Rest der gegen die masurische Seensperre angesetzten Armee hatte Ruhe. Kaum, daß es einen Appell gab am Tage oder eine Stunde Exerzieren. Da verfielen die Kerle auf allerhand Unfug, drangsalierten die deutsche Bevölkerung, und es half wenig, wenn — nach allzu gröblichen Ausschreitungen — ein paar der wildesten Lümmel erschossen wurden. Im Interesse der Disziplin, weil sie strenge Verbote übertreten hatten. Es war Zeit, daß die Truppe wieder in Bewegung kam, sonst geriet sie den Führern aus der Hand.

Es gab nicht wenige Offiziere in der Front, die da behaupteten, entweder bestehe zwischen den Regierungen von Berlin und Petersburg eine geheime Abmachung, den Krieg gewissermaßen nur zum Schein zu führen, oder die Generale Rennenkampf und Sasonow seien mit deutschem Gelde bestochen. Sonst hätten die zwei russischen Einbruchsarmeen

schon längst vor den Toren von Berlin stehen müssen. Auch der General Bariatinsky äußerte in unmutiger Stunde einen solchen Verdacht. Sein naher Freund aber, der Graf Schuwalow, zuckte mit den Achseln. „Es ist auch anders zu erklären, Wanotschka — ohne deutsches Geld! Unsere Gegner haben einen Bundesgenossen, und der ist so stark ... also gegen den kommen wir nicht auf! Unsere eigene Schlamperei! Seit Jahren rüsten wir für diesen Krieg, und als er losging, waren wir nicht fertig! Wie der Bettler vor der Kirchentür, der seinen Konkurrenten durchprügeln wollte. Nachdem er sich in den dazugehörigen Zorn geredet hatte, merkte er, daß er seinen Stock vergessen hatte! Er wollte schnell nach Hause laufen, ihn zu holen, aber der andere hatte es leider auch gemerkt, und da kam es umgekehrt ..."

Der Graf Bariatinsky mußte auflachen. „Sascha, manchmal hab' ich dich im Verdacht, du schimpfst nur, um danach einen Witz machen zu können! Mach' lieber einen praktischen Vorschlag, wie wir rascher vorwärts kommen!"

„Sehr einfach! Klingle deinen Kollegen Rennenkampf an, er soll dir ein paar dicke Kanonen borgen, mit denen du über die großen Seen hinweg die Stadt und Festung Lötzen einschießen kannst!"

„Ist schon geschehen, aber ich hab' einen ablehnenden Bescheid gekriegt!"

„Na, siehst du? Weshalb aber hast du selbst von vornherein keine schwere Artillerie mitbekommen? Hat unser Generalstab, als er deine Operationspläne ausarbeitete, übersehen, daß auf deinem Wege — immerhin — eine Festung liegt? Oder — verzeih, Wanotschka — wäre es nicht empfehlenswert gewesen, wenn sich auch Seine Exzellenz, der Herr Kommandierende General Graf Bariatinsky, einmal gelegentlich darum gekümmert hätten?"

Der Graf biß sich auf die Lippen. „Du fragst wie ein Deutscher, Sascha! Aber das sind Kleinigkeiten. Ob wir nun vier Wochen früher in Berlin sind oder später ..."

Der dicke Schuwalow lächelte ironisch. „Ganz recht — was liegt daran? Inzwischen erfechten wir im Innern Rußlands Sieg auf Sieg gegen Leute und Dinge, die sich nicht wehren können. Den deutschen Kaufleuten und Grundbesitzern nehmen wir ihr Hab und Gut weg, und deutsche Städte-

namen taufen wir auf russisch um. ‚Petrograd!' Was meinst du, hat Peter der Große — verzeih, ich wollte natürlich sagen, Piotr Welikij —, also, was meinst du, hat der gelacht, wie er diesen Ukas seines... hm, na ja... Nachkommen las? Ich war ja nicht dabei, aber ich denke mir so, er hat gesagt: ‚Mein Bürschlein, was wird die Weltgeschichte mal über dich lachen!'"

Der General machte eine unwillige Bewegung. „Sascha! Wenn man nicht wüßte, was für ein guter Patriot du im Innersten deines Herzens bist..."

Der Graf Schuwalow nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarette. „Ja, mein Lieber, das bin ich! Außerdem aber ein vorsichtiger Mann. Ich schimpfe nur im vertrauten Kreise. Aber da es auch dort Verräter geben kann, habe ich mir einen Talisman angeschafft. Du wirst darüber lachen, es ist nämlich ein kleiner Reisekoffer..."

„Um rechtzeitig zu fliehen?"

„Nein, um ruhig dableiben zu können! Der Koffer ist nämlich bis obenhin gefüllt mit all den kompromittierenden Briefen, die hohe und höchste Persönlichkeiten je an mich geschrieben haben. Ich gebe dir die Versicherung, es sind ganz tolle Briefe darunter!"

„Hm", sagte der General mit einem grünlichen Lächeln, „du bist ja ein ganz gefährlicher Kerl! Aber ich an deiner Stelle würde diesen Koffer nicht mit mir herumschleppen, sondern an einem sicheren Ort aufbewahren..."

Graf Schuwalow klopfte ihm schmunzelnd auf die Schulter. „Ist schon geschehen, Wanotschka, beruhige dich! Der Koffer liegt an einem Platze, den in diesem Kriege kein russischer Fuß betreten wird."

„In der Schweiz?"

„Nein, Bruderherz, noch viel sicherer: in Berlin!"

Der General zuckte mit den Achseln. „Hätte mir's denken können, daß die Geschichte wieder auf einen Witz hinausgehen würde..."

Auf dem Marktplatze begegnete ihnen der Rittmeister von Heidedorff. Er trat in dienstlicher Haltung näher. „Verzeihung, Exzellenz, wenn ich auf der Straße... aber da mir die Sache zu wichtig schien und Exzellenz auf dem Büro des Hauptquartiers nicht anwesend waren..."

„Vorwärts! Was gibt's?"

Egon von Heidedorff atmete tief auf. „Exzellenz, ich habe Grund zu der Annahme, die Nachrichten, die wir von den Petersburger Zeitungen erhalten über französische und englische Erfolge im Westen, sind gefälscht!"

Der General trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Heidedorff, Sie sind verrückt! Das heißt, entschuldigen Sie, ich wollte sagen, das ist so unglaublich ... also von wem wollen Sie das erfahren haben?"

Der Rittmeister entnahm seiner Brieftasche ein Blättchen Seidenpapier, auf dem in winzigem Druck ein Dutzend Zeilen stand. „Hier, Exzellenz! Diese Nachrichten sind vor drei oder vier Tagen von einer Brieftaube aus Königsberg hierher gebracht worden. Und hier habe ich mir erlaubt, den Inhalt der Depesche in leserliche Schrift zu übertragen."

Der General hielt das Blatt in einiger Entfernung von den weitsichtigen Augen und las mit halblauter Stimme: „Glaubt nicht an die Schwindelnachrichten der russischen Blätter. Deutscher Generalstab berichtet, unsere Truppen im Westen überall in siegreichem Vordringen. Lüttich, Namur, Maubeuge erobert, französische Armeen in Lothringen und Elsaß vernichtend geschlagen, Tausende Gefangene. Unsere Nordarmee marschiert auf Paris."

„Großartig", sagte der Graf Schuwalow mit freudigem Gesicht, steckte sich eine neue Zigarette an. „Und du wolltest mir nie glauben, wenn ich dir sagte, paß auf, die Franzosen lügen genau so wie wir, und eines schönen Tages ..."

Der General schnitt ihm mit einer kurzen Bewegung die Rede ab: „Herr Oberst Graf Schuwalow, ich bitte, sich jeder Aeußerung enthalten zu wollen! Und Sie, Rittmeister von Heidedorff, wie sind Sie zu dieser Nachricht gekommen?"

Egon von Heidedorff legte die Hand an den Mützenschirm. „Verzeihung, Exzellenz, wenn ich mir die gehorsame Bitte erlaube, auf diese Frage nicht antworten zu dürfen. Ich habe mich ehrenwörtlich verpflichtet, meine Quelle nicht zu nennen."

„Unsinn, von diesem Ehrenwort entbinde ich Sie."

Der Rittmeister sah seinen hohen Vorgesetzten verwundert an. „Exzellenz, ich bitte gehorsamst um Entschuldigung — von diesem Wort kann mich doch nur derjenige lösen, dem ich's verpfändet habe ..."

Der General Bariatinsky brauste auf. „Herr, jetzt befehle ich's Ihnen!"

„Sehr wohl, Exzellenz, aber ich kann nicht anders, als Sie bitten, mich wegen Ungehorsams bestrafen zu wollen. Es war ein Herr, mit dem ich dienstlich zu tun hatte. Ich erwies ihm einen unbeträchtlichen Gefallen, er revanchierte sich, indem er mich warnte, den Lügenberichten der russischen Zeitungen zu trauen. Ich fragte, woher er denn bessere Nachrichten hätte, und da gab er mir, gegen Verpfändung meines Ehrenwortes, dies Blättchen Papier mit einem Auszug aus den Berichten des deutschen Generalstabes."

Der General Bariatinsky flatterte vor Zorn. „Wer sagt Ihnen denn, Herr, daß der deutsche Generalstab nicht lügt? Und können Sie sich nicht vorstellen, daß Ihnen dieser Bericht mit der Absicht in die Hände gespielt worden ist, in unseren Reihen Mißtrauen und Entmutigung zu verbreiten?"

„Nein, Exzellenz, dazu war der Mann zu ehrlich!"

„Wanotschka", sagte der dicke Graf Schuwalow mit leiser Warnung, „vielleicht wäre es besser, die Erörterung, wie weit sich Herr von Heidedorff an sein Wort gebunden halten muß, auf ein paar Stunden zu vertagen. Wir haben ja erst neulich gesehen, daß er in manchen Fragen nicht ganz zurechnungsfähig ist im ersten Augenblick. Später aber, bei gütlichem Zureden ..."

Der General nahm sich zusammen. „Also gut, Rittmeister von Heidedorff, ich erwarte Sie heute abend sieben Uhr zum Rapport. Ich war bisher mit Ihnen sehr zufrieden. Es täte mir leid, wenn ich auch in meinem Offizierkorps mit eisernem Besen auskehren müßte, was einen deutschen Namen trägt und deutscher Gesinnung verdächtig ist!"

Egon von Heidedorff grüßte schweigend, machte militärisch kehrt. Im Davongehen hörte er, wie der General auf eine Bemerkung des Grafen Schuwalow erwiderte: „Ach was, mich hat am meisten geärgert, daß der Kerl sich darüber freute! Er strahlte ja übers ganze Gesicht vor Vergnügen, daß er mir die Unglücksnachricht versetzen durfte ..."

Er hatte die Empfindung, als müßte er auf der Stelle umkehren, sich gegen diesen Vorwurf verteidigen, so unmilitärisch dieser Schritt auch gewesen wäre, aber ihm stockte der Fuß. Wie eine Lähmung überkam ihn die Erkenntnis: der

General hatte recht! Im Innersten seines Herzens hatte er eine Art von Genugtuung empfunden, als er erfuhr, die Deutschen eilten im Westen von Sieg zu Sieg! ... Die Tränen schossen ihm fast in die Augen: Himmlischer Vater, hilf, was war er denn noch? Ein haltloser Mensch, der allen Boden unter sich verloren hatte, ohne auf einem neuen Ufer Halt zu finden ...

Er wischte sich mit dem Tuch über die heiße Stirn. Der Teufel hatte ihn in dies Quartier gebracht, und der Teufel hatte ihn geritten, halb mit Gewalt die Gesellschaft der kleinen Dunkelhaarigen zu erzwingen, die nach der ersten Annäherung sich so geflissentlich vor ihm zurückzog ...

Drei- oder viermal hatten sie in diesen Wochen abends beisammengesessen, immer nur, wenn er gebeten hatte, die Damen möchten doch das Nachtessen gemeinschaftlich mit ihm einnehmen. Dann waren sie gehorsam angetreten, die Dunkelhaarige und die alte Frau mit den toten Augen ... Augen, die so viel geweint zu haben schienen, daß sie ganz stumpf und ausdruckslos geworden waren ... Alle Vormittage ging die alte Dame zur Stadt, um im Gruftgewölbe der Deutschordenskirche an dem Sarge ihres verstorbenen Mannes zu beten. Und wenn sie heimkehrte, war sie hinfälliger und geschlagener als vorher, ganz als wenn der unwiederbringliche Verlust sie im innersten Lebensnerv getroffen hätte. Er aber umgab sie mit besonderer Verehrung und hatte dem getreuen Litauer Prikupatis befohlen, sie unauffällig auf dem Gange zur Kirche zu begleiten, damit sie unterwegs nicht belästigt werde.

Mit Fräulein von Gorski aber kam er jedesmal ins Streiten. Zuerst sprachen sie über gleichgültige Dinge, dann jedoch glitt die Unterhaltung ganz von selbst in das Gleis der Fragen, die der ereignisvolle Tag mit sich gebracht hatte. Um schließlich bei der Frage zu landen, wer bei dem fürchterlichen Ringen von Volk gegen Volk nun eigentlich recht habe und wer unrecht ... Es war nicht seine Schuld, wenn er bei diesen Erörterungen jedesmal auf den Sand gesetzt wurde. Er hatte sich, als echter Soldat, um Fragen der hohen Politik niemals gekümmert. Das kleine Fräulein aber wußte um so besser darin Bescheid. Und wenn sie sich ereiferte, holte sie aus dem Bibliothekschrank einen umfangreichen Band, in dem ihr

Vetter Foucar Zeitungsausschnitte einzukleben pflegte, die ihn besonders interessierten. Er las wohl die Zeilen, ihr Inhalt jedoch blieb ihm ein leerer Schall; denn ihn interessierte viel mehr die Hand, die da vor seinen Augen auf dem Papier lag. Es war eine lächerlich kleine Hand mit zarten Fingern, und doch merkte man an gewissen Zeichen, daß sie zu arbeiten verstand. Der kurze, vorn spitz zulaufende Zeigefinger, der so energisch auf die Blätter tupfte, trug die Spuren emsiger Näharbeit. Diese winzigen Zeichen waren ihm wohlvertraut, von einer anderen Hand her, die ihm früher immer das sture Haar aus der heißen Stirn gestrichen hatte mit linder Berührung ...

Manchmal mußte er die Zähne fest aufeinanderbeißen und sich gewaltsam einen Ruck geben, so groß war sein vermessenes Verlangen, die kleine Hand zu nehmen und an die Lippen zu pressen. Er unterließ es, weil ihn die Furcht beschlich, das kleine Fräulein würde sich danach nie mehr bereit finden lassen, ihm an einem der wenigen dienstfreien Abende Gesellschaft zu leisten. Aber vielleicht kam einmal in Friedenszeiten der Tag, wo er nach dieser lieben kleinen Hand greifen durfte, um sie nie wieder loszulassen. Und wo er nicht mit verlegenen Redensarten auszuweichen brauchte, wenn das Fräulein von Gorski mit geröteten Wangen und fast zornig fragte: „Ich verstehe bloß eins nicht! Wie Sie als Angehöriger eines uralten baltischen Geschlechts nicht auf unserer Seite stehen?"

Er war so in Gedanken versunken, daß er gar nicht merkte, wie drei elegante Schönheiten ihm geflissentlich den Weg versperrten. Erst als sie lachend die zu einer Kette verschlungenen Hände dicht vor seinem Gesicht hoben, blickte er auf. Es waren drei in der zehnten Armee sehr einflußreiche Damen. Fräulein Piraschok, die Mätresse des Prinzen Pawel, ein üppiges Frauenzimmer mit unsäglich gemeinem Gesicht, daneben eine pikante kleine Französin, Freundin des Grafen Bariatinsky, und zuletzt die Napierowna. In einem lächerlich engen Kleid, das ihr nur ein kurzes Trippeln verstattete, dafür aber jede Einzelheit ihres wundervoll gewachsenen Körpers zur Schau stellte. Hinter den Damen gingen drei Kavaliere, jeder mit mehreren Paketen beladen. Die beiden Leutnants Czapka und Opalkin und ein riesengroßer Ulanenrittmeister, Fürst Urusow-Zlatoroski.

Die Napierowna sagte lachend: „Bon jour, M'sieu de Heidedorff! Sieht man Sie endlich auch einmal? Und zählen Sie die Pflastersteine oder grübeln Sie über strategischen Problemen?"

Er führte ihre mit blitzenden Ringen bedeckte Hand an die Lippen. „Keins von beiden, Jelena Iwanowna! Nur eben hat mich mein General so fürchterlich angeblasen, daß ich ganz tiefsinnig geworden bin."

Die Napierowna lachte und trat mit ihm ein paar Schritte zur Seite. „Daraus müssen Sie sich nichts machen! Die Russen — wenn ihnen was schief geht —, immer suchen sie einen Sündenbock. Auch mein Sascha ist sehr ärgerlich auf diese kleine Festung, obwohl er sie andererseits als Beweis anführt für die Tüchtigkeit seiner geliebten Deutschen... Aber — was mir im Augenblick wichtiger ist — hat er Ihnen niemals ausgerichtet, wie oft ich Sie eingeladen habe, bei unseren lustigen Abenden im Königlichen Hof zu erscheinen?"

„O doch! Der Herr Graf war so gütig, mich einige Male zugleich in Ihrem Namen aufzufordern."

„Und weshalb sind Sie nicht gekommen?"

„Zu viel Dienst, meine Gnädigste! Sie glauben ja gar nicht, was man mir alles aufgepackt hat. Und wenn man seine Pflichten gewissenhaft nimmt, ist man abends immer so stumpf und müde..."

Die Napierowna biß sich einen Augenblick lang auf die Lippen. Plötzlich aber lachte sie wieder auf. „Jetzt verstehe ich, weshalb mein guter Sascha von Ihnen so begeistert ist und Sie, wo er nur kann, protegiert! Das Ideal eines russischen Offiziers nennt er sie immer und behauptet, mit einigen Tausend Ihrer Sorte könnten wir die ganze Welt erobern."

Er verneigte sich unsicher. „Sehr schmeichelhaft, aber ich verstehe wirklich nicht..."

Sie tippte mit dem Finger gegen die Stirn. „Herrgott, ist denn das so schwer zu begreifen? Weil Sie mir nicht den Hof machen wie alle übrigen, und weil er gemerkt hat, daß ich mich für Sie..." Sie brach mit einem Male ab, wurde rot und verhaspelte sich... „Das ist natürlich Unsinn, aber ich weiß nicht, was seit einiger Zeit in ihn gefahren ist. Entweder hat er jetzt erst sein Herz für mich entdeckt, oder er will mich loswerden —, manchmal macht er mir Eifersuchtsszenen! Und

das ist so dumm... so dumm... Wenn ich ihn betrügen wollte — ah, Brüderchen!" Sie wandte sich auf dem Absatz und rief laut: „Fürst Urusow!"

Der Ulan kam mit langen Schritten herbei. „Meine Königin, Sie befehlen?"

„Wie oft haben Sie mir schon den gemeinen Antrag gemacht, meinen edelmütigen Freund, den Grafen Schuwalow, zu hintergehen?"

Der Fürst schlug sich gegen die Brust. „Mit jedem Atemzug, meine göttliche Jelena Iwanowna! Und ich gestatte mir zu bemerken, wenn er Ihnen Gold unter die Füße breitet, ich bin — Gott sei Dank — in der Lage, Ihnen dasselbe zu bieten in Edelsteinen."

Sie nickte hochmütig. „Es ist gut, Jewjen Porfyrowitsch, Sie können wieder gehen."

Der Fürst zog sich mit einer übertriebenen Verneigung zurück, die Napierowna wandte sich gelangweilt ab. „Da, sehen Sie? Wenn ich's darauf anlegen wollte, könnte ich dieses uralische Ungetüm dahin bringen, daß es mich heiratet! Irgendwo weit im Osten hat er ein Fürstentum, so groß wie halb Polen, und sechs Millionen Rubel jährlich schindet er aus seinen Bauern heraus. Aber ich will nicht, dieses Leben ekelt mich an. Ich suche einen Freund, einen wirklichen Freund, der mir nicht nur platte Schmeicheleien sagt..."

Egon von Heidedorff stand in einiger Verwirrung. Das sah so aus, als hätte er an der schönen Tänzerin eine Eroberung gemacht. Gott allein wußte, daß er dazu gekommen war wie der Gaul zur Bremse; in keinem Winkel seines Herzens hatte er während der ganzen letzten Wochen an das geputzte Frauenzimmer da gedacht. Aber die Klugheit gebot ihm, sich vorsichtig zu verhalten. Er verneigte sich, die Hand am Mützenschirm. „Jelena Iwanowna, auch ich habe die Begegnung nicht vergessen, damals auf der Straße in Grajewo! Aber wie sollte ein armer Knecht von Linienoffizier es wohl wagen, seine Augen zu der schönsten Frau Europas zu erheben?"

Die Napierowna lächelte geschmeichelt und sandte ihm einen Blick zu, der ihm das Blut in die Schläfen trieb. „Ich sagte es Ihnen schon damals, Sie gleichen einem, für den ich die größte Dummheit meines Lebens gemacht habe. Einer der höchsten Herrscher dieser Erde interessierte sich für mich, ich

konnte mir eine Stellung erringen wie die Dolgorucka, die Freundin Alexanders des Gütigen, aber mein törichtes Herz sprach leider für den anderen ..."

Egon von Heidedorff wurde der Antwort überhoben, zu seiner großen Erleichterung. Aus einem der Läden am Markt kam eine robuste Kaufmannsfrau gelaufen, fuchtelte dem Leutnant Opalkin mit einem Geldscheine vor dem Gesicht herum und schrie laut: „Alles brauchen wir uns doch von euch nicht gefallen zu lassen? Sind die Befehle von Ihrem General, in den Läden soll ehrlich und bar bezahlt werden, denn für die Katz'? Und ich habe Ihnen doch gute Ware geliefert. Wie können Sie sich da erlauben, mich mit einem falschen Hundertrubelschein anzuschmieren? Und sich noch dazu sechzig Mark ehrliches deutsches Geld herausgeben zu lassen?"

Die Napierowna, die kein Deutsch verstand, ließ sich die Anklage von dem Rittmeister übersetzen, trat auf den in einiger Ratlosigkeit dastehenden Leutnant Opalkin zu und spie aus. „O Sie Schmutzfink! Für den Spitzenkragen, den ich bei dieser armen Frau kaufte, habe ich Ihnen doch zur Bezahlung hundert Mark in gutem deutschen Gold gegeben?"

Der Leutnant Opalkin lächelte frech. „Gewiß, Jelena Iwanowna, aber das süße Goldchen ist in diesen Zeiten knapp. Da hab' ich mir erlaubt, es einzuwechseln. Und das Papier ist gut, ich hab's von meinem Regimentszahlmeister als Gage bekommen ..."

Die Kaufmannsfrau schrie auf. „Nein, es ist falsch! In meinem Laden ist es dunkel ... erst, wie ich damit ans helle Fenster ging, hab' ich's gemerkt ..."

Der Leutnant Opalkin schrie zurück:

„Du dummes Peststück, sei froh, daß man dich überhaupt bezahlt! Und wer sagt mir denn, daß du meinen echten Schein nicht inzwischen mit einem falschen vertauscht hast? ..."

Die Napierowna blähte verächtlich die feinen Nasenlöcher. „Leutnant ... wie heißen Sie doch gleich? ... Ach so, Opalkin. Sie machen mehr Feinde als ein ganzes Regiment Kosaken. Nur mit dem Unterschied, bei Ihnen zittert man vor dem Geldwechseln, bei den anderen vor den Lanzen!" Sie wandte sich zu dem langen Ulan. „Jewjen Porfyrowitsch, Ihre Brieftasche ..."

„Da bitte, meine Göttin ..."

Sie nahm hastig drei Hundertrubelscheine und drückte sie der Kaufmannsfrau in die Hand. „Da, für den ausgestandenen Schreck! Und ich bitte Sie zu glauben, daß unser Offizierkorps nicht aus lauter Betrügern besteht ..."

Die Kascha Piraschok, die Freundin des Prinzen Pawel, klappte ihren Sonnenschirm zusammen, nahm ihn wie eine Waffe in die Hand und trat auf die Napierowna zu. Ihre Stimme schnappte über vor Zorn. „Sie, also Sie, ich sage Ihnen! Was sind Sie denn, daß Sie sich solche Frechheiten gegen einen Offizier erlauben? ... Ich bin mehr als Sie, denn ich habe einen kaiserlichen Prinzen zum Freund und Sie nur einen lumpigen Grafen."

Die Napierowna gab giftig zurück: „Sie aus dem Rinnstein aufgelesene Troßdirne, wie dürfen Sie's sich herausnehmen, mich — eine Dame — ohne Erlaubnis anzureden?"

Die Piraschok lachte höhnisch auf. „Hat sich was mit ‚Dame'! Hochwohlgeboren in einem öffentlichen Haus in Iwangorod, Vater ‚Fünfrubel' ..."

Weiter kam sie nicht. Die Napierowna sprang ihr wie eine Katze an den Hals, schlug ihr mit einer gewandten Bewegung die Beine unter dem Leib weg und stupfte sie mit dem Kopf auf das Straßenpflaster. „Da, du Zehnkopekenstück, das ist für das ‚öffentliche Haus' und das da für den ‚Fünfrubelvater' ..."

Egon von Heidedorff stand wie gelähmt. Der lange Fürst Urusow lachte, daß seine weißen Zähne blitzten. „Nein, ist das gottvoll! Hat das süße kleine Frauenzimmer ein Temperament!" Und er schrie mitten in das hitzige Handgemenge: „Hau' ihr die Perücke vom Kopf, Jelena! Der Prinz hat gesagt, ihr fehlt ein Ohr, das ein Uralkosak ihr mal abgebissen hat. Und du, Kascha ... tausend Rubel, wenn du ihr die Bluse an der rechten Schulter zerreißt! Da soll sie ein geradezu himmlisches Muttermal haben ..."

Alle Fenster am Markt waren von neugierigen Zuschauerinnen besetzt, und Gott mochte wissen, woher mit einemmal all die Frauenzimmer kamen, die ringsum den Marktplatz füllten. Die in der vordersten Reihe Stehenden klatschten in die Hände, riefen „Bravo!" Und etliche schrien: „Kß, kß", als wenn sie Hunde aufeinanderhetzten ...

Dem Rittmeister von Heidedorff trieb die Scham fast die

Tränen in die Augen. Er riß die Napierowna an der Taille empor und parierte einen Fauststoß der Piraschok mit dem Rücken... Der Leutnant Czapka hatte sich aufgerichtet und schrie laut: „Verfluchte deitsche Weibsvölker — wenn niecht gleich von Strasse weg, iech lasse Kosaken anreiten..."

Der weibliche Zuschauerring stob kreischend auseinander. Der Fürst Urusow bot der Napierowna den Arm. „Ich bitte, sich nicht weiter zu bemühen, Herr von Heidedorff, ich bringe die Gnädige sicher nach ihrem Hotel..."

Der Rittmeister verneigte sich, die Hand am Mützenschirm: „Wie Sie befehlen, mein Fürst..." Und mit einem Gefühl der Erleichterung wandte er sich auf den Heimweg. Die Napierowna, zerzaust und erhitzt, versuchte ein Lächeln: „Auf Wiedersehen, heute abend..." Er wandte nicht den Kopf, hörte aber deutlich, wie der Fürst hinter seinem Rücken sagte: „Göttliche Jelena, das klingt ja fast, als wollten Sie sich bei diesem Deutschen entschuldigen? Was verstehen diese langweiligen Kerle von dem Temperament einer edlen Frau..." Und die Napierowna erwiderte ihm: „Die Pest auf ihn, daß er mich zurückgerissen hat! Mit der Linken hatte ich sie am Hals und mit der Rechten schon die Hutnadel herausgerissen..."

Egon von Heidedorff ging weiter, ohne sich umzusehen. Er hatte die Empfindung: das waren noch gar keine Menschen. Von denen hatten sie nur die aufrechte Haltung, die Bewegungen und die Sprache geborgt. Bei der geringsten Erregung fiel die menschliche Tünche von ihnen ab, sie fuhren sich an den Hals wie Tiere. Die deutschen Zuschauer aber sagten: Da seht her, so sind die Russen! Das sind russische Offiziere! Und er mußte denken, ob es wohl auch im deutschen Heer so aussähe! Er kannte nur einen einzigen deutschen Führer vom Sehen, den General von Kluck. Während der die Ordensburger Dragoner nach anstrengender Besichtigungsübung auf dem Marktplatze in Sektionskolonne vorbeireiten ließ, hatte er am Kriegerdenkmal in seiner Spionenverkleidung als Philippone mit seinem Obstkarren gehalten. Es war schon eine Reihe von Jahren her, aber er entsann sich noch ganz deutlich der imponierenden Gestalt mit dem eisernen Gesicht, in dem ein paar scharfblickende Augen standen. Wie eine lebendig gewordene Prüfungsmaschine saß der Mann da, in einer Atmo-

sphäre von nüchterner Sachlichkeit; mit einem kalten Schein in den Augen, als wäre er imstande, den eigenen Sohn zu kassieren, wenn der den strengen Anforderungen des Dienstes nicht genügte ... Und im Gegensatze dazu dachte er an seinen eigenen Kommandeur, den Grafen Bariatinsky. Immer, wenn er ihn zu einer dienstlichen Meldung aufsuchte, saß die geputzte kleine Französin im Zimmer und drehte Zigaretten. Der Graf aber posierte vor ihr beim Anhören des Vortrags wie ein Schauspieler — der Graf Bariatinsky, von dem man vor dem Kriege gesprochen hatte, er sei eine der großen Hoffnungen Rußlands!

Mitten in allem Grübeln mußte der Rittmeister von Heidedorff hell auflachen. Ihm war plötzlich eingefallen: wieso eigentlich hatte sich die dicke Kascha Piraschok so für den Leutnant Opalkin ins Zeug gelegt? Daraus konnte man doch schließen, daß der kleine Prinz Pawel auf seinem hohlen Kopfe ein recht stattliches Geweih trug ... Und diese Vorstellung belustigte ihn so, daß er halblaut ein freches Liedchen vor sich hinsummte. Der „Sieger von Groß-Heinrichsdorf und Neuendorf", der von einer geputzten Troßdirne betrogen wurde — es war zum Schreien komisch ...

13

Der Rittmeister schritt rascher aus. Eine seltsame Sehnsucht trieb ihn nach dem kleinen Häuschen vor dem Deutschen Tor.

Als er in den schattigen Garten trat, bot sich ihm ein Bild sorglosen Friedens. Der brave Litauer Prikupatis hatte seinen geladenen Karabiner an die dicke Pappel neben dem Tor gelehnt, saß neben der drallen Dienstmagd Sochia unter einem Apfelbaum und schälte Kartoffeln. Trotz des Unterschiedes zwischen lettischer und masurischer Sprache schienen sie ein Verständigungsmittel gefunden zu haben, denn von Zeit zu Zeit lachten sie sich an. Und wenn sie gelacht hatten, küßten sie sich. Der tapfere Prikupatis strich danach seinen gewaltigen Schnurrbart, die Sochia aber blickte verschämt in die große Wasserschüssel mit geschälten Kartoffeln.

Dem Rittmeister tat es leid, das zärtliche Beisammensein stören zu müssen, aber er hatte keinen anderen Weg. Er mußte das ganze Haus durchsuchen, ehe er das Fräulein von Gorski fand. Sie stand in der blitzsauberen kleinen Küche am Herd, ein weißes Tuch um die Haare gewunden, und rührte mit einem großen hölzernen Löffel in einem umfangreichen Kessel. Als er die Küchentür öffnete, fuhr sie zusammen. „Ja, wo kommen denn Sie auf einmal her, Herr von Heidedorff, so außer der Zeit?"

Er mußte auflachen. „Ist das nicht erlaubt? Und habe ich Strafe verdient, daß ich einen langweiligen Dienst schwänzte, um mal nachzusehen, was Sie in meiner Abwesenheit so eigentlich treiben?"

„Nichts Staatsgefährliches!" gab sie lachend zurück. „Ich koche Aepfel zu Gelee ein. Man darf doch den lieben Gottessegen nicht verderben lassen."

Er nickte ernsthaft. „Sehr richtig, aber wie ich die Lage überschaue, werden wir in einigen Tagen weiter nach Westen vorrücken, und Sie verschwenden Ihre Arbeit an Menschen, die ... na, ich will über das, was hinter uns kommt, nichts sagen! Nur ich frage mich manchmal ängstlich: was wird aus Ihnen hier, wenn ich fort muß?"

Das kleine Fräulein nahm den Kochlöffel fest in die Hand und rührte energisch: „Keine Sorge, Herr von Heidedorff, dann kommen die Preußen! Aber eine im Augenblicke dringlichere Frage: sind Sie hungrig?"

„Mächtig!"

„Dann nehmen Sie bitte hier den Löffel ... das Gelee darf nämlich nicht anhängen, ja ... und ich trage ihnen inzwischen in Ihrem Zimmer rasch ein Frühstück auf."

„Und wenn ich um die Erlaubnis bitten würde, hier mein Butterbrot essen zu dürfen?"

Sie errötete ein wenig und zuckte mit den Achseln. „Wie es Ihnen beliebt!"

Er rührte heftig in dem schäumenden Kessel und sah zu, wie sie über den blankgescheuerten Küchentisch ein weißes Tuch breitete, aus der Speisekammer Brot, Butter und einen geräucherten Schinken herbeibrachte. Und es wollte ihm scheinen, als sähe sie es nicht ungern, wenn er in ihrer Gesellschaft den Imbiß einnähme.

„So, bitte", sagte sie und nahm ihm den Löffel wieder ab. Ihre Hände berührten sich dabei, und — obwohl sie sich hastig abwandte — er sah deutlich, wie ihr eine feine Röte an Hals und Wangen emporstieg. Da war es um all seine kühle und nüchterne Ueberlegenheit geschehen. Er atmete tief auf und beschloß, sich Gewißheit zu holen, ob sie ihn willkommen heißen würde, wenn er im Frieden wiederkäme. Aber die Erregung übermannte ihn so, daß er vergebens nach einem schicklichen Anfange suchte. Und sie schien seine Absicht zu erraten, wich ihm aus ...

„In der Stadt ist ein Gerücht verbreitet", sagte sie plötzlich, „in der Gegend von Gilgenburg und Neidenburg soll eine große Schlacht im Gange sein. Und es heißt, sie steht für Sie nicht günstig."

Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Halte ich für ausgeschlossen. Wir, in unserem Hauptquartier, müßten doch auch etwas davon wissen. Aber, mein gnädiges Fräulein — es klingt seltsam im Munde eines russischen Offiziers —, ich würde mich freuen, wenn das Gerücht recht behalten sollte."

Sie blickte überrascht auf, als hätte sie nicht recht verstanden. „Ja, aber neulich sagten Sie doch noch ...?"

Er zuckte mit den Achseln. „Das war wohl nur, um ihnen zu widersprechen! Sie gerieten dann immer in einen so niedlichen Zorn, daß ich manchmal meine bessere Ueberzeugung verleugnete, bloß um Ihnen zuhören zu dürfen."

Sie schüttelte mißbilligend den Kopf. „Herr von Heidedorff, das ist eine so ernsthafte Sache... Wenn Sie mir durchaus ein Kompliment machen wollen — was im übrigen höchst unnötig ist —, ja also, dann, bitte, nicht auf Kosten Ihrer wirklichen Gesinnung!"

„So", gab er heftig zurück, „und neulich sagten Sie erst, Sie begreifen nicht, wie ich als Abkömmling eines alten baltischen Geschlechts nicht auf Ihrer Seite stehe?..."

„Ganz recht", sagte sie, „aber inzwischen habe ich nachgedacht. Es ist eine törichte Einbildung von uns, daß die Balten immer noch deutsch empfinden müßten. Es wäre genau dasselbe, als wenn die Franzosen verlangen würden, die Abkömmlinge der nach der Großen Revolution vertriebenen Geschlechter sollten noch heute für ihre alte Heimat Partei ergreifen!"

„Ah nein, mein Fräulein", erwiderte er lebhaft, „bei uns liegt der Fall doch anders! Der baltische Adel und das baltische Bürgertum war noch vor nicht langer Zeit deutsch; deutsch in der Gesinnung, deutsch in seiner Sprache und deutsch in seinem Sonderrecht. Daß sich daran vieles geändert hatte, war nicht seine Schuld. Aber das alles geht nicht meinen besonderen Fall an! Aus Gründen, die nur mir allein gehören, haßte ich die Deutschen ... nun, ich glaube, es kann wenig echt russische Offiziere geben, die mit so heiligem Zorn gegen Deutschland die Waffen ergriffen haben wie ich. Und jetzt? Nach kaum fünf Wochen Krieg? Ich schäme mich, daß ich eine russische Offiziersuniform trage, denn sie ist in dieser Zeit hundertfach geschändet worden! Alles aber, was ich von deutschem Wesen gesehen habe, ringt mir Achtung, Bewunderung und Liebe ab ... Ich habe es nur widerwillig aufgenommen, und jetzt ..." Die Stimme geriet ihm ins Schwanken, er brach ab und sah zu dem schmalen Fenster hinaus, vor dem die fruchtbeladenen Aeste schwer zu Boden hingen. Erst nach langer Pause fügte er hinzu: „Jetzt weiß ich nicht, was aus mir werden soll. Jetzt treibe ich wie ein entwurzelter Baum in einem wilden Strom ... Gott allein weiß, wo ich mal als Strandgut ans Ufer geworfen werde."

Sie machte sich am Herd zu schaffen, rückte den schweren Kessel zur Seite und warf das Feuerloch mit Ringen zu. Er wollte ihr helfen, sie wies ihn mit kurzer Bewegung zurück. Und nach einer ganzen Weile erst sagte sie: „Ich verstehe immer nicht — Sie sind doch ein Heidedorff! Haben Sie da an Ihrer Familie gar keinen Rückhalt gefunden?"

„Bei meiner Familie?..." Er lachte bitter auf: „Mein Vater wurde von ihr ausgestoßen, weil er meine Mutter heiratete, und meine Mutter — als sie sich in ihrer Not und Verzweiflung an die hochmütigen Herrschaften wandte, deren Namen sie doch immerhin trug —, also ich stand dabei, wie sie von einem Diener als lästige Bettlerin von der Schloßrampe gewiesen wurde! ... Hätte ich dieses Vieh heute in meiner Gewalt, ich würde es zollweise an einem langsamen Feuer rösten für die Schmach, die es meiner Mutter angetan hat ..."

Das kleine Fräulein sah versonnen vor sich hin. „Also der Heidedorff sind Sie! Vor einem Jahre etwa war ich mit

meinem Mütterchen zu Besuch in Schwentawinne. Da hörten wir die Geschichte Ihres Vaters."

Egon von Heidedorff war aufgesprungen, seine Wangen glühten vor Erregung. „Schwentawinne! Immer hab' ich in meinem Gedächtnis nach dem Namen gesucht. Und, nicht wahr, vor dem Schlosse liegt eine weite Terrasse? Die Mauer fällt steil ab zum Meer, von weit her kommen die Wellen gezogen, schlagen an ihr hinauf ... Herrgott, himmlischer Vater" — es kam wie ein Schrei aus seiner Brust —, „da einmal als Herr einziehen dürfen! Meine Mutter auf der einen Seite, und auf der anderen eine" — er sah das kleine Fräulein mit einem schier flehenden Blicke an —, „der ich die Hände unter die Füße breiten würde, wenn sie die Gnade haben wollte, sich mir günstig zuzuneigen ..."

Amelie von Gorski war zurückgetreten. Sie schüttelte den Kopf. „Herr von Heidedorff, Sie verwechseln die gute Botschaft mit der Bringerin. Hätten Sie sich früher ausgesprochen über das Verhältnis zu Ihrer Familie, hätten Sie die gute Nachricht schon längst haben können. Aber noch ist's wohl nicht zu spät, damit Sie Ihre Rechte wahrnehmen können. Und jetzt möchte ich Sie bitten, mir mein kleines Reich hier wieder allein zu überlassen!"

Er trat einen Schritt näher und neigte nach russischer Sitte demütig das Knie. „Ich habe Sie erschreckt, mein liebes Fräulein — zürnen Sie mir deswegen nicht! Ich wollte es viel zarter anfangen ... nur fragen, ob Sie mich später einmal nicht ungünstig aufnehmen würden, wenn der unglückselige Krieg vorüber ist?"

Sie nahm sich mit einer mechanischen Bewegung das weiße Tuch von den Haaren. „Stehen Sie auf, Herr von Heidedorff — bei uns knien die Männer nicht, wenn sie werben. Und nun lassen Sie uns eine Minute lang vernünftig miteinander reden! Ich bin kein Backfisch mehr, der sich in unklaren und überschwenglichen Gefühlen ergeht, sondern ein nüchtern erzogenes und nüchtern denkendes Mädchen, den Dreißig näher als den Zwanzig ..."

Er unterbrach sie ungestüm. „Für mich sind Sie die Jüngste und Schönste auf der Welt ..."

Amelie von Gorski hob abwehrend die Hand. „Lassen Sie mich bitte aussprechen! ... Ich wollte also sagen, ich bin nicht

mehr jung genug, um aus Empfindungen nur über meine Zukunft zu entscheiden ... Ein Schicksal, das auf Liebe und praktischen Erwägungen sich baut, kann niemals zu schlimmen Enttäuschungen führen. Auf der anderen Seite aber, auch eine Entsagung wird leichter, wenn man sich vernünftig klarmacht, daß sie notwendig ist. Und deshalb sage ich Ihnen ganz offen, auch Sie haben mir recht gut gefallen."

Er griff hastig nach ihrer Hand. Das war doch nichts anderes als mädchenhafte Ziererei. Das Glück machte ihn übermütig, und er wollte sie an sich ziehen ...

In ihren Augen blitzte es zornig auf, sie riß sich heftig los. „Herr von Heidedorff, daß Sie stärker sind als ich, das weiß ich. Aber damit beweist man doch nichts ..."

Sie strich sich eine widerspenstige Locke aus der Stirn und sprach wieder ruhiger. „Also Sie hatten mir recht gut gefallen, von dem Augenblick an, wo Sie mir sagten, ich sollte meiner Kusine Annemarie ausrichten, es täte Ihnen leid, vor ihr so renommiert zu haben. Das war anständig von Ihnen! Und als am Nachmittag Ihre famose Schutzwache kam, schwärmte ich für Sie ... Dann aber fing ich an zu überlegen. Ich rechnete viel Plus auf Ihre Seite ... die baltische Vetternschaft ... Ihre russische Erziehung, die naturgemäß den Blick beschränkt ... es ging nicht! Den Krieg haben weder Sie noch ich gemacht, aber er steht zwischen uns. Ich kann Ihnen nicht zumuten, zu uns überzulaufen, das wäre ehrlos. Und ich vermag wiederum den Gedanken nicht zu ertragen, Sie könnten meinem letzten Bruder mit der Waffe in der Hand gegenüberstehen. Da müßte ich doch für ihn beten und nicht für Sie ... Einen Bruder habe ich in diesem fürchterlichen Krieg schon verloren und mein Väterchen dazu ... beide gleich am ersten Tag." Sie sah an ihm vorbei, und zwei klare Tränen rollten ihr die Wangen hinab.

Aber er hörte aus allem nur, daß auch sie ihn lieb habe. Es wurde ihm rot vor den Augen, er faßte sie mit wildem Griff, und trotz ihrem Sträuben fand er ihren Mund. Ein paar Sekunden hing sie, wie gebrochen, in seinen Armen, aber er fühlte deutlich, ihre Lippen blieben kalt. Da ließ er sie frei und führte sie zu dem Stuhl am Fenster.

„Verzeihen Sie", sagte er rauh, „ich verstehe mit deutschen Mädchen wohl nicht umzugehen! Woher sollte ich es auch

gelernt haben? Mein Vater war ein Trunkenbold, meine Mutter arm, vom Unglück geschlagen ... Mit zwölf Jahren kam ich auf die russische Militärschule ... na, ist gut! Ich werde mir natürlich sofort ein anderes Quartier suchen, um Sie nicht länger zu behelligen."

Sie weinte still vor sich hin, schien gar nicht gehört zu haben, was er sprach. Da schossen auch ihm mit einem Male die Tränen in die Augen.

„So fortzugehen ohne einen Schimmer von Hoffnung! ... Mein ganzes Herz habe ich vor Ihnen ausgebreitet, und Sie stoßen mich zurück ..."

Es dauerte eine Weile, bis sie antwortete. Aber sie sprach mehr zu sich selbst: „Alle Ueberwindung ist schwer, aber muß sie immer in lauten Worten ausgesprochen werden? Jetzt ist es so häßlich ... Das heimliche Band ist zerrissen und die Erinnerung beschmutzt ..."

Er bat dringlicher: „Liebes Fräulein, ich will ja nichts weiter, als daß Sie mir nicht mehr zürnen! Was geht uns beide dieser unsinnige Krieg an? Ich verfluche ihn schon heute! Und nach ihm muß doch mal wieder Frieden kommen. Darf ich da noch einmal vor Sie hintreten, falls ich noch am Leben bin, und Sie fragen, ob Sie mir verziehen haben?"

Sie antwortete nicht, sah starr geradeaus. Da richtete er sich auf und verließ mit klirrenden Sporen das Haus. In zorniger Erregung machte er sich wieder auf den Weg zur Stadt ... Der Teufel hatte ihn geritten, sich vor diesem zimperlichen kleinen Frauenzimmer so zu demütigen. Die Tränen waren nur Verstellung, und jetzt lachte sie vielleicht hinter ihm her, daß sie ihn so geschickt getäuscht hatte ... Vater und Bruder wollte sie an ein und demselben Tage verloren haben? Da schlug es ihm plötzlich gegen die Brust, daß ihm der Atem stockte: sie hatte ja recht! Ein Schleier fiel ihm von den Augen, und er wußte mit einem Male, wo er das Gesicht schon einmal gesehen hatte. An jenem unglückseligen ersten Kriegstage, als er in Groß-Heinrichsdorf den tapferen kleinen Leutnant aus dem Sattel schoß ... Als sie in zorniger Abwehr die Lippe über die weißen Zähne hob, hatte sie genau so ausgesehen wie der arme Junge, der mit dem kleinen Loch in der Stirn auf dem Rücken lag ... Und dreißig Schritte davon lag ihr Vater, und wenn sie immer von baltischer Vetternschaft sprach, dann

meinte ſie das Bild mit den ſeltſamen Augen, das der Dragoner aus dem brennenden Schloß gerettet hatte ... „Amélie de Gorski, née Baronne de Heidedorpf“ hatte in der rechten Ecke geſtanden unter demſelben Wappen, das die erbeutete Piſtole trug. Er hatte ſie gegen die eigene, ausgeleierte Waffe eingetauſcht, führte ſie rechts an ſeinem Gürtel ... Das alles wußte ſie nicht, die kleine Dunkelhaarige, ſonſt wäre ihr Abſcheu wohl noch größer geweſen. Aber ſie ahnte und fühlte es vielleicht, ſtieß ihn deswegen zurück ...

Er lachte bitter auf. Teilnahmlos ging er dahin und ſah nicht, daß über die lange Brücke, die vom Städtchen zum Oſtufer des Sees führte, Regimenter und Regimenter Soldaten marſchierten. Nur eins fiel ihm auf, die Deutſchen, die ihm auf der Straße begegneten, wichen nicht mehr ſo ſcheu aus wie ſonſt. In Gruppen ſtanden ſie beiſammen, ſprachen erregt und hatten freudige Geſichter ...

14

Vor dem Schilde einer kleinen Weinſtube am Markt fiel dem Freiherrn von Heidedorff ein, daß er ſeit dem frühen Morgen nichts gegeſſen hatte. In der ſaubern Küche draußen vor dem Tor hätte er dazu Gelegenheit gehabt, aber er hatte es vorgezogen, törichte Liebeserklärungen zu machen. Er verſpürte keinen Hunger, nur wie ſollte er die Zeit herumbringen bis zum Abend ... bis zu der Stunde, wo er ſich bei ſeinem General zu melden hatte? Er mußte erſt eine Weile nachdenken, ehe ihm wieder einfiel, weshalb ... Ach ſo! Der Herr Graf Bariatinſky, Exzellenz, wollte ihm beibringen, daß man das einem Deutſchen gegebene Ehrenwort nicht zu halten brauchte! Eine gewiſſe Neugierde erfüllte ihn ſchon jetzt, wie er dieſe Belehrung wohl aufnehmen würde. Vielleicht, wenn er gerade gut aufgelegt war, fuhr er dieſem jedes Ehrgefühls baren hohen Herrn vor verſammeltem Stabe an den Hals ...

In der dämmerigen Weinſtube, die ihr Licht nur von zwei niedrigen Fenſtern empfing, ſaßen zwei Offiziere an getrennten Tiſchen. Der eine war ſein alter Regimentskamerad Jergunow, den anderen kannte er nicht. Irgendein Hauptmann von der Infanterie.

Der Rittmeister rief ihn an. „Sdraszd' Heidedorff!"

„Guten Tag, Jergunow! Was machen Sie denn hier?"

Der Rittmeister hob die schweren Augenlider, man sah es ihm an, er hatte schon reichlich getrunken. „Was soll man machen, mein geliebtes Brüderchen, bei diesen schlimmen Zeiten? Man besäuft sich, um ein bißchen wenigstens seinen Kummer zu vergessen."

„Wieso? Was ist Ihnen denn passiert?"

Der Rittmeister Jergunow versuchte sich zu erheben.

„Mir? Ja, Heidedorff, wissen Sie denn nicht, was geschehen ist? Die Armee Sasonow ist geschlagen ... Unsinn, vernichtet, zusammengehauen, zerschossen oder gefangengenommen ... nur Fetzen haben sich über die Grenze zurück gerettet."

Egon von Heidedorff ließ sich in den nächsten Stuhl fallen. „Jergunow, Sie sind verrückt! Das heißt, entschuldigen Sie, ich wollte sagen, das ist so undenkbar ... so unmöglich und hirnverbrannt ..."

Der Rittmeister fuhr sich über die Augen.

„Sollte man glauben, ja ... aber es ist die Wahrheit! Vor zwei Stunden ist ein Offizier vom Stabe der Narew-Armee angesprengt gekommen, vor unserem Hauptquartier brach er mit seinem abgehetzten Gaul zusammen. Er war verwundet, der arme Kerl, und als er sich aufrichtete, schrie er den Grafen Bariatinsky an: ‚Herr, wir haben nach Ihnen gerufen wie nach dem Heiland, weshalb sind Sie uns nicht zu Hilfe gekommen?' ... Da sind denn Seine Exzellenz mit einem Teil unseres Armeekorps ausgerückt" — der Rittmeister stürzte mit einem höhnischen Auflachen den Inhalt des vor ihm stehenden Kognakglases hinab —, „wozu, weiß ich nicht! Mir wurde gesagt: Aufnahmestellung! Für wen, bitte ich Sie? Vielleicht für die Hunderttausend von unseren armen Kerls, die im Kartätschenfeuer verblutet oder in den Moorlöchern ersoffen sind?"

Egon von Heidedorff saß wie in einer Betäubung. Einen Augenblick lang hatte es ihn wie eine Art von Genugtuung durchzuckt, aber — pfui Teufel — so weit war er denn doch noch nicht, daß er über den Tod so vieler alten Kameraden Freude empfinden sollte! Er entsann sich, seit mehreren Tagen schon war die Fernsprechverbindung mit der Narew-Armee unterbrochen gewesen. Auch die Funkentelegrafen hatten nicht

gearbeitet, weil sie fortwährend von starken Strömen gestört wurden. In echt russischer Sorglosigkeit hatte man keinen besonderen Wert darauf gelegt. Er faßte sich an den Kopf. „Ich verstehe nur nicht... hundert Werst nördlich von diesem Schlachtfeld hat die gewaltige Armee des Generals Rennenkampf gestanden. Es ist doch ganz unfaßbar, daß sie der Vernichtung ihrer Schwesterarmee untätig zugesehen haben sollte."

Der Hauptmann am Nachbartische mischte sich in das Gespräch. „Die Erklärung ist sehr einfach, meine Herren! Ehe wir die Sauhunde von Deutschen nicht aus unseren obersten Führerstellen verjagt haben, werden wir gegen unsere Feinde keine Schlacht gewinnen."

Egon von Heidedorff wandte den Kopf über die Schulter. „Herr, was wollen Sie damit sagen?"

Der Hauptmann zuckte mit den Achseln. „Was Sie, meine Herren — wenn Sie gute Patrioten sind —, sich wahrscheinlich schon längst selbst gesagt haben: Der Rennenkampf ist ein Deutscher, von dem Sasonow wird erzählt, er hätte eine deutsche Frau ..."

Der Rittmeister sprang auf, der Zorn verdunkelte ihm die Augen. „Herr, das ist so infam! Immer wenn es euch schlecht geht, schiebt ihr die Schuld auf verkaufte Spione und Verräter! Vor zehn Jahren habt ihr's ebenso gemacht, wie ihr von den Japanern Prügel bekamt... Steckt lieber die Nasen in eure Schlamperei und gewöhnt euch das verfluchte Wort ab: Nitschewo!... Das ist die Wurzel all eurer Fehler!"

Der andere war ebenfalls aufgesprungen. „‚Ihr, ihr'", wiederholte er. „Wie kommen Sie, mit einer russischen Uniform am Leibe, dazu, von dem russischen Volke per ‚ihr' zu sprechen?"

Der Rittmeister Jergunow legte sich ins Mittel.

„Um Gottes willen, Ruhe, meine Herren! Und — entschuldigen Sie, Herr Hauptmann — mein Kamerad hat sich mit Recht beleidigt gefühlt. Er trägt einen deutschen Namen, aber im Innern fühlt er genau so echt russisch wie Sie und ich! Und gestatten Sie, meine Herren, daß ich vorstelle: Mein alter Freund, Rittmeister von Heidedorff — Herr Hauptmann" — er unterbrach sich —, „pardon, wie war doch gleich der werte Name?"

Der andere verneigte sich militärisch und sprach seinen ur-

deutschen Namen mit russischer Betonung aus: „Waggner! Iwan Kristoforowitsch Waggner!“

Egon von Heidedorff mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um nicht laut aufzulachen. „Pardon“, fragte er mit ironischer Höflichkeit, „seit wann ist Ihre liebe Familie echt russisch, Herr Kamerad? Der Name klingt nämlich genau so verdammt deutsch wie der meinige ...“

Der Hauptmann schob gravitätisch zwei Finger der Rechten zwischen die Knöpfe seiner Uniform. „Ein Irrtum, Herr Kamerad! Der Ursprung meiner Familie verliert sich im Dunkel der russischen Geschichte. Unter Peter dem Großen, der in so verhängnisvoller Weise den Westen begünstigte, fühlte sich mein Vorfahr veranlaßt, seinen gut russischen Namen in einen deutsch klingenden umzuwandeln ...“

Der Rittmeister Jergunow in seiner Vermittlerrolle atmete erleichtert auf. „Na, Gott sei Dank, damit sind wohl alle Mißverständnisse beseitigt. Und ich sehe nicht ein, wieso wir nicht gemeinschaftlich die Ursachen unserer bedauerlichen Niederlage erörtern sollen?“

„Einverstanden“, sagte der Hauptmann mit Würde. „Vorher aber muß Ihr Herr Kamerad den Ausdruck ‚infam‘ zurücknehmen, sonst ist es mir unmöglich, mit ihm an einem Tische zu sitzen!“

Egon von Heidedorff verneigte sich ironisch. „Wenn der Herr Hauptmann damit zufrieden sind? Das eine Wort nehme ich gern zurück!“ Er schlug mit der Säbelscheide gegen das Tischbein: „Heda, Fräulein!“

Eine verschlafene Kellnerin näherte sich langsam. „Sie wünschen?“

„Zwei Flaschen Champagner, eine Flasche Kognak und eine Kanne, um daraus eine Bowle zu machen!“

„Sehr wohl, mein Herr! Aber seit einiger Zeit werden hier Getränke nur gegen vorherige Bezahlung verabfolgt!“

Er warf einen Fünfzigrubelschein auf den Tisch. „Da, den Rest als Trinkgeld!“

Das schläfrige Mädchen steckte den Schein gleichgültig in ihre an der Seite hängende Ledertasche und ging mit müden Schritten zum Schenktisch zurück. „Ausgezeichnet“, sagte der Herr Hauptmann, „da gibt es nachher keine Streitigkeiten, wer bestellt hat!“ Und er ging zu dem Kleiderrechen an der

Wand, aus seinem Mantel die Zigarettendose zu holen. Der Rittmeister Jergunow neigte sich über den Tisch, die Hand am Mund: „Bruderherz, nimm dich in acht! Der Kerl gehört zur Ochrana ..."

Egon von Heidedorff warf den Kopf in den Nacken. „Er kann mir gewogen bleiben! Erst besauf' ich mich mal jetzt, und dann ..." Er brach ab: „Na, schön, was weiter geschieht, wird sich finden ..."

Die Kellnerin kam mit den drei Flaschen und goß sie in eine eisgekühlte Kanne. „Vielleicht auch etwas Zitrone gefällig?"

Er nickte schweigend. Es war ja so egal, wie das Gebräu schmeckte, in dem er sich Mut antrank zu dem letzten Schritt.

Der Hauptmann kostete schlürfend das perlende Getränk. „Ah, prächtig, nur noch ein bißchen kräftiger könnte es sein! Aber ich setze natürlich voraus, es bleibt streng unter uns, daß wir so leichtfertig das heilige Verbot unseres allergnädigsten Herrn übertreten?"

Egon von Heidedorff hob sein Glas. „Mein verehrter Herr Kamerad, wir übertreten und unterlassen so vieles — da wird es auf diesen einen verbotenen Schluck nicht ankommen! Also ich trinke auf die Zukunft Rußlands. Möge dieser Krieg es von allem Ungeziefer befreien, das an seinem Leibe schmarotzt!"

Der Hauptmann stimmte begeistert ein. „Bravo, hurra, und die Pest auf alle Deutschen!"

Egon von Heidedorff hatte einen Augenblick lang das Gefühl, als müßte er dem Kerl da drüben, der so weit das Maul aufriß, mit der Flasche über den Kopf hauen. Aber es wäre unnützer Aufwand gewesen. Er beugte sich über den Tisch, da gab es nur blutiges Verhöhnen ...

„Euer Hochwohlgeboren scheinen über die Familienverhältnisse unserer oberen Heerführer sehr genau unterrichtet zu sein?"

Der andere verneigte sich geschmeichelt. „Es ist, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, mein Steckenpferd gewesen, das ich in meinen Mußestunden zu reiten pflege."

„Also gut, den Kerl, den Sasonow gebe ich Ihnen unbedingt preis. Wenn jemand eine deutsche Mutter hat ..."

„Frau habe ich gesagt", verbesserte der Hauptmann.

„Na, ist egal, ob Frau oder Mutter, jedenfalls ist es sonnenklar, daß er durch dieses Weibsstück zum Verrat gebracht wurde. Aber nun erklären Sie mir, bitte, diesen Rennenkampf! Bei ihm befindet sich doch unser erhabener Generalissimus, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch! Der größte Heerführer aller Zeiten. Hat er nun mit verraten, oder liegt es an seiner Unfähigkeit, daß er die Operationen des deutschen Generals nicht durchkreuzt hat?"

Der Hauptmann Waggner fuhr entsetzt zurück und sah sich ängstlich um. „Gott sei Dank, außer uns scheint es niemand gehört zu haben! Wie kann man bei einer so hohen Persönlichkeit von ‚Unfähigkeit' reden. Entweder hat ihn der Verräter Rennenkampf getäuscht, oder Seine Kaiserliche Hoheit verfolgen einen strategischen Plan, den wir in unserem beschränkten Verstande nicht ermessen können."

Egon von Heidedorff hob mit ironischem Lächeln sein Glas. „Also trinken wir auf diesen geheimen Plan unseres erhabenen obersten Führers!"

Der Hauptmann stürzte sein volles Glas hinunter. „Hurra, hurra, hurra!" Und nachdem er sich den feuchten Schnurrbart gewischt hatte, bog er sich vertraulich vor. „Ich, in meiner besonderen Stellung, erfahre und höre ja so mancherlei... also ich sage Ihnen, meine Herren, dieser deutsche General von Hindenburg wird über seinen Sieg nichts zu lachen haben. Ich kann mich natürlich nur auf eine Andeutung beschränken, aber verlassen Sie sich darauf, es gibt eine große Mausefalle."

„Ausgezeichnet", sagte der Rittmeister von Heidedorff und schenkte dem anderen von neuem ein. „Aber wie ist's nun, wenn auch dieser geniale Plan von einem Deutschen an die Feinde verraten wird? Dagegen müßte man sich doch irgendwie sichern?"

Herr Waggner nahm einen herzhaften Schluck. „Kommt bald, verehrter Herr! Deshalb begrüßte ich vorhin so freudig Ihren Trinkspruch gegen das ‚Ungeziefer'! Dieser Krieg wird auch gegen die deutsche Pest in Rußland geführt. Es sind da zum Beispiel ein paar niedliche kleine Maßregeln gegen die deutschen Grundbesitzer im Gange... zum Fingerablecken, sage ich Ihnen! Und wenn man Bescheid weiß, ist eine Masse Geld daran zu verdienen..."

Egon stieß seinen Nachbar zur Linken in die Seite. „Schlaf nicht ein, Bruder Jergunow, hier werden die interessantesten Sachen erzählt! Vom Geldverdienen! Wäre ich nicht ein so armes Luder, würde ich mich an dem Geschäft beteiligen. Aber — verzeihen Euer Hochwohlgeboren gütigst — was sagt nun unser geliebter Alleinherrscher dazu? Er ist doch selbst immerhin noch ein Stück Deutscher, hat außerdem eine deutsche Frau ..."

Der Hauptmann, dem der scharfe Trunk schon zu Kopf gestiegen war, zwinkerte vergnügt mit den Augen. „Mein Lieber, da werden wir auch noch manches erleben nach diesem siegreichen Krieg! Nicht einmal andeutungsweise darf man darüber sprechen, aber alle echt russischen Herzen fühlen und hoffen es. Meinen Sie, unser geliebter Großfürst Nikolai führt den Krieg bloß wegen des bißchen Deutschland? Und sollte ihm nicht noch ein höheres Ziel vorschweben? Ein Ziel, bei dem der Iwan Welikij läutet im Kreml zu Moskau?"

„Prost!" sagte der Rittmeister von Heidedorff. „Und Hochwohlgeboren brauchen Ihre Andeutungen nicht weiter auszuführen, ich verstehe auch so ..." Er stürzte sein volles Glas hinunter, in seinem Hirn regte sich der erste Keim zu einer unerhört gewaltigen Tat ... Wenn er sein Leben still auslöschte, wem war damit geholfen? Ein Untauglicher weniger, das war alles. Aber wie, wenn er einen mitnahm in das dunkle Land, aus dem es keine Wiederkehr gab? ... Den einen einzigen, der an all dem namenlosen, über die Welt gekommenen Unheil schuld war? ... Der Gedanke jagte ihm die Frieseln über den Rücken und erregte ihn so, daß er sein Herz bis in den Hals hinein klopfen hörte. Er zwang sich zu einer gleichgültigen Miene, indessen sein Hirn an dem Plan weiterarbeitete ...

Der Hauptmann Waggner erzählte dem schläfrig zuhörenden Rittmeister Jergunow eine lustige Geschichte, wie ein dummer Deutscher von zwei pfiffigen Russen übertölpelt worden wäre. Bei der Eroberung der ersten deutschen Vorstellung zwischen dem Baranner Moor und dem Sdrinsnosee. Der Rittmeister mit dem deutschen Namen kannte einen heimlichen Weg durch das Moor und nahm die feindliche Stellung auch ein. Einer seiner Leutnants aber hatte von dem heimlichen Plan Kenntnis bekommen und ritt mit dem Regimentskom-

mandeur Prinz Pawel nach. Aber schon nach hundert Schritten waren sie froh, daß sie aus dem Sumpf wieder draußen waren. Und der Leutnant, ein echt russisches kluges Köpfchen — also der lachte: „Großfürstliche Hoheit, wir machen es ja ebensogut auch von dieser Seite! Hauptsache, daß wir zuerst da sind, wenn es zur Meldung kommt." „Ja", sagte der Prinz, „es ist ebenso wie bei den Orden. Gescheiter, man ist da, wo sie verteilt werden, als dort, wo man sie verdienen muß." „Und so ist es denn gekommen", sagte der Hauptmann Waggner. „Der Prinz hatte die Ehre, der dumme Deutsche das Nachsehen! Die ganze Armee hat darüber gelacht..."

Egon von Heidedorff stand auf. „Euer Hochwohlgeboren haben recht, die Geschichte ist furchtbar komisch. Der dumme Deutsche nämlich war ich! Empfehle mich gehorsamst..."

Der Rittmeister Jergunow talpschte nach seiner Hand. „Bruderherz, wozu so empfindlich? Du bist doch danach die Treppe hinaufgefallen! Und jetzt willst du gehen, wo es anfängt, gemütlich zu werden?"

Er griff nach seiner Mütze.

„Bedaure, ich habe Dienst... Muß außerdem noch über eine sehr schwierige Frage studieren..."

Er ging über den Marktplatz und bemühte sich, eine möglichst gleichgültige Miene zur Schau zu tragen. Sein Plan erfüllte ihn so ganz und gar, daß er fürchtete, man könnte ihn auf seinem Gesichte lesen...

Vor dem Hotel hielt ein Auto, drei Damen saßen darin mit zwei Herren. Die Napierowna am Steuer, die Französin und die Piraschok auf den Rücksitzen, vor ihnen der Prinz Pawel und sein Adjutant Czapka... Er mußte auflachen. Die Frauenzimmer, die sich am Vormittag geprügelt hatten, hatten sich am Nachmittag schon wieder vertragen.

Er wollte mit höflichem Gruße vorübergehen, die Napierowna rief ihn an: „Heda, Herr von Heidedorff!"

Er trat näher. „Gnädigste befehlen?"

„Haben Sie Dienst?"

„Sehr wohl, meine Gnädigste. Um sieben Uhr antreten bei Seiner Exzellenz dem Herrn General, um einen furchtbaren Rüffel in Empfang zu nehmen."

„Ah bah... der General ist mit seinem ganzen Gefolge an

die Front gefahren, ich armes Wurm bin ganz allein. Auch der Fürst Urusow mußte mit... sehr ungern natürlich. Die anderen beiden Damen sind versorgt, nur ich bin Strohwitwe. Also steigen Sie ein und trösten Sie mich! Wir wollen an dem Tatarensee im Beldahner Wald ein lustiges Picknick veranstalten..."

Er verneigte sich gemessen. „Meine Gnädigste... nehmen Sie's mir nicht übel, ich bin nicht in der Stimmung. Unsere Armee hat eine schwere Niederlage erlitten..."

Sie sah ihn unter halb gesenkten Lidern an, wie damals auf der Straße von Grajewo. „Wenn Sie sich hier bis zur Rückkehr des Generals im Städtchen langweilen, können Sie dadurch diese Niederlage ungeschehen machen?"

Da lachte er auf und stieg ein. „Sie haben recht, Jelena Iwanowna..." Und während das Auto ansprang, mußte er denken, daß seinem Leben ein ganz bestimmtes Ziel gesetzt war. Wem tat er einen Gefallen, wenn er in den letzten Tagen nicht alles mitnahm, was sich ihm bot? Jeden Genuß und jeden Frevel... Wem brauchte er denn Rechenschaft abzulegen, wenn er den Mann betrog, der ihm in schweren Stunden ein hilfreicher Freund gewesen war? Auch die betrog, der er sein Leben hatte weihen wollen? Wie lange das her war, wußte er nicht mehr. Ihm war zumut, als wären Jahre vergangen seit dem Augenblicke, wo er das kleine Häuschen vor dem Tore verlassen hatte...

Die Napierowna, die mit sicherer Hand das Steuer führte, hatte sich an ihn geschmiegt, daß er durch den dünnen Mantel die Wärme ihres Körpers spürte. Das Blut lief ihm rascher durch die Adern... er wußte, diese Gunst verdankte er nur einer augenblicklichen Laune der gefeierten Diva... einer Erinnerung vielleicht an einen anderen...

Sie fuhren durch ein freundlich an einem blauen Seeauge liegendes Dorf — überall waren die geduldigen grauen Tiere an der Arbeit, Gräben auszuheben und Drahtverhaue zu spannen. In diesen Gräben ließen sie sich zusammenschießen, ihr Blut floß dahin, und die Mütter daheim im großen Rußland weinten... Warum und weshalb? Weil in dem Hirn eines einzigen größenwahnsinnigen Menschen der verbrecherische Gedanke gekeimt war, durch ein Meer von Blut und über einen Berg von Leichen zur höchsten auf dieser Erde erreich-

baren Macht zu schreiten ... Wenn man dies Hirn auslöschte, hatte alle schwere Not ein Ende ...

In einem mitten im schweigenden Hochwalde sich dehnenden See machten sie halt. Wie eine Zuflucht des überall sonst verjagten Friedens nahm sich das Plätzchen aus. Hohe Kiefern und Tannen spiegelten sich in dem grünlich schimmernden Wasser, im dichten Uferschilf jagten sich die Bleßhühner. Der diensteifrige Adjutant Czapka hatte ein Feuerchen entzündet. Seine Hoheit der Prinz Pawel geruhten in etwas verlegener Weise sehr gnädig zu sein. Versprachen dem Rittmeister von Heidedorff eine hohe Ordensauszeichnung, wenn demnächst der oberstkommandierende Vetter zur Besichtigung käme. Die Piraschok erzählte eindeutige Witze, und die Zeit ging höchst angenehm herum, bis die in der Asche bratenden großen Kartoffeln gar waren. Danach knallten die Sektpfropfen, eine riesige Büchse Kaviar wurde aufgeschnitten; man brach die Kartoffeln in der Mitte auseinander, aß sie aus der freien Hand mit dem großkörnigen hellgrauen Störrogen. Es schmeckte fast so gut wie Plini mit Malossol. Die entzückende freie Natur ringsum glich den kleinen Unterschied aus.

Als die Zigaretten brannten, gab es eine Pause gesättigter Trägheit, bis der Prinz sich entsann, daß er nicht nur zu seinem Vergnügen die Fahrt unternommen hätte. Sein Leibjäger hatte auf den Seewiesen einen kapitalen Rehbock ausgemacht, den galt es zu erlegen. Er nahm die mitgebrachte Büchse aus dem Futteral und begab sich in Begleitung der Piraschok auf die Pirsch. Der Leutnant Czapka forderte die kleine Französin zu einem Spaziergang auf, um ihr am Seeufer einen besonders schönen Aussichtspunkt zu zeigen. Die Napierowna blieb mit dem Rittmeister von Heidedorff allein.

Sie legte sich zurück, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und lachte kurz auf. „Welch ein Glück, daß unser verehrter Herr General im offenen Auto zur Schlacht gefahren ist! In einem geschlossenen Wagen hätte er mit dem Riesengeweih, das er seit einigen Tagen trägt, keinen Platz gehabt.“ Und als er nicht antwortete, sah sie ihn unter halbgesenkten Lidern an, die Zigarette schief im Munde.

„Wovon träumen Sie eigentlich, Sie deutscher Jüngling?“

Da entzündeten sich seine Sinne, er neigte sich trunken über sie. „Von einer schönen Frau, die ich schon liebte, als ich zum

ersten Male ihr Bild in einer Zeitung sah. Nur, wie hätte ich armseliger Knecht jemals daran denken können, ihr so nahe sein zu dürfen?"

Sie stieß ihm mit der kleinen Faust gegen die Brust. „Das ist nicht wahr! Der Leutnant Opalkin hat mir erzählt, Sie haben in dem kleinen Häuschen vor dem Tor ein deutsches Mädchen. Und auf die sind sie so eifersüchtig, daß Sie eine Schildwache an den Eingang gestellt haben!"

„Das ist Verleumdung! Die Wache steht da, weil ich geheime Intendanturakten in meiner Wohnung habe!"

Sie schleuderte die Zigarette in das noch leise glimmende Feuer. „Du lügst, mein Bürschchen! Wenn ich dir glauben soll — verleugne das Mädchen!"

„Wie soll ich denn das? Ich kenne sie ja kaum!"

„Sag', sie ist häßlich!"

„Sie ist häßlich!"

„Sag', sie soll die Krätze bekommen!"

„Wie du befiehlst, Göttliche! Meinetwegen auch auf der Stelle den Tod..."

Da griff sie ihm mit der von kostbaren Ringen blitzenden Hand in das krause Haar und zog ihn näher heran. „Alle seid ihr Lumpen, einer wie der andere — für den Augenblick verkauft ihr euer Seelenheil! Ich weiß genau, wenn du mich auch noch so schmachtend ansiehst, du denkst doch an sie!... Aber bin ich denn besser? Ich liebe dich doch auch nur, weil ich einen anderen nicht vergessen kann..."

Es war lange nach Mitternacht, als der Rittmeister von Heidedorff sein altes Quartier aufsuchte. Mit unsicherem Tritt und schwerem Kopfe. Nach dem Picknick an dem verschwiegenen Waldsee hatte es noch eine lustige Feier im Hotel gegeben. In ganz intimem Kreise, denn der General mit seinem Stabe war nicht heimgekehrt. Eine unbestimmte Meldung lag vor, die Deutschen hätten nach dem Siege über die Narew-Armee auch den General Rennenkampf angegriffen und holten mit ihrem rechten Flügel um die Masurischen Seen zu einer weiten und groß angelegten Umfassungsbewegung aus. Das störte aber nicht die Gemütlichkeit. Prinz Pawel, das „Feldherrn-

genie aus dem Hause Romanow", erklärte das Ganze für ein verfehltes strategisches Manöver, bei dem der Angreifer mehr Gefahr liefe als der Verteidiger, und die verlorene Schlacht im Südostwinkel Ostpreußens nannte er geringschätzig ein „Vorpostenscharmützel". Als er der dicken Piraschok versprach, sie würde in vierzehn Tagen im Berliner Kaiserschloß in seidenen Betten schlafen, bekam er einen schallenden Kuß. Der einzige in der Gesellschaft, der trotz seinem vom schweren Trunke umnebelten Kopfe die nahende Gefahr klar erkannte, hütete sich zu widersprechen. Sein Herz war so voll von Freude über den Triumph der Deutschen, daß er befürchtete, sich mit jedem Wort zu verraten. Nur lachte er immerfort, und die Napierowna, die ihm zärtlich den Arm um den Hals gelegt hatte, sagte, sie habe gar nicht gewußt, was für ein lieber, lustiger Kerl er eigentlich wäre. Und weil sie bald wieder nach Petersburg zurückkehren wollte, versprach sie ihm eine Anstellung im Kriegsministerium. Bei ihren „Beziehungen" wäre es eine Kleinigkeit, ihm einen Posten zu verschaffen, bei dem er an den Kriegslieferungen der großen Armeebetrüger ein Vermögen verdienen könnte. Innerlich dachte er: Du dummes Tierchen, wenn du eine Ahnung hättest, wo ich schon in wenigen Tagen bin! Laut aber bedankte er sich herzlich und versprach, sich mit einem kostbaren Brillantkollier zu revanchieren. Sie lachte belustigt auf.

„O du großer, törichter Junge du! Zu Hause habe ich eine ganze Kiste voll von dem blitzenden Dreck. Und hast du eine Ahnung, wie reich ich bin? Drei solche Grafen wie den dicken Schuwalow könnte ich auskaufen! Aber wenn du weiter so nett und artig bist, heirate ich dich vielleicht..."

Die Piraschok hatte die letzten Worte gehört. Sie schrie fast auf vor Lachen. „Kinder, es kann uns ja gar nicht schief gehen, wir haben ein Brautpaar im Hause! Also auf, laßt uns echt russische Verlobung feiern!" Sie setzte sich an das Klavier und spielte das alte Kirchenlied, mit dem daheim in Rußland ein Brautpaar von der Gemeinde begrüßt wurde. Aber der Text, den sie mit verstellter Baßstimme dazu grölte, war eine einzige Gotteslästerung...

Prinz Pawel und sein Adjutant brüllten vor Vergnügen und brachten aus den Resten der Abendtafel dem jungen Brautpaar unter Nachäffung der althergebrachten Gebräuche

Opfergaben dar. Die Napierowna kreischte vor Ausgelassenheit. Und plötzlich schrie sie auf. „Herrschaft, ich muß tanzen! Mein Bräutigam hat ja noch gar keine Ahnung, wie ich tanzen kann... Auf, ihr Laffen, schafft Platz!..."

Prinz Pawel und der Leutnant Czapka sprangen zu, um die Tische zur Seite zu schieben, die Piraschok rief: „Was soll ich spielen, mein Täubchen?"

Die Napierowna rief zurück: „Was du willst, mein Herzchen! Ich tanze, wenn es verlangt wird, auch auf einen Trauermarsch Kosak..."

Die Piraschok intonierte eine kurz abgehackte Melodie, die Napierowna fing an zu tanzen. Erst langsam und gemessen, dann mit gesteigerten Bewegungen. Zum Schluß begann sie wie eine Mänade zu rasen. Die geschmeidigen Glieder verschlangen und lösten sich. Der Prinz und sein Adjutant klatschten wie besessen taktmäßig in die Hände, schrien in gemessenen Pausen „hei... hei" und stießen dazwischen mit Fistelstimme ein seltsames Trillern aus. Egon von Heidedorff sah mit verglasten Augen zu; er war zu sehr betrunken, um irgend etwas zu denken. Nur eine Art von Stolzgefühl blähte ihm die Brust: die berühmte Napierowna tanzte für ihn! Und wenn er wollte, konnte er den herrlichen Mädchenkörper nachher wieder mit seinen Armen umschlingen...

Die Piraschok spielte immer toller, die Napierowna begann, sich die Kleider vom Leibe zu reißen. Und, stoßweise lachend, rief sie: „Kinder, ich bin ja so wahnsinnig lustig... jetzt sollt ihr was genießen, wofür ein Großfürst erst vor kurzem... zwanzigtausend Rubel... den Tanz der Eva um den Apfel..." Sie schrie gellend auf, faßte sich nach dem Herzen und sank zusammen. Weißlicher Schaum trat ihr auf die Lippen. Die kleine Französin sprang mitleidig zu.

„O die Aermste!" Sie herrschte den Prinzen Pawel an: „Stehen Sie doch nicht so dumm da! Helfen Sie mir lieber, ihre Daumen wieder nach außen zu brechen, damit der Krampf sie losläßt..."

Egon von Heidedorff stand angeekelt auf und tastete sich unsicher nach der Tür. Taumelnd lief er über die dunkle Chaussee, die letzten paar hundert Schritt setzte er sich in Trab, überschlug sich, stand wieder auf und rannte taumelnd weiter in der finstern Nacht...

Einer seiner Litauer, der an der Pappel vor dem Gartentor Posten stand, rief ihn an. „Któ tam?“

In einem Rest von Disziplingefühl gab er die verabredete Parole: „Heidedorff.“

„Kann passieren!“

„Na, Gott sei Dank, du Esel, hättest mich doch auch schon an der Stimme erkennen können ...“

In seinem Zimmer suchte er nach Licht. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, es war eine Art Gier in ihm, die Treppe hinaufzugehen und die kleine Dunkelhaarige anzuschreien: „Nur du hast mich so schlecht gemacht. Ein einziges liebes Wort von dir, und ich wäre nicht zum Lumpen und Schuft geworden.“ Seine tappenden Hände stießen auf dem Nachttische irgend etwas um, es gab ein polterndes Geräusch, er trat auf einen Gegenstand, der unter seinem Fuße nachgab. Endlich brannte das Licht, am Fuße des messingnen Leuchters lag ein Brief. „Rittmeister von Heidedorff, Grajewo“, lautete die Adresse. Er riß ungeduldig den Umschlag auf und hielt ein Bündel Papiere in Händen, mit Bleistift bekritzelt. Mühsam versuchte er den vielfach zusammengefalteten Zettel zu entziffern. Und schon bei den ersten Zeilen schossen ihm die Tränen in die Augen, so daß er kaum weiterlesen konnte ... Auf dem Zettel stand, daß seine Mutter nicht mehr lebte.

Der Rittmeister von Heidedorff saß wie in einer Betäubung, Tränen liefen ihm immerfort die Wangen hinab. Der Brief fiel zu Boden, er bückte sich und fand mit tastender Hand ein umgeworfenes Glas und eine zertretene Rose. Eine Rose, wie sie ihn am ersten Abend gegrüßt hatte, als er dieses Quartier bezog. Da schrie er laut auf, denn die Erinnerung kam ihm wieder, mit welchem verruchten Vorhaben er heimgeeilt war. Und er begann fassungslos zu weinen, das Gesicht in die Kissen gepreßt ...

15

Im Waldlager hatten sich trübe Tage eingestellt. Der Proviant war so knapp geworden, daß man sich einteilen mußte wie in einer belagerten Festung. Und was auf den einzelnen Kopf kam, war zum Verhungern zuviel, zum Sattessen

zuwenig. Die Kinder krochen tagsüber in der Schonung herum, Pilze zu suchen, und der alte Förster Hahn — sein Weidmannsherz krempelte sich dabei jedesmal um vor Scham — wurde zum Schlingensteller. Aber die Ausbeute war gering. Einen Hasen brachte er ab und zu heim und einmal ein Reh. Von dem Braten aber rührte er nichts an, so sehr ihm auch das Wasser im Munde zusammenlief und der Hunger in den Eingeweiden nagte. Einen Rest von jägerischem Ehrgefühl mußte man doch behalten.

Auch die Ausbeute an Obst wurde immer geringer. Zuweilen brachten die Weiber, die nachts zur Furagierung ausgezogen waren, insgesamt kaum einen Scheffel nach Hause. Die feindliche Einquartierung hatte die Bäume leergefressen oder paßte zu sehr auf. Und manche von den Weibern kehrten nicht mehr zurück. Sei es, daß sie von den Russen abgefangen waren oder die Schande dem langsamen Verhungern vorgezogen hatten ...

Und fast jeden Tag gab es ein Begräbnis.

Auch die Tapferste aus der arg zusammengeschmolzenen Schar, das Fräulein von Streit, war am Rande ihrer Kraft. Sie war noch hagerer geworden als früher, weil sie sich fast nur noch von klarem Wasser nährte und die auf ihren Teil entfallende Ration ihren beiden „Patienten" zuwandte, dem Rittmeister von Foucar und seiner jungen Gattin. Sie hatte die Genugtuung, daß die beiden sich langsam auf dem Wege zur Genesung befanden. Sie selbst aber hielt sich nur durch ihre unbeugsame Energie aufrecht. Weil sie sich sagte: wenn sie zusammenbrach, ließ sie ein Häuflein von Menschen zurück, das ohne die tatkräftige Führerin ratlos blieb wie ein Bienenschwarm ohne Weisel ... An ihrem Verlobten aber fand sie nur eine wenig haltbare Stütze. Höchstens, daß er ab und zu einen lahmen Scherz machte, daß er in diesem Sommer keine Veranlassung habe, zur Entfettungskur Marienbader Brunnenwasser zu trinken, oder daß er — gottloserweise — bemerkte, er hoffe jetzt, infolge starken Gewichtsverlustes, endlich in den Himmel zu kommen. Früher nämlich sei ihm das zweifelhaft erschienen, weil er noch nie einen dickbäuchigen Engel gesehen habe. Aber seine lästerlichen Reden waren nicht so schlimm gemeint. Von seinem Teil Essen fütterte er das „Kleine", das er aus Borzymmen heimgebracht hatte, und die bei dem Polen Zapietznik auf Borg entnommene Flasche Kognak hatte er in selbstloser

Weise den Kranken zur Labsal oder letzten Wegstärkung gestiftet. Insonderheit dem Rittmeister von Foucar, der von Tag zu Tag mehr zu Kräften kam.

Der furchtbare Säbelhieb, der vom Kopfe herab über das linke Auge hinweg fast bis zur Oberlippe reichte, war am Vernarben, das böse Fieber war eines Tages fortgeblieben, und der Genesende fing an, Interesse für seine Umgebung zu zeigen. Aber wenn auch seine körperlichen Kräfte zunahmen, über seinem Gemüt lag es wie ein schwerer Schatten. Immer machte er sich Vorwürfe, er habe bei der Verteidigung der ihm anvertrauten Stellung zwischen Sdrinsnosee und Baranner Moor irgend etwas versäumt. Eine ganze Schwadron war ihm anvertraut gewesen, und von der war nichts übriggeblieben als der Führer und ein einziger Mann. Durch seine Schuld, denn er hätte daran denken müssen, an der Rückseite des Bruches Posten aufzustellen für alle Fälle ...

Fast noch schwieriger aber hatte es das Fräulein von Streit, wenn es versuchte, die junge Frau von Foucar wieder aufzurichten. Sie probierte es mit allem nur möglichen. Mit dem Troste, daß der liebe Mann auf dem Wege zur Genesung und der kleine Stammhalter bei den Gorskischen Damen in Sicherheit wäre. Aber nichts verfing, auf das schmal und blaß gewordene Gesicht der jungen Frau trat kein Lächeln. Seit sie sich wieder ein wenig sicher auf ihren Füßen fühlte, widmete sie sich der Pflege der Kranken, soweit es ihre Kräfte zuließen, aber es fehlte der frische Lebensmut, der dem früher so tapferen Mädel zu eigen gewesen war. Und zuweilen saß sie stundenlang regungslos, starrte in trübem Sinnen vor sich hin ...

In mitleidiger Not besprach sich die Herrin von Marczinowen mit ihrem Verlobten, aber der gab einen Rat, mit dem in diesem besonderen Fall nicht viel anzufangen war. Er meinte, man müsse die junge Frau einmal gründlich anbrüllen, sie sollte sich gefälligst keine so törichten Flausen in den Kopf setzen. Ueber gewisse Dinge habe man überhaupt nicht nachzudenken, sonst komme man vor lauter Grübeln um den Verstand.

Da zuckte das Fräulein von Streit mit den Achseln: „Wenn sie nun aber doch denkt?“ Und sie setzte sich hin und schrieb mit dem Bleistift auf allerhand Einwickelpapier einen langen Brief. Den trug die verwachsene Anna Kobbuß zur Stadt; aber die Antwort, die sie heimbrachte, war wenig befriedigend. Die alte

gnädige Frau von Gorski hätte nur gesagt, es sei gut, nachdem sie den Brief gelesen hatte. Alles übrige würde sich schon zur rechten Zeit finden ... Und das Fräulein Amelie und die Sochia hätten verweinte Augen gehabt. Weshalb, wußte sie nicht zu sagen. Im übrigen aber ließe das gnädige Fräulein schön grüßen. Lebensmittel hätten sie selbst keine mehr. Die wären bei der wochenlangen russischen Einquartierung draufgegangen. Sie nährten sich nur noch von Brot und Apfelgelee, und es wäre Zeit, daß die Deutschen kämen ...

Die Einwohner des Städtchens Ordensburg gingen wie in einem stillen Rausch der Freude herum, die Befreiung war auf dem Wege. Glaubhafte Berichte, die auf heimlichen Pfaden von außen gekommen waren, wußten zu melden, die deutsche Armee sei in siegreichem Vormarsche auf Insterburg; ein Flügel von ihr greife um die Ausläufer des Spirdingsees herum, den Russen den Rückzug abzuschneiden, sie in einem gewaltigen Kessel einzukreisen und zu vernichten, wie bei Hohenstein und Gilgenburg. Ein Name flog von Mund zu Mund, und jedesmal, wenn er erklang, leuchteten die Augen auf in froher Zuversicht:

„Hindenburg!"

Etwas Heimatliches, Altpreußisches hatte der Name, und es war etwas in ihm wie das Blinken eines Schwertes ...

Der Getreidehändler Konietzko wußte von ihm zu erzählen, denn er kannte ihn von Ansehen, als er Einundachtzig-Zweiundachtzig beim Kronprinzenregiment in Königsberg sein Jahr abgedient hatte. Damals war der heutige General noch simpler Oberstleutnant gewesen unter dem „alten Christian", dem wegen seiner hanebüchenen Grobheit berühmt gewordenen General von Barnekow ... Freilich hatte er eine ganz besonders hervorragende Stellung schon damals bekleidet. Chef des Generalstabes beim ersten Armeekorps war er gewesen, und Herr Konietzko schilderte ihn als einen hochgewachsenen Mann von gewaltigen Gliedmaßen, der seine Umgebung immer um Haupteslänge überragte. Wie man sich so die alten Ritter vorstellte, sah er aus, als sie noch den Eisenpanzer trugen. —

Später hatte Herr Konietzko die Laufbahn des Generals von Hindenburg nicht mehr verfolgt, aber er freute sich, daß

ihn sein Scharfblick nicht getäuscht hatte. Schon damals nämlich hatte er angeblich immer gesagt: „Paßt mal auf, aus diesem Oberstleutnant wird noch ganz was Besonderes ..."

Und, wie das so zu gehen pflegte, je öfter Herr Konietzko von dieser Bekanntschaft im streng vertraulichen Kreise erzählte, desto mehr schmückte er sie aus. Zuletzt wußte er von einem Zusammentreffen im Manöverbiwak zu berichten, wo er mit Hindenburg den letzten Schluck Rotwein geteilt hatte. Da saßen sie einen ganzen Abend zusammen, und Hindenburg sagte neben manchem anderen Vertraulichen: „Lieber Konietzko, wissen Sie, was mein einziger Wunsch ist für Leben und Sterben?"

„Na was denn, Oberstleutnantche, liebes?"

„Mal den Krieg gegen Rußland führen zu dürfen! Die Sach' hab' ich studiert, mein Jungchen, können Se sich dänken! Pläne hab' ich mir ausgedistelt, da is das Aende von wech ... In sächs Wochen hab' ich dem Kärl, dem Zar, im Sack, und dänn geh ich nach Wästen ..."

Dann sagte wohl der Kaufmann Gumbalies: „Lüg' du und der Deuwel, Konietzko! Wänn einer ein großberiehmter Mann geworden is, hat er mit einem Schlag Freunde wie Sand am Meer. Nächstens wirst du erzählen, du hast mit ihm Duzbriederschaft getrunken ..."

„Na, hätt auch nicht viel gefehlt," schrie Herr Konietzko ärgerlich zurück, „bloß wir sind nachher nur immer dienstlich zusammengekommen!" Und die Zuhörer waren geneigt, ihm recht zu geben. Denn aus seinen Erzählungen schöpften sie Hoffnung, ihre heißen Wünsche könnten in Erfüllung gehen ...

Der September neigte sich schon zur Mitte, als die ersten Anzeichen kamen, daß die Russen selbst ihre Sache verloren gaben: die Frauenzimmer rückten aus! Der ganze weibliche Troß, der im Gefolge der Russen sich im Städtchen breitgemacht und die Kaufläden gebrandschatzt hatte, fuhr eines frühen Morgens fluchtähnlich von dannen, nach dem Osten zurück.

Gegen die zehnte Vormittagsstunde war aus zwei Gegenden zugleich heftiger Kanonendonner zu vernehmen. Nordwestlich von Widminnen her und südlich aus der Richtung von Johannisburg. Da schlichen sich gar viele einzeln in die Kirche oder warfen sich im Kämmerlein auf die Knie, von dem himmlischen Vater da oben für die deutschen Waffen Sieg zu erflehen.

Um Mittag herum kamen die ersten Züge mit Verwundeten vom Schlachtfelde. Wagenweise wurden sie ausgeladen, hockten zum großen Teil stumpf und geduldig auf dem freien Felde am Bahnhofe, weil die russische Sanitätsbehörde für den Fall einer Niederlage keine Vorkehrungen getroffen hatte. Dann aber kamen die geschlagenen Regimenter, in wüster Unordnung alle Truppengattungen durcheinander. Wie ein einziger lehmgrauer Strom flutete es durch die breite Hauptstraße nach Südosten, floß stundenlang dahin, bis es mit einem Male eine Stockung gab. Deutsche Granaten sausten im Steilflug über die Stadt, eine von ihnen hatte vor dem Polnischen Tor die über den Fluß nach Osten führende Brücke zerschmettert... Und plötzlich kam vom anderen Ende des Städtchens bellendes Gewehrfeuer und brausendes Hurra . . . deutsches Hurrageschrei...

Die in der Straße gekeilt stehenden Russen warfen die Waffen fort, suchten heulend und brüllend Zuflucht in den Häusern, aber sie stießen auf verrammelte Türen. Und dann jagte mit einem Male aus der Bahnhofstraße ein Zug Dragoner in die graue Masse. Ordensburger Dragoner, an der Spitze der ältere Leutnant von Gorski! Da schrie es aus allen Fenstern: „Hei und heda, Karlchen! Gib's ihnen ordentlich!" Die meisten verwechselten ihn wegen der Aehnlichkeit mit dem jüngeren Bruder, der unter dem Spitznamen „Karlchen" in der ganzen Stadt beliebt gewesen war. Und nur wenige wußten, daß der Kleine, von dessen lustigen Streichen man sich Wunderdinge erzählte, schon längst den langen Schlaf schlief ein paar Meilen weiter im Osten...

Die Gefangenen wurden truppweise abgeführt. Wie sanfte Lämmer ließen sich die wilden Unholde treiben, die in den Dörfern der Umgegend wie Bestien gehaust hatten. Die Todesfurcht saß ihnen an der Kehle, machte sie zahm... Und mitten durch das graue Gewimmel zog die deutsche Infanterie, marschierte mit hurtigem Schritt zum Tore hinaus, auf rasch wieder hergestellter Brücke dem Beldahner Walde zu. Dort hatte sich der Feind mit allen in der Eile zusammengerafften Reserven zu hartnäckigem Widerstande festgesetzt. Auch er wußte, worum es ging. Die Stellung um Ordensburg war die letzte Flankendeckung der weiter nördlich über Eydtkuhnen flüchtenden Armee des Generals Rennenkampf. Fiel diese Deckung, so wurde der

Njemen-Armee dasselbe Schicksal bereitet wie der des Generals Sasonow ...

Am Waldrande, auf dem Berge vor der Torfmeisterei, war schwere Artillerie aufgefahren und bestreute mit ihren verderbenbringenden Riesengeschossen die Stadt. Es hieß, es wären die Batterien, die der General von Bariatinsky endlich herangeführt hätte, um die kleine Festung Boyen, die Sperre zwischen Mauer- und Lewentiensee, einzuschießen. Jetzt waren sie gerade zur rechten Zeit gekommen, den fluchtähnlichen Rückzug zu decken.

Mit Heulen und Sausen kamen die schweren Eisenmassen geflogen, aber sie richteten nicht allzuviel Schaden an. Ein Treffer schlug in den Bahnhof, ein zweiter in die Seitenwand der evangelischen Kirche. Er zerschmetterte den Altar und das darunterliegende Gruftgewölbe der alten Deutschordensritter. Wie durch ein Wunder waren die zahlreichen Beter, die das Kirchenschiff füllten, verschont geblieben. Nur die greise Gattin des von den Russen zu Tode gehetzten Superintendenten Stury war getroffen worden, weil sie dicht neben dem Altar gekniet hatte. Man gönnte dem ehrwürdigen alten Frauchen den raschen und schmerzlosen Tod, denn es war nach dem Verluste des Mannes tiefsinnig geworden und haderte immer mit dem lieben Gott, daß er so verruchte Freveltat an einem seiner frömmsten Diener zugelassen hätte ... Und als die Kirche sich geleert hatte, fand der Küster, der in die Gruft hinabgestiegen war, noch ein zweites Opfer. Die alte Dame, die alle Vormittage gekommen war, an dem Sarge des Herrn von Gorski auf Kalinzinnen zu beten. Sie war so schrecklich zugerichtet, daß der Küster sie in dem von der russischen Granate gerissenen Loche begrub. Unweit von der Stelle, an der sie so oft auf den Knien gelegen hatte ...

Die schwere Batterie an der Beldahner Torfmeisterei war rasch zum Schweigen gebracht worden. Ein Flieger, der hoch über ihr kreiste, hatte ein Zeichen gegeben, und da faßte sie die deutsche Artillerie, die vor dem Deutschen Tore in den Schedlisker Bergen stand ... Ein Hagel von Blei und Eisen deckte sie zu, vor dem es keine Rettung gab. Und gegen die hinter zehnfachen Drahtverhauen am Waldrande eingegrabene russische Infanterie stürmten die braven Hundertsiebenundvierziger, das Regiment Masuren, das sich schon in den Kämpfen um Hohenstein mit unvergänglichem Ruhme bedeckt

hatte. „Freie Heimat", hatte die Parole des Tages geheißen. Die Stürmenden schrien sie nicht laut, aber sie trugen sie im Herzen. Und jeder von ihnen hatte mit den Kerlen da vorn, die im Masurenlande gehaust hatten wie eine Rotte Wildschweine im Kartoffelacker, eine besondere Abrechnung. Mit zorniger Inbrunst arbeiteten sie sich unter rasendem Feuer heran, zerschlugen und überkletterten die Verhaue ... die auf den Windmühlenberg vorgepreschte Artillerie, die den Angriff hatte vorbereiten sollen, fand keine Arbeit mehr. Nur die im Walde und auf der Chaussee zur Grenze fliehenden russischen Kolonnen konnte sie mit Schrapnells bestreuen. Aber die Kolonnen waren recht dünn geworden. Das beste Teil von ihnen lag mit durchstochener Brust oder eingeschlagenem Schädel in den Schützengräben.

Hinter der die Hauptstraße entlang jagenden Artillerie waren drei Autos gekommen und hielten vor dem Kriegerdenkmal. Aus dem ersten stieg ein hochgewachsener Herr in Generalsuniform, der seine Umgebung um Haupteslänge überragte. Unter buschigen Brauen leuchteten ein paar kluge, gütige Augen, ein tief hinabhängender starker Schnurrbart beschattete den Mund. Mit fast noch jugendlich-elastischen Bewegungen war der General ausgestiegen und sah sich mit suchendem Blicke auf dem Marktplatze um, als frische er eine Erinnerung an längst vergangene Zeiten auf. An Zeiten, in denen er die Schlachten durchdacht hatte, die er heute schlug. Als er noch die Generalstabsreisen der Offiziere beim ersten Armeekorps leitete vor jenen dreißig und mehr Jahren ...

Und da kam in dem sonst so bescheidenen Leben des Getreidehändlers Konietzko der herrliche Augenblick, in dem er „seinen Oberstleutnant" vom Kronprinzenregiment wiedererkannte.

„Hindenburg!" schrie er von der Terrasse des Hotels zum Königlichen Hof, und der Ruf pflanzte sich fort über die Gassen und zu den offenen Fenstern. Da kamen sie gestürzt, gerannt und gelaufen, all die Mühseligen und Beladenen, drängten sich um den Befreier ihrer Heimat, küßten ihm Rock und Hände, konnten sich in Dank und Jubel gar nicht genug tun. Dem General aber wurden die Augen feucht. Er wehrte ab: „Kinder, macht bloß schon nicht so ein Aufhebens davon, wenn ein preußischer General seine Pflicht tut", und versuchte,

sich einen Weg zu dem Hotel zu bahnen. Aber das ging nicht so leicht. Erst die Herren seines Gefolges mußten mit gütlichem Zureden Platz schaffen ...

Auf der Freitreppe des Hotels stand Herr Konietzko mit abgezogenem Hut. Das Wort stockte ihm in der Kehle.

Und der General von Hindenburg, der ihn wohl für eine Art von Magistratsperson halten mochte, klopfte ihm auf die Schulter. Ueber sein Gesicht flog ein Lächeln: „Falls Sie eine Rede auf dem Herzen haben sollten, mein Verehrtester — später! Ich habe jetzt noch reichlich zu arbeiten!"

Da sagte Herr Konietzko: „Kann ich verstehen, Exzellenz!" Und während er seinen Hut schwenkte, rief er mit hallender Stimme: „Unser Befreier von russischer Knechtschaft, er lebe ... hurra! hurra! hurra!"

Brausend scholl der Ruf über den weiten Marktplatz, die Glocken begannen zu läuten, und aus tausend dankerfüllten Herzen stiegen heiße Segenswünsche für den Mann empor, den der liebe Gott dem bedrängten Lande zur rechten Zeit gesandt hatte ...

— Schon am frühen Morgen, als die ersten dumpfen Kanonenschläge erdröhnten, hatte sich der alte Heurich aus dem Waldlager geschlichen. Erst am Nachmittage kam er wieder, und es lag eine Art von stillem Schmunzeln auf seinem Gesicht, als er in militärischer Haltung vor seinen Schwadronschef hintrat. „Härr Rittmeister, unser Regimänt is wieder da, wir müssen uns mällden ..."

Er führte den vom langen Stillstehen fett und rund gewordenen Hannoveraner am Zügel, der im Kalinzinner Viergespann früher links unter der Leine gegangen war, und half seinem Herrn in den Sattel. Und dann zogen sie im Schritt zum Städtchen und machten vor der Bürgermeisterei halt, in der der Regimentsstab sein vorläufiges Quartier aufgeschlagen hatte. Der Rittmeister von Foucar stieg mit Hilfe seines Getreuen ab, aber es schien, als wäre er erwartet worden. Der Oberst Harbrecht kam mit seinem Adjutanten die Treppe herab und breitete die Arme. Gaston von Foucar reckte sich heraus und meldete in dienstlicher Haltung:

„Die fünfte Schwadron Dragonerregiments Graf Schmettau zur Stelle, der Rittmeister und ein Mann! Daß es nicht mehr sind, darüber bitte ich gehorsamst eine kriegsgerichtliche

Untersuchung einzuleiten, Herr Oberst, ich habe allerhand Verfehlungen auf dem Gewissen, über die nur ein Gericht aburteilen kann ..."

„Schluß", sagte der Oberst Harbrecht, umarmte seinen Rittmeister und küßte ihn auf Mund und Wange. „Ich hingegen habe einen Bericht über Ihre glorreiche Attacke auf Groß-Heinrichsdorf ... und da, auf Befehl Seiner Exzellenz des Herrn Generals von Hindenburg, was Schwarz-Weißes! Sie sind der erste damit im Regiment, aber hoffentlich nicht der letzte ..."

Da hielt der Rittmeister von Foucar still und schielte über den Schnurrbart hinweg auf das Kreuz aus Eisen, dessen Band ihm ins Knopfloch geschlungen wurde. Die hellen Zähren rannen ihm übers Gesicht, aber auch die Stimme des Regimentskommandeurs klang reichlich verschleiert, als er seinen Untergebenen zu der verdienten Auszeichnung beglückwünschte. Danach unterhielten sie sich noch eine Weile über die kriegerischen Ereignisse, an denen das Regiment in glorreicher Weise Anteil genommen hatte. Auch von den schweren Verlusten sprachen sie, aber der alte Heurich, der hinter seinem Herrn stand, machte gar bald — gegen allen militärischen Respekt — dem Herrn Obersten eine abwinkende Bewegung. So weit war sein Rittmeister noch nicht, daß er so aufregende Gespräche vertrug ...

Am Abend gab es in dem kleinen Häuschen vor dem Deutschen Tor eine gar stille Siegesfeier. Grade nämlich, als Frau Annemarie mit dem Wagen vorgefahren kam, der sie nebst dem Fräulein von Streit und dem Herrn von Lindemann aus dem Waldlager geholt hatte, stand am Garteneingang auf der Straße der evangelische Küster. Und auf die Frage nach seinem Begehr erwiderte er, er habe jetzt rausgekriegt, wer die alte Dame gewesen sei, die er am Vormittag in der Ordensgruft beerdigt habe. Und da wollte er fragen, ob die Herrschaften nicht doch lieber ein ordentliches Begräbnis wollten ...

Frau Annemarie schluchzte auf und ließ den Wagen auf der Stelle umkehren. Nur der dicke Herr von Lindemann stieg aus, unter dem Vorwande, er müßte sein halbverschmachtetes Adoptivtöchterlein erst mal atzen und tränken. In Wirklichkeit gedachte er, mit dem Fräulein Amelie von Gorski, die er

als ein resolutes Mädel kannte, ein ernsthaftes Wörtlein zu sprechen, wie der immer mehr sich ausbreitenden Schwermut der jungen Frau von Foucar zu steuern sei. Und noch etwas anderes war dabei, was er freilich ebensowenig laut äußerte: wozu sich voreilig zu einer Sache drängen, die einem doch einmal bestimmt war? In der kalten Gruft unter der Ordensburger Kirche lagen nämlich auch die alten Lindemänner, der für ihn ausersehene Platz war der letzte in einer langen Reihe. Der lief ihm nicht fort, und er trug nicht das geringste Verlangen, ihn eher zu besichtigen, als es unbedingt notwendig war. Und dann hatte er ein paar hunderttausend Jahre Zeit, über seinem Sargdeckel die Mauersteine zu zählen, bis die Trompete zur Auferstehung rief...

Ehe es aber zu der Aussprache mit dem Fräulein von Gorski kam, hatte es allerhand freudige Ereignisse gegeben.

Zunächst eine Begrüßung zwischen dem irischen Fuchswallach und dem dunkelbraunen Hannoveraner. Als dieser in den Stall geführt wurde, wieherte der Kingsboy laut auf und riß so lange am Halfter, bis der Braune neben ihm stand. Und dann drängten sie sich dicht aneinander. Es gab ein vertrautes Pusten und Schnauben, als erzählten sie sich auf ihre Art, was sie in den letzten Wochen erlebt hatten. Der alte Heurich stand als Dritter im Bunde daneben, klopfte mal dem einen auf den Hals, mal dem anderen und wunderte sich nicht über die Zwiesprache. Aus langjähriger Erfahrung wußte er, daß die Tiere genau so zu denken vermochten wie Menschen. Nur nicht so viel und so verschiedenartig, weil der ihnen gezogene Kreis ein engerer war...

Und noch eine freudige Aufregung hatte es gegeben, als mit einem Male die dralle Sochia mit drei russischen Gefangenen ankam. Im Holzstalle hätten sich die Kerle versteckt gehabt und wären zitternd vorgekrochen, als sie tapfer mit einem Knüppel auf sie losging. Da lobte der Herr von Lindemann ihre Unerschrockenheit. Als er aber die schmunzelnden Gesichter der drei Russen sah, ging ihm ein Licht auf.

„Welchen von den dreien willst du nun eigentlich heiraten?“ fragte er hinterlistig.

Und die Sochia fiel prompt darauf herein:

„Den mit dicke Schnurrbart, Herr Baron. Heißt sich Prikupatis und is sehr ordentliche Mensch...“

Und als der Herr von Lindemann auflachte, merkte sie, daß sie sich verschnappt hatte; schlug schämig die Schürze vor das Gesicht und rannte in ihre Küche...

Das Fräulein Amelie hatte das kleine Tagelöhnerkind auf dem Schoße, aus dem das Kriegsschicksal ein Schloßfräulein zu machen gedachte, und päppelte es mit Ei und Butterbrot. Da erzählte der Herr von Lindemann, wie er's gefunden habe zwischen den erschlagenen Eltern, und wie er sich selbst dabei gelobt habe, ein anderer Mensch zu werden...

Die Amelie hörte still zu, mit einem Male aber fing sie an zu weinen. Er blickte verwundert auf und merkte erst am Schlusse der Unterredung, daß zwischen seiner Wandlung und ihren Gedanken ein gewisser Zusammenhang bestand. Als sie sich nämlich ein wenig ausgeweint hatte, erzählte sie von einem baltischen Offizier, der fünf Wochen lang in dem kleinen Häuschen im Quartier gelegen hätte. Den habe sie abgewiesen, als er nach allmählicher Annäherung um sie warb. Und jetzt machte sie sich Vorwürfe, weil er schon am nächsten Mittag ausgezogen sei, um sich mit den im Hotel zum Königlichen Hof einquartierten „Damen" des russischen Stabes einem zügellosen Leben hinzugeben. Vielleicht, wenn sie seiner Bewerbung kein so schroffes Nein entgegengesetzt hätte...

Da sagte er:

„Kann sein, liebes Ameliechen, kann aber auch nicht sein! Das kommt ganz auf den Fonds an, der in einem Menschen steckt... Aber — deinen Kummer mal beiseite — wie kommt man denn der Annemieze Foucar bei, daß sie sich ein bißchen aus ihrer Tiefsinnigkeit rausrappelt?"

Da mußte das Fräulein Amelie in allem Schmerz laut auflachen. Und als ein auf dem Lande aufgewachsenes Mädel tippte sie sich ohne Zimperlichkeit vor die Stirn. „Herrjehs, Onkel Gottfried, seid ihr denn lauter verspakte alte Jungfern, daß ihr nicht merkt, wieso sie alles so absonderlich schwer nimmt? Schon beim erstenmal war sie doch ein bißchen verdreht, und ich mußte ihr allerhand Einbildungen ausreden..."

„Ach soo!" sagte der dicke Freiherr von Lindemann und begab sich schnurstracks zu dem Rittmeister von Foucar, der vor seinem Schreibtisch in trübem Sinnen saß. Und in seiner Herzensfreude fiel er mit der Tür in das Haus. „Du, Gaston", rief er lachend, „ich hab' eine glänzende Idee. Wenn es ein

Junge wird, müßt ihr ihn Kreuzwendedich taufen. Das ist ein guter und für die schwere Zeit passender Name ..."

Der Rittmeister sprang auf. „Was denn? Wen denn?"

„Na, euren Zweiten! Wenn's aber wider Erwarten ein Mädel werden sollte, hab' ich auch schon einen feinen Namen: Notburga soll sie heißen!"

Da lachte der Rittmeister von Foucar herzlich auf und warf ein verschlossenes dickes Tagebuch, das er mit der Adresse seiner Frau auf dem Schreibtische gefunden hatte, in das im Ofen brennende Feuer. Wozu in einer dunklen Vergangenheit forschen, wenn die Zukunft offen und verheißungsvoll vor einem lag? — —

— Zur selben Stunde ungefähr erlitt fern in der Festung Kowno ein russischer Offizier den schmählichen Tod von Henkershand. Er hatte ein im letzten Augenblicke vereiteltes Attentat auf den erhabenen Generalissimus, den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, verübt. Ueber seinen Namen verweigerte er jede Angabe, hatte auch vor der mißglückten Tat die Regimentsnummer auf seinen Achselstücken entfernt. Als ein Unbekannter wurde er hingerichtet. Nur als der Pope ihn auf der letzten Stufe vor dem Galgen noch einmal nach den Beweggründen seines Verbrechens befragte, brach er für ein paar Worte sein eisernes Schweigen.

„Ich habe ihn erst wie ein Idol verehrt, dann sah ich, er ist das Verderben des Vaterlandes. Hoffentlich kommt nach mir bald einer, der mein Werk vollendet. Der Versöhnung mit Deutschland gilt mein letzter Atemzug ..."

Und mit einer inbrünstigen Gebärde steckte er seinen Kopf in die Schlinge, sprang selbst vom Brett, ohne auf den heimtückischen Stoß des Henkers zu warten ...

Morgenrot

I

Für die schwergeprüfte deutsche Ostmark war nach kurzem Aufatmen wieder trübe Zeit gekommen. Zwei Schlachten hatte der Generaloberst von Hindenburg auf ostpreußischem Boden geschlagen. So glorreich und blutig, daß ihnen nichts Aehnliches an die Seite zu stellen war, seit Menschen auf dieser Erde miteinander Krieg führten. Aber das Heer der Russen glich dem Volk der Wanderratten, das in Zeiten besonderer Heimsuchung aus den Schlupfwinkeln der sibirischen Tundra brach, besiedeltes Land kahl zu fressen. Immer neue Scharen quollen in bräunlichem Gewimmel aus der gärenden Steppe hervor. Die Narew- und die Njemenarmee waren vernichtet, ein drittes russisches Heer setzte sich von Warschau aus in Bewegung, bedrohte die Grenzen Posens und Schlesiens. Da marschierte der Generaloberst von Hindenburg ihm entgegen, griff es an. Wie er bei Tannenberg und an den Masurischen Seen angegriffen hatte. Einer gegen drei, und nach gut deutscher Kampfregel, daß die beste Verteidigung der Hieb ist. Aber alles Land im Osten der masurischen Seenkette mußte wieder preisgegeben werden ...

Gott allein weiß, wie schwer dieser Entschluß dem weichen Herzen des großen Menschen und Feldherrn ankam; der Gott, zu dem er unter den Mauern der alten Ordensfeste Marienburg gebetet hatte, er möge ihm helfen, die Zehntausende obdachloser Flüchtlinge, die sich um seine Knie drängten, wieder an ihre Heimstätte zu führen. Das Werk war ihm gelungen, aber so viel Truppen hatte er nicht zur Verfügung, um neben dem bedrohten Schlesien auch das eben befreite Masuren vor neuem Einbruche zu schützen. Hinter den Wällen der Festungen Kowno und Grodno hatte ein frisch aus dem unerschöpflichen Innern Rußlands herangeworfenes Heer die Trümmer der

Njemenarmee aufgenommen, wälzte sich nach Westen. Die wenigen zum Schutze Ostpreußens zurückgelassenen Landsturmdivisionen fochten tapfer um jeden Fußbreit heimatlichen Bodens. Viele schmale Gräber, auf denen an einfachem Holzkreuze die schwarze Wachstuchmütze hing, zeugten von ihrem Heldenmut, und noch mehr die schier zahllosen Doppelkreuze, unter denen die erschlagenen Russenkrieger den letzten Schlaf schliefen. Aber die andrängende Uebermacht war zu groß. Die wehrhaften Landsturmmänner mußten weichen, erst hinter der von Norden nach Süden sich ziehenden Seenkette vermochten sie erfolgreichen Widerstand zu leisten. Einen Teil der langen Front deckten Wasser und Moor, an den schmalen Uebergängen gruben die Verteidiger sich ein, hielten stand, so oft auch die Russen in dichtgestaffelten Kolonnen zum Sturm anrannten ... Schon einmal im Lauf der Jahrhunderte hatte sich an dieser Schutzwehr die andrängende Slawenwelle gebrochen. Daß sie auch diesmal nicht durchkam, dafür bürgte der Geist der Verteidiger.

Im tiefen Rußland fror es um diese Zeit längst schon Stein und Bein. Mit hochbeladenen Schlitten konnte man über die Eisdecke der Seen und Flüsse fahren. Und in den klaren Nächten, wenn der scharfe Frost die Decke enger spannte, krachte es wie schwerer Geschützdonner. Hier jedoch, in Deutschland, wehten laue Winde, schoben immer neue Wolken heran, und es regnete ohne Aufhören Tag und Nacht. Wenn aber mal für eine kurze halbe Stunde die liebe Sonne schien, tanzten Mückenschwärme in der warmen Luft.

Und der Krieg schien eingeschlafen zu sein. Wenn das Artilleriefeuer nicht gewesen wäre, hätte man glauben können, man wäre im Manöver. In ewigem Einerlei, wie der rieselnde Regen rann, verliefen die endlosen Tage und Wochen, in denen die Russen zuwartend vor den uneinnehmbaren deutschen Stellungen lagen. Die Langeweile fraß beinahe schlimmer als eine zehrende Krankheit. Exerzieren gab es fast gar nicht mehr, weil die Herren Offiziere keine Lust hatten, sich die Uniformen naß regnen zu lassen, und die Zerstreuungen, mit denen man sich in den ersten Wochen die Zeit vertrieben hatte, verloren durch die Wiederholung an Reiz. Die Weiber waren alt und häßlich, häßlicher fast, als daheim in Rußland, denn alles, was jung und hübsch war, hatten natür-

lich die Herren Offiziere mit Beschlag belegt. Hatten die jungen Mädchen und Frauen in ein abseits gelegenes Haus gesperrt, Posten davor gestellt mit geladenem Gewehr. Wie es im Tagesbefehl hieß, damit die Soldaten an dem Weibsvolk sich nicht vergreifen sollten. Und damit es in der Welt kein Geschrei geben sollte, die russische Armee führe den Krieg nicht nach menschlichen Grundsätzen.

Man fing an, die deutschen Bewohner des eroberten Landstriches nach Rußland zu verschleppen. Zu Hunderten und aber Hunderten wurden sie zusammengetrieben... In endlosen Zügen wankten die ausgemergelten und von Entbehrungen zermürbten Gestalten dahin, aber nur wenige von ihnen kamen über die ersten Tagesmärsche hinaus. Die struppigen kleinen Gäule der kosakischen Begleitmannschaft hatten einen raschen Schritt. Was nicht mithalten konnte, blieb unterwegs liegen, starb am Grabenrand. Die Krähen Polens und die herrenlos streifenden Hunde hatten in diesen Wochen reichliche Nahrung...

Auch aus dem Städtchen Ordensburg, das schon in den ersten Oktobertagen nach erbittertem Kampfe mit den verteidigenden Landsturmtruppen von den Russen besetzt worden war, hatte man mehr als vierhundert Einwohner über die Grenze geschleppt. Jeden Morgen wurden die Armen, die der Vorsteher der russischen Geheimpolizei ausgesucht hatte, auf dem Platze vor dem Kriegerdenkmal zusammengetrieben. Und jeden Morgen wiederholte sich das gleiche Schauspiel.

Die Herren der Ochrana nämlich führten nicht etwa ganze Familien auf einmal fort — Gott bewahre, da hätten sie ja ihr Handwerk schlecht gelernt gehabt! Heute wurde aus einer Familie der Vater verschickt, erst ein paar Tage danach die Mutter. Und weil die armen Würmer, die Kinder, doch nicht unversorgt zurückbleiben konnten, hängte man sie eine Woche später an irgendeinen Transport, der nach einer anderen Gegend des großen russischen Reiches ging. Ob Eltern und Kinder sich anders wiedersahen als droben im Himmel — wer konnte in dieser furchtbaren Zeit sich darum kümmern? Außerdem aber: diese hartgesottene Bande, die Deutschen, hatte noch eine Menge Geld versteckt, das selbst den Spürnasen der Kosaken entgangen war! Da mußte man zu ganz besonders feinen Methoden greifen, es ihnen abzuquetschen.

Man unterschrieb den Ausweisungsbefehl, für die Ausführung aber waren die Kosaken da. Kerle mit Wolfsherzen in der Brust, und die nicht mit der Wimper zuckten, wenn ein jammerndes Weib ihnen den Steigbügel küßte: „Herr, erbarm' dich, laß mich mit meinem Manne das Elend teilen! Oder schlag' uns beide tot, damit die verfluchte Quälerei endlich ein Ende hat..." Da machten die braven Burschen nur eine Bewegung, als wenn sie ein lästiges Tier von ihren Füßen scheuchten. Befehl war Befehl, dem Kosak kam es nicht zu, zu fragen: „Väterchen, ist dieser Befehl auch gerecht? Und wäre es nicht vielleicht besser, wenn ich ihn nicht ausführe?..."

Zudem, das Geschäft des Abtransportes war nicht immer so traurig, wie es den Anschein hatte. Manchmal gab es für die Begleitmannschaft einen herzhaften Spaß. So wenn die alte Frau kam, die immer nach ihrer Tochter fragte. Und nach dem Leutnant Opalkin von den Ingermanländischen Dragonern. Wenn man dann zurückfragte: „Was soll's mit diesen beiden, liebes Mütterchen, daß du dich nach ihnen erkundigst?" antwortete sie: „Ei, Hochzeit soll es endlich geben, mein Söhnchen! Im September schon, wie ihr Russen das erstemal hier wart, hat er sie eingeladen, sie sollte ihn besuchen, weil sie ihm so gut gefiel und er sich mit ihr verloben wollte. Das dumme Mädel ist nicht hingegangen, da hat er's von zwei Soldaten holen lassen. Und von dem Tag an ist sie verschwunden. Wißt ihr vielleicht, wo sie geblieben ist?"

Da verkniff man sich das Lachen, trieb Schindluder mit der Alten, der der liebe Gott den Geist verwirrt hatte. „Natürlich weiß ich's, gutes Mütterchen, zuletzt hab' ich sie in Ossowiec gesehen. Dort kuriert sie die Herren Offiziere vom Heimweh."

Und nicht minder spaßhaft war es, wenn die beiden Deutschen erschienen, die ebenfalls nach diesem verschwundenen Mädchen fragten. Der eine sah wie ein verhungertes Schulmeisterlein aus in seinem abgeschabten schwarzen Rock und mit dem schütteren rötlichen Bart um das hagere Gesicht. Der andere glich einem ehemaligen Offizier mit seiner herausgereckten Brust und straffen Haltung. Eine farbige Binde am linken Oberarm zeigte, daß sie im Dienste der russischen Militärverwaltung standen, aber man hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen, wenn sie angewackelt kamen. Der eine lahmte links,

der andere rechts, und wenn sie so nebeneinander hergingen, ohne Tritt zu halten, sah es aus, als hätten sie schon am frühen Morgen des Guten zuviel getan...

Und dann kam immer die gleiche Litanei. Der Kleine mit dem rötlichen Bart zeigte dem Transportführer einen vom Stadtkommandanten gestempelten Ausweis, bat diesen oder jenen der Verschickten, Nachricht zu geben, wenn er drüben im großen Rußland der Rosa Mandel begegnen sollte. Und er beschrieb sie genau. Ein ausnehmend schönes Mädchen wäre sie gewesen, ein Grübchen im Kinn und auf der linken Wange ein kleines Muttermal. Und sie sollte glauben, sie wäre für ihn nach wie vor das Reinste und Liebenswerteste auf der Welt. So tief man sie auch zu Boden getreten hätte, sie sollte sich nicht schämen, Nachricht zu geben, damit er sie aufsuchen und wieder zurückholen könnte...

Die Verschickten sagten gleichgültig „ja, ja", sie hatten genug mit eigenen Kümmernissen zu tun. Der Transportführer aber lachte: „Mein Lieber, geben Sie sich keine unnütze Mühe! Eher finden Sie in einem Fuder Heu eine verlorene Stecknadel wieder als dieses Mädchen im weiten russischen Reich. Zu viele Wege gibt es dort, auf denen man sich verlaufen kann... Aber Gott ist barmherzig. Wenn dieses Mädchen wirklich so hübsch ist, wie Sie sagen, hat sie sicherlich schon einen vornehmen Herrn gefunden, der sich ihrer annimmt. Und vielleicht gefällt es ihr da so gut, daß sie gar keine Lust mehr hat, zu Ihnen zurückzukehren... Na denn vorwärts, in Gottes Namen..."

Er schlug vor der Brust ein Kreuz, hob den Arm. Der traurige Zug der Verschickten setzte sich in Bewegung. Zwei Kosaken an der Spitze, zwei Kosaken am Schluß, je drei zu beiden Seiten. Die zurückbleibenden Angehörigen fingen an zu schreien und zu weinen, versuchten sich dem Zuge anzuschließen. Die Begleitmannschaften wehrten mit dem stumpfen Lanzenschafte ab oder schlugen mit der scharfen Nagaika drein. Nach ein paar hundert Schritten hörte die traurige Marschmusik auf, die Verschickten trotteten stumpfergeben einher auf der harten Straße, die nach Osten führte. Sie hatten in diesen Tagen so viel geweint, daß die brennenden Augen nichts mehr hergaben... Der Kosakenunteroffizier aber an der Spitze steckte sich eine Papyros an und schimpfte auf den blöden

Dienſt. Bei einem Wetter, in dem ein Chriſtenmenſch keinen Hund vor die Tür jagte, mußte er nach Grajewo reiten! Dort lieferte er ſeinen Transport beim Etappenkommandanten ab, ritt wieder zurück nach Ordensburg, um tags darauf einen neuen Zug zu geleiten. Schon auf dem Hinwege wurde man quatſchnaß. Das Waſſer lief von der Mütze ins Genick und am Körper entlang in die hohen Stiefel. Da war's einem nicht zu verdenken, daß man die Deutſchen rennen ließ, bis ihnen die Zunge zum Halſe heraushing. Schließlich war man's doch ſeiner Geſundheit ſchuldig, endlich unter ein ſchützendes Dach zu kommen und zu einem heißen Glas Tee! Und was lag daran, ob ein Teil der Verſchickten ſchon am erſten Tage zugrunde ging oder ein paar Wochen ſpäter? Ihr Urteil war geſprochen in der Minute, in der ſie die Ausweiſung bekamen.

Hinter dem Rücken des Unteroffiziers erklang eine klägliche Stimme. „Um Jeſu Chriſti Barmherzigkeit willen, Herr, ich kann nicht mehr! Seit einer halben Stunde laufe ich, mir wird es ſchwarz vor den Augen. Und ich habe drei unverſorgte Kinder zurückgelaſſen. Was wird aus ihnen, wenn ich in der Gefangenſchaft ſterbe?"

Da wandte der Unteroffizier ſich im Sattel. In ſeinen kleinen Augen glomm ein ſeltſamer Schein. Und er lachte kurz auf. „Seht doch dieſes dicke, deutſche Schwein an! Kaum, daß es ein bißchen Krieg ſpürt, wird es ſchlapp. Aber ihr ſollt nicht ſagen dürfen, wir hätten kein Mitleid in der Bruſt... Barotka" — er rief einen der Koſaken an —, „führ' dieſen Mann über den Graben in den Wald. Dort ſoll er ſich niederlegen und ausruhen, ſo lange es ihm beliebt. Aber zu Mittag mußt du mit ihm in Grajewo ſein..."

„Zu Befehl", ſagte der Koſak, grinſte ſo breit, wie ſein Maul war, denn er hatte verſtanden. Der Deutſche warf ſich zu Boden, ſchrie, er wolle nicht ſterben. Und nur eine kleine Weile, dann könne er wieder mitlaufen wie vorher... Der Koſak warf mit einem Schwung den Oberkörper vom Sattel rechts zur Erde; wie ein Fuchs, der einen Haſen ins Genick packt, griff er dem am Boden Liegenden in den Rockkragen, der Gaul ſprang auf einen Zungenſchnalzer an. Die Verſchickten aber, die einen Augenblick verſchnauft hatten, bekamen wieder Beine und drängten ganz von ſelbſt vorwärts. Es war zu gräßlich, wie der Dicke da hinten, der doch bloß ein bißchen

ausruhen sollte, immerfort schrie, er wolle noch nicht sterben ... Und nach einer Weile kam der Kosak geritten, meldete dem Transportführer mit einem vertraulichen Augenzwinkern: „Herr, ich komme allein zurück, denn der Deutsche ist plötzlich eingeschlafen. Da habe ich ihn ein wenig zugedeckt, damit er sich bei dem nassen Wetter nicht verkühlt ..."

Und der Unteroffizier lachte. „Gut so, Brüderchen, und der liebe Gott wird schon wissen, wann er ihn wieder aufzuwecken hat ..."

Er steckte sich eine neue Papyros an, die er beim Reiten gedreht hatte. Den Tabak trug er in der Patronentasche, die Hülse riß er aus dem Gebetbuche. Ein Blatt reichte grade für zwei Zigaretten. Sie bissen abscheulich in die Zunge, am Abend war einem immer zumute, als hätte man an einem scharfen Reibeisen geleckt. Und der Teufel sollte den Obersten der Popen holen, daß er die Gebete nicht auf feinem Seidenpapier drucken ließ. Der liebe Gott hätte sicherlich nur dazu gelacht, denn die treuesten seiner Söhne, die Kosaken, hatten alles Mögliche gelernt, nur nicht Lesen ...

Er ließ seinen struppigen Gaul in Schritt fallen, sog den ersten Zug tief in die Lungen. Die Verschickten hinter ihm aber riefen in hündischer Demut: „Was bist du gut und lieb, Herr, daß du uns eine kurze Zeit der Erholung gönnst! Wenn du jedoch befiehlst, werden wir auch wieder laufen und keine Müdigkeit kennen ..."

Der Unteroffizier rief in guter Laune zurück: „Es eilt nicht so! Dahin, wohin der Zurückgebliebene gegangen ist, kommt ihr noch zeitig genug ..."

Die Begleitmannschaft lachte eine ganze Weile lang über den Scherz ihres Vorgesetzten. Die Verschickten aber beschleunigten ihren Schritt. Vielleicht, wenn sie nach Grajewo kamen, daß sie dann auch weiter durchhielten auf dem langen Weg. Der himmlische Vater verließ die Seinen nicht. Und es war vielleicht die allergnädigste seiner Gnaden, daß er auch nach den schwersten Leidensstunden in der Ferne ein Lichtlein der Hoffnung aufblinken ließ ...

Die beiden deutschen Herren waren vor dem Ordensburger Kriegerdenkmal stehengeblieben, sahen dem traurigen Zuge der verschleppten Landsleute nach, bis die Lanzenspitzen der schließenden Kosaken hinter der Straßenbiegung verschwunden waren.

„Na, dann kommen Sie, Herr Kochanski", sagte der Große, „wir beide können leider nichts dagegen ausrichten, daß die Russen unser liebes Heimatländchen auf ihre Art kolonisieren: die mißvergnügte Bevölkerung totschlagen oder fortschleppen — da gibt es nachher keine unbequemen Reibungen! Aber was für ein Geschrei würde sich wohl in der Welt erheben, wollten wir die gleiche Methode an unserer Westfront befolgen, wo wir die Herren sind? ..." Und weil der Kleine still dastand, ohne zu antworten, griff er ihm unter den Arm.

„Ja, Kind, liebes, wollen Sie sich bei dem Hundewetter einen Schnupfen holen? Der Regen hat die unangenehme Eigenschaft, die Menschen, die keinen Schirm besitzen, naß zu regnen. Den meinigen hat eine holde Russenmaid geklaut, als sie im September ausrücken mußte. Ich habe ihr schon mehrfach die Pestilenz an den Hals gewünscht, denn woher soll man in diesen schweren Zeitläuften einen neuen kriegen? ..."

Der Kleine warf noch einen Blick die Straße entlang, auf der die Verschickten nach Osten gezogen waren, dann ging er willig mit. Wie ein heißes Gebet war dieser Blick gewesen, für eine, die vor Monaten vielleicht den gleichen Weg gewandert war ...

Er nahm den beschlagenen Klemmer ab, putzte ihn sorgfältig im Vorwärtsschreiten. Und er mußte sich erst räuspern, ehe er seine Stimme von den Tränen frei bekam, die ihm den Hals zuschnürten. „Halten Sie mich nicht für ein altes Weib, mein lieber Herr von Löschenberg, ich hab' sonst nicht so nahe am Wasser gebaut. Aber das hier ist zu schwer ... Und das Schrecklichste ist wohl die Ungewißheit! Nicht zu wissen, ob das Liebste, was man hat auf dieser Welt, noch am Leben ist oder vielleicht schon gestorben ..."

Der Herr von Löschenberg aber nickte teilnehmend. Aehnliche Gespräche hatten sie fast jeden Morgen geführt, seit sie dem Abmarsch der Verschickten beizuwohnen pflegten. Auch

die Antwort, mit der das Gespräch abschloß, war fast immer die gleiche ...

„Infam ist diese Ungewißheit! Und ich kann's Ihnen ein wenig nachfühlen. Ich habe zwei jüngere Brüder im Feld. Keine Ahnung, ob sie noch leben oder längst schon gefallen sind ..."

Sie standen vor ihrer Arbeitsstätte, dem Hause des ehemaligen „Ordensburger Anzeigers", das dem Herrn von Löschenberg gehört hatte. Jetzt war es mit allen Maschinen, Lettern und Papiervorräten von der russischen Militärverwaltung beschlagnahmt worden, die darin die „Gaseta Ordensburgskaja" erscheinen ließ. Ein Blatt, das in drei Sprachen gedruckt wurde. In der russischen, masurischen und deutschen. Die russische Abteilung bearbeitete ein Moskauer Universitätslehrer Raßpuchlikow mit Namen. Die deutsche Herr von Löschenberg und die masurische Herr Kochanski, der frühere Redakteur des mit Kriegsausbruch eingegangenen Blättchens „Der Volksfreund". Die Sprache seiner Heimat — einen Dialekt des Polnischen — beherrschte er in Wort und Schrift. Und daß er mit seinen Volksgenossen in ihrer Muttersprache reden konnte, erklärte nicht zum kleinsten Teile die starke Anhängerschaft, die er vielfach auf dem flachen Lande geworben hatte ...

Der russische Universitätsprofessor machte sich seine Arbeit leicht. Er klebte die Depeschen der Petersburger Telegrafenagentur auf, dazu die tägliche Meldung seines Hauptquartiers und — wenn noch Platz vorhanden war — den Leitartikel des „Nowoje Wremja". Nur ab und zu mußte er sich bequemen, den Kleistertopf und Pinsel mit der Feder zu vertauschen. Wenn nämlich der russische Bericht wieder einmal die Eroberung einer deutschen Stadt gemeldet hatte. Dann mußte er für die Leser im gläubigen Rußland schildern, wie sehr die von den Preußen geknechteten masurischen Einwohner sich über den Sieg der russischen Erretter gefreut hätten. Der Bürgermeister an der Spitze der Stadtältesten und Geistlichen brachte auf silberner Schüssel Brot und Salz — von wem diese silberne Schüssel hinterher gestohlen wurde, blieb der Phantasie der Leser überlassen. Junge Mädchen streuten Blumen und spendeten Küsse, die alten Frauen aber schleppten Speckseiten und Würste herbei, um auch einen freundlichen

Dankesblick der schmucken Eroberer zu erhaschen. Und von den Türmen, über denen sich ein festlich heiterer Himmel spannte, erklangen jubelnd die erzenen Stimmen der Glocken. Gleichsam als freuten auch sie sich, das Lob des Ewigen fortan nach der Weise der alleinseligmachenden, rechtgläubigen Kirche zu künden ...

Die beiden deutschen Redakteure der „Gaseta Ordensburgskaja" hatten es nicht so leicht wie ihr russischer Kollege Raßpuchlikow. Nicht nur schreiben mußten sie ihren Teil der Zeitung, sondern auch setzen und drucken. Die aus der Front kommandierten russischen Setzer kannten keine deutschen Lettern, verstanden auch nicht mit der großen Druckmaschine umzugehen. Da hatten die beiden Herren von früh bis spät reichliche Arbeit. Wenn es aber galt, die Tausende von Zetteln zu drucken, die von den russischen Fliegern über den deutschen Stellungen abgeworfen wurden, kamen sie vor Mitternacht nicht in ihr kärgliches Quartier ...

Es war ein gar seltsames Paar, das die schwere Kriegsnot zusammengespannt hatte, Heino von Löschenberg und Franz Kochanski. Der frühere Ulanenleutnant lahmte rechts, weil ihm bei einem Zweikampfe die Kugel des Gegners die Kniescheibe zerschmettert hatte, der frühere Student der Theologie und Medizin schleppte den linken Fuß nach, weil er in hitzigen Jugendjahren den Versuch gemacht hatte, eine feindliche Wahlversammlung zu sprengen. Da war er von derben Bauernfäusten vor die Tür gesetzt worden. Leider so unsanft, daß er mit gebrochenem Fuße liegenblieb. Daraus entnahm er die Lehre, daß er zu dieser Art politischer Betätigung nicht starkknochig genug gebaut wäre, und verlegte sich auf eine stillere Wirksamkeit. Er gründete das Wochenblättchen „Der Volksfreund" — auf masurisch „Przyjaciel Ludom" geheißen — und gewann auf diesem Wege beträchtlichen Einfluß neben einem bescheidenen und leidlich gesicherten Auskommen.

Auch seinen politischen Widersacher hatte das lahme Bein zum Zeitungsmenschen gemacht. Als der lustige Heino von Löschenberg nach dem jähen Abschluß seiner militärischen Laufbahn vor der bangen Frage stand, was nun? Sektreisender werden oder Versicherungsagent oder über den großen Teich gehen und dort ein Leben im Dunkeln zu führen, las er zufällig eine Annonce, die Siebertschen Erben beabsichtigten

„wegen Auseinandersetzung" den „Ordensburger Anzeiger" zu verkaufen. Da entsann er sich, daß er schon immer eine poetische Ader besessen, die sich bei Regimentsfesten und ähnlichen Anlässen erfreulich betätigt hatte, und entschloß sich kurz. Die Anzahlung war nicht hoch; etwa zwanzigtausend Mark besaß er noch selbst nach Begleichung aller Schulden, den Rest streckte ihm einer seiner reichbegüterten Kameraden vor. Vom Zeitungmachen hatten beide keine Ahnung, weder Herr von Löschenberg noch sein stiller Teilhaber. Nur sie waren der unerschütterlichen Ueberzeugung, auf dieser irdischen Welt gäbe es kein Ding, das ein richtiger preußischer Leutnant nicht zu meistern verstände. Im Himmel aber schwindelte er sich durch, dank seiner kolossalen Gewandtheit, ohne sonderliches Beinausreißen bei den hohen Vorgesetzten den Eindruck außerordentlichen Fleißes und strebsamer Tüchtigkeit zu machen... Also kaufte der Herr von Löschenberg mit Mut und Gottvertrauen den „Ordensburger Anzeiger", brauchte den raschen Entschluß nicht zu bereuen. In wenigen Monaten schon hatte er die technische Seite des Betriebes so gründlich erlernt, daß ihm selbst der gerissenste seiner Angestellten kein X für ein U hätte machen können. Und weil er ein vernünftiger und vornehmer Mann war, begehrte er nicht auf, als der russische Stadtkommandant, Oberstleutnant Pawlin, ihm den ehemaligen politischen Widersacher in der neu zu begründenden „Gaseta Ordensburgskaja" zum Kollegen setzte. Er schüttelte ihm die Hand, und dann gingen sie an die Arbeit. Sie war wenig erfreulich, aber sie schützte vor der Verschickung und gestattete ihnen in spärlichen Freistunden, sich um die Angelegenheiten zu kümmern, die ihnen am Herzen lagen. Bei dem ersten Einbruche der Russen war der Bürgermeister Wessollek mit seinem getreuen Gemeindekollegium in die Gefangenschaft verschleppt worden. Als vor der zweiten Berennung Ordensburgs die Mehrzahl der Einwohner sich durch hastige Flucht in Sicherheit gebracht hatte, blieb der Herr von Löschenberg tapfer zurück. Es mußte doch einer am Platze sein, der vor den russischen Gewalthabern mannhaft die Interessen des Städtchens vertrat. Der Redakteur des „Volksfreundes" aber hatte, wie beim ersten Male, die Flucht verschmäht, weil er die Aermsten der Armen, die ihm vertrauten, in der Zeit der Bedrängnis nicht ohne Weisel lassen mochte. Helfen konnte er

ihnen nicht viel, aber es war schon genug, wenn er sie ab und zu in aller Not und Bedrängnis durch kräftigen Zuspruch stärkte und aufrichtete. Daß sie die Zähne zusammenbeißen mußten und durchhielten. In der sicheren Gewißheit, daß schon nach kurzer Frist all der erlittenen Unbill und Schmach ein Rächer erstehen würde. In Gestalt des einzigen Mannes, der das geschlagene Masurenland schon einmal errettet hatte...

Aber noch aus einem andern Grunde war der Redakteur Kochanski auch beim zweiten Einfalle der Russen im Städtchen zurückgeblieben: Im September, als die Horden der Feinde sich schon zum Abzuge rüsteten, war plötzlich seine Braut verschwunden. Er selbst hatte zu der Zeit im Gefängnisse sitzen müssen, weil er der Ochrana verdächtig geworden war, er befasse sich mit gefährlichen Umtrieben. Bei der überstürzten Flucht hatte ihn die Bande glücklicherweise vergessen. Die Ankunft der deutschen Befreier erlöste ihn aus der Haft. Als er aber in dem kleinen Häuschen stand, dicht am Polnischen Tor, wäre es ihm lieber gewesen, die Tür seines Kerkers hätte sich niemals mehr wieder vor ihm geöffnet...

Die Mutter, die ein armseliges Geschäftchen mit Blusen und Weißzeug betrieb, saß hinter dem Ladentische, mühte sich, ein zerrissenes weißes Tischtuch von Blutflecken zu reinigen. Er zog den Hut: „Guten Abend, Frau Mandel! Wo ist die Rosi?"

Die alte Frau sah ihn erst eine ganze Weile lang über dem Rande der Brillengläser an, ehe sie antwortete. „Ach so, Sie sind's, Herr Kochanski?... Und die Rosa?... Da is es unnötig, daß Se sich weiter bemühen! Das Goldkind, das liebe, hat eine bessere Partie gefunden."

Ihm wankten die Knie, er mußte sich auf die nächste Stuhllehne stützen, um nicht zusammenzubrechen. „Um Gottes willen, Mutter Mandel, kommen Sie zu Verstand! Es ist doch ganz und gar unmöglich, daß meine Braut mich leichtfertig aufgeben sollte! Und was sind das da für Blutflecken auf dem Tuch?..."

Die alte Frau sah ihn zornig an. „Das bißchen Blut? Was geht's Ihnen an? Aber — meinetswegen — damit Se endlich auhören mit die dummen Fragen: Von der Rosa is es! Weil se sich hat erschrocken, hat se sich mit der Scheer in die Hand gestochen. Und jetzt lassen Se mich in Frieden! Wenn

Se mir'n Gefallen tun wollen, kommen Se nich mehr wieder ..."

Da war er aus dem kleinen Laden gewankt wie ein Betrunkener. Eine furchtbare Bangigkeit schnürte ihm den Hals zu, vor der Nachbartür bekam er die trostlose Gewißheit. Das bißchen Sonnenschein in seinem sonst so kärglichen und harten Leben war vorbei ...

Die Witwe Sareyka, die im Nachbarhause einen Laden mit allerhand Küchenkram führte, wußte zu erzählen, wie das Gräßliche sich zugetragen hatte ...

Vier Tage vor dem Abzug der Russen war ein Dragonerleutnant in das Mandelsche Geschäft gekommen. Ein junger Lorbaß mit einem frechen und verlebten Gesicht, dem man die Schlechtigkeit auf hundert Schritte ansah. Ein Frauenzimmer war mit ihm, das eine Bluse kaufen wollte. Natürlich wie immer, ohne zu bezahlen. Die hübsche Rosi aber hatte sich die ganze Zeit über vor den Russen fein versteckt gehalten. Und an dem Unglückstag muß der Teufel sein Spiel treiben, daß die Mutter zu einem kleinen Klatsch in die Nachbarschaft geht. Da schlägt vorn die Türglocke an, und die Rosi sieht vom Hinterzimmer aus durch das kleine Glasfensterchen in den Laden. Weil der russische Offizier eine Frauensperson bei sich hatte, glaubte sie, es ist keine Gefahr, und kam nach vorn. Außerdem hatte sie Angst, das russische Mensch könnte ihr den halben Laden wegtragen, wenn niemand sich sehen ließ.

„Also die Roschen", fuhr Frau Sareyka fort, „legt nun dieser Person Blusen vor. Die sucht sich eine aus, will sie gleich anprobieren. Und wie sich die Roschen hinter sie stellt, die Druckknöpfe zuzumachen, kommt doch dieser Kerl von Leutnant her, kneift sie in den, na ja also, in den Rücken. Sie gibt ihm einen ordentlichen Stumps vor die Brust mit dem Ellenbogen, das Russenmensch aber dreht sich um, die Augen funkeln ihr nur so vor Wut. Und sie schreit auf polnisch: ‚Du Schweinekerl, ist das der Dank, daß ich mich zu dir herabgelassen habe?' Er will sich rausreden, aber sie sagt weiter kein Wort, schlägt ihm mit der Faust ins Gesicht, schmettert die Tür ins Schloß und geht weg. Mit der neuen Bluse, das Bezahlen hatte sie im Zorn natürlich vergessen. Der Leutnant steht da wie ein begossener Pudel, wischt sich das Blut von der Nase. Und wie er weggeht, sagt er auf deutsch:

‚Liebes Fräulein, jetzt muß ich mich an Sie halten! Heute abend kommen Sie zu mir, ein Pflaster aufzulegen auf meine Wunden am Herzen und an der Nase. Ich bin der Leutnant Opalkin von den Ingermanländschen Dragonern, mein Quartier ist beim Kaufmann Zander an der Hauptstraße. Wenn Sie nicht kommen, laß ich Sie holen.‘ Die Roschen lacht: ‚Na denn lassen Sie sich man nicht die Zeit lang werden, Herr Leutnant! Ich hab’ Angst, wenn Ihr Fräulein Braut das hört, kriegen wir alle beide Prügel.‘ Und sie lacht noch, wie sie mir die ganze Geschichte wiedererzählt. Zuerst lach’ ich auch, dann aber heben mich die Aengste, und ich sag’: ‚Liebes Roschen, um Gottes willen, nimm die Sach’ bloß nicht auf die leichte Achsel! Diesen Russenkerlen ist nicht über den Weg zu trauen, und was willst du machen, wenn er dich nun wirklich holen läßt?‘ ... ‚Erst finden, Frau Sareyka‘, sagt sie und geht in ihren Laden zurück ...

„Das war das letzte, was sie mit mir gesprochen hat, das arme Wurmchen. Nachher hab’ ich sie nur schreien hören, mitten in der Nacht, wie die Kerle sie wegschleppten ... Nach Ihnen hat sie gerufen, Herr Kochanski, wie sie auf die Straße rannte, aber es dauerte nicht lange, da hatt’ sie einer von den Russen eingeholt, schleppte sie in den Laden zurück. Sie riß sich noch einmal los, wollt’ sich mit einer Scher’ die Pulsadern aufschneiden, aber der Kerl schlug ihr die Scher’ aus der Hand. Dann stopften sie ihr ein Tuch in den Mund, wickelten sie in einen Mantel und schleppten sie weg. Die ganze Nachbarschaft war zusammengelaufen, wir schrien alle durcheinander, aber wer wollte sich da ’ranwagen, zu helfen? Der eine von den drei Russen trug die arme Margell im Arm, die beiden anderen hatten blankgezogen, fuchtelten immer mit dem Säbel ... Und ich hatte genug mit der alten Mandelschen zu tun. Die lag ohnmächtig mit einer dicken Brusche am Kopf — wahrscheinlich hatte ihr einer von den Kerlen eins mit der flachen Kling’ gewischt, wie sie ihr Kind aus seinen Klauen reißen wollt’! Und wenn man so zwanzig Jahre Haus an Haus gewohnt hat, hat man doch Mitleid, nicht wahr? ...

„Also die alte Mandelsche, kaum daß sie wieder zu sich gekommen war, ist sie nach dem Haus vom Kaufmann Zander gelaufen, hat mit den Fäusten gegen die Tür getrommelt, der Leutnant soll ihr Kind ’rausgeben! Oben ist ein Fenster auf-

gegangen, der Leutnant hat 'runtergeschrien, wenn sie sich nicht gleich wegschert, wird er seinen Burschen schicken mit der Reitpeitsche! Sie hat nicht drauf gehört, da ist dieses Unmensch wirklich gekommen, hat sie geschlagen, daß man die Striemen noch acht Tage lang sehen konnte ...

„Also sie schleppt sich weiter zur Hauptwache, die Viehkerle lachen erst über sie, dann vergreifen sie sich an ihr, an einem alten Weib von sechzig Jahren! Sie kriecht weiter, reißt die Klingel an der Kommandantur, einer von dieser Bande kommt 'raus, jagt sie mit 'nem Fußtritt von der Tür. Sagt, er wird sie totstechen, wenn sie ihn noch einmal aus dem Schlaf stört ... Gott allein weiß, wo überall sie noch gewesen ist in der Nacht, am Morgen kommt sie zu mir. Die Kleider zerrissen und voll von Blut, den Mund verschwollen, daß sie nur mühsam sprechen kann, und sie erzählt mir alles nach und nach. Ich bring' sie ins Bett, geh' in die Küch', ihr einen Tee zur Beruhigung zu kochen. Wie ich zurückkomme, lacht sie! ... Sitzt aufrecht im Bett und schmunzelt immer so vergnügt vor sich hin! Ich sag' ganz entrüstet: ‚Erbarmen Se sich, Frau Mandel, jetzt können Sie schon wieder lachen?' ... Und sie darauf: ‚Ja, warum denn nicht, Sareykachen liebes, wo meine Tochter eine so feine Partie gemacht hat? Eben ist der Leutnant bei mir gewesen, hat gesagt, in acht Tagen soll Hochzeit sein. Nur, weil er's vor Liebe nicht aushalten konnte, hat er sie schon gestern nacht zu sich holen lassen. Und sie ist froh, daß sie diesen Hungerleider, den Kochanski, glücklich los ist. Oder würden Sie sich vielleicht besinnen, wenn es heißt, wo sollst du wohnen? In einer Hundehütt', oder in einem Schloß mit Dienerschaft, Pferd und Wagen?' ...

‚Ich steh' erst wie versteinert, dann rennt mir ein kalter Schauer übern Rücken, die alte Mandelsche ist über ihrem Unglück verrückt geworden! Und je mehr ich ihr's ausreden will, um so mehr verstockt sie sich in ihre Phantasien. Da hab' ich's nachgelassen, denn mir ist die Erkenntnis gekommen, auch das ist eine Gnade von Gott! Er hat ihr den Verstand verwirrt, so daß sie ihr größtes Unglück als ein Glück ansieht. Und Sie haben sie ja eben besucht. Ist sie nicht ganz getröstet und zufrieden? ...“

Franz Kochanski faßte sich an den Hals, seine Stimme klang heiser.

„Ja, gewiß, liebe Frau Sareyka, das ist in diesen Zeitläuften mehr, als man von dem alten Herrn da oben eigentlich erwarten durfte. Nur ich bin ein komischer Mensch, ich frage, weshalb hat er sich nicht schon ein Weilchen früher mit seiner Gnade angestrengt? Als es noch Zeit war, ein unschuldiges junges Mädchen vor Todesnot und Schande zu retten? ... Na, ist gut — um solche Kleinigkeiten kann er sich jetzt wohl nicht kümmern. Aber die Rosel ... wo ist sie jetzt, damit ich sie wieder aufrichten und trösten kann?"

Frau Sareyka hob mit einiger Entrüstung die rundlichen Schultern und sagte: „Die Rosi, Herr Kochanski? Ja, die ist spurlos verschwunden in dieser schrecklichen Nacht. Welche wollen wissen, sie hätt' ihre Schande im See ertränkt, die arme Margell, andere wieder erzählen, dieser Leutnant Opalkin hätt' sie nach Rußland mitgenommen, weil er noch vor der großen Schlacht ein Kommando hinter die Front, nach Suwalki, kriegte. Und noch andere wieder wollen sie gesehen haben, wie sie in einem Zug von Verschickten nach Grajewo transportiert wurde. Gott allein weiß wohl, was von diesen Erzählungen richtig ist und was falsch?! ..."

Franz Kochanski schüttelte ihr mit einem seltsamen Auflachen die Hand. „Vielen Dank, Frau Sareyka, und, weil Sie sich mit ihm wohl besser stehen als ich, bitten Sie ihn, er soll uns bald Gewißheit geben. Vielleicht, daß dann noch von einem liebenswerten Menschenkind, das er doch nach seinem Ebenbild erschaffen hat, ein paar Trümmer zu retten sind ..."

Sprach's in seinem verstockten Herzen und machte sich auf, die Verlorene zu suchen ... Suchte sie in dem Hause des Kaufmanns Zander, da standen nur die kahlen Wände. Vor dem Abzuge hatten die Russen Feuer gelegt, den Schutt von eingestürzten Decken, Dachziegeln und verkohlten Balken konnte er mit seinen Händen nicht umwühlen ...

Er suchte am Seeufer. Neun Tage sollte es dauern, so sagte man, bis Ertrunkene vom Grunde wieder hoch kamen. Und der Ostwind schwemmte gar manche Leiche ans Ufer in dieser Zeit: zwei russische Offiziere, die beim Nahen der Deutschen in einem Kahn hatten flüchten wollen, und die bei diesem Versuch ertrunken waren ... Männerleichen trieben an den Strand, dick geschwollen und mit klaffenden Wunden, Frauen und Mädchen, deren gelöste Haare mit den Wellen auf und

nieder gingen, wie Trauerflore, die von einem sanften Winde bewegt wurden ... Mit den offenen Augen, in denen noch das letzte große Grauen zu stehen schien, starrten sie in den sonnenleuchtenden Herbsthimmel, aber die Augen hatten keinen Glanz mehr. Den hatte das zehrende Wasser ausgelöscht, und der über fest zusammengebissenen Zähnen geschlossene Mund gab keine Klage mehr von sich ...

All diese stummen Zeugen für die sonderbare Art von Kultur, die mit den Russen von Osten kam, hatte er durchmustert, die eine, die er suchte, war nicht darunter. Da war er nach Grajewo und Suwalki gefahren, forschte bei allen, die das gute Wort kannten; das Wort, daß auch im finsteren Rußland die Morgenröte kommen müßte.

Er kehrte nach Ordensburg zurück, machte sich mit hilfreichen Nachbarn daran, den Brandschutt aus dem Zanderschen Hause zu räumen. Aber so viel sie auch gruben und schaufelten, von der Vermißten fand sich keine Spur. Und die rauchgeschwärzten Mauern, die ihre verzweifelten Schreie gehört hatten, als sie sich gegen den lüsternen Unhold wehrte, blieben stumm ...

Da gab es nichts weiter, als sich in Geduld fassen und warten. Warten und immer wieder warten, tagaus, tagein, vom Morgen bis zum Abend, ob nicht irgendein Zufall Nachricht brachte. Fast einem jeden der vielen, die den schweren Weg nach Osten wandern mußten, hatte er ja die flehentliche Bitte mitgegeben, mit einer einzigen Zeile nur Kunde zu geben, wenn er unter den Verschickten im weiten Sibirien die Rose Mandel aus Ordensburg sehen sollte oder etwas von ihrem Schicksal hörte ... Vielleicht entsann sich der eine oder der andere in eigener Not dieser Bitte ... Und ein Mensch konnte von dieser Welt doch nicht verschwinden wie ein Staubkörnchen, das vom Sturmwind zu den Wolken entführt wurde ...

Er zermarterte sein Hirn, dachte alle Möglichkeiten durch, die sein Liebstes verhindern mochten, Nachricht zu geben. Und das Warten und Grübeln zehrte an ihm wie eine schleichende Krankheit.

Bei Tage ging es noch. Da war die Arbeit, die einen für ein paar Stunden ablenkte. Aber wehe, wenn die Nacht kam! Wenn nach der abendlichen Partie Schach in dem engen Quartier der Herr von Löschenberg das Licht ausblies: „Na, an-

genehme Ruhe, Herr Kollege! Wieder mal ein Tag herum bis zu dem glorreichen, an dem diese Schweinebande hier von unserem heißgeliebten Hindenburg ihre Senge beziehen wird. Und wenn man einen Streimel überschläft, kommt die Zeit einem ein bißchen kürzer vor ..."

Da erwiderte er: „Gute Nacht, Herr von Löschenberg", drehte sich auf die andere Seite. Die Glieder waren ihm wie Blei, endlich einmal mußten sie sich doch in erquickendem Schlafe lösen! ... In der Dunkelheit aber kamen die Gedanken aus allen Winkeln wie riesige Spinnen gekrochen, das Bangen um sein Liebstes wälzte sich ihm wie ein schwerer Steinkloß auf die Brust. Nach ihm hatte sie geschrien damals in jener finsteren Nacht, er hatte ohnmächtig hinter Kerkermauern gelegen, hatte damals so wenig helfen können wie heute ... Und wenn ihm wenigstens jemand noch Gewißheit hätte geben können, ob sie tot oder am Leben war. Nur leben sollte sie, leben! Zertreten, beschmutzt und gedemütigt, nur leben! Was lag an dem Gefäß, wenn die Seele nur rein geblieben war, diese liebe keusche Seele, die nach aller Mühsal und Entbehrung die Krone seines Lebens sein sollte ... Wenn aber die Schmerzen gar zu sehr bohrten und bissen und er das Gesicht in die Decke wühlen mußte, um mit seinem Stöhnen den andern da drüben nicht aufzuwecken, rangen sich von seinen Lippen allerhand stammelnde Worte. Worte, wie sie alle Bedrängten formten, wenn sie sich nicht selbst zu helfen vermochten. Am hellen Tage schämte er sich; dieses hilflose Stammeln in dunkler Nacht war eine Verleugnung all der geistigen Freiheit, auf die er so stolz war, weil er sie sich in tausend harten Stunden errungen hatte. Aber wenn die Nacht herniedersank, kam Einer immer wieder. Der, dem er in scharfem Denken so oft bewiesen hatte, er lebte gar nicht, wäre nur eine Spukgestalt der hilflos zitternden Menschheit. Jetzt klopfte er ihm an das in unsäglichen Qualen sich windende Herz: Ich allein kann dir helfen! Und ich will's dir nicht nachtragen, daß du mich je und je verleugnet hast ...

Zum Verrücktwerden war das, wenn man am anderen Tage nachdachte, wie tief man sich in der Nacht vorher in seinem hilflosen Jammer gedemütigt hatte ...

Der Novembermonat neigte sich zum Ende, nach ewig rieselndem Regen hatte es einen klaren Tag gegeben. Die liebe Sonne stand strahlend am wolkenlosen Himmel, aber sie schien so warm herab, als hätte sie sich in der Jahreszeit versehen. Und wer den Kalender nicht im Kopfe hatte, hätte meinen können, es ginge aus dem Herbst ohne Wintersnot geradewegs in den Frühling hinein. Der leichte Morgenfrost, der die schlammigen Straßen gehärtet hatte, war schon in den ersten Vormittagsstunden fortgetaut, der quellende Nebel über dem weiten Ordensburger See war zerflattert, sanfte kleine Wellen plätscherten gegen den sandigen Uferstreifen. Ueber fahlgelbe Wiesenschlenken flog von vorwitzig sprießenden Gräsern ein grünes Schimmern, die saftigen Kiefernnadeln am dunklen Waldsaum leuchteten hoffnungsfroh, und die klebrigen Blattknospen der Erlen im Bachgrund zeigten feine helle Spitzen, als könnten sie es nicht mehr erwarten, die bräunlich glänzende Hülle zu sprengen ...

Herr Professor Raßpuchlikow von der „Gaseta Ordensburgskaja", der seine Arbeit mit Kleistertopf und Schere wieder einmal hinter sich hatte, stapfte in den hohen Gummigaloschen höchst mißvergnügt über den kotigen Marktplatz zum gewohnten Frühschoppen. Als Mensch hätte er sich freuen müssen, daß es nach dem wochenlangen Regen endlich mal einen Tag voll Sonnenschein gab, als russischer Patriot aber empfand er's sehr unliebsam, daß der blanke Himmel nicht zugleich die heißersehnte strenge Kälte bringen wollte! Wann froren in diesem verdammten Lande eigentlich die Seen zu? Wenn dieses Froschwetter noch lange anhielt, konnte es Februar werden, bis man endlich in Berlin einrückte ...

Eine kleine, freilich leicht mit Wehmut vermischte Genugtuung hatte es in dieser Zeit gegeben: Auch die Verbündeten im Westen brachten nichts Rechtes fertig! Nach der Schlacht an der Marne, die mit Zeitungsgeschrei, Glockenläuten und Viktoriaschießen als der größte Sieg aller Zeiten gefeiert worden war, hätte man eigentlich annehmen sollen, die Franzosen und Engländer würden bei der Verfolgung der vernichtend geschlagenen Deutschen erst vor dem Berliner Kaiserschloß verschnaufen. Aber sie hatten sich — merkwürdigerweise — schon

in Frankreich eine Erholungspause gegönnt. Der Sieg war mal wieder ein „Pariser Törtchen“ gewesen — mehr Luft, als Mehl und Zucker...

Da mußte man sich bei diesen Mißerfolgen trösten, daß es einem selbst in diesen schweren Zeitläuften nicht gerade schlecht ging. Die Aktien der Moskauer Stiefelfabrik waren um mehr als zweihundert Prozent gestiegen, weil der liebe Gott es gefügt hatte, daß Seine Exzellenz der Herr Kriegsminister höchstselbst sich für das Gedeihen dieser Fabrik interessierten. Von diesen Aktien besaß man einige achtzig Stück, aber man war gescheit genug, sie nicht loszuschlagen, trotz des erfreulich hohen Kurses. Mit jedem armen Burschen nämlich, der für die heilige Sache Rußlands starb, starben auch zwei Stiefel. Und es wäre doch eine Schande gewesen, diesen Helden vor dem Begräbnis die Stiefel auszuziehen, sie barfuß vor den Thron des Ewigen zu schicken... Wenn aber der liebe Gott es wollte, daß der Krieg ein rundes Jährchen dauerte, stiegen die Aktien vielleicht auf fünfhundert, man konnte sich als ein wohlhabender Mann zur Ruhe setzen...

Die beiden deutschen Redakteure der „Gaseta“ saßen sich, wie alltäglich, an dem Doppelpult gegenüber, jeder mit seiner Arbeit beschäftigt.

Dem Herrn von Löschenberg war ein besonders schweres Stück aufgetragen worden: er sollte aus einem französischen Bericht über deutsche Greueltaten in Belgien einen handlichen Auszug fabrizieren. Nur so die gröblichsten Sachen. Aufspießen von Säuglingen, Schändung einer neunzigjährigen Greisin; feiger Mord an wehrlosen Verwundeten und sinnloses Niederbrennen ganzer Ortschaften. Auch die englische Krankenschwester durfte nicht fehlen, die unter entsetzlichen Qualen zu Tode gemartert worden war... Das Speien konnte man kriegen, wenn man dieses irrsinnige Gekeife las. Aber was hätte es dem sonst so aufrechten Herrn von Löschenberg genützt, wenn er sagte: Ich weigere mich? Weigere mich, meine anständige Feder zu beschmutzen, indem ich mich an der Weiterverbreitung solcher ausgestunkenen Schandlügen mitschuldig mache! An seine Stelle wäre irgendein anderer gesetzt worden, der der deutschen Sprache in Wort und Schrift mächtig war! Ihn selbst aber hätte man verschickt, nach Sibirien...

Der Redakteur der masurischen Abteilung, Herr Kochanski,

war mit seinem Pensum — der Uebersetzung des russischen Heeresberichtes — längst schon fertig. Er kaute am Federhalter und sah sinnend zum Fenster hinaus.

An die Tür des Redaktionszimmers pochte ein harter Knöchel. Herr von Löschenberg rief: „Herein!"

Der Redaktionsdiener Mucha, ein Stockrusse, der angeblich kein Wort Deutsch verstand, schob sich durch den Türspalt. Eine alte Frau wäre draußen, die durchaus einen der Herren sprechen müßte.

Franz Kochanski, der ziemlich fließend Russisch sprach, hob, aus schmerzlichem Sinnen gestört, den Kopf.

„Ist gut, sie soll 'reinkommen!" Herr Mucha aber meinte, ohne Erlaubnis des Herrn Chefredakteurs Raßpuchlikow wäre das doch wohl nicht so ohne weiteres zu machen.

Herr von Löschenberg ließ sich den Einwand übersetzen, heuchelte einen gewaltigen Zorn und schlug mit der schweren Faust auf den Tisch: „Sagen Sie, bitte, diesem versoffenen Igel, wir sind keine Gefangenen! Und wenn er die Dame nicht gleich 'reinführt, schmeiß' ich mit dem Tintenfaß!"

Er war sonst nicht von so rauhen Sitten, es machte ihm nur Vergnügen, bei jeder möglichen Gelegenheit auszuprobieren, ob der Kerl da seine Unkenntnis des Deutschen nicht bloß vorschützte, um unbeargwöhnt ihre Gespräche auszuspionieren. Das war eines der vielen Scherzchen, durch die der Herr von Löschenberg sich selbst und dem Gefährten die trübe Russenzeit erträglicher zu machen versuchte. Und der Erfolg gab ihm wieder einmal recht. Herr Unteroffizier Mucha verschwand mit einer erstaunlich raschen Kehrtwendung, um gleich danach Frau Minna König einzulassen, eine behäbige Kanzleisekretärswitwe, die in Friedenszeiten Wirtschafterin des Herrn von Löschenberg gewesen war. Eine begnadete Köchin von vielen Graden, deren kleine Junggesellendiners in ganz Ordensburg einen besonderen Ruhm genossen hatten. Jetzt kochte sie für ein Dutzend russischer Offiziere, aber diese Tätigkeit gewährte wenig Befriedigung. Die Kerle aßen nicht, sondern schlangen. Ein derbes Stück Fleisch, viel Kartoffeln mit Sauce, irgendeinen Beisatz dazu, fertig! Und während noch die Teller mit den Speisenresten auf dem Tische standen, qualmten schon die stänkerigen Zigaretten, lagen die Karten da.

Herr von Löschenberg blickte überrascht auf. „Nanu, edle Frau Königin, was ist denn los?"

„Ach Gott", sagte die alte Dame außer Atem, „sehr 'was Wichtiges und Gefährliches! Nur entschuld'gen Sie gietigst, Herr Baron, noch ein Momäntchen! Ich bin so rasch gerannt und dänn die steile Träpp' hier ..."

„Was Gefährliches, liebe König? Dann warten Sie noch mal ein bißchen" ... Herr von Löschenberg stand auf, nahm einen Stuhl und pürschte sich mit ihm vorsichtig im Bogen zu der Vorzimmertür, immer außer Sicht des Schlüsselloches.

Dann aber riß er die Tür plötzlich auf, warf den Stuhl mit kräftigem Schwung hinaus. Vor dem laut aufheulenden Herrn Mucha entschuldigte er sich, der Stuhl hätte ihn schon lange wegen eines gebrochenen Beines geärgert. Und triumphierend kehrte er auf seinen Platz zurück.

„Sehen Sie, Herr Kochanski, das Schwein horcht! Was aber soll sein Horchen wohl für einen Sinn haben, wenn es kein Deutsch versteht! Also bitte, piano, liebe Frau König, ganz leise, wenn es wirklich was Gefährliches gibt!"

Un die würdige alte Dame erzählte im Flüstertone: „Nämlich vor 'ner halben Stunde ungefähr war ein Ruß bei mir in der Küche. In Zivil. Und er sprach ganz gut Deutsch. Nich so rein und dialäktfrei wie wir hier in Ostpreißen, mehr so aufs Kurländ'sche, aber man konnt' ihn ganz gut verstehn. Also er erzählt sich mit mir alles meegliche, dann frägt er auf einmal nach Ihnen, Herr Kochanski! Ob ich wohl so gehört hätte, was Sie sich mit dem Härrn Baron besprächen, und ob es wahr ist, daß Sie sich über all die Schandtaten von den Russen schriftliche Aufzeichnungen machen. Ich schlag' die Hände zusammen: ‚Is die Möglichkeit, Härr Geheimpolizist, diese guten Männschen, die Russen, die sollen bei uns hier Schändlichkeiten begehen? Ich hab' noch nichts davon gehört, und der Härr Kochanski? Ach du mein liebes Gottchen, das ist ein so harmloser Männsch, daß er froh ist, daß er das Leben hat. Abends fällt er wie ein nasser Sack ins Bätt ... wie soll er da noch Zeit finden, Aufzeichnungen zu machen? Ganz abgesehen davon, daß es doch nichts aufzuzeichnen gibt? ...' Da sagt er: ‚Na schön, liebe Frau, wir sind bässer unterrichtet, bloß wir wissen noch nicht, wo er diese lügnerischen Notizen versteckt hat! Wänn Sie das ausfindig machen, sollen Sie

durch sehr anständige Behandlung belohnt werden. Wenn Sie diesen Härrn Kochanski aber warnen sollten, wehe Ihnen: Sibirien!'

Damit ging er. Und ich dacht': du kannst ... na was ich gedacht hab', brauch' ich ja wohl nicht zu sagen. Aber jetzt heben mich die Aengste, weil die Aufzeichnungen doch in meinem Bätt verstäckt sind. Das war ja bisher ein sicheres Platzchen, aber der Deuwel trau! Meine Anständigkeit will ich verteidigen, bis zum lätzten Blutstropfen. Aber was ist, wänn se mich umbringen und das Bätt durchwühlen? Sälbst mit in Ehren ergrauten Haaren ist man ja vor dieser Bande nicht geschitzt. Erst vorichte Woche klopft doch der Härr Profässor Raßpuchlikow mitten in der Nacht an meine Tür! Er hätt' mir noch sehr 'was Wichtiges vom Kriegsschauplatz zu erzählen. Ich sag': ‚Wänn Sie nicht gleich wechgehen, schmeiß ich mit dem Schlorr, und morgen mach' ich Sie lächerlich vor allen Härren Offizieren, daß Sie vor der Schlafstub von 'ner alten Großmutter Liebeslieder singen!' Da ist er gegangen, aber nächste Nacht kam er wieder. Ich ließ ihn ruhig klopfen, antwortete nicht. Und am nächsten Tag machte ich ihm Mostrichsauce zum Rindfleisch, weil er die so gerne ißt. Die anderen Härren kriegten Meerrettich. In die Mostrichsauce aber rührte ich eine ganze Schachtel Kurellasches Brustpulver. Noch nie, so sagte er zu mir, hätt' sie ihm so gut geschmäckt, und er sah mich zärtlich an. Aber die nächsten achtundvierzig Stunden hatte er was anderes zu tun, als vor meiner Tür zu balzen ..."

Herr von Löschenberg mußte hell auflachen. Darum also hatte dieser würdige Gelehrte vor einigen Tagen über eine höchst unbequeme Magenverstimmung geklagt? ... „Es ist großartig, Frau König", sagte er, „wie die Zeiten sich fortentwickeln. Die selige Dame Lucretia im alten Rom verteidigte ihre Ehre rein mechanisch, mit einem Dolche. Sie besorgen das — weit wirksamer — auf chemischem Wege. Und auf den schönen Vers: ‚Mit diesem Trank im Leibe' müßte man eigentlich einen neuzeitlich geänderten Schlußvers dichten ... Na denn jetzt adieu, Frau König — heute abend besprechen wir das Weitere ..." Und als die alte Dame nach vielen Knixen gegangen war, wandte er sich zu seinem Kollegen. „Also, edler Lord, was nun? Das klingt doch recht sengerig! Und ich möchte darauf schwören, wir haben's Herrn Mucha zu verdanken. Das

Beest hat gehorcht, wenn Sie mir ab und zu einiges aus Ihren Erhebungen vorlasen!"

Franz Kochanski hob die schmalen Schultern. „Ich weiß nicht! Mir ist auch alles egal. Ob ich hier mich in Ungewißheit zermartere oder auf dem Weg nach Sibirien, ist ziemlich gleichgültig. Dort hab' ich wenigstens, durch einen Zufall vielleicht, die Möglichkeit, meinem armen Mädel auf die Spur zu kommen. Wenn nicht ... na schön ... da fahr' ich mal so einem Bluthund an den Hals und hab' für dieses Leben ausgesorgt ..."

„Hm", sagte der Herr von Löschenberg, „das würde ich mir an Ihrer Stelle für den Augenblick versparen, wo ich den Herrn Leutnant Opalkin zur Mitfahrt einladen könnte in das Land, aus dem noch keiner zurückgekommen ist. Ich hab' das Gefühl, die Kanaille lebt noch, wird uns irgend einmal in die Hände geraten. Kerle dieser Sorte haben es meistens riesig 'raus, sich irgendwo hinter der Front herumzudrücken, wenn vorn die bösen Bleikugeln pfeifen! Aber jetzt mal ganz ernsthaft gesprochen: Ich — wenn ich in Ihrem Fettnäpfchen säße — würde ausreißen. Nach Berlin. Da könnten Sie in Ihrer Angelegenheit vielleicht mehr ausrichten als hier oder als Transportgefangener auf dem Wege nach Sibirien. Außerdem — wir beide haben wohl ein Urteil — eine Reise in Begleitung von Kosaken? Lieber gleich die treue alte Pistole geladen und Abmarsch!"

Franz Kochanskis blasses Gesicht belebte sich. „Ganz recht, aber erst mal hier 'rauskommen und die russischen Linien passieren? ..."

Herr von Löschenberg steckte eine neue Zigarette an, vergewisserte sich erst, daß Herr Mucha außer Horchweite war, und dämpfte, so gut es ging, seine starke Stimme. „Immer hübsch eins nach dem andern, wie man die Kartoffelkeilchen ißt, mein Verehrtester! Also für Berlin könnte ich Ihnen ein paar kräftige Empfehlungen mitgeben. An einige alte Freunde, die den braven Heino Löschenberg noch nicht vergessen haben, trotzdem sie inzwischen ein paar Stufchen höher geklettert sind. Einer davon zum Beispiel ist Obermandarin im Hofdienst geworden mit einem ganz besonders dicken Knopf auf der Mütze. Dem werde ich schreiben, er soll Sie beim amerikanischen Gesandten einführen. Wenn es Ihnen gelingt, diesen Herrn für Ihr armes Mädelchen zu interessieren, haben Sie schon halb

gewonnen. Aber auch die Russen werden sich in einem solchen Falle bemühen, diligentiam zu prästieren, um sich vor ihren stillen Bundesgenossen als ‚Kulturnation' zu zeigen, und Sie kriegen endlich Gewißheit."

Franz Kochanski lachte trocken auf. „Wie ich die Russen kenne, werden sie mich für einen ganz gewöhnlichen Verleumder erklären und behaupten, die Rosi Mandel hätte nie existiert, wäre eine böswillige Erfindung, die Moral des russischen Offizierkorps zu verdächtigen!"

„Kann sein, Herr Kollege! Nirgends wird ja so viel gelogen wie im diplomatischen Verkehr der Völker untereinander. Und so fadenscheinig, daß ein Pferdehändler sich schämen würde, wenn er in seinem Geschäft mit so wenig Erfindungsgabe wirtschaften müßte. Können Sie sich zum Beispiel etwas Blöderes denken als die Ausrede, die vor Kriegsbeginn der russische Kaiser unserem Gesandten vorsetzte: der Mobilmachungsbefehl wäre aus ‚technischen' Gründen nicht mehr rückgängig zu machen? Ich lernte mal einen Engländer in Madeira kennen, vor jenen zehn oder elf Jahren, wie ich nach einer bösen Lungenentzündung acht Wochen Erholung brauchte. Beim Frühschoppen im Café Golden Gate wurde er nach dem vierten Glas Gin vertraulich. Zuerst fragte er mich: ‚Wieso wollt ihr Deutschen eigentlich mit uns Krieg anfangen?'

‚Wir denken nicht dran', sagte ich. ‚Wir sind froh, daß wir in Frieden leben dürfen.'

‚Dann müssen wir losschlagen', sagte er, ‚aber hoffentlich nicht zu spät. Ihr werdet uns sonst zu groß, und wir haben zu viel Arbeit mit euch!'

‚Na schön', sag' ich, ‚aber ihr könnt den Krieg doch nicht so einfach vom Zaun brechen? Auch eure Staatsmänner tragen doch Verantwortung vor Gott und der Geschichte?'

Da lacht mein Engländer bloß, daß sein goldplombiertes Gebiß in der Sonne leuchtet wie ein offenes Portemonnaie mit Zwanzigmarkstücken: ‚Geschichte? That is funny! In der Geschichte hat immer der recht, wer Erfolg gehabt hat. Und der liebe Gott? Aoh, mit dem kommen wir ganz vorzüglich aus! ... Ein Nigger, wenn er ein Unrecht begehen will, deckt seinen Gott zu, damit er's nicht sehen soll, wir machen das viel feiner, wir beschwindeln ihn. Wenn wir ein Stück Land in Afrika haben wollen, schicken wir einen Missionar. Den schla-

gen die Heiden tot. Der liebe Gott ist böse, daß sein treuer Diener ermordet wurde, und wir kommen als die Vollstrecker seiner Rache. Das ist eine sehr einfache Sache, aber der liebe Gott fällt immer wieder darauf 'rein, wie die öffentliche Meinung in Europa!'

‚Na ja', sag' ich, ‚aber zu uns Deutschen könnt ihr doch keinen Missionar schicken?'

‚Be sure, wenn es an der Zeit ist, wird er da sein! Ihr werdet vor Gott und der Welt ein großes Unrecht begehen, und das werden wir Engländer rächen müssen ...'"

Heino von Löschenberg warf die ausgegangene Zigarette fort, sah gedankenvoll zum Fenster hinaus: „An dieses Gespräch hab' ich mich immer erinnern müssen, wie der Rummel losging. Nur mir scheint, der liebe Gott hat diesmal den Schwindel gemerkt! Aber, entschuldigen Sie gütigst, wo war ich vorhin von unserem eigentlichen Thema abgebogen?"

Franz Kochanski mußte unwillkürlich lächeln. Er kannte die liebenswürdige Schwäche des Kollegen, vom Hundertsten ins Tausendste zu geraten, aus wochenlangem Zusammenhausen zur Genüge ...

„In Madeira! Eigentlich aber wollten Sie mir — glaub' ich — auseinandersetzen, wie man hier aus Ordensburg und durch die russischen Linien vor Lötzen kommt."

Herr von Löschenberg nickte. „Ganz recht, bin schon wieder im Bilde. Und nichts einfacher als dieses. Getrauen Sie sich, in ein paar Nachtmärschen bis zum Mauersee zu kommen?"

„Gewiß, die Gegend kenne ich ziemlich gut."

„Na, dann kennen Sie sicherlich auch das Gut Sobottken? Es liegt unmittelbar am Ufer, und — von der Entenjagd her weiß ich's — es gibt dort einen Kahn. Den haben die Russen bestimmt nicht gefunden, er ist zu gut versteckt. Weil meinem Freunde Riedelsberger, dem Besitzer von Sobottken, die Kähne früher immer gestohlen wurden. Von den Wildfischern. Stehlen ist bequemer als selber bauen. Auch weniger mit Kosten verbunden. Und wer will in zwanzig Kilometer Uferschilf einen gestohlenen Kahn wiederfinden? Da machte mein Freund Riedelsberger es ebenso wie die Wildfischer, legte seinen Kahn auch weit hinaus ins Schilf. Eine lange, dünne Leine schloß zum Ufer. Den Weidenstrauch aber, an dem diese Leine be-

festigt ist, will ich Ihnen so genau beschreiben, daß Sie ihn in stockdunkler Nacht finden sollen!"

„Wenn ich ihn aber nicht finde, was dann?"

„Ja dann, mein Verehrtester", — Herr von Löschenberg hob gekränkt die breiten Schultern — „werden Sie wohl nach Sibirien reisen müssen! Das ist bedeutend einfacher, man braucht sich den Weg nicht selbst zu suchen. Ein Kosak reitet voran und zur Sicherheit noch einer hinterdrein ..."

Danach sprachen sie nicht mehr von dem Fluchtplane, bis er ein paar Tage später nicht nur zur Notwendigkeit, sondern auch zur Pflicht wurde ...

Eines Morgens, ehe Herr Professor Raßpuchlikow sich quer über den Marktplatz zum gewohnten Frühschoppen begab, sagte er so nebenher: „Jebrigens, daß ich niecht vergesse, Cherr Kollega Kochanski, Hauptmann Waggner möchte Sie morgen früh sprechen auf Kommandantur."

„Können Sie mir nicht vielleicht sagen, Herr Professor, in welcher Angelegenheit?"

Herr Raßpuchlikow hob die Lippe über den vom ewigen Papyrosrauchen gelb gefärbten Zähnen. „Keine H'Ahnung, Cherr Kollega! Vielleicht wiell Cherr Waggner mit Ihnen weggen h'anderweitiege Beschäfftigung redden! Wo h'eingeborrene Bevölkerung in hiesige Geggend leider iemer wenniger wierd ... h'also vielleicht wierd Hauptmann Waggner fienden, masurische Teil von Zeitung iest ieberfließend ... oder fließik ... miet Endungen in Deutschen — entschuldigen Sie — ich mache manchmal noch Feller ..."

Da wußte der Redakteur der masurischen Abteilung Bescheid. Diesen Hauptmann „Waggner", der den guten deutschen Namen seiner Vorfahren schändete, kannte er schon aus der ersten Russenzeit des Städtchens. Was einem anständigen Russen vielleicht zu schmierig und niedrig gewesen wäre, kriegte dieser Kerl fertig, der unter dem Deckmantel einer militärischen Stellung die Geschäfte der Ochrana besorgte, der politischen Geheimpolizei. Und da Franz Kochanski kaum tausend Kopeken besaß, geschweige denn die zu zeitweiliger Bestechung notwendigen tausend Rubel, wußte er genau, was ihm bevorstand ... Irgendwo auf einsamer Landstraße ein Hieb mit dem dicken Lanzenende über den Kopf, oder ein Grab bei lebendigem Leibe in einem russischen Gefängnisse. Einen un-

bequemen Schwätzer und Mitwisser für alle Zeiten stumm zu machen, hatte die Ochrana viele, in oft geübter Praxis bewährte Methoden ...

Als aber Franz Kochanski eine Stunde später in den Setzersaal hinaufging, hatte er ein seltsames Erlebnis, das ihn weit mehr noch zur Flucht bestimmte, als die Aussicht auf den langen Weg nach Sibirien ...

Ein neuer russischer Setzer stand ihm auf der anderen Seite des Pultes gegenüber. Ein riesenhafter Mensch mit hellblondem Haar und Bart. Und als die anderen sich zum Frühstück begaben, beugte er sich nach vorn, fragte leise: „Kochanski, Ihr Name?"

„So heiß' ich", sagte er, ein wenig verwundert.

„Und das gute Wort?"

„Morgenrot!"

„Das ist noch nicht genug! Wenn man seinen Kopf riskiert, will man auch das zweite wissen."

„Zu mir alle, die auf den Tag warten!"

„Dann ist gut", sagte der blondbärtige Riese, legte mit hastiger Bewegung eine in Birkenrinde verschnürte, mehr als zwei Finger starke Rolle auf die andere Seite des Pultes. „Hier ein Brief! Er ist aus meiner Hand, ich hab' nichts mehr mit ihm zu tun."

Franz Kochanski fühlte sein Herz bis in den Hals hinein schlagen. „Um Gottes willen, von wem?" fragte er leise.

Der Blondbärtige hob die Schultern. „Weiß ich? Und wer weiß, durch wieviel Hände er schon gegangen ist mit Ihrem Namen und dem guten Wort! Mir hat ihn einer vom Regiment Kostróma gegeben; in Wilna hat er still herumgefragt, ob nicht wer nach Ordensburg geht. Da hab' ich gesagt, ich, weil ich schon kannte mein Kommando. Und jetzt weiß ich nichts mehr von dieser Sach', ich hab' noch was anderes zu besorgen."

„Bruder, sprich! Bei mir ist's gut aufgehoben."

Der Riese auf der anderen Seite des Pultes schüttelte den Kopf. „Ich darf nicht. Ich habe geschworen beim Grabe meiner Mutter."

„Dann ist's gut! Segen auf dein Werk!"

„Dank dir, Bruder. Es ist ein gutes und gerechtes Werk, einen Verräter zu strafen."

Franz Kochanski fühlte, wie ihm ein kalter Schauder über den Rücken flog. Da war einer auf dem Wege, ein Todesurteil zu vollstrecken, mit Einsatz des eigenen Lebens. Und als am Nachmittag das Gerücht durch die Stadt lief, der Hauptmann Waggner wäre beim Mittagessen von einer russischen Ordonnanz, die einen Brief überbrachte, erstochen worden, glaubte er diese Ordonnanz zu kennen.

Mit dem Brief aber war er in den leeren Maschinensaal gegangen. Die Hände zitterten ihm, als er die Schnur zerschnitt, mit der die Rolle aus Birkenrinde verschlossen war. Aber es gab eine Enttäuschung. Die Handschrift war nicht die wohlvertraute, zierliche Mädchenschrift, die er mit bangendem Herzen erwartet hatte. Und doch glaubte er auch diese Schrift schon einmal gesehen zu haben, eine Reihe von Monaten war es her ...

Der Brief, mit blasser Tinte auf grobem Papier geschrieben, lautete:

„Mein lieber Herr Kochanski!

Der Neffe meines Hauswirtes, der nächster Tage mit einem Transport neu ausgebildeter junger Mannschaft nach Jekaterinodar geht, nimmt diesen Brief mit. Dort will er ihn einem anderen Soldaten übergeben, der weiter nach dem Westen marschiert, und so fort, immer mit dem guten Wort als Geleitschein, bis die Rolle in Ihren Händen ist. Mein Wirt versichert, diese Beförderungsart wäre zwar ein wenig langsam, besäße aber den Vorzug der absoluten Zuverlässigkeit. Und einen anderen Weg, eine Nachricht in die Heimat gelangen zu lassen, habe ich nicht. Wir Verschleppten dürfen zwar Briefe schreiben, so viel wir Lust und Papier haben, aber diese Briefe werden nicht befördert. Sie werden durchschnüffelt, ob sie etwa eine wichtige Nachricht enthalten, und dann auf den Kehricht geworfen.

Seit mehr als drei Wochen bin ich mit einigen zwanzig Leidensgefährten in dem Kirchdorfe Alexandrowka untergebracht, etwa vierzig Kilometer von der Stadt Jenisseisk. Wir haben Grund zu der Annahme, daß dieses Dorf vorläufig die Endstation auf unserem mühseligen Weg sein wird. Der Pristaw gab mir die Versicherung, wenn wir uns ordentlich benehmen und fleißig sind, wird man davon absehen, uns noch weiter nach Osten zu schleppen. Wir sind auf die einzel-

nen Gehöfte verteilt, müssen dort gegen Beköstigung und fünfzehn Kopeken Tagelohn die Arbeiten der zum Kriegsdienst eingezogenen Knechte verrichten. Ich diene bei dem wohlhabenden Bauer Schelabok, habe zwanzig Kühe zu füttern, muß beim Buttern und Käsemachen helfen.

Und nun, nachdem ich ein wenig in diesen so fremden und nicht leichten Verhältnissen eingewöhnt bin, soll es mein erstes sein, mein lieber Herr Kochanski, Ihnen aus tiefstem Herzen für alle Güte zu danken, die Sie mir erwiesen haben. Von dem Augenblicke an, wo Sie mir auf dem Marktplatze von Ordensburg das gute Wort zuriefen, bis zu der Minute, wo auf dem Marktplatz von Grajewo vor meine Füße das Päckchen fiel mit den hundert einzelnen Rubelscheinen. Das Wort aber hat mir mehr geholfen als das Geld ...

Ueber die entsetzlichen Leiden auf dem Wege hierher will ich nicht viel schreiben. Von dem, was ich und Tausende mit mir erduldet haben, wird später einmal die Rede sein, wenn wir mit Gottes Hilfe in diesem Kriege Sieger bleiben.

Bis Wilna mußten wir zu Fuß gehen. Die Eisenbahn wurde in dieser Zeit zum Transport von Truppen und Munition gebraucht, auf dem Rückwege mußte sie zahllose Verwundete befördern. Daraus schlossen wir, die Russen hätten eine große Schlacht verloren, und das machte uns in aller Bedrängnis froh. Mehr als zweihundert waren in Grajewo abmarschiert, mehr als die Hälfte blieb unterwegs liegen. Was mit diesen Aermsten geschah, glauben wir zu wissen.

Zwei Meilen etwa vor Wilna war auch ich mit meinen Kräften und meinem Willen zu Ende. Auf der breiten Landstraße, die von Kowno her über ein paar Dutzend hoher Berge durch tiefen Sand und unergründlichen Lehm führt, fiel ich um und blieb liegen. Ich konnte einfach nicht weiter, wollte auch nicht mehr, war vollkommen fertig. In den Füßen hatte ich eiternde Löcher, meine Kleider stanken von dem Kot der Gefängnisse, wimmelten von Ungeziefer. Einer von der Begleitmannschaft kehrte um, ‚mich wieder auf die Beine zu bringen', wie der Ausdruck für diese letzte Hilfe lautete. Eine Weile lang hielt er auf seinem struppigen Gaule vor mir, bis der Zug hinter dem nächsten Hügel verschwunden war, dann schrie er mich barsch an, ich solle aufstehen. Ich wußte, wenn ich mich weigerte, war's sträfliche ‚Widersetzlichkeit', ich wurde auf

der Stelle gerichtet. Da regte sich denn doch wieder der Wille zum Leben in mir, ich bot dem Kerl die letzten fünf Rubel, die ich noch besaß, wenn er mich ruhig liegen ließe. Nachdem er sich durch eine gründliche Untersuchung meiner Taschen überzeugt hatte, daß ich wirklich kein Geld mehr versteckt hatte, schwang er sich auf seinen Gaul, ritt den anderen nach. Ich blieb liegen, hatte ein wahnsinniges Gefühl der Freude, für eine Weile mein eigener Herr sein zu dürfen. Ich schleppte mich zum Grabenrand, bettelte die Bauern an, die auf ihren seltsamen Wägelchen vorüberfuhren. Ich war hungrig, und die Zunge klebte mir vor Durst am Gaumen. Sie verstanden mich nicht, fuhren weiter. Endlich, es ging schon auf den Abend, fiel es mir ein, das Wort zu rufen, das Sie mich gelehrt hatten. Da hielt der Bauer an, half mir in den Wagen, labte mich mit Brot und einem säuerlichen Getränk aus seiner großen Steinkruke. Weil wir uns aber nicht verständigen konnten, brachte er mich in sein Dörfchen. Am Abend hatte sich das halbe Dorf um mein Bett versammelt, ich mußte von Deutschland und den Kriegsursachen erzählen.

Am nächsten Tage wurde ich nach Wilna in ein Hospital gefahren, das von der Gattin des evangelischen Pfarrers betreut wurde. Mit noch einigen Damen, Frauen von Russen, die aber ihre deutsche Herkunft nicht vergessen hatten. Gott lohne diesen edlen Frauen alles, was sie für ihre armen Landsleute getan haben!

Nach vierzehn Tagen waren meine Füße geheilt, ich wurde, mit neuen Kleidern und einem Zehrpfennig versehen, auf die Bahn gesetzt. Von meinen bisherigen Leidensgefährten wurde ich auf diese Weise getrennt, weiß nicht, wo die Verschickten aus Ordensburg geblieben sind. Der Transport, an den ich geschlossen wurde, stammte aus der Gegend von Soldau. Die armen Leute hatten ähnliches durchgemacht wie wir. Später aber wurde ich auch von ihnen getrennt, kam nach dem kleinen Dörfchen Alexandrowka bei Jeneisseisk. Wie ich erfuhr, war dies eine besondere Vergünstigung, die mir die Frau Pastor in Wilna erwirkt hatte. Den anderen Verschickten in Sibirien soll es nicht so gut gehen wie uns.

Hier liege ich nun mit lauter österreichischen Polen zusammen, die aus Galizien verschleppt worden sind. Es sind meistenteils junge Bauern, die sich hier wohlfühlen. Die ein-

zige Ostpreußin im Dorfe wurde meinem Schutze in dem Wilnaer Hospital unterstellt. Sie heißt Berta Jakobi und stammt aus Goldap. Aber ich möchte fast glauben, das ist nicht ihr richtiger Name. Mir ist so, als hätte ich während meiner kurzen Ordensburger Amtszeit das auffallend hübsche Gesichtchen dort einmal auf der Straße gesehen, und ich habe aus meiner flotten Studentenzeit ein sehr gutes Gedächtnis für hübsche Jungmädchengesichter. Aber sie streitet es ab, will nie in ihrem Leben in Ordensburg gewesen sein. Da dringe ich nicht weiter in sie.

Sie dient mit mir auf demselben Gehöft, verrichtet ihre schwere Arbeit gewissenhaft, immer bis sie zusammenbricht. Dann gewährt die gutmütige dicke Bäuerin ihr einen Tag Schonung, denn das arme Mädel trägt ein Kind unterm Herzen, dessen Vater sie nicht nennen will. Und um dieses Kindes willen hat sie ihrem Leben nicht selbst ein Ende gemacht. Ihre Vergangenheit muß tot sein für alle Zeiten, so sagte sie mir einmal, sie lebt nur für die Zukunft. Ihr Sohn soll ihr Rächer sein, sie will ihn tränken mit all ihrem Haß und dazu erziehen, eines Tages den eigenen Vater zu töten ... Ihr zu Hause werdet vielleicht sagen, überspannt und hysterisch. Ich aber sage Ihnen, das junge Mädchen ist auch in diesem einen Punkt geistig vollkommen gesund ... Uebrigens, Ihren Namen kennt sie auch. Als ich erzählte, wie großherzig Sie mir bei und nach meiner Verschickung geholfen hätten, sagte sie lebhaft:

‚Ja, das kenn' ich, das ist seine Art.' Und als ich — mit dem oben erwähnten Argwohn — fragte: Woher denn? Also da sagte sie: ‚Von meinem Bruder in Goldap. Der schwärmt geradezu für diesen Herrn Kochanski.'

Also erkundigen Sie sich einmal in Goldap, ob die Familie Jakobi eine Tochter vermißt, und geben sie dorthin Nachricht. Ich glaube nicht, daß das arme Mädelchen dazu kommen wird, die finsteren Rachegedanken auszuführen. Sie hat einen bösen Husten, und neulich, gestand sie mir, hätte sie Blut gebrochen. Ich helfe ihr bei der Arbeit so viel ich kann, aber die Winterluft ist schneidend kalt. Wir haben jetzt schon so harten Frost, daß die Bettdecke vor meinem Munde steif gefroren ist. Das aber ist erst der Anfang, der richtige Winter soll noch kommen. Da fürchte ich, das kleine Fräulein Jakobi

wird es trotz aller Tapferkeit mit dem zarten Körperchen nicht aushalten.

Das Papier — es war der ganze Vorrat in dem kleinen Kramladen des Dorfes — geht zu Ende. Also kurz nur: Es gibt eine Möglichkeit, mich und das kleine Fräulein Jakobi zu befreien. Zwanzigtausend Rubel sind nötig, die wird und muß mein Vater auftreiben. Wenn Sie ihn erreichen können, sagen Sie ihm, alle Schritte durch das Auswärtige Amt sind für die Katz. In Rußland muß man andere Wege einschlagen. Ich hätte einen solchen schon in Wilna gehen können, bedeutend billiger, aber dort waren die nötigen tausend Rubel für mich genau so unerschwinglich wie hier das Zwanzigfache. Dort sagte mir ein Wärter im Hospital, in der Liste der Fortgeführten wäre ich sicherlich als verstorben gelöscht, wegen meines Liegenbleibens auf der Landstraße. Da könnte ich für tausend Rubel einen amerikanischen Paß kaufen, mit dem ich unangefochten nach Schweden käme. Das gleiche ist aber auch hier auszuführen. Der Gehilfe des Gouverneurs ist bestechlich. ‚Er nimmt', wie man hierzulande sagt. Michail Iwanowitsch Potetkin heißt er. Aber das Geld dürfte beileibe nicht durch eine Bank überwiesen werden, sondern ein geschickter Vertrauensmann müßte es überbringen. Ein unzweifelhafter Neutraler, ein Schweizer oder Amerikaner, unter dem Schutze seiner Botschaft. Und vorher müßte er sich mit mir in Verbindung setzen, um bei dem Geschäft trotz aller Vorsicht nicht übers Ohr gehauen zu werden. Ein russischer Tschinownik, der ein Ausbeutungsobjekt wittert, ist unersättlich.

Ich wage den Gedanken kaum auszudenken, dieser Notschrei könnte Sie erreichen. Wenn er sie aber erreicht — das weiß ich genau — werden Sie Mittel und Wege finden, ihn an meinen Vater in Koblenz weiterzugeben.

Danken will ich Ihnen erst, wenn wir uns wiedersehen. Worte sind da nicht genug! Ich hätte Ihnen noch viel zu schreiben, was Sie interessieren würde, aber ich habe nur wenig Platz noch. Der russische Volkscharakter gibt einem täglich neue Rätsel auf. Tierische Roheit, tiefste Verworfenheit und lautere Reinheit wachsen hier auf ein und demselben Stamme. Die Bewohner dieses Dorfes gehören einer Sekte an, die sich durch besondere Sittenstrenge auszeichnet. Aber auch sie hassen die Deutschen. Trotzdem sie vieles von diesen

gelernt haben. Die anderswo nicht übliche Stallfütterung des Viehs im Winter ist sicherlich auf das Vorbild deutscher Wirtschaft zurückzuführen. Viele Mühe würde dazu gehören, diesen Haß wieder auszurotten. Aber manchmal sage ich mir, das wäre lohnende Arbeit. Auf irgendeine Weise werden wir uns mit dem Volk der zweihundert Millionen in unserem Rücken doch verständigen müssen.

Die Krasnojarsker ‚Wjedomosti' bringen täglich neue Siegesnachrichten der Russen und Franzosen. In kurzem hoffe ich die Zeitung selbst lesen zu können, denn ich glaube, mein Brotherr übertreibt, wenn er mir abends beim flackernden Kienspan das Ergebnis seines Studiums mitteilt.

Nach seinen Angaben hätten die deutschen Truppen schon zwei Millionen an Toten und das Vierfache an Verwundeten und Seuchenkranken verloren. Das erscheint mir denn doch reichlich übertrieben. Ehe ich Kühemelken und Buttermachen lernen mußte, war ich doch eine Zeitlang preußischer Landrat, weiß über die Zahl unserer Streiter einigermaßen Bescheid.

Wenn mein Papier jetzt nicht definitiv zu Ende wäre, könnte ich Ihnen noch mehr solcher Nachrichten mitteilen, die mir hier die mangelnden ‚Lustigen Blätter' ersetzen. Also Schluß. Aus all dem törichten Gebelfer schöpfe ich die trostreiche Gewißheit, daß es mit der deutschen Sache gut steht. Wäre dem nicht so, würde die Bande nicht schimpfen. Ich grüße Sie, mein lieber Herr Kochanski, von ganzem Herzen als Ihr dankbar ergebener

Botho von Döhlau."

Das letzte Ende dieses langen Briefes hatte Franz Kochanski nur hastig überflogen, immer in der Hoffnung, noch irgend etwas von dem Ergehen des jungen Mädchens zu lesen, das die Gefangenschaft des früheren Landrates von Ordensburg teilte. Als er aber nichts dergleichen fand, kehrte er zu den Zeilen zurück, die von dem angeblichen Fräulein Berta Jakobi handelten, und da gab es ihm einen Riß, daß er sich an die große Druckmaschine lehnen mußte, sonst hätten ihn seine Füße nicht länger getragen. Wo hatte er nur beim ersten Lesen sein bißchen Verstand gelassen? Die Jakobis in Goldap kannte er sehr gut, es war Mandelsche Verwandt-

schaft. Aber die hatten ja gar keine Tochter! Auch keinen Sohn! Also da war es doch sonnenklar, wer sich hinter dieser Berta Jakobi verbarg! Und er wußte nicht, sollte er lachen oder weinen, daß er sein Liebstes unter solchen Umständen wiedergefunden hatte... Eins nur wußte er genau, er mußte retten und helfen, selbst wenn er das Lösegeld aus der Erde hätte kratzen müssen. Oder ein Verbrechen darum begehen. Und die Hilfe mußte rasch kommen, sonst kam sie zu spät... Jetzt gab es auch kein Zaudern mehr, er mußte durch die russischen Linien nach Berlin. Von dort weiter nach Koblenz, der Vater des Herrn von Döhlau würde das Lösegeld schon beschaffen. Und dann fuhr er selbst nach Jenisseisk mit einem Paß der Amerikanischen Botschaft, brachte das arme verschlagene Kind wieder in die Heimat zurück. Führte es aus Wintersnot irgendwohin in den Frühling und pflegte es gesund an Körper und Seele. Die blutigen Rachegedanken wollte er ihr schon ausreden, und alles übrige kam dann von selbst. Wenn er ihr immer und immer wiederholte, all ihr schreckliches Erlebnis wäre nur ein wüster Traum, aus dem sie zu neuem Leben erwachen würde, mußte sie ihm doch glauben! Wenn sie aber gar mit dem törichten Wort kam, sie wäre seiner nicht mehr wert, brauchte er ihr nur zu erwidern, ob ein Gärtner es wohl dem Rosenstrauch als Verbrechen anrechnete, wenn er vom Gewitittersturm gezaust und von schwerem Hagel zerschlagen wurde? Er band ihn frisch auf und pflegte ihn mit doppelter Liebe...

So übersprang er in seliger Zukunftshoffnung Länder und Meere, flog über tiefe Gräben und steile Berge und legte sich jetzt schon zurecht, was er bei dem ersten Wiedersehen sagen wollte. Und es war ihm eine rechte Herzstärkung, daß der Herr von Löschenberg der Ansicht war, das Unternehmen wäre ja nicht gerade leicht, aber auch nicht unausführbar. Vor allem, daß er überzeugt war, der Präsident von Döhlau in Koblenz würde unter allen Umständen auch das Lösegeld für das arme kleine Mädel aufbringen. Die Bitte seines Sohnes wäre ja deutlich genug. Freilich erst am späten Abend kamen sie dazu, sich über die durch den Brief des Landrates von Döhlau so veränderte Lage gründlich auszusprechen.

Und als sie sich endlich in dem schmalen Dienerzimmer gegenübersaßen, jeder auf dem Rande seines Bettes, kamen

sie überein, daß die Flucht noch in derselben Nacht zu erfolgen hätte. Wenn das Gerücht von der Ermordung des Hauptmanns Waggner sich mit Gottes Hilfe auch bewahrheiten sollte, an die Stelle dieser Bestie trat eine andere. Der Redakteur Kochanski aber stand als ein Unbequemer in den Listen der Ochrana, damit war sein Urteil gesprochen. Und der Herr Professor Raßpuchlikow hatte ganz recht: die Herausgabe eines masurischen Teils der „Gaseta" war überflüssig geworden, weil es keine Leser mehr gab. Die waren von den Russen verschleppt oder erschlagen worden. Schmachteten in sibirischer Gefangenschaft oder schliefen endlich aus von aller Mühsal und Pein am Saume der Landstraßen...

Als die beste Zeit für den Beginn der Reise wurde die Mitternachtsstunde gewählt. Dann hatten die Patrouillen ihre Ronde gemacht. Die Posten drömelten. Den Weg aus der Stadt selbst freilich mußte Franz Kochanski durch irgendeinen der rückwärts gelegenen Gärten versuchen. Am besten durch den Vogelschen Garten, denn der stieß an eine große Baumschule, und dahinter lag freies Feld. Und Feldwege mußte er wandern in der mondlosen Nacht, die mit russischen Truppen belegten Dörfer im Bogen umgehen und die bequemen Chausseen meiden; wenn er vor Tagesanbruch in der Gegend des großen Kirchdorfes Widminnen sein wollte, mußte er sich tüchtig daranhalten. Von dort aus in zwei weiteren Nachtmärschen bis zu dem Gute Sobottken am Mauersee. Dort lag der Kahn am siebenten Weidenbusche, links vom langen Schöpfstege gezählt. Der Busch war nicht zu verfehlen, er hing am Ufer über dem steil in die Tiefe gehenden Seegrund. Und das letzte Ende der langen Leine war eine dünne eiserne Kette, die — dank ihrer Schwere — immer schon nach wenigen Stunden in dem weichen Uferschlick versank. Es kostete einige Mühe, sie zu finden, dann aber war der Weg zur Freiheit da. Im Boot lagen Segel und Ruder, in vier Stunden konnte man, selbst bei schlechtem Winde, Lötzen erreichen. War aber der Kahn wider alles Erwarten verschwunden, mußte man sein Ziel mit Mut und Gottvertrauen auf einem anderen, freilich weit gefährlicheren Wege versuchen. Meldete sich mit einem gefälschten Paß beim Kommandanten der vordersten russischen Linie, verlangte, die Posten passieren zu dürfen auf dem Wege nach Lötzen. Als

Spion, der so gut Deutsch spräche, daß er wohl in der Lage wäre, aus der belagerten Festung wichtige Nachrichten zurückzubringen. Auf den Namen des bei der Ordensburger Intendantur beschäftigten Advokaten Wehleidig aus Bialystok lautete der Paß, der von dem „Dezernenten der politischen Polizei" unterstempelt und unterschrieben war. Alles kam darauf an, ob der Befehlshaber der vordersten Linie sich mit der Unterschrift des bekannten Hauptmanns Waggner und dem Hinweise, daß der Inhaber des Passes eine in jeder Hinsicht vertrauenswürdige und patriotisch gesinnte Persönlichkeit wäre, zufrieden gab. Wenn der Russe aber auf die Idee kam, zur Sicherheit in Ordensburg telefonisch anzufragen, ob es mit dem Spionenauftrag für den p. Wehleidig seine Richtigkeit habe, hing man zehn Minuten später, einen Strick in der Halsgegend, an einem zuverlässigen Ast...

So hatten sie alles durchgesprochen, die beiden deutschen Redakteure der „Gaseta", in dieser letzten Stunde waren sie sich näher gekommen als vorher in Monaten.

Herr von Löschenberg stand auf, holte die letzte und lange aufgesparte Flasche edlen Rheinweines vom äußeren Fensterbrett herein, auf dem sie schon seit einer Weile, zur Erzielung der richtigen Temperatur, kalt gestanden hatte. Eigentlich sollte sie erst am Tage der Befreiung geleert werden, aber der Abschied eines guten Kameraden war auch eine Gelegenheit, die nicht ohne Anfeuchtung vorübergehen durfte. Wie denn der Deutsche — Gott sei Dank — immer einen gediegenen und wohlanständigen Grund zum Trinken hat. Beim Fehlen eines jeglichen anderen den Vorwand eines plötzlichen Durstes... Nur schade, daß man einen so edlen Tropfen — 1904er Geisenheimer Oberdekker, Trockenbeerenauslese — in einem plumpen Wasserglase genießen mußte, aus dem man sich sonst die Zähne putzte. Aber noch wuchsen ja die Reben am freien deutschen Rhein, und bald wohl kamen wieder die Zeiten, in denen man ihren Saft in Freiheit schlürfte. Aus einem edelgeformten, dünnen und reinweißen Glase, durch dessen Wand das flüssige Gold seine leuchtenden Strahlen warf...

Er hatte eingegossen, hob sein Glas. „Na prost, Weidmannsheil für Ihren Pirschgang! Und — hol' mich der Teufel — am liebsten ginge ich mit! Ich weiß gar nicht,

wie ich's hier ohne Sie aushalten werde, bis endlich der Tag der Befreiung kommt. Wenn mein Keller nicht ausgeplündert wäre, würde ich mich dem stillen Suff ergeben... Aber ich muß wohl hierbleiben auch so, wie der Fisch auf dem Trockenen. In den beiden Häusern, den Maschinen und Lettern liegt mein ganzes irdisches Vermögen. Gehe ich fort, machen die Russen es mir kaputt! Und Schätze in Baribus habe ich nicht gesammelt, dazu habe ich zu viele Schlemmerdiners gegeben. Sonst — weiß Gott — brauchten Sie nicht erst den alten Präsidenten in Koblenz zu behelligen wegen der lumpigen zwanzigtausend Rubel! Vielleicht hat er's gar nicht so dick, muß selbst erst pumpen gehen... Na prosit, auf gesundes Wiedersehen in besseren Zeiten!"

Franz Kochanski stieß an, leerte sein Glas bis zur Nagelprobe.

Frau König kam leise ins Zimmer geschlichen. In der Hand trug sie einen Rucksack, den ihr Herr früher auf der Jagd geführt hatte. „Da, Herr Kochanski", sagte sie flüsternd, „ein bißchen Proviant, für drei Tage wird es wohl reichen. Auch die Papiere über die Greueltaten hab' ich eingepackt, ich möcht' se nich für alles Gälld in meinem Bätt behalten. Und ich glaub', jetzt ist die bäste Zeit. Der Oberstleutnant Pawlin hat eine Bank aufgelegt, da stehen sie alle 'rum wie die Raben. Und die Ordonnanzen sind bis auf eine in die Nachbarschaft gegangen. Da soll einer von den Russen ein Faßchen Brännspiritus gefunden haben, das wollen sie aussaufen. Also passen Sie jetzt gut auf, Härr Kochanski! Wänn die Ordonnanz ins Zimmer zu den Offizieren geht, geb' ich Ihnen ein Zeichen. Dann müssen Sie aber rasch machen, durch meine Küch' auf den Hof 'rauswutschen!"

Der Herr von Löschenberg erhob sich schwerfällig, seine Stimme klang rauh. „Also ist's so weit, Herr Kollege? Na, dann sehen Sie noch mal gut nach, ob Sie alles bei sich haben. Den Paß und meinen guten Browning..."

Franz Kochanski befühlte seine Taschen. „Alles da! Aber das Mordwerkzeug möchte ich lieber zu Hause lassen. Faßt man mich, ist doch alles aus..."

„Unsinn, wenn es nur eine kleine Patrouille ist, können Sie in einer Sekunde die ganze Blase kaltmachen. Ehe die

Kerle nur babb sagen. Und Sie würden sich in dem Falle doch hoffentlich nicht genieren?"

„Nicht im geringsten! Ich würde an die eine denken, die im Elend verkommen muß, wenn ich sie nicht befreie ..."

„So ist's recht! ..."

Frau König, die an der Küchentür lauschend stand, gab das Zeichen. Die beiden ungleichen Kameraden wechselten noch einen festen Händedruck.

„Alles Gute auf den schweren Weg, Kleiner ..."

„Herzlichen Dank, auch für alles andere in dieser Zeit, mein lieber Herr von Löschenberg!"

„Quatschen Se nich, ein Hundsfott gibt mehr, als er hat ..."

„Rasch, rasch", drängte Frau König. Da schritt Franz Kochanski eilig zur Küche hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen. Er mußte aufpassen, daß er nicht auf der Treppe stolperte, ein nasser Schleier hing ihm vor den Augen. Im Augenblicke des Abschiedes fühlte man immer erst so recht, was einem der andere gewesen war ...

Die beiden Zurückgebliebenen hielten den Atem an, bis sie das große Hoftor in den Angeln quietschen hörten. Der lange Heino schnaubte sich die Nase. „Ein riesig anständiger Kerl, meine liebe Frau König! Ein kolossal anständiger Kerl, der da in den sicheren Tod geht."

Frau König legte erschrocken die Hand aufs Herz.

„Um Gottes willen, Härr Baron, glauben Sie wirklich, daß er nich durchkömmt?"

„Ich halte es für ausgeschlossen. Morgen früh wird er hier vermißt, und dann fliegt der Befehl an die Front, ihn unter allen Umständen aufzugreifen."

„Das tät' mir aber leid!"

„Mir auch! Wenn man so wochenlang tagaus, tagein alles geteilt hat ... Aber ich beneide ihn. Wenn er in den Tod geht, stirbt er, wie er gelebt hat: immer für andere! Na, gute Nacht denn, Frau König ..."

„Gute Nacht, Herr Baron ..."

Der Herr von Löschenberg ging in das schmale Zimmer zurück, trank langsam den Rest edlen Weines aus und hing allerhand Gedanken nach.

4.

In Colombo war es, der Hauptstadt der schönen Insel Ceylon, wo der frühere Reserveoffizier im Ordensburger Dragonerregiment Hermann von Brinckenwurff die Nachricht vom Ausbruch des Krieges bekam. Er kehrte gerade von einem achttägigen Jagdausflug aus dem Innern zurück, gedachte zwei Tage später nach Bombay und von dort ein Stück um die Welt zu fahren. Aus dieser Reise wurde nun natürlich nichts, es galt, so rasch als möglich nach Deutschland zu kommen, sich beim alten Regiment zu stellen. In der Stadt und im Hotel herrschte eine riesige Aufregung. Er war ja auch ein wenig überrascht, aber er wunderte sich nicht weiter. In seiner ostpreußischen Heimat hatte man diesen Krieg schon lange vorausgesehen, ihn eigentlich von Jahr zu Jahr erwartet. Schon als er abgereist war — mehr als zehn Monate war es her — hieß es immer, zum Frühjahr geht's los! Also war das lange Erwartete endlich eingetroffen. Nach dem furchtbaren Verbrechen von Sarajewo hätte man sich's eigentlich denken können, daß die große europäische Eiterbeule wohl bald platzen würde. Da wäre es gescheiter gewesen, die Entwicklung der Dinge noch in Europa abzuwarten, aber nachdem man's nicht getan hatte, kam die Reue zu spät. Die alberne Gans, die sich in Monte Carlo an ihn gehängt hatte, hatte es gar nicht erwarten können, die „Wunder Indiens" zu sehen. Da hatte er törichterweise nachgegeben. Es war ja auch so egal, wo man sein bißchen Leben und sein Erbteil vergeudete, nur möglichst weit weg von der Heimat. Die hatte ihm zu wehe getan damals. Oder vielmehr das einzige Mädel, um das es sich zu werben verlohnte. Die Annemarie Gorski, als sie ihm den Abschied gab und diesen aus der Fremde gekommenen Rittmeister von Foucar nahm. Aber auch die Heimat. Alles hatte gegen ihn Partei ergriffen, die alten Freunde, die Kameraden und schließlich sogar, ganz offiziell, das Regiment. Der Kommandeur hatte ihm sehr deutlich geraten, seinen Abschied zu nehmen, ehe er ihm erteilt wurde. Da hatte er sich heimlich herausschleichen müssen aus dem Regiment, mit dessen Standarte im Arm sein Vorfahr gestorben war in der Schlacht von Laon! Herausschleichen, um nicht rausgeworfen zu werden... Und weshalb? Weil er —

ein bißchen zu schroff — um sein gutes Recht gefochten hatte und um sein Glück, das ihm dieser Blender hintertücks gestohlen hatte. Wie ein Wurm fraß das am Herzen, so oft man daran dachte. Und das geschah eigentlich den ganzen lieben Tag. Bis auf die paar Stunden, in denen man Karten in der Hand hatte oder eine Flasche Sekt im Leibe... Die geschminkten und aufgedonnerten Frauenzimmer, mit denen er sich abgab, um das Geld möglichst rasch auf den Kopp zu hauen, waren kein Betäubungsmittel. Bei denen mußte er immer an die eine denken, die so rein und keusch gewesen war, daß sie vor ihm ausgespien hatte. Weil er im Brautstand nicht ganz sauber gewesen war... Zum Deutwel noch mal, er war nicht schlechter gewesen als der übliche Durchschnitt junger Herren! Nur er hatte das Pech gehabt, erwischt zu werden. Aber sie war doch auch ein Mädel, das auf dem Land aufgewachsen war. Wozu machte sie da aus einem entschuldbaren Vergehen diese Staatsaktion? Eine von den Leitners oder Ahrens hätte nur dazu gelacht: ‚Wart' man, mein Jungchen, bis ich dich ganz fest hab'! Da werd' ich dir diese Extratouren schon austreiben...' Die Annemarie Gorski hatte vor ihm ausgespien! Aber sie hatte die ganze Affäre nur aufgebauscht, um einen Vorwand zum Bruch zu haben, weil ihr der andere schon im Kopfe steckte. Dieser andere, den er haßte, haßte wie sonst nichts auf der Welt. Und wenn er an die Zeit von damals zurückdachte, reute ihn nur eins: daß er sich hatte eintreiben lassen! Durch den Zweikampf, den dieser kleine Frechdachs vom Zaune gebrochen hatte, der Karl von Gorski, und eintreiben lassen von der Mutter, die damals schon schwerkrank war. Mit der Linken hätte er den Räuber seines Glückes vor die unfehlbare Pistole fordern sollen, nachdem sein rechter Arm zerschossen worden war, dann hätte er wenigstens seine Rache gehabt!... Na schön, aufgeschoben war nicht aufgehoben! Nach dem Krieg kam wieder mal Frieden, da konnte man seinen Privatangelegenheiten nachhängen, die vor dem äußeren Feind nach alter Sitte begraben sein mußten.

Also wieder nach Hause, früher als man gedacht hatte. Aber wie, das war die Frage...

Die wenigen Landsleute im Hotel gingen ganz kopflos umher, von denen konnte er sich keinen Rat holen. Morgen früh,

so hieß es, sollten alle Deutschen auf der Insel und in ganz Indien festgesetzt werden, zu Schiff aber gab es auch kein Entkommen. Die Engländer revidierten jeden Dampfer, gleichgültig unter welcher neutralen Flagge er fuhr. Durchsuchten ihn vom Deck bis in die Kohlenbunker, nahmen jeden Deutschen gefangen. Da war guter Rat teuer. Aber je größer die Schwierigkeit, desto fester der Entschluß in einem harten Ostpreußenschädel, sie zu überwinden ... Und nach Hause mußte er. Ganz ehrlos wäre er sich vorgekommen, mit gesunden Gliedern in der Fremde zu sitzen, während daheim im Vaterlande gegen die Uebermacht der Feinde jeder Arm gebraucht wurde.

Hermann von Brinckenwurff ging zum Hafen. Da lag ein riesiger Holländer, der von Batavia gekommen war. Die Sirene heulte, in zwei Stunden sollte es weitergehen, nach Amsterdam. Schöner Gedanke, da mitzufahren. In ein paar kurzen Wochen konnte man zu Hause sein. Aber der Kapitän weigerte sich, den deutschen Passagier zu schützen oder sicher zu verstecken, wenn das Schiff von den Engländern durchsucht würde. Er mochte mit ihnen keine Unannehmlichkeiten haben, wußte zudem nicht, wie sich sein eigenes Vaterland in dem ausgebrochenen Weltkriege stellen würde. Wenn der deutsche Herr aber auf eigene Gefahr mitreisen wollte, brauchte er nur sein Gepäck holen lassen.

„Ne, danke", sagte Hermann von Brinckenwurff. „Wenn ich mich von den Engländern einlochen lassen will, brauch' ich nicht erst ein Schiffsbillett bis Amsterdam zu bezahlen. Das kann ich hier billiger haben!" Und er ließ sich zu dem einzigen anderen Dampfer rudern, der, zur Abfahrt bereit, im Hafen lag. Ein schmieriger kleiner Kahn war es, kaum zweitausend Tonnen groß, aber an seinem Bug prangte stolz der Name „City of London". Schwarzer Qualm quoll aus seinem Schornstein, ein paar Matrosen lösten vorn und achtern schon die dicken Taue von den Ankerbojen. Hermann von Brinckenwurff nahm all sein bißchen auf der Reise gelerntes Englisch zusammen und schrie mit voller Lungenkraft:

„Stop, Halt! Wait for a moment!"

Der Kapitän, ein breitschultériger Kerl mit einer grauen Bartspreese um das von Wind und Sonne rotbraun gebeizte Gesicht, trat an die Reling. „What is the matter?"

„Business! Very good business! But do you speak german?"

„Yes, a little. And for business immer Zeit, selbst in letztem Augenblick. Komm an Bord!" Er gab den beiden Matrosen an den Tauen ein Zeichen, eine Strickleiter flog über die Reling, Hermann kletterte hinauf. Der Kapitän ging ihm nicht einen Schritt entgegen, machte nur eine Handbewegung nach seiner Kajütentür. Und als sie sich in dem ganz wohnlich eingerichteten Kefftchen gegenübersaßen, sagte er nur das eine Wort: „Also?"

Hermann von Brinckenwurff nickte. Auch er war nie in seinem Leben ein Freund von vielen Worten gewesen. „Also, ganz kurz und offen, Herr Kapitän, ich bin deutscher Offizier, muß unter allen Umständen nach der Heimat zurück. Da habe ich mir gedacht, ich fahre am besten auf einem englischen Dampfer, weil die anderen alle von Ihren Landsleuten doch untersucht werden!"

Der Kapitän wälzte einen dicken Priem von der linken Backe nach der rechten, oder vielleicht lachte er auch. Genau konnte man das nicht unterscheiden. Und er sprach ganz gut Deutsch, nur bei dem Buchstaben „W" zerkaute er gleichzeitig eine Art von „U" zwischen den Zähnen. „Nicht dumm! Und Sie believen, dieses uird der Dampfer sein, uo Sie mitnehmen uird?"

„Ja! Die Engländer sind ein Volk, das zu rechnen versteht. Bei der erdrückenden Uebermacht, die gegen Deutschland steht, muß es verlieren. Also was kommt es da auf einen deutschen Offizier mehr oder weniger an?"

Jetzt lachte der Kapitän wirklich. „Sie denken natürlich, die Deutschen werden nicht verlieren, aber es ist sehr keindlich von Sie, mir zu machen ein Kompliment. Ich bedanke mir for England! Aber Sie haben recht, auf einen Deutschen mehr es kommt nicht an. Uir uerden mit sie alle fertig! Also uie viel uollen Sie zahlen, uenn ich Sie mitnehmen tue?"

„Kommt ganz darauf an, wie weit Sie fahren!"

„Ueber Aden, Port Said, Korfu, Messina, Neapel, Genua!"

„Also gut, in Genua zahle ich Ihnen mit Anweisung auf die Banca nazionale zweihundert Pfund!"

„Nicht genug!"

„Dann zweihundertfünfzig! Aber das ist mein letztes Wort.

Morgen geht wieder ein englischer Dampfer nach Europa. Vielleicht macht der es billiger."

Der Herr Kapitän überlegte. „Sie haben ein Kreditbrief auf der Banca nazionale?"

Hermann von Brinckenwurff zog seine Brieftasche. „Da, bitte, bis hunderttausend Mark."

Der Kapitän las das gewichtige Schriftstück aufmerksam durch, gab es zurück. „Sehr gut! Also Sie werden mich jetzt gleich schreiben eine Anweisung auf zweihundertfifty Pounds, und dann können Sie mitfahren. Schreiben Sie auf Henry Woodkock, das ist mein Name."

Jetzt mußte Hermann von Brinckenwurff lachen. „Mit Vergnügen! Aber verlassen Sie sich darauf, es würde Ihnen nichts nützen, mir die Anweisung abzuknöppen und mich unterwegs irgendwo an Land zu setzen oder den Engländern auszuliefern. Wenn ich nicht das geheime Kennwort auf die Anweisung setze, kriegen Sie die in Genua nicht ausgezahlt."

Herr Woodkock stutzte. „Kennwort? Excuse me, was ist das?"

„Na, ich kann's Ihnen beim besten Willen nicht auf englisch erklären, die Vokabel habe ich noch nicht gelernt. Aber stellen Sie sich vor, eine Unterschrift wird nachgemacht, imitiert. Da würde die Bank doch 'reinfallen, nicht wahr? Also da macht man neben der Unterschrift noch ein besonderes Wort aus, das nur die Bank kennt und der Besitzer des Guthabens. Zum Beispiel: ‚Lump, Gauner, Betrüger oder Schiffskapitän'. Aber es kann auch ein ganzer Satz sein. Zum Beispiel: ‚So leicht lass' ich mich ja nicht für dumm kaufen.'"

Der Kapitän hob die behaarte Tatze. „Sie brauchen mich gar nicht anzusehen, ich habe auch so verstanden! Und wenn werden Sie diesen geheimen Wort auf der Anweisung schreiben?"

„Auf der Planke von Bord der ‚City of London' zum Kai von Genua! Mein Wort darauf als preußischer Edelmann!"

Herr Woodkock nickte. „Ich verstehe! Wenn die Deutschen sagen wollen, noch mehr wie Deutsch, sie sprechen von Preußen. Wir in England haben nur ein englisches Wort, aber — wenn man es gibt — ist es gut. Ich werde Sie sicher bringen bis Genua. Aber ein bißchen langweilig wird es dauern!

„Schadet nichts, wenn ich überhaupt nur nach Hause komme! Und soll ich jetzt mein Gepäck holen?"

Der Kapitän schüttelte den Kopf. „Quite impossible, you know! Für die people in Hotel Sie müssen verschwunden sein, auf unerklärliche Weise. In case von eine Verdacht, man wird schicken ein Marconi an die englischen Men of War: ‚Aufpassen auf der ‚City of London'! Ein Deutscher an Bord!' And ich Sie kann alles verkaufen, was man braucht auf eine Reise. Wäsche, Seife, auch eine Bürste for die Zähne — sie ist noch sehr gut. Auch Whisky hab' ich mit, genug for zwei."

Hermann von Brinckenwurff seufzte leicht auf, aber er sah ein, der Kapitän hatte recht. Den Verlust seines umfangreichen Gepäcks, so recht auf den großen Stil einer Weltumsegelung zugeschnitten, mußte er auf die Reisekosten schlagen. Am meisten tat es ihm um die kostbaren Gewehre leid, die er für ein sündhaftes Geld in Colombo gekauft hatte. Für die Jagdausflüge, die er in Indien zu unternehmen gedacht hatte. Die acht Tage auf Ceylon waren nur ein schwacher Vorgeschmack gewesen. Na schön, vorbei ...

Der eingeborene Fährmann wurde abgelohnt, der Kapitän rief ihm ein paar Worte in indischer Sprache zu, die beiden Matrosen an den dicken Haltetauen warfen los. Die Schraube fing an zu arbeiten, die „City of London" setzte sich in Bewegung.

Hermann von Brinckenwurff stand am Heck, sah zu, wie das herrliche Rundbild des Hafens immer weiter im Meer versank. Erst verschwand der Kai, dann tauchten die Speicher unter und die Häuser, allmählich die ganze Insel. Nur der gewaltige, himmelansteigende Bergkegel, das Wahrzeichen Ceylons, stand noch mehr als eine Stunde lang über dem grünschimmernden, in sanften, langen Wellen sich hebenden und senkenden Wasser ...

Heimwärts ging es wieder, nach einem ganzen Jahr in der Fremde. Ein seltsames Gefühl war das ...

Zugleich aber schwellte ein gewisser Stolz seine Brust, wie kurz und geschickt er das Geschäft, an dem andere verzweifelten, erledigt hatte. Zu töricht waren die daheim, die ihn immer für ein bißchen beschränkt gehalten hatten! Bequem war er gewesen und pomadig. Wenn er sich anstrengen wollte, konnte er genau so viel wie alle anderen. Aber bisher hatte er's ja

niemals nötig gehabt, mit ſeinem gediegenen Klotz Geld und dem Erbteil des großen Rittergutes Orlowen ... Nur in einem einzigen Fall hätte er ſich ein bißchen mehr anſtrengen ſollen. Bei der einen, die da verlangt hatte, ihr heimlich Verlobter müßte ihr die Kur ſchneiden tagaus, tagein, wie ein ſchmachtender Jüngling, der bei der Angebeteten noch immer zwiſchen Zagen und Hoffnung ſchwebte. Es hätte ſich, weiß Gott, verlohnt, denn ſie war ja auch anders geweſen als all die netten Mädelchen auf den Gütern im Kreiſe, die blonde und ſchlanke Annemarie von Gorſki auf Kalinzinnen! Und der Teufel ſollte es holen, daß man immer erſt geſcheit wurde, wenn man die Treppe wieder hinabſtieg oder 'runtergeſchmiſſen wurde, wie er in ſeinem Falle! Hätte er der pomadiſierten Mamſell in Orlowen ſechs Wochen früher den Laufpaß gegeben und wäre er am Tage zweimal nach Kalinzinnen hinübergeritten mit einem Bukettchen — der Gärtner hätte es ja binden können — wäre alles vielleicht ganz anders gekommen. Da hätte er ſchon ſeit einem Jahr als wohlbeſtallter Ehemann in Orlowen ſitzen können, ſtatt ſich ruhelos in der Welt 'rumzuſtoßen. Der Stammhalter, der zukünftige Erbe von Orlowen und Kalinzinnen, krähte womöglich ſchon in der Wiege ... jetzt beugte ſich ein anderer mit glücklichen Augen über dieſes Möbel, die junge Mutter lachte ihn an ... na ſchön, auch deswegen war es gut, daß er nach der Heimat fuhr! Um den Haß neu zu ſchärfen, der im Lauf der Zeit vielleicht ſtumpf geworden wär' ...

Und mit einem plötzlichen Gedankenſprunge, der ihm im Augenblicke nicht ganz würdig erſchien, mußte er an die mittelalterliche Franzöſin denken, die er im Hotel zurückgelaſſen hatte. Ein ſchönes Geſicht würde die machen, wenn er mit einemmal verſchwunden war! Es tat ihm leid, daß er vergeſſen hatte, ihr zum Abſchied einen anſtändigen Scheck auszuſchreiben. Aber vielleicht tröſtete ſie ſich auch ſo, die Anſtalten dazu ſchien ſie ja ſchon getroffen zu haben, während er im Inneren der Inſel ohne Erfolg auf Elefanten jagte. Fräulein Adelaide du Montroux — alle Franzöſinnen in Nizza und Monte Carlo waren adlig — hatte in der Zwiſchenzeit anſcheinend mit mehr Weidmannsheil gepürſcht. Auf einen langbeinigen Engländer, der unermeßliche Däuſer beſitzen ſollte. Wie ein kollriger Truthahn hatte der Kerl den ganzen Tag

vor dem Fräulein Adelaide gebalzt — fast wäre er selbst eifersüchtig geworden. Jetzt lachte er darüber. Mochten sie glücklich werden, die beiden Bundesgenossen ...

Der Kapitän war von rückwärts gekommen, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Excuse me, ich hatte vergessen vorhin zu fragen. Wie ist Ihr Name?"

„Hermann von Brinckenwurff!"

Herr Woodkock versuchte ihn nachzusprechen, es ging nicht, er zerbrach sich fast die Zunge. Da lachte er gutmütig auf. „Ich fürchte sehr, diesen Namen ich uerde lernen müssen bis Genua. Aber jetzt ist dinner time! Nur ich muß noch sagen, breakfast and lunch and dinner Sie müssen natürlich extra bezahlen. Ich uerde Sie machen eine sehr billige Preis, one pound — zwanzig Marks den Tag. Aber dafür ich Sie uerde berechnen den Whisky nur zu selbem Preis, uas mich gekostet hat. Einverstanden?"

Hermann von Brinckenwurff zuckte mit den Achseln. „Soll ich vielleicht nein sagen? Damit Sie anhalten lassen und mich zum Aussteigen einladen?"

Der dicke Kapitän lachte. „Das ist eine sehr gute Spaß, aussteigen mitten im Wasser! Aber es ist da noch ein Kleines nicht in Ordnung: Dem Steuermann müssen Sie auch zahlen sechs Schilling den Tag, ueil Sie sonst haben kein bedroom, kein Platz zu schlafen!"

„Ausgezeichnet! Für die zweihundertfünfzig Pfund hätte ich also Ihrer Auffassung nach bis Genua im Stehen fahren sollen! Na und Ihre Matrosen?" fragte er ironisch zurück, „haben die vielleicht auch noch Wünsche?"

Herr Woodkock machte eine verächtliche Handbewegung. „Coloured people, Inder und Malaien! Aber der Steuermann ist Engländer, and er muß auch etuas haben, zu bekämpfen seine patriotischen Gefühle!"

„Das ist etwas anderes", sagte er belustigt. „Und ein Glück für mich, daß seine patriotischen Beklemmungen nicht teurer sind."

Der Kapitän schüttelte ihm die Hand. „Jetzt ist alles in Ordnung, für ein Steuermann sechs Schilling den Tag ist genug. And ich believe, uir uerden eine sehr gute Reise haben, uir zwei! Ich liebe mehr einen lustigen Kameraden, denn einen traurigen."

Die Prophezeiung traf ein. Die Reise war ganz erträglich. Das Essen sehr einförmig, aber gut zubereitet und reichlich. Und der Kapitän war ein ganz unterhaltender Gesellschafter, wußte Hunderte von Schnurren aus seiner langen Seefahrerzeit zu erzählen. Diese Reise aber sollte seine letzte sein. Von Genua gedachte er nach Southampton zu fahren, dort die „City of London" mit Vorteil zu verkaufen und sich irgendwo, nicht zu weit vom Meer, ein kleines Bungalow zu bauen. Die runden vierhundert Pfund, die ihm die Beförderung seines Passagiers mit allen Nebenspesen brachte, reichten allein schon aus, das bescheidene Holzhäuschen aufzustellen, das im Innern natürlich wie eine Schiffskajüte eingerichtet werden sollte. Und so sehr er dem Zufall und dem Kriege dankbar war, die ihm diese unerwartete Einnahme beschert hatten, so wenig wollte es ihm in den Kopf, daß ein vernünftiger Mensch Tausende von Meilen nach Hause fuhr, um sich dort totschießen zu lassen. Wenn ihm dieser Herr von Brinckenwurff sagte: „Käpt'n, das verstehen Sie nicht, selbst wenn ich's Ihnen erklären wollte", nickte er. Das verstand er wirklich nicht. Und er lachte nur, wenn der lange Deutsche behauptete, diese „Unverständlichkeit" wäre zugleich auch die sichere Bürgschaft für den Sieg seines Vaterlandes. Dann holte er die Karte von Europa vor, bewies ihm, wie winzig klein das Deutsche Reich zwischen seinen feindlichen Nachbarn läge. Und, mit dem dicken Finger auf die Nordsee deutend, lachte er kurz auf: „Hier aber ist der Platz, wo die englische Flotte ‚Williams Spielzeug' zerbrochen hat!"

„Woher wissen Sie denn das?" fragte Hermann von Brinckenwurff feindselig.

„Ueil der Erste Lord von unsere Admiralität hat gesagt, die deutschen Schiffe uerden auf dem Grund von das Meer liegen, bevor man in Berlin uird in die Zeitung lesen, daß Krieg ist!"

Da klopfte ihm der lange Deutsche auf die Schulter. „Gott stärke Sie in Ihrem Glauben, Käpt'n! Aber verlassen Sie sich darauf, die große Schnauze allein macht es nicht! Und ich kann mir nicht vorstellen, daß in der Nordsee ein deutsches Schiff untergeht, bloß weil im englischen Parlament irgendein Tropf von Minister das Maul aufreißt?..."

So sagten sie sich erfrischende Deutlichkeiten, ohne einer

den anderen zu überzeugen. Nur, wenn sie im Indischen Ozean wieder mal einen großen englischen Brummer passiert hatten, die dort kreuzten, pflegte Herr Woodkock vergnügt mit den Augen zu zwinkern. Deutete mit dem Daumen über die Schulter und sagte: „Ein schöne Schiff? uie: And, please, uo sind die deutschen?"

„Leider Gottes noch im Mond", erwiderte er dann ärgerlich, „nämlich die, die wir aus Dummheit noch nicht gebaut haben. Wären wir vor zehn Jahren so gescheit gewesen wie heute, — glauben Sie mir — hätte ich auf einem stolzen deutschen Schiff nach Hause fahren können, statt auf Ihrem plundrigen alten Kasten!"

So häkelten sie sich herum, nach einer halben Stunde aber vertrugen sie sich wieder, spielten ihren „Coucon" zu zweien oder tranken Whisky mit Soda, bis die Augenlider bleiern wurden und sie mit schiefem Kurs das Nachtlager aufsuchten.

Eines Abends aber hatte der dicke Herr Woodkock seine letzte Geschichte erzählt, das Kartenspiel zu zweien wurde herzlich ledern. Da sagte Hermann von Brinckenwurff mit einem Gähnen: „Käpt'n, meiner Berechnung nach sind wir jetzt drei Wochen unterwegs von Colombo. Wann, glauben Sie, werden wir Aden haben?"

„Aoh, noch mal in drei Wochen! Aber uir müssen Glück haben, daß uir den Wind nicht von vorn kriegen!"

„Um Gottes willen, wann sind wir denn da in Genua?"

Herr Woodkock fing an zu rechnen. In Aden hatte er in der Regel vierzehn Tage zu warten, bis er genügende Fracht nach Port Said bekam, dort etwa acht für Korfu, und so weiter fort... Genua gedachte er in den letzten Oktober- oder ersten Novembertagen zu erreichen.

Hermann stöhnte auf. „Ja, Mannchen Gottes, da komme ich nach Deutschland, wenn der Krieg vielleicht längst schon zu Ende ist?"

Der dicke Kapitän nickte freundlich. „Ich hoffe ebenso! Es täte mich sehr leid, uenn ein so sympathische junge Mann von meine Landsleute sollte totgeschossen werden. Und ich habe Sie gleich gesagt, die Reise wird sehr langueilig! Aber stellen Sie sich bevor, Sie würden jetzt in eine englische Konzentrationslager sitzen auf Ceylon, Uäre dort die Langeueile vielleicht mehr kurz?"

Da mußte ihm Hermann recht geben. Und hier war er wenigstens sicher. In den ersten Tagen hatte er sich noch versteckt, wenn sie von einem englischen Kriegsschiff angerufen wurden. Jetzt stand er ganz frech neben dem Kapitän auf der Kommandobrücke. Niemals kam es zu einer Untersuchung... Wenn nur die „City of London" ein bißchen rascher gelaufen wäre! Aber der alte Kasten kroch wie eine Schnecke, bei Gegenwind schien es, er käme nicht vom Flecke. Da dehnten sich die Tage ins Endlose. Man konnte nichts weiter tun, als stundenlang vorn am Bug stehen, in die schimmernde Weite starren oder in das weißgrünlich quirlende Wasser, bis man allmählich in einen wohltätigen Stumpfsinn versank. Entsetzlich aber waren die Tage an den Ladeplätzen. Da mußte er sich in seiner engen Kabine halten, durfte erst bei stichdunkler Nacht an Deck ein wenig frische Luft schnappen. Und die Nachrichten von dem Schicksal Deutschlands lauteten immer trüber. Die Russen waren in Ostpreußen, Posen und Schlesien eingefallen, im Westen aber hatten die deutschen Armeen nach kleinen Erfolgen der ersten Wochen eine vernichtende, entscheidende und in der ganzen Kriegsgeschichte beispiellose Niederlage erlitten. An der Marne, und der siegreiche französische Held hieß Joffre — ein zweiter Napoleon! Aber auch die Engländer unter General French hatten sich bedeutend hervorgetan. Die preußische Garde existierte nicht mehr, sie war zum Teil niedergemacht, zum Teil gefangen. Ihre Reste wurden im Triumph über die Boulevards von Paris und den Piccadilly in London geführt... Und bei Lloyds wurden Wetten gelegt. Wer früher in Berlin wäre, die russischen Kosaken oder die indischen Lanzenreiter...

Auch Mr. Woodkock proponierte seinem Passagier eine solche Wette. Der aber zuckte mit den Achseln, trotzdem es ihm ein wenig bänglich zumute war unter dem Eindrucke der so bestimmt lautenden Siegesnachrichten.

„Ich hingegen, Käpt'n, wäre geneigt, Ihnen zehn zu eins zu legen, daß die Deutschen eher in London sind als die Engländer in Berlin."

Darauf ging der Dicke nicht ein, weil er den leichtsinnigen jungen Mann nicht um sein Geld bringen wollte. Je länger aber die Reise dauerte, desto weniger drang er auf die Annahme der eigenen Wette... Auch von der deutschen Flotte

sprach er nicht mehr, denn die schien immer noch zu existieren, trotz der so bestimmten Versicherungen des Ersten Seelords Mr. Churchill aus dem glorreichen Geschlecht der Spencer ... Als sie aber endlich, so gegen Ende Oktober, in Neapel lagen, behauptete Mr. Woodkock, er hätte an Land zu seinem Bedauern keine Zeitungen auftreiben können ... Da dachte Herman von Brinckenwurff sich sein Teil ... Und sie kamen freundschaftlich überein, den Reisekontrakt schon jetzt zu lösen, nachdem eine telegrafische Anfrage in Genua ergeben hatte, daß der Kreditbrief ohne Schwierigkeiten auch bei der Neapler Filiale der Banca nazionale respektiert würde ... Da wurde in dem schönen Hotel Bertolini hoch oben auf dem Berge ein so nachdrücklicher Abschied gefeiert, daß Gast und Wirt mit einer recht bedenklichen Schlagseite ihren Zimmern zusteuerten. Beim Scheiden hatte es sogar eine Umarmung mit Kuß und Freundschaftsschwur gegeben. Als aber der lange Deutsche am anderen Vormittag aus bleischwerem Schlafe erwachte, tat es ihm nicht leid. Der dicke Käpt'n Woodkock war in seiner Art ein braver Kerl gewesen.

Die lange Reise durch Italien, die Schweiz und Deutschland legte Hermann von Brinckenwurff mit einem gesteigerten Hochgefühl zurück. Ueberall, wo er hinhörte, klang ihm helle Zuversicht entgegen: zum Frühjahr war wieder Friede! Das geschlagene Rußland stand vor der Revolution, Frankreich war am Verbluten, und in England hatte man sich so bös verrechnet, daß man schon jetzt darüber sann, wie das so unvorteilhafte Geschäft am glimpflichsten zu liquidieren wäre ...

In Berlin machte er zwei Tage Station, um sich eine neue Uniform schneidern zu lassen. Der Betrieb auf den Straßen war nicht anders als im Frieden, nur um ein Uhr nachts war in sämtlichen Vergnügungsstätten schon „Ladenschluß". Früher hatte der Trubel bis zum hellen Morgen gedauert, ein Befehl des Höchstkommandierenden in den Marken hatte das lustige Ende abgeknappst. Na schön, da mußte man eben früher anfangen.

Mit einem erheblichen Katzenjammer landete er nach endloser Nachtfahrt in Königsberg, meldete sich auf dem stellvertretenden Generalkommando. Der junge Rittmeister der Reserve von den Wrangelkürassieren, der ihn empfing, war schon im Felde gewesen. Das Eiserne Kreuz zierte seine Brust, er

versah den Adjutantenposten nur vertretungsweise, bis der Schuß durch die linke Schulter, der den Arm in Mitleidenschaft gezogen hatte, ganz ausgeheilt war. Dann ging es natürlich wieder an die Front. Von Gladow hieß er, hatte seine Klitsche da oben irgendwo am Haff. Nach den ersten Minuten aber schon stellten sie fest, daß sie vor einigen Jahren einmal sich auf einem Gautag des Bundes der Landwirte in Königsberg getroffen hatten.

Herr von Gladow stutzte zwar im ersten Augenblicke ein wenig, daß ein preußischer Reserveoffizier sich so spät zum Dienstantritte meldete; als er aber erfuhr, welch eine schwere und abenteuerliche Reise der Herr von Brinckenwurff hinter sich hätte, wurde er bedeutend freundlicher. Und er beantwortete bereitwillig alle Fragen. Wo die Ersatzschwadron der Ordensburger Dragoner stände? In Labiau. Nach dem besten Zuge dorthin gäbe es in diesen Zeiten nur auf dem Bahnhofe Auskunft ... Wo das Regiment überall dabei gewesen wäre? Na immer da, wo das glorreiche erste Korps zu fechten gehabt hätte ... Verluste? Beträchtlich! Wie alle Regimenter, die sich dem ersten Einbruch der Russen entgegenwerfen mußten ... Auch im Offizierkorps? Natürlich! Mehr als die Hälfte schon tot oder schwer verwundet ... Ob er die Namen der gefallenen Offiziere wüßte? ... Nee, nur ein paar. Ein Major Schnakenburg, ein Rittmeister Gisevius oder Gusovius, eine Masse Leutnants und ein Rittmeister mit seiner ganzen Schwadron von den Russen gleich in den ersten Tagen aufgehoben, als vermißt gemeldet. Einen französisch klingenden Namen hatte der Herr ...

„Baron Foucar von Kerdesac?"

„Kann sein! Aber jetzt entschuldigen Sie mich, Herr von Brinckenwurff ... Das Vorzimmer steht voll von Menschen, ich muß ein Dutzend Telephongespräche erledigen, in einer halben Stunde Vortrag bei Exzellenz ... also Sie sehen, auch hinter der Front wird nicht gefaulenzt. Na denn Weidmannsheil, und wenn wir uns mal draußen treffen ..."

„Wird ein ordentlicher gehoben! Weidmannsdank!" Er schüttelte dem schlanken Rittmeister mit dem bildhübschen, gewinnenden Gesicht die Hand, ging wie ein Betrunkener die Treppe hinab, über den Vorplatz des bescheidenen alten Hauses auf die Straße zurück. Eine wilde Freude flutete ihm im

Herzen, einen besseren Willkommen hätte die alte Heimat ihm nicht bieten können! „Vermißt mit seiner ganzen Schwadron!...“ Vermißt aber war soviel wie gefangengenommen! Mit seiner ganzen Schwadron hatte sich dieser aufgeblasene, stolze Herr gefangennehmen lassen, den man im Offizierkorps immer als ein strategisches Genie, als eine der „Hoffnungen der Armee“ gefeiert hatte!... Oder vielleicht lag er auch schon unterm grünen Rasen, und Eine war wieder frei... Die einzige, um die sich's auch heute noch zu werben verlohnte... Die sah vielleicht ein, wie töricht sie sich damals benommen hatte, und auch die anderen alle erkannten, wie sehr sie ihm unrecht getan hatten. Zum Teufel noch mal, er war doch ein Brinckenwurff! Außer den uradligen Grafen Willnein, die ihren Ursprung auf den alten Gott Potrimpos zurückführten, das reinste und edelste Deutschordenblut, was heute noch in der Ostmark bodenständig war. Sogar die Dohnas waren später nach Preußen gekommen als die Brinckenwurffs! Und da wollte man einen, in dem das alte Herrenblut rauschte, mit dem Maßstabe eines Pfarramtskandidaten messen? Lächerlich war das...

Er ließ sich nach dem Bahnhof fahren, der nächste Zug nach Labiau ging in ungefähr anderthalb Stunden. Da gab er dem Hausdiener des Zentralhotels den Auftrag, das Gepäck zu besorgen, setzte sich in den Wartesaal und bekämpfte seinen Katzenjammer mit zweckdienlichen Mitteln. Erst eine ordentliche Grundlage in Gestalt eines festen Beefsteaks, und dann „Hundehaare“. Dasselbe Getränk, aus dem der Katzenjammer stammte, eine halbe Flasche Sekt und ein ordentlicher Kognak. Danach sah er sich das Getriebe auf dem Bahnhof an... hier merkte man endlich, daß draußen Krieg war! Alle Bahnsteige wimmelten von feldgrauen Infanteristen, aus einem eben eingelaufenen Zug wurden Verwundete ausgeladen. Rote-Kreuz-Schwestern und Sanitäter eilten hin und her.

Ein bärtiger Landwehrmann lief ihm in den Weg, die linke Hand in einem blutigen Verband. Der Hufschmied aus seiner Heimat, dem Gute Orlowen. Hermann von Brinckenwurff hielt ihn an: „Tag, Wisotzki! Na kennen Sie mich noch?“

„Herrjehs, der junge Herr Baron? Und wie werd' ich denn nicht?! So stolz sind wir draußen nicht geworden! Aber wieso sind der Herr Baron noch immer in Zivil?“

„Ich bin eben erſt aus Indien zurückgekommen!“

„Das is wohl ſehr weit wech?“

„So ziemlich um die halbe Erde 'rum!“

„Na ja, dänn ſind Se entſchuldigt, Herr Baron. Wir anderen aus Orlowen ſind nämlich ſchon alle mächtig dran geweſen! Der Wontrobba tot, der Lask tot, der Friedrich tot, ätzliche ſchwer verwundet. Es läppert ſich ſo zuſammen bei die vielen Schlachten und Gefächte. Wälche ſind auch krank geworden, mich hat's vorgäſtern an der linken Hand gefaßt. Mittelfinger wech. Aber der Herr Stabsarzt hat geſagt, in drei Wochen kann ich wieder 'raus, Gott ſei Dank ...“

Der Schmied Wiſotzki wurde von einem Sanitätsunteroffizier angeblaſen, er ſolle ſich gefälligſt ins Glied ſcheren. „Zu Befehl“, ſagte er, ſchüttelte ſeinem früheren Herrn die Hand.

„Na dänn atjehs auch, Härr Barpn, und auf Wiederſehen draußen“ ...

Er rannte davon, Hermann von Brinckenwurff blieb ſtehen, mit einem ſeltſamen Gefühl im Herzen. Halb Aerger, halb Verwunderung. Wie kam dieſer Kerl, der früher immer mit abgezogener Mütze vor ihm geſtanden hatte, dazu, ihn ſo vertraulich und — genau beſehen — ein wenig gönnerhaft zu begrüßen? War ein neuer Geiſt in dieſe Leute gefahren, daß ſie den alten Hörigenreſpekt verloren hatten? Oder nahmen ſie ſich etwas heraus, weil ſie auch — nach verfluchter Pflicht und Schuldigkeit — ihre Knochen fürs Vaterland eingeſetzt hatten? Erſt eine ganze Weile ſpäter lernte er verſtehen, weshalb ihn der Schmied Wiſotzki ſo vertraulich begrüßt hatte ... Der neue Geiſt der blutbeſiegelten Kameradſchaft war es geweſen, der ihn da zum erſten Male gegrüßt hatte. Der Kameradſchaft, die keinen Unterſchied kannte zwiſchen vornehm und gering, zwiſchen Vorgeſetzten und Untergebenen, wenn der Schnitter Tod mit erhobener Senſe die Schützengräben lang ging ...

Das Bimmelbähnchen hielt nach endloſer Fahrt in Labiau. Auf dem Bahnhof erfuhr er, die Geſchäftszimmer des Erſatzbataillons lägen im Schulhauſe, gleich links vom Markt. Na denn los ...

Die Ordonnanz im Vorzimmer kannte ihn noch von früher her. Der Mann trug den linken Arm in der Schlinge, war

also auch schon im Feuer gewesen. Aber er sprang wie ein Sektpfropfen in die Höhe, schlug die Hacken zusammen. „Befehl, Herr Leutnant, der Herr Rittmeister sind in seinem Zimmer!"

„Na also", mußte er denken, „überall scheint die altpreußische Strammheit doch nicht dieser bummeligen Vertraulichkeit gewichen zu sein." ... Darüber aber hatte er vergessen zu fragen, welcher Rittmeister eigentlich die Ersatzschwadron führte. Einen Augenblick später stand Hermann von Brinckenwurff vor dem Manne, der ihn aus seinem Glück und der Heimat vertrieben hatte ... Es verschlug ihm die Rede, daß er, keines Wortes fähig, an der Tür stehenblieb. Zum Teufel noch mal, der Herr lebte ja! War auch nicht in russischer Gefangenschaft, er aber hatte sich schon allerhand törichten Hoffnungen hingegeben ...

Der Rittmeister von Foucar saß hinter einem langen, mit Akten bedeckten Tische, schrieb eifrig und schien es gar nicht gemerkt zu haben, daß jemand das Zimmer betreten hatte. Ueber den stark gelichteten Scheitel lief ihm eine breite, rote Narbe bis tief in die Stirn hinab, die Schläfen schienen eingesunken, das Gesicht abgemagert und spitz. Im dritten Knopfloch der Litewka prangte das schmale schwarz-weiße Band ... Hermann hatte die unklare Empfindung: „Weich' der peinlichen Begegnung aus, such' dir einen andern Weg zum Regiment", aber gleich danach kam die trotzige Regung: Schwerenot noch mal, das hätte ja ausgesehen, als müßte er sich vor dem da drüben verstecken? Er räusperte sich, hob den Kopf. Herr von Foucar blickte von seinem Schreiben auf. Erst stutzte er, dann flog über sein Gesicht ein Schimmer des Erkennens. „Herr von Brinckenwurff?"

Hermann verneigte sich korrekt. „Sehr wohl. Und um Mißverständnissen vorzubeugen: Es liegt nicht an mir, daß ich mich erst heute melde. Ich bekam die Nachricht vom Ausbruche des Krieges auf der Insel Ceylon. Es war nicht ganz einfach, die Heimreise zu bewerkstelligen, ohne von den Engländern abgefaßt zu werden."

Der Rittmeister machte eine erstaunte Bewegung. „Herr von Brinckenwurff, ich bin weder befugt, noch ist es mir eingefallen, Ihnen aus dem Zeitpunkt Ihrer Heimkehr einen Vorwurf zu machen. Die Hauptsache ist, Sie sind da! Aber

— wenn ich fragen darf — wie denken Sie sich nun Ihren Wiedereintritt im Regiment?"

Hermann biß sich auf die Lippen. Es war nicht nötig gewesen, daß er sich diese Zurechtweisung geholt hatte! Und ein wenig unsicher antwortete er: „Nun, ich glaube, wenn ich meine Wiederanstellung beantrage, dürfte ich wohl recht bald zum aktiven Regiment an die Front befohlen werden."

„Als Offizier, meinen Sie?"

„Selbstverständlich!"

Gaston von Foucar schien erst ein paar Augenblicke zu überlegen, ehe er sich zur Erwiderung anschickte. Und er wog sorgfältig jedes einzelne Wort... „Herr von Brinckenwurff, es ist mir gerade sehr peinlich, Ihnen sagen zu müssen, ich halte diese Hoffnung nicht für ganz berechtigt. Ihr Ausscheiden aus dem Regiment hat sich unter Umständen vollzogen, die einer Reaktivierung nicht gerade günstig sind."

„Das ist Ihre Ansicht, Herr Rittmeister", gab er schroff zurück.

„Nein, Herr von Brinckenwurff, sondern die des damaligen Offizierkorps! Auch des heutigen, soweit es noch am Leben ist."

„Nun, wenn man unter großen Schwierigkeiten Tausende von Meilen zurückgelegt hat, zu keinem anderen Zweck, als — womöglich — an der Spitze seines Zuges zu sterben..."

„Sehr lobenswert, aber dieser Tod wird von uns Offizieren immer noch als eine besondere Auszeichnung und hohe Ehre angesehen!"

Hermann richtet sich auf, aus den Augen sprang ihm der helle Zorn. „Herr von Foucar, das klingt ja fast, als wäre mein Scheiden aus dem Regiment unter unehrenhaften Umständen, mit einem schweren Makel erfolgt?"

„Das ist übertrieben, Herr von Brinckenwurff. Aber Sie selbst sind lange genug Reserveoffizier gewesen, um zu wissen, zwischen Abschied und Abschied ist ein Unterschied."

„Allerdings, aber ich glaube wohl sagen zu dürfen, man hat mir damals schweres Unrecht getan! Nur Sie, Herr von Foucar, sind wohl kaum dazu berufen, darüber gerade ein unparteiisches Urteil abzugeben..."

Der Rittmeister machte eine langsame Handbewegung. Etwas von einem Bedauern lag darin... „Ach Gott, Herr

von Brinckenwurff, wenn Sie wüßten, wie weit bei denen, die schon draußen waren, alles, was vor wenigen Monaten noch war, zurückliegt. Wie versunken ist das alles, man denkt nur vorwärts. Nur einen einzigen Gedanken: Vater im Himmel, hilf, daß das deutsche Vaterland seiner Feinde ringsum Herr wird ..."

Hermann von Brinckenwurff brauste auf. „Zum Donnerwetter noch mal, dann soll man auch nicht kleinliche Splitterrichterei treiben, wenn einer mit dem heißen Willen im Herzen ... na schön, wenn ich gewußt hätte, daß gerade Sie, Herr Rittmeister, an dieser Stelle hier sitzen würden ..." Er brach ab, um sich nicht hinreißen zu lassen. Aber der Groll würgte ihn am Halse. Der andere da drüben hatte gut reden! Der saß im Glück, er aber bettelte wie ein Hund draußen vor der Tür ... Und was wußte der da von jener entsetzlichen Nacht, in der einer wie ein irrsinniges Tier durch den Park von Orlowen gerannt war, während drüben in Kalinzinnen Hochzeit gefeiert wurde ... Beleidigter Stolz, Scham, Zorn und Reue hatten den damals wie Hetzhunde gejagt, bis er keine andere Zuflucht fand, als sich zur Bewußtlosigkeit zu betrinken ... Sonst wäre er imstande gewesen, hinüberzureiten und einen Mord zu begehen ...

Es hatte zwischen den beiden eine lange Pause gegeben. Auch der Rittmeister von Foucar hatte ein paar Augenblicke mit sich kämpfen müssen, um die ihm gemachten Vorwürfe nicht ebenso schroff zu erwidern ...

„Herr von Brinckenwurff", begann er endlich, „sind Sie gewillt mir eine Minute lang ruhig zuzuhören?"

„Ich werde mich bemühen, Herr Rittmeister!"

„Nun denn ... aber ich möchte erst vorausschicken: Glauben Sie, daß ich mir alle Mühe geben werde, Ihren Fall so unparteiisch als nur möglich klarzustellen?"

„Ich will es annehmen!"

„Also, in einer von Herrn Oberstleutnant Harbrecht damals einberufenen Offiziersversammlung — unnötig zu sagen, daß ich ihr fernblieb — also damals wurde einstimmig festgestellt, nach Ihrem Verhalten wäre es wünschenswert, Ihnen auf dem Wege über das Bezirkskommando den Abschied nahezulegen. Ihr Bruder Adolf enthielt sich der Abstimmung, er hatte sich selbst — begreiflicherweise — für befangen erklärt.

Ueber diese Offiziersversammlung wurde ein Protokoll aufgenommen, es liegt bei den Geheimakten des Regiments. Wenn Sie nun, Herr von Brinckenwurff, Ihre Wiedereinsetzung in den alten Stand beantragen wollten, würde dieses Protokoll wieder hervorgeholt werden. Und es existiert ein Allerhöchster Erlaß darüber: So weit sind wir noch nicht, trotz unserer grausamen Offiziersverluste, daß wir das Tor sperrangelweit aufreißen: Hereinspaziert alles, was jemals gelernt hat, einen Zug zu führen! Nach wie vor wird mit der Lupe geprüft, ob auch nicht das geringste Stäubchen am Rock sitzt. Und Sie haben doch nun einmal dieses Stäubchen, Herr von Brinckenwurff, das läßt sich beim besten Willen nicht wegblasen und nicht wegdisputieren!" ...

Hermann hatte mit gesenktem Kopfe zugehört, jetzt blickte er unwirsch auf: „Na, dann hätte ich die lange Reise mir ja sparen können ..."

Der Rittmeister von Foucar trat einen Schritt näher. Fast sah es aus, als wollte er dem andern die Hand entgegenstrecken. „Ah nein, Herr von Brinckenwurff! Es gibt auch einen anderen Weg noch, dem Vaterlande die schuldige Pflicht und sich selbst die Ehre zu erweisen. Wenn ich nicht irre, sind Sie alter Korpsstudent gewesen ..."

„Ich bin heute noch Alter Herr des angesehenen Korps Baltia in Königsberg ..."

„Ganz recht! Und ich glaube gehört zu haben, Sie wären ein Schrecken Ihrer Mensurgegner gewesen, hätten alles abgestochen, was Ihnen vor die Klinge kam ..."

„Das ist zu viel gesagt. Ich habe — was man so nennt — einen recht anständigen Durchschnitt gefochten."

„Na, sehen Sie? Und nun stellen Sie sich vor, einer dieser Zweikämpfe wäre — mit Recht oder Unrecht ist egal — also wäre von den Kommilitonen bemäkelt worden. Sie müßten daher eine Reinigungsmensur liefern!"

„Ich fange an zu verstehen, Herr von Foucar!"

„Na also, da sind wir auch gar nicht mehr weit auseinander. Sie treten als Kriegsfreiwilliger ein, als gemeiner Dragoner. Die unteren Chargen werden Sie recht rasch durchlaufen, und dann kommt wohl bald auch draußen der Tag, an dem Sie Ihre Offiziersehre von dem kleinen Spritzer reinigen können, der nun mal an ihr sitzt! Nur es wäre zu überlegen, ob

Sie gerade bei Ihrem alten Regiment wieder als Gemeiner eintreten. Bei einem fremden würde es Ihnen wohl leichter werden, die kleinen Unzuträglichkeiten des Anfanges zu überwinden ..."

Hermann reckte sich unwillkürlich heraus. „Vielleicht würde ich Wert darauf legen, unter den Augen derjenigen, die mir damals den Makel angehängt haben, auch meine Reinigungsmensur zu fechten ..."

„Würde ich auch begreiflich finden. Aber überstürzen Sie nichts, es eilt ja nicht. Ich rücke mit meiner Schwadron erst in vierzehn Tagen aus. Es liegt nicht an der Schwadron, sondern an mir. Ich erhole mich nur langsam von dem Hieb über dem Kopf, den ich bei Neuendorf gekriegt hab' ... Aber jetzt entschuldigen Sie wohl — ich ersticke fast im Schreibwerk neben allem sonstigen Dienst! Wenn Sie sich in dem Sinne entscheiden wollen, über den ich mich sehr freuen würde, melden Sie sich beim Wachtmeister Schönemann — mein alter braver Kegler ist leider gefallen, als damals meine ganze Schwadron in die Pfanne gehauen wurde — na also, ich hoffe auf Wiedersehen! Sie werden hier in der Uebergangszeit wohlwollende und gerechte Vorgesetzte finden!"

Ein Kopfnicken noch, und Hermann von Brinckenwurff war entlassen. Als er wieder im Vorzimmer stand, wußte er sich nicht zu erinnern, ob er zum Abschied eine Verneigung gemacht hatte wie ein Gleichgestellter, oder eine stramme Kehrtwendung wie ein Rekrut ... Eine seltsam bestimmte Art hatte dieser Rittmeister von Foucar, anderen seinen Willen aufzunötigen. Fast als täte er denen noch einen Gefallen ...

Mit tausend widerstreitenden Gefühlen im Herzen ging er zu dem Hotel am Marktplatz zurück, in dem er abgestiegen war. Und eins stieß ihn besonders: Wenn er sich entschloß, wieder als gemeiner Reiter einzutreten, gab er — Hermann von Brinckenwurff — doch denen recht, die ihn damals verurteilt hatten? ...

Im Hotel ließ er sich eine Tasse Kaffee geben, der neugierige Wirt setzte sich zu ihm. Es war nicht schwer, den Spieß umzudrehen und dem Herrn Hotelier abzufragen, was man selbst wissen wollte.

„Der Herr Rittmeister von Foucar? ... Also das Ideal von einem Kommandeur! Im Dienst scharf wie ein Messer,

außer Dienst die Güte und Gefälligkeit selbst. Die Unteroffiziere, die hier im Hotel alle verkehren, singen wahre Loblieder auf ihn. Aber auch in der Bürgerschaft ist er sehr beliebt, und noch mehr seine junge Frau. Eine geborene von Gorski aus dem Ordensburger Kreise. Eine Gorski aus dem Hause Kalinzinnen, nicht eine von den Groß-Heinrichsdorfern. Die Damen des Städtchens waren geradezu begeistert, wie schlicht bürgerlich sie sich benahm. Ihren kleinen Jungen fährt sie selbst im Kinderwagen spazieren, in ihrer freien Zeit hilft sie ein bißchen im Reservelazarett. Das steht nämlich unter der Leitung einer ihrer Groß-Heinrichsdorfer Kusinen, ja ... und auch eine Erfrischungsbude für die durchpassierenden Krieger auf dem Bahnhofe unterhielten die Damen. Da war eine andere Kusine aus Groß-Heinrichsdorf drin tätig ..."

„Soso", sagte er. „Der Herr Rittmeister hat sich also seine Frau hierher nachkommen lassen?"

„Ja natürlich! Und wieso soll er nicht? Wer weiß, wie lang sie ihn noch hat? In vierzehn Tagen, so wird erzählt, rückt er mit seiner Schwadron aus ... Und da drüben, wo die beiden Akazien neben der kleinen Veranda stehen, ist die Wohnung ... Der Doktor Reißner war früher drin, aber der ist gleich am ersten Mobilmachungstag als Stabsarzt eingerückt, und seine Frau — erbarmen Sie sich, und was soll ein Mensch bloß dazu sagen? — also die soll doch rein und richtig als Schofför mit ihrem Auto im Krieg fahren ..."

„Bravo", sagte von Brinckenwurff. „Wenn sie's ordentlich gelernt hat, wieso soll sie nicht? ..." Er stand auf. „Also, Herr Wirt, ich behalte mein Zimmer für etwa vierzehn Tage."

„Ja, haben Sie denn Geschäfte hier in Labiau, verehrter Herr?"

„Allerdings! Na, denn auf Wiedersehen ..."

Und er ging zur Kaserne hinaus, meldete sich beim Wachtmeister Schönemann als Kriegsfreiwilliger. Eine Stunde später war er eingekleidet. Aber er hatte, wenn er an die allerinnersten Beweggründe dachte, kein ganz reines Gewissen ...

In den Berliner Zeitungen stand unter Vereinsnachrichten eine kurze Mitteilung: „Neue Philharmonie. Mittwoch, den 6. ds. Mts., Ostpreußenversammlung. Neues aus der Heimat, jenseits der russischen Linien.“ Da waren sie aus allen Teilen der Riesenstadt, die ihnen Obdach bot, nach der Köpenicker Straße geströmt, die Tausende, die vor der zweiten Russenflut Haus und Hof hatten verlassen müssen.

Die meisten von ihnen hatten gerade nur das nackte Leben gerettet, alles übrige, in der Hast des Aufbruches zusammengerafft, war unterwegs liegengeblieben. Menschenleben war kostbarer als Hausrat. Und in den Zügen, die nach dem Westen gingen, war für Ueberflüssiges kein Platz gewesen... Mitleidige Herzen im Reich hatten sich weit geöffnet, die Flüchtlinge aufzunehmen, zu kleiden, zu beherbergen und zu pflegen. Aber auch Zucker schmeckte bitter, wenn man ihn als Almosen nehmen mußte... Und die Behörden, deren Pflicht es gewesen wäre zu helfen, arbeiteten bedächtig, gründlich, aber langsam. Wohl weil dieser plötzlich ins Reich gebrochene Flüchtlingsstrom etwas ganz Neues, Ungewohntes war. Vieles hatte man für den Krieg sorglich schon im Frieden bedacht. Daß die Ostpreußen einmal vor den andringenden Heeren der Russen fliehen müßten, war anscheinend in den Kreis dieser Erwägungen nicht einbezogen worden, wie das schöne Wort im Deutsch der Kanzleien lautete. Wäre es geschehen, hätte manches gespart werden können. An Menschenleben, grausamer Not und Groll. Seit Jahren schon, seit der Faden nach Rußland gerissen war, saßen die Ostpreußen in dem weit in Feindesland ragenden Zipfel wie Siedler auf dem Glacis einer Festung. Die aber wurden doch rechtzeitig gewarnt, wenn es nötig war, den zum Kampffeld ausersehenen Streifen zu räumen! Da hatte es vielen Groll gegeben, daß im Ländchen der Masuren und Litauer die Warnung so spät gekommen war. Und nur wenige sagten sich, daß bei der plötzlich hereingebrochenen Kriegsgefahr Heeresleitung sowohl wie Behörden vor der bitteren Frage gestanden hatten, entweder Truppen an die bedrohte Grenze zu werfen oder die Bevölkerung zu bergen. Beides zugleich war nicht zu leisten, dazu gab es nicht genug Eisenbahnen... Die freilich hätte man schon längst

bauen können, aber das arme Ostpreußen war nach wie vor das Stiefkind unter den Provinzen gewesen.

Die Versammlungen der Ostpreußen in Berlin, die zu Anfang ein wenig rat- und planlos waren, hatten seit einiger Zeit eine straffere und mehr auf das allen gemeinsame Ziel gerichtete Haltung angenommen. Vornehmlich dank der Arbeit eines Mannes, der selbstlose Hingabe an die Sache mit einer seltenen Fähigkeit verband, quer durcheinander laufende Wünsche unter einen Hut zu bringen, Ordnung zu schaffen, soweit es ging, und jedem Ratlosen zu seinem Recht zu helfen. Eduard Kenkel hieß er, war Journalist in Berlin gewesen und hatte sich — wie manche Ostpreußen — nach jahrelanger Abwesenheit der Heimat ein wenig entfremdet. Angesichts der Not aber, die ihm bei einem zufälligen Besuche einer der ersten Versammlungen entgegensprang, hatte er mit dem Lycker Rechtsanwalt Rohr und einigen anderen angesehenen Ostpreußen einen Ausschuß gebildet, der die Sorgen der ostpreußischen Flüchtlinge kräftig in die Hand nahm. Diese Männer verdienten sich einen Gotteslohn um ihre Landsleute, waren in unermüdlicher Arbeit vom Morgen bis zum Abend tätig, die Verhandlungen mit den Behörden zu führen, den löblichen Eifer der Wohltätigkeit in die richtigen Bahnen zu leiten. Der Unermüdlichste aber in diesem arbeitsfreudigen Ausschusse war wohl Kenkel, der — dank seiner Jugend — auch das meiste Recht an dieser Arbeit hatte.

Auch den Redner für die Versammlung am sechsten Dezember hatte er besorgt. Gerade als er in früher Vormittagsstunde in das Kaffeehaus des Zentralhotels ging, um dort Zeitungen zu lesen, lief ihm der Herausgeber des Ordensburger „Volksfreundes" in den Weg. Den kannte er von früher her, hielt ihn in seiner lebhaften Art an.

„Nanu, Herr Kochanski, wie kommen Sie nach Berlin? Ich denke, Sie sitzen noch immer in Ordensburg?"

Der andere sah ihn mit den abwesenden Augen der Männer an, die aus dem Grauen des vordersten Schützengrabens zurückkehren, wenn sie tagelang im feindlichen Granatfeuer gelegen haben. Mit Augen, die den Tod ganz nahebei gesehen haben, und sich wundern, daß es, ein Ende weiter hinten, so fein still ist.

„Wie meinen?" fragte er. Da wiederholte Herr Kenkel

seine Worte. Und Franz Kochanski strich sich über die Stirn, als käme er jetzt erst wieder zu sich.

„Entschuldigen Sie, ich habe seit sechs Tagen kein Auge geschlossen! Vier Tage und Nächte nicht, bis ich die russischen Linien passiert hatte, und dann auf der Eisenbahn ..."

Herr Kenkel schrie fast auf. „Was? Durch die russischen Linien sind Sie gekommen? Also darüber müssen Sie in der nächsten Ostpreußenversammlung einen Vortrag halten!"

Franz Kochanski sah ihn hilflos an. „Ja, aber ich muß doch endlich schlafen?! Seit sechs Tagen und Nächten ..."

Herr Kenkel nahm ihn unter den Arm. „Besorge ich Ihnen alles! Wenn Sie Wert darauf legen, im Hotel Bristol. Und haben Sie keine Angst, die nächste Versammlung unserer Landsleute findet erst morgen abend statt. Inzwischen trinken wir mal eine Tasse Kaffee — das möbelt ein bißchen auf — und dann bringe ich Sie ins Hotel ..." Da ließ er sich willenlos führen. War eigentlich froh, daß er einen Menschen gefunden hatte, an dem er sich ein wenig aufrichten konnte ... der ihm vielleicht half in seiner Not und Bedrängnis ...

Ganz ratlos war er auf dem Pflaster der großen Stadt ausgestiegen ... Die lange Fahrt und alle ausgestandene Todesangst hätte er sich sparen können, die Reise war umsonst gewesen ... In Küstrin hatte er sich eine Zeitung gekauft, sie mit müden Augen überflogen, bis er mit einem Male stutzte und dann hell wach wurde ... Eine Notiz von etwa zwanzig Zeilen war es, ein Nachruf für den am Tage vorher verstorbenen Regierungspräsidenten Ferdinand von Döhlau in Koblenz. Die einzelnen Abschnitte seiner erfolgreichen Beamtenlaufbahn waren in dem Nachrufe aufgezählt. Das Zeugnis wurde ihm ausgestellt, er wäre ein gerechter Vorgesetzter und aufrechter, gesinnungstreuer Mann gewesen. Zum Schluß hieß es, er hätte den Kummer ins Grab nehmen müssen, den einzigen Sohn, den früheren Landrat von Ordensburg, in russischer Gefangenschaft zu wissen ... Das stimmte. Aber wer brachte nun das Lösegeld für den Sohn auf, wenn der Vater gestorben war? Das Lösegeld für den Sohn und noch eine andere, die ihm fremd war ... Für die der Sohn nur aus menschlichem Mitleid gebeten hatte ...

Der dampfende Kaffee stand auf dem Marmortischchen

mit dem knusperigem Frühstücksgebäck. Herr Kenkel nötigte zum Zulangen. „Trinken Sie mal erst, Herr Kochanski, und dann erzählen Sie! Das muß ja doll gewesen sein, sich so durch die russischen Stellungen zu schleichen ..."

Da aß und trank er, erzählte, als wenn einer zuhörte, der die Vorgeschichte seiner Flucht kannte ...

„Also alles, was der Herr von Löschenberg und ich uns vorher ausgedacht hatten, war natürlich Unsinn gewesen. Das mit dem Kahn und Sobottken ... nach Sobottken kam ich überhaupt gar nicht. Schon in der ersten Nacht verirrte ich mich ... Man glaubt eine Gegend mit ihren Wegen und Straßen ganz genau zu kennen, marschiert im Dunkeln vorwärts, mit einem Male steht man vor was Neuem. Einer Wegkreuzung, auf die man sich nicht mehr besinnt, einem Baum, den man nie im Leben gesehen hat. Man wird irr, biegt ab ... die Umrisse eines Hauses zeigen sich. Man geht darauf los, hört laute Stimmen ... russische Worte ... also zurück, weiter ... Immer weiter in dieser fürchterlichen Nacht, die nicht ganz dunkel, aber auch nicht hell ist ... nichts zeigt sie deutlich, nur grau und riesige schwarze Schatten ... Da fliegen einem die Frostschauer über den Rücken — ein sonderlicher Held bin ich nie gewesen — ich lief und rannte, bis ich vor Müdigkeit und Grauen nicht weiter konnte. Wie ein gehetztes Tier rannte ich, in einem Waldstück warf ich mich hin. Meine Füße waren über einen Streuhaufen gestolpert, mitten auf einem Gestell, das durch eine dichte Kiefernschonung lief. Ich raffte einen Arm voll zusammen, kroch ein paar Schritte zur Seite ins Dickicht. Die Schonung wurde meine Rettung, aber erst mußte ich einen Hund totschießen und dann einen Menschen ...

„Ich hatte wohl ein paar Stunden geschlafen, mit einem Male wurde ich wach. Es schimmerte schon, ein riesiger Schäferhund stürmte vor mir mit geifferndem Fang. Und keine hundert Schritte entfernt eine hetzende Männerstimme ... Ich riß die Pistole heraus, drückte ab. Der Hund lag da, wie vom Blitz erschlagen. Ich renne weiter, die stachligen Zweige schlagen mir ins Gesicht, mit einem Male verschwindet mir der Boden unter den Füßen, ich liege in einem klaftertiefen Stubbenloch. Ich will wieder auf, mein kranker Fuß versagt den Dienst, ein Schmerz darin, als wenn mir einer mit 'nem

Messer ins Gelenk sticht. Ich drücke mich unter den überhängenden Rand, höre Tritte, die mal näher kommen, mal sich wieder entfernen ... endlich wird alles wieder still, ich höre nur das Blut in meinen Schläfen pochen. Da plötzlich das Knacken eines dürren Astes, ich wende den Kopf, ein bärtiger Kerl steht auf der anderen Seite der Grube, grinst übers ganze Gesicht: ‚Hab' ich dich, Brüderchen? ...' Die Pistole hatte ich wohl noch in der Hand, aber ob ich gezielt habe, weiß ich nicht ... Der lange Kerl greift sich nach der Brust, taumelt und schlägt — Arme voran — zu mir in das Stubbenloch. Da lag er kraftlos, roter Schaum perlte ihm auf den Lippen, er rang nach Worten, aber es wurde immer bloß ein Stöhnen. Nur seine Augen verwünschten und verfluchten mich ... Eine Stunde lang dauerte es, bis er sich endlich lang ausstreckte ... Und in dieser Stunde tönten, bald näher, bald ferner, die Stimmen seiner Kameraden, die nach ihm suchten ... Sie fanden mich nicht, aber ich mußte den ganzen Tag und die Nacht neben dem Toten in der Grube liegen."

Franz Kochanski fuhr sich über die Augen, als müßte er dort etwas fortwischen.

„Na also", sagte er mit einem Aufatmen, „auch die Nacht ging ja herum! Als es zu schimmern anfing, humpelte ich weiter, am Waldrand sah ich, daß ich mich ganz und gar verlaufen hatte. Wenn ich meinen ursprünglichen Plan ausführen wollte, hätte ich das größte Stück Weg wieder zurückgehen müssen. Und eine gewisse Gleichgültigkeit war in mir: ‚Wenn es dir bestimmt ist, durchzukommen, kommst du durch. Wenn nicht, wirst du abgefaßt und erschossen.' Auch was wir uns mit dem Paß und dem angeblichen Spionageauftrag ausgedacht hatten — also, das war so etwas, wie man sich's eben vorher zu Hause ausdenkt. In Wirklichkeit kommt es ganz anders ... Mein Glück war, daß ich mich auch in der Gegend auskannte. Es war zwar schon eine Reihe von Jahren her, daß ich mit den Söhnen des alten Hegemeisters Lippert in der Revierförsterei Classental zu den großen Sommerferien gewesen war, aber ich fand mich doch noch ganz gut zurecht. Da bin ich denn bei Tage gewandert, immer weiter nach Westen, irgendwo mußte ich doch auf die russischen Stellungen stoßen. Und dann galt es eben, sich heimlich durchzuschleichen. Des Nachts schob ich mich irgendwo in einer verlassenen

Scheune unter, in Heu oder Stroh, aber an Schlaf war nicht zu denken, immer war mein toter Russe bei mir. Auch die Angst hielt mich wach, daß ich im Schlafe meine Verfolger nicht hören könnte, denn daß man auf Befehl von Ordensburg her nach mir fahndete, war mir schon am ersten Tage klar geworden. Ich aber hatte mir — törichterweise — nicht einmal meinen roten Bart abgeschnitten, jedes Kind mußte mich nach dem Signalement erkennen. Deshalb war auch die Idee mit dem Paß so dumm, ganz abgesehen davon, daß man jeden Faden an mir durchsucht und auch meine anderen Papiere gefunden hätte! Die b r a u c h e ich aber doch, nicht wahr? Wenn auch der alte Präsident nicht mehr... aber es muß dann eben irgendwie anders... all das kann doch nicht umsonst gewesen sein... Das Hetzen und Rennen am Tag und die furchtbare Angst in den Nächten!..." Er brach ab, starrte eine Weile vor sich hin. Herr Kenkel aber hütete sich, ihn zu unterbrechen. Der Mann da neben ihm an dem runden Marmortischchen hatte noch etwas anderes auf dem Herzen. Irgendeine schwere Sorge oder einen Kummer, an den man nur mit behutsamer Hand rühren durfte... Und Franz Kochanski fing wieder an zu sprechen...

„Also ich hatte immer Deckung an Wald auf meinem Weg nach Westen, nur kurze Strecken mußte ich über freies Feld laufen. Vier Tage und Nächte war ich so unterwegs, mein Proviant war schon längst zu Ende. Einen Tag und eine Nacht hatte ich schon gehungert, nur Wasser getrunken. Und ich fing an, ganz schlapp zu werden... Ich hatte ja auch schon früher manchmal rechtschaffen gehungert im Leben, aber doch nicht unter so anstrengenden Verhältnissen. Man legte sich ins Bett, da biß es nicht so arg... Also, ich war mit meinen Kräften so ziemlich fertig, da sehe ich gegen Abend ein Lichtlein aufblinken. Das große Dorf Grudßen hatte ich schon am Mittag in weitem Bogen umschlagen, ich mußte dicht an den russischen Stellungen sein. Als es zu dunkeln anfing, schlich ich mich näher. Ich mußte irgend etwas zu essen haben, und wenn ich's einem Russen mit Gewalt hätte fortnehmen sollen!..."

„Ein halbes Dutzend Kerls lag um das kleine Feuer, ein Kochgeschirr hing darüber, es dampfte und brodelte. Sauren Kohl und Schweinefleisch kochten die Kerle — ich roch es —

und der Speichel floß mir vor Gier an den Mundwinkeln 'runter! Ich war auf allen vieren näher gekrochen, hörte, was sie sprachen. Von den Frauen und Kindern daheim sprachen sie, und wie lange dieser verfluchte Krieg wohl noch dauern würde. Wenn's bis zum Frühjahr ging, sah wohl keiner von ihnen die süße Heimat wieder. Täglich fielen ein paar Mann aus der Kompanie, täglich wurden einige krank, an einem bösen Fieber mit Durchfall und brennendem Durst, wer aber krank wurde, war schon so gut wie gestorben ... Da konnte man sich's ausrechnen, wann man selbst an die Reihe kam ... Und weiter sprachen sie, ob es wohl wahr wäre, daß die Deutschen drüben jedem gefangenen Russen Nase und Ohren abschnitten. So war es eines Mittags bei der Befehlsausgabe verlesen worden, es ging aber auch ein Gerücht, es wäre nicht so schlimm. Die Deutschen wären sehr anständig mit den Gefangenen. Wer sein Gewehr mitbrachte, bekam anderthalb Rubel und genug von dem lieben, so lang entbehrten Wässerchen, um sich für einen ganzen Tag das Heimweh wegzutrinken. Und nachher hatte man sein Essen, brauchte nichts zu arbeiten, brauchte keine Angst vor dem Tod zu haben, konnte in Ruhe den Tag der Heimkehr abwarten ...

„Da", sagte Franz Kochanski, „hielt ich meinen Augenblick für gekommen. Ich sprang auf und rief: ‚So ist es, liebe Brüder! Und wenn ihr mir folgt, sollt ihr's noch viel besser haben. Ich werde für euch sprechen bei dem deutschen Kommandanten und ...' Weiter kam ich nicht. Im nächsten Augenblick lag ich wieder am Boden, ein riesenhafter Kerl kniete auf meiner Brust. Und ein anderer rief: ‚Drück' ihm den Hals zu, Saschulek, das Aas hat gehorcht! ...' Ich schrie auf: ‚Um Gottes willen, ich hab' dir doch nichts getan, wie kannst du mich da morden?' Er spannt die Hand und sagt ganz gutmütig: ‚Brüderchen, wir haben schon mehr umgebracht in diesem Krieg, die uns auch nichts getan hatten. Nur daß sie auf uns schießen mußten, weil ihr Kaiser es befohlen hat. Da kommt es auf einen mehr nicht an, und du wirst uns verraten, daß wir vom Ueberlaufen gesprochen haben!' Ich schrie: ‚Aber nein, ich will ja selbst überlaufen! Ich bin ein Deutscher ...' Da zieht sich die gespannte Hand zurück. ‚Was bist du? Ein Deutscher? ...' ‚Ja', sag' ich, ‚aus Johannisburg.' Und — wer weiß, welcher gute Geist mir das eingab: ‚Meine Mutter in

Königsberg hat mich gerufen, sie will mich noch einmal sehen, ehe sie stirbt.' Da setzt mich der lange Kerl aufrecht hin. ‚Deine Mutter? Wie hat sie denn zu dir gesprochen, wo du auf dieser Seite bist und sie auf der anderen? ...' ‚Sie ist mir nachts erschienen', sagte ich, ‚im Traum. Ihr Sterbehemd hatte sie an und winkte mir mit der Hand ... Aber wer weiß, vielleicht ist sie auch schon gestorben, findet nur keine Ruhe, weil niemand da ist, der an ihrem Grabe betet ...' Da merkte ich, wie diesen kindlich-frommen Männern ein Schauer ankam, und schämte mich. Aber was lügt man nicht alles zusammen, wenn's um das bißchen Leben geht? ... Es folgte ein peinliches Verhör, ob die Deutschen ihre Gefangenen auch wirklich nicht mißhandelten, was es zu essen und zu trinken gäbe ... Ich log ihnen alle russischen Nationalgerichte vor und dazu täglich einen halben Stof Schnaps. Der gab wohl den Ausschlag. Nachdem ich meine Verheißungen feierlich über einem russischen Gebetbuche beschworen hatte, setzten wir uns in Marsch, quer übers Grudßer Moor ... zwei Stunden später standen wir vor dem Posten einer deutschen Feldwache. Ich führte die Unterhandlung, immer mit einer Bajonettspitze im Rücken ... einer von meinen Russen konnte ein paar Brocken Deutsch, paßte argwöhnisch auf. Gott sei Dank, ich wurde drüben verstanden. Der Landsturmmann machte aus dem täglichen halben Stof Schnaps einen ganzen Liter ... ich war frei ..."

Franz Kochanski fuhr sich von neuem über die Stirn. Schweißperlen standen darauf, als hätte er die geschilderte Not soeben noch einmal durchlebt. Und nach einer Pause sagte er bekümmert: „Aber was hilft das alles? Wo soll ich die zwanzigtausend Rubel auftreiben? ..."

Herr Kenkel fragte nicht, wozu diese zwanzigtausend Rubel dienen sollten, das fand sich alles später. Erst gehörte der Mann da einmal in ein ordentliches Bett, mußte ausschlafen und wieder zu Kräften kommen. Er nahm ihn unter den Arm, führte ihn nach einem kleinen Hotel in der Mittelstraße, das einem ostpreußischen Landsmanne gehörte, und blieb bei ihm, bis er eingeschlafen war. Ehe er sich aber an sein vielfältiges Tagewerk machte, gab er den gemessenen Auftrag, ihn sofort anzurufen, wenn der Herr Kochanski aus Ordensburg wieder aufwachte. Es war Zeit, daß für die Versammlung in der Neuen Philharmonie etwas getan wurde. Die Beschlüsse, die

dort für die Allgemeinheit der Flüchtlinge gefaßt wurden, entbehrten sonst des Nachdruckes, wenn sie nicht von Tausenden unterstützt wurden ...

Die Ankündigung „Neues aus der Heimat, jenseits der russischen Linien" hatte Wunder gewirkt. Schon eine halbe Stunde vor Beginn der Versammlung war der riesige Raum dicht gefüllt, auch in den Nebensälen staute sich die Menge. Fast ein jeder von denen, die in der gastlichen Reichshauptstadt eine sichere Zuflucht gefunden hatten, besaß irgend etwas „jenseits der russischen Linien", worum er sich sorgte. Ein Stück Eigentum, Verwandte, die trotz aller Warnungen zurückgeblieben waren, Freunde, von denen man schon lange nichts gehört hatte ...

Ganz von selbst hatte sich nach mehrmaliger Wiederholung bei den Versammlungen die Gepflogenheit herausgebildet, daß die aus demselben Kreise Stammenden sich zusammensetzten. Hier saßen die aus Pillkallen, Stallupönen, Schirwindt, Darkehmen, Goldap — bewegliche Litauer mit schwerem Salzburger Einschlag. Dort die Oletzkoer, Lycker, Ordensburger, Nikolaiker, Johannisburger — stämmige Masuren, dunkeläugige Preußen und blonde, langgewachsene Deutsche. Alle Städte und Städtchen waren vertreten, auf denen die harte Faust der Russen lag, und es war ein lautes Stimmengewirr in dem weiten Raum, Hochdeutsch und Platt, Litauisch und Masurisch durcheinander. Bunt wie die Geschichte dieses Landes, in der gar viele Völker und Stämme ihre Spuren hinterlassen hatten ... Seit Wochen hatten die engeren Gaugenossen einander nicht gesehen. In der riesigen Stadt lagen die Quartiere weit getrennt, da gab es viel zu erzählen und zu fragen ..

In der Saalgegend der Ordensburger saß ein merkwürdiger Gast, der sich schon vor mehr als zwei Monaten eingefunden und seit dieser Zeit keine einzige Versammlung versäumt hatte. Eine mit kostbarer Einfachheit in tiefe Trauer gekleidete junge Dame, nicht hübsch, aber auch nicht häßlich. Beim ersten Male hatte sie gefragt, wer alles bei der Ordensburger Zivilbevölkerung in russische Gefangenschaft verschleppt worden wäre, und ob das Offizierkorps des Dragonerregiments wohl

schon große Verluste gehabt hätte. Man hatte ihr bereitwillig Auskunft über das wenige gegeben, was man selbst wußte. Seither war sie immer wieder gekommen, als wenn sie sich den Ordensburgern durch ein besonderes Gefühl der Zusammengehörigkeit verbunden fühlte. Aber niemand entsann sich, sie jemals im Städtchen gesehen zu haben. Und zu fragen getraute man sich nicht, sie hatte eine hochmütige Art der Ablehnung in den Augen, die einem die Rede verschlug, wenn man sie ansprach. Da behelligte man sie nicht mit Zudringlichkeit, ließ sie ruhig gewähren. In einem Auto kam sie angefahren, setzte sich auf ihren gewohnten Platz und hörte still an, was verhandelt wurde. Wenn für irgendeinen besonderen Zweck die Scherflein gesammelt wurden, pflegte sie einen wohl schon vorher dazu mitgebrachten, kleinen Briefumschlag in den Teller zu legen. Von Herrn Kenkel erfuhr man, daß in dem Umschlag jedesmal ein eng zusammengekniffter Hundertmarkschein lag, wer aber die freigebige Spenderin war und wie sie heißen mochte, wußte er auch nicht zu sagen ... Da kühlte sich das brennende Interesse, mit dem man in der ersten Zeit nach Namen und Herkunft der jungen Dame geforscht hatte, allmählich ab, man fing an, sich an ihre Erscheinung zu gewöhnen. Nur die Herren fanden sie nach wie vor „riesig pikant". Da aber die stattlichen Gattinnen neben ihnen saßen, verschlossen sie diesen Befund sorgsam im innersten Busen. Bloß der dicke Freiherr von Lindemann-Borzymmen, der auch nach seiner Verheiratung mit dem ältlichen Fräulein von Streit, der Besitzerin von Marczinowen, sich leider den Schwerenöter immer noch nicht abgewöhnen konnte, unterfing sich ab und zu, der fremden jungen Dame blanke Augen zu machen. Die achtete freilich nicht darauf, aber auch die hagere Gattin ließ ihn lächelnd gewähren, tat so, als merkte sie gar nicht, wie er den Schnurrbart aufzwirbelte und eine forsche Haltung annahm, um sich vor der anderen da drüben interessant zu machen. Als erfahrener Landwirt wußte sie, Durchgänger durfte man nicht auf einmal kurz schnallen. Die mußten eine ganze Weile lang mit loser Leine laufen, immer mit der Einbildung, sie wären eigentlich noch so gut wie frei. Da gewöhnten sie sich am raschesten ein, merkten zum Schluß gar nicht, daß sie vor einem Wagen gingen und gefahren wurden ...

Die Eröffnung der Versammlung ließ diesmal länger als sonst auf sich warten. Auf sieben Uhr war der Beginn angesetzt, aber auch das akademische Viertel war schon längst verflossen, und noch immer ließ sich am Vorstandstische keiner der Herren des Ausschusses sehen. Endlich erfuhr man, der Vortragende des Abends, Herr Redakteur Kochanski aus Ordensburg, wäre ohne Entschuldigung ausgeblieben. Das wurde ihm vielfach verdacht, obwohl man sich eigentlich sagen mußte, daß er sich doch nicht nur zu dem Zwecke, vor den Berliner Flüchtlingen einen Vortrag zu halten, durch die russischen Linien geschlichen hätte. Die Wahrheit war, daß Franz Kochanski vor eigenen Sorgen die Herrn Kenkel gegebene Zusage vergessen hatte...

Einen Tag und eine Nacht hatte er wie ein Toter geschlafen, dann war sein erster Gang zum Auswärtigen Amt gewesen. Der Legationsrat, der ihn empfing, mußte ihm leider eröffnen, daß die russische Regierung sehr schwierig wäre in der Frage der aus Ostpreußen verschleppten Zivilbevölkerung. Keine Spur von Entgegenkommen vorläufig; vielleicht daß man später auf dem Wege des Austausches einiges erreichen könne...

Auch über den verstorbenen Präsidenten von Döhlau hatte Franz Kochanski mit dem Legationsrate gesprochen, als die Frage der Befreiung seines Sohnes erörtert wurde. Es war kaum anzunehmen, daß der alte Herr ein irgendwie beträchtliches Vermögen hinterlassen haben sollte. Außerdem wie sollte man da 'rankommen? Die juristischen Bedenken waren zu groß!... Ja, wenn in dem Briefe des Landrates von Döhlau eine beglaubigte Vollmacht enthalten gewesen wäre, über sein jetziges und zukünftiges Vermögen nach freiem Gutdünken zu verfügen!... Aber so?... Wie sollte da ein gerichtlich bestellter Pfleger die Verantwortung für die Auslieferung des Nachlasses übernehmen?... Das ging wirklich nicht, trotz der durch den Krieg geschaffenen besonderen Notlage. Und das mußte Franz Kochanski einsehen, denn dafür gab es ein altes, deutsch gewordenes Wort: „Fiat justitia, pereat mundus..."

Mit diesem Bescheide war er zu einer anderen Stelle gegangen, der er freilich mit der Befreiung eines preußischen Landrates nicht kommen durfte. Wohl aber mit der Not eines

ihm aufs allernächste verbundenen Mädels und dem bescheidenen Hinweis auf eigne Verdienste, die die Hergabe eines so hohen Darlehns vielleicht gerechtfertigt hätten. Denn als Darlehen wollte er die Summe natürlich nur haben, wollte ein Leben lang getreulich arbeiten, sie zurückzahlen. Aber auch das war nicht darzustellen ... Nun war auch die letzte Hoffnung erschöpft, er könnte seinem Ziel auch nur einen einzigen Schritt näherkommen ... Zwar trug er noch einen Empfehlungsbrief in der Tasche, den ihm sein Freund Löschenberg an einen sehr hochgestellten Würdenträger des Berliner Kaiserhofes geschrieben hatte, aber was nützte es, diesen Brief abzugeben? Der hohe Herr hätte ihn wieder einem anderen großen Herrn empfohlen. Der versprach vielleicht, die Angelegenheit in wohlwollende Erwägung zu ziehen, und damit war er abgefunden. Stieß sich als ein Ueberflüssiger in Berlin herum, wartete und wartete, was bei dieser wohlwollenden Erwägung wohl herauskommen würde. Indessen arbeitete sich fern im Osten ein armes Mädel in schwerer Fron zuschanden, der eisige Nordwind kam, jeder Atemzug stieß wie ein spitzes Messer in die kranke, von Martern und Entbehrungen geschwächte Brust ...

Eine ganze Weile lang hatte er vor dem prunkvollen Hause in der Bendlerstraße gestanden, in dem der hohe Würdenträger wohnte. Helles Licht fiel durch die Glasscheiben der schmiedeeisernen Tür auf den mit einem Teppich belegten Gang des Vorgärtchens. Die Fenster oben waren erleuchtet. Equipagen und Autos fuhren an dem Gitter vor. Damen in hellen Abendmänteln stiegen aus, farbige kleine Seidenschuhe trippelten über den Teppich, Herren in Lackstiefeln gingen hinterdrein, den kostbaren Pelz über dem ordenbesternten Frack oder der blitzenden Uniform weit zurückgeschlagen. Da hätte er sich übel ausgenommen in dieser glänzenden Gesellschaft mit seinem verschlissenen Lodenmantel und dem abgeschabten Röcklein. Beiden hatte der nächtliche Marsch durch die masurischen Wälder nicht wohlgetan ... Aber selbst wenn ihm der Diener an der Tür, der in seiner betreßten Livree die Gäste mit dem Selbstbewußtsein eines spanischen Granden empfing, den Zutritt verstattet hätte, was wäre dann gewesen? Der hohe Herr hätte den Brief vielleicht gelesen: „Löschenberg ... Löschenberg? Ach so, ja, jetzt besinne ich mich! Na, wie geht's

denn dem alten Knaben? Aber Sie, Herr ... Herr ... ja also Kochanski ... vielleicht sprechen Sie mal wieder gelegentlich in den nächsten Tagen vor ..."

Da verkniff er sich's lieber gleich. Jugendfreundschaften hatten auch zwei Gesichter wie der Wald, je nachdem man ihn bei Tag oder bei Nacht durchwanderte. Bei den Freundschaften kam es darauf an, ob man sie von Berlin oder von Ordensburg aus betrachtete ... Er ging weiter, die Tiergartenstraße entlang. Hell erleuchtet lagen die prunkvollen Villen hinter den geräumigen Vorgärten; in jedem dieser Häuser wohnte ein Mann, für den es nicht mehr als das einem Bettler gereichte Almosen gewesen wäre, die Summe herzugeben, die ausgereicht hätte, zwei Menschen aus schmählicher Knechtschaft zu lösen. Aber wie einen Weg zu dem Herzen eines dieser Männer finden? Als ein Verrückter wäre er eingesperrt worden, wenn er sich unterfangen hätte, mit seinem Anliegen an einer der Türen zu klingeln, die mit hohem Gitter gegen die Straße abgesperrt waren ...

Franz Kochanski kam nach seinem Hotel. Dort wartete Herr Kenkel schon in erheblicher Aufregung. Es war die höchste Zeit, nach der Köpenicker Straße zu fahren, wenn die in der Neuen Philharmonie versammelten Landsleute nicht ungeduldig werden sollten. Weswegen? fragte er. Ach so, ja, er hatte einen Vortrag versprochen. Und wenn dieser Vortrag der Sache der gemeinsamen Heimat auch nur ein Quentchen nützte, mußte er gehalten werden ... Eine halbe Stunde später wurde der Redakteur Franz Kochanski von dem Vorsitzenden der Versammlung zum Rednerpulte geführt. Er netzte die trockenen Lippen mit einem Schluck Wasser und begann zu sprechen ...

Und weil ihm das Herz voll war von eigenem Kummer, fing er damit an. Erzählte, daß er vor etwa acht Tagen aus dem fernen Sibirien von zweien der verschleppten Landsleute Nachricht bekommen hätte. Einen Hilferuf, sie aus entwürdigender Knechtschaft zu lösen. Auf diesen Ruf hätte er es unternommen, sich durch die russischen Linien zu schleichen, aber dieses Beginnen wäre leichter auszuführen gewesen, als in dem großen Berlin die Hilfe zu finden, die er suchte. Und jetzt sähe er ein, es ginge wohl nicht an, nur zweien zu helfen, während Tausende mit ihnen in der gleichen Gefangenschaft

schmachteten. Daß die zwei einen Weg gefunden hätten, eine Nachricht nach Hause zu schicken, wäre nicht Verdienst genug, um unter den anderen bevorzugt zu werden.

„Namen nennen", rief der dicke Gutsherr von Borzymmen, der in der Ordensburger Saalgegend saß.

Franz Kochanski wandte den Kopf. Die kräftige Stimme kannte er gut. Von vielfachen Zusammenstößen her, als man im deutschen Vaterlande sich noch um solche Wichtigkeiten stritt, ob es besser sei, den oder jenen Mann in den Reichstag zu schicken.

Da rief er zurück: „Nein, Herr von Lindemann, das geht nicht! Da ich den beiden nicht helfen kann, will ich wenigstens ihr Los nicht verschlechtern. Erst heute vormittag ist mir auf dem Auswärtigen Amt gesagt worden, Berlin wimmele noch von russischen Spionen. Da fliegt eine Nachricht leicht über die Grenze und auch nach Sibirien. Nachher, unter vier Augen, stehe ich Ihnen gerne zur Verfügung. Vielleicht sind Sie in der Lage, mir einen Weg zu zeigen, auf dem ein Mensch gegen Unterpfand seiner Ehrlichkeit etwa fünfzigtausend Mark geliehen kriegt? Ich bin wohl in der Lage zu berichten, wie es unseren Landsleuten geht, die aus der lieben Heimat ins tiefste Rußland verschleppt worden sind. Auf welchem Wege mir diese Nachrichten zugegangen sind, muß ich auch verschweigen. Ich würde sonst meine Freunde drüben in Rußland, die der deutschen Sache treu ergeben sind, in schwere Lebensgefahr bringen. Sie müßten denselben Weg pilgern, den unsere Landsleute gehen, oder würden wegen Landesverrats gehenkt. Russische Rechtsprechung arbeitet kurz! Wenn nun aber meine Vertrauensmänner berichten, die Leiden der verschleppten Ostpreußen übersteigen alles bisher Dagewesene, so nehmen Sie, meine lieben Landsleute, dieses Wort in seiner ganzen, furchtbaren Bedeutung auf! Diese Männer sind daran gewöhnt, daß ab und zu einer aus ihrer Mitte nach Sibirien verschickt wird. Sei es, daß er sich mißliebig gemacht hat oder vielleicht zu arm gewesen ist, dem Polizeimeister ab und zu ein ‚Geschenk' zu machen. Alle Plagen sind ihnen wohl vertraut, die man auf dem weiten Wege zu erdulden hat, sie nehmen sie hin, als etwas Gegebenes. Uebernachten in Gefängnissen? Traurig genug, aber die russische Regierung kann für die Verbannten keine Hotels bauen! Frisches Stroh gibt es zur Nacht, ein

Essen, das nicht viel schlechter ist, als das sonst gewohnte, und wenn man ein menschliches Bedürfnis hat, darf man auf den Hof gehen. Das ist bei den aus Ostpreußen Verschleppten anders... Wochenlang werden sie zu Fuß die Landstraßen langgetrieben, was unterwegs zusammenbricht, bleibt liegen. Eine Gnade ist's, wenn einer der Kosaken umkehrt, mit einem mitleidigen Lanzenstich die Qualen des Kranken und Verschmachtenden abkürzt. Man muß schon recht weit zurückgehen in der Kriegsgeschichte der Menschheit, um auf solche Frevel, Grausamkeiten und Gewalttaten zu stoßen, wie sie jetzt in den vom russischen Heer besetzten Teilen Ostpreußens verübt werden..."

Hinten im großen Saale, in der Nähe der Tür, ertönte eine gellende Stimme: „Unbewiesene Verleumdungen!... Belgien!..."

Es gab einen kurzen Tumult, dann erhob sich die Riesengestalt des Gutsbesitzers Pfennigreuter-Olschewen. Er winkte mit der breiten Hand zum Vorstandstische hinüber: „Schon alles wieder in Ordnung, meine Herren! Es war ein heißblütiger ‚Bundesgenosse', ein Italiener. Ich hab' ihm klargemacht, er müßte mit seinen Sympathien eigentlich auf unserer Seite stehen, so daß er versprochen hat, den Vortrag nicht mehr zu stören. Außerdem ist er seit ungefähr zwei Minuten durch geschwollene Backe am Reden verhindert..."

Ein brausendes Lachen rollte durch den Saal, noch mitten darin erhob Herr Pfennigreuter seine gewaltige Stimme. „Alles ganz gut und schön, aber ich möchte bemerken, Herr Kochanski erzählt uns hier Dinge, die wir Flüchtlinge schon vom ersten Einfall der Russen her kennen. Wenn die Versammlung heute einen praktischen Zweck haben soll, muß er sich schon bequemen, mit Neuigkeiten zu kommen!"

Franz Kochanski blickte auf. Auch die Stimme kannte er von manchem Zwischenruf her aus heimischen Wahlversammlungen...

„Ja, glauben Sie denn, Herr Pfennigreuter", so rief er zurück, „ich habe mich zu diesem Vortrage hier gedrängt? Wenn Sie wüßten, wie ungern ich mich dazu entschlossen habe, vor Ihnen zu sprechen! Ja, wenn ich nur ein klein bißchen Gutes zu berichten gehabt hätte! Aber nur Blut, Tränen und Jammer, Mord, Feuer und Gewalttat?... Und Sie,

Herr Pfennigreuter, stehen allein auf der Welt. Nichts verbindet Sie mit der Heimat, als die Sorge um Ihr verlassenes Eigentum. Aber wie viele sitzen hier unten, die sich über das Schicksal von nahen Anverwandten noch allerhand Hoffnungen hingeben? Soll ich an der Hand meiner Aufzeichnungen diese Hoffnungen zerstören? Traurige Gewißheit kommt immer noch viel zu früh ..." Er blickte in die ihm zugewandten Gesichter der Menge dort unten, als er aber darin keine Zustimmung las, fuhr er mit einem Seufzer fort:

„Nun gut! Ich will Ihnen erzählen, was ich weiß. Was mir von glaubwürdigen Personen mitgeteilt worden ist, von so glaubwürdigen Leuten, daß ich wohl berechtigt bin, ihre Aussagen zu den meinigen zu machen. Namen darf ich nicht nennen, das ist mir auf dem Auswärtigen Amte, bei dem ich heute vormittag in persönlicher Angelegenheit vorsprach, aufs dringendste nahegelegt worden. Ueber die Greueltaten der russischen Truppen soll zu gelegener Zeit eine Denkschrift erscheinen, der möchte ich nicht vorgreifen ...

„Um also mit dem minder Wichtigen und Ersetzbaren zu beginnen: Jedes Haus und jedes Gehöft, das in militärischer Hinsicht ‚überflüssig' war, ist erbarmungslos niedergebrannt worden. Ihr Gehöft, Herr Pfennigreuter, stand noch, nach den letzten mir zugegangenen Nachrichten. Sie haben das Glück, daß in Ihrem Gutshause ein Etappenkommando liegt. Freilich, Ihre landwirtschaftlichen Maschinen sind alle nach Rußland geschafft worden, wohl auch die besten Einrichtungsgegenstände Ihres Hauses. Die russischen Offiziere stehlen mit Erlaubnis ihrer obersten Führung alles, was ihnen irgendwie begehrenswert erscheint. In meiner Heimatstadt Ordensburg wurde eine Sammelstelle eingerichtet unter Aufsicht des Platzkommandanten. Dort wurde der Raub — Klaviere, Bilder, Möbel, Nähmaschinen, Kücheneinrichtungen, Teller und Gläser, Wagen, Fahrräder und Kochmaschinen — zusammengeschleppt, um dann in Eisenbahnzügen über die Grenze geschafft zu werden. Was zu diesem Zwecke nicht gut genug erschien, ist zerstört und zertrümmert worden. Ich habe mit eigenen Augen Wohnungen gesehen, in denen russische Offiziere hausten. Zwischen kahlen Wänden hausten sie, zwischen zertrümmerten Schränken und Spiegeln, nur das Bett in einer Ecke der Stube war heil. Wie es in diesen Wohnungen sonst aussah, davon

will ich schweigen. Aber ich möchte behaupten, auf manchem ostpreußischen Gutshofe gab es früher Schweineställe, die sauberer gehalten waren...

„Und nun zu den Schäden, die mit Geld, Seife und Wasser und einem harten Besen nicht wieder gut zu machen sind. Im ganzen Kreise Ordensburg" — er erhob seine Stimme — „gibt es von männlichen Einwohnern nur noch einige Knaben unter fünfzehn und nur noch einige Greise über sechzig Jahre. Alles, was dazwischen liegt, ist von den Russen unbarmherzig über die Grenze geschleppt oder ruchlos erschlagen worden. Nur ganz wenige noch halten sich in den Wäldern versteckt, fristen dort jämmerlich ihr Leben; die einzige Hoffnung hält sie aufrecht, daß auch ihnen die Stunde der Befreiung schlagen wird, wenn unser heißgeliebter Held Hindenburg aus Polen zurückkehrt... In den anderen Kreisen des von russischen Truppen besetzten Gebietes herrschen genau die gleichen Zustände. Meiner Berechnung nach sind fast zehntausend unserer unglücklichen Landsleute erschlagen oder verschleppt worden. Darunter auch etwa tausend Frauen und Kinder. In vielen Fällen zu dem ausgesprochenen Zwecke, dem zurückbehaltenen Ehemann und Vater noch das letzte, etwa versteckte Geld abzupressen... Soll ich Ihnen die Dörfer und Städte nennen, in denen auf Befehl der Offiziere die weibliche Einwohnerschaft in einem Hause zusammengetrieben wurde, um dort mit Zittern und Zagen dem Augenblicke entgegenzusehen, in dem sie von einem dieser ruchlosen Lüstlinge eingefordert wurde? Soll ich Ihnen das Dorf zeigen, nicht weit von Ordensburg, in dem eine ganze Familie auf die gräßlichste Weise geschändet und ermordet worden ist? Die Frau in unsäglicher Art verstümmelt und mit einem russischen Seitengewehr an den Tisch genagelt, ihr dreijähriges Töchterchen ebenfalls verstümmelt und an der Wand gekreuzigt, der Mann schwer verwundet und gefesselt. Als er aufgefunden wurde, lebte er noch. Aus seinem Lallen ging hervor, daß er hatte sehen müssen, wie Weib und Kind zu Tode gemartert und verstümmelt wurden..."

Der Versammlung unten im Saale hatte sich eine tiefe Erregung bemächtigt. Der lange Pfennigreuter war aufgesprungen und schrie: „Und das alles sollen wir uns ruhig gefallen lassen? Dafür soll es keine Vergeltung geben?..." Brausender Beifall folgte seinen Worten.

Franz Kochanski hatte Mühe, sich in dem Lärm Gehör zu schaffen. „Vergeltung, Herr Pfennigreuter? Wie denken Sie sich die?"

„Na jedenfalls anders als Sie, Herr Kochanski! Wir haben ein paar tausend, zum Teil sehr vornehme Russen gefangen in Döberitz. Die sollte man mir zur Behandlung anvertrauen. Verlassen Sie sich darauf, die würden beten lernen unter meiner harten Faust. Nur Sie natürlich, Herr Kochanski, mit Ihren verschwommenen Humanitätsidealen würde ich mir nicht zum Adjutanten aussuchen bei diesem Kommando! Da kann man nicht als kühler Beobachter oder Schilderer menschlicher Leidenschaften dabeistehen, da muß man Farbe bekennen und mit der Bibel sprechen: Aug' um Auge, Zahn um Zahn!"

Der Beifall unten im Saale erneuerte sich, Franz Kochanski wartete, bis das Getöse sich ein wenig gelegt hatte.

Er richtete sich auf, in seinen Augen war ein seltsames Leuchten, halb Schmerz, halb Zorn ...

„Kühler Beobachter?" rief er zurück. „Was wissen Sie denn, Herr Pfennigreuter, von mir und meinen Gefühlen? ... Das Liebste, was ich hab' auf der Welt, ist von einem russischen Offizier vergewaltigt, ins Elend hinausgestoßen worden. Jetzt frondet das Mädchen, das ich als meine Frau heimzuführen gedachte, in schwerer Arbeit fern in Sibirien, trägt von dem Schänder seiner Ehre ein Kind unter dem Herzen und den Keim einer schleichenden Krankheit in der Brust! Da soll ich als ‚kühler Beobachter' dabeigestanden haben? Ah, nein, Herr Pfennigreuter, als ein leidenschaftlich Beteiligter habe ich dieses Unglück wie das unserer Landsleute miterlebt! Und was Sie sich mit aller Phantasie an Vergeltungsmartern ausdenken mögen — alles habe ich schon mit heißem Zorn in meinem Busen gewälzt! Ist es nicht auch ein Ziel, der Anstrengung der Edelsten wert, daß es einmal in dem unbeirrbaren Urteil des Weltgerichtes heißt: Das einzige Volk, das durch diesen grauenhaftesten aller Kriege mit reinen Händen gegangen ist, ist das deutsche? ..." Er erhob seine klingende Stimme, aus seinen Augen sprang ein inbrünstiger Strahl zu der dunklen Masse dort unten im Saal:

„‚O Deutschland hoch in Ehren, du heiliges Land der Treu, hell leuchte deines Ruhmes Glanz in Ost und West aufs neu! ...' So singen unsere tapferen Feldgrauen draußen vor

dem Feind, ich aber lege das Wort von Treue und Ruhm in dem Sinne aus: ‚Treu dem Ideal in der eigenen Brust, und Ruhm dem einzigen Volk, das den heiligen Weg des Rechtes nicht einen einzigen Augenblick lang verlassen hat!‘ In diesem Zeichen sollst du kämpfen, geliebtes Vaterland. Und, glaubt mir, liebe Brüder, alle Martern und Qualen, alle blutigen Tränen unserer armen Landsleute werden sich zu einem strahlenden Diadem aus Perlen und Edelsteinen um das heilige Gefäß des Sieges flechten, wenn wir es eines Tages mit unbefleckten Händen halten. Schon kündet ein Leuchten fern im Osten das kommende Morgenrot. Daß der Tag selbst danach nicht lange mehr auf sich warten lassen möge, das sei mein heißer Wunsch!...“

Der greise Vorsitzende schwang die Glocke, es dauerte eine ganze Weile, bis die Erregung in dem großen Saale sich beruhigte.

Die Versammlung löste sich auf, nur die aus dem Ordensburger Kreise blieben zurück. Die drängten zu dem erhöhten Podium, auf dem der Vorstand saß, und hundert Stimmen zugleich baten vor dem einzigen, der sie geben konnte, um Auskunft über das Schicksal von Verwandten und im Stich gelassenem Eigentum. Franz Kochanski stand Rede und Antwort, soweit er's mit seinem Herzen und Gewissen vereinigen konnte. In den traurigsten Fällen aber war in seinem Gedächtnis und seinen Aufzeichnungen nichts zu finden. Sollte er der Kätnerfrau aus dem Dorfe Schikorren vielleicht sagen: „Ja, ich weiß genau, dein Bruder ist von den Russen gegen einen Baum gestellt und ohne jeden Grund erschossen worden?“ Oder dem Altsitzer Brozio aus Baruannen, den seine Kinder im letzten Augenblick auf den rettenden Wagen eines Nachbarn gehoben hatten: „Dein Sohn liegt erschlagen, und deine Schwiegertochter hat Gram und Schande in einem Torfloch des großen Moors ertränkt?...“ Zu sanft vorbereitenden Worten aber war keine Zeit. Da schwieg er lieber...

Der Gutsbesitzer Pfennigreuter kam ihm zu Hilfe. Er deckte ihn mit seiner breiten Gestalt, wehrte die Andrängenden ab: „Herrschaft, laßt den Mann doch zufrieden! Dem steckt die eigene Todesangst ja noch in den Gliedern, wie soll er da über fremde Nöte Bescheid wissen? Und er bleibt ja jetzt hier, da könnt ihr ihn noch oft genug fragen!...“

Die kurze Ansprache wirkte, auch die Ordensburger wandten sich dem Ausgange des Saales zu, in dem die Angestellten der Philharmonie die Lichter zu löschen begannen.

Nur eine einzige blieb noch zurück, die fremde, junge Dame, die immer zwischen den Angehörigen des Ordensburger Kreises gesessen hatte. Der dicke Herr von Lindemann sah, wie sie zögernd stand, anscheinend mit einem Entschlusse kämpfte. Er benützte die Gelegenheit, sich mit galanter Verneigung vorzustellen, sie nach ihrem Begehr zu fragen. Sie nannte ihren eigenen Namen, den er nicht verstand, und bat, in einer ganz reizend klingenden, leicht süddeutsch gefärbten Sprache, ob er wohl die Güte haben wollte, sie mit Herrn Kochanski bekannt zu machen.

„Aber mit dem größten Vergnügen", sagte er eifrig, verabschiedete sich hastig von der Gattin. Bat um Entschuldigung, falls sich über den Erörterungen, die sich im engeren Kreise an den interessanten Vortrag des Landsmannes Kochanski schließen würden, die Heimkehr verzögern sollte.

Frau von Lindemann nickte nur lächelnd: „Ist gut, Gottfried", und schloß sich den Harbrechtschen Damen, Mutter und Tochter, die ebenfalls den Vortrag besucht hatten, zum Heimwege an. Ihr Gatte aber stieg ärgerlich hinter der interessanten Unbekannten die zum Podium führende Treppe hinauf. Die Gleichgültigkeit, mit der ihn seine Frau behandelte, wirkte geradezu beleidigend. Schwerenot noch mal, wozu hatte sie ihn da eigentlich geheiratet, wenn sie jetzt schon — kaum sechs Wochen nach der Hochzeit — sich nicht im geringsten darum kümmerte, ob er unter einem wahren oder erdichteten Vorwande bis in die halbe Nacht hinein von Hause fortblieb?

In seine Gedanken versunken, hatte der Freiherr von Lindemann gar nicht gemerkt, daß er hinter der fremden, jungen Dame zurückgeblieben war. Als er hinzutrat, hatte sie sich schon ohne seine Hilfe mit Herrn Kochanski bekannt gemacht. Sie dankte ihm für den Vortrag und fragte, ob er ihr nicht die Namen der beiden Verschleppten nennen wolle, die sich an ihn aus dem fernen Sibirien mit dem Ruf um Hilfe gewandt hätten. Er fragte zurück: „Welches Interesse könnten Sie daran haben, mein Fräulein?"

„Vielleicht würde ich den Versuch machen, das Geld aufzubringen, um das Sie sich bisher vergeblich bemüht haben!"

Franz Kochanski atmete tief auf. „Liebes Fräulein, die Sache ist für mich so furchtbar ernst, und wenn ich wieder eine Enttäuschung erleben sollte ..."

Die junge Dame machte eine ungeduldige Bewegung. „Ich bin nicht mehr so reich, wie ich vor dem Kriege gewesen bin. Immerhin würden es mir meine Mittel erlauben, auch das Mehrfache der Summe herzugeben, die Sie vorhin nannten, wenn ... ja wenn ... also unter den Herren, die beim ersten Einbruche der Russen verschleppt worden sind, befindet sich einer, für dessen Schicksal ich mich besonders interessiere." Sie zögerte ein wenig, dann fügte sie halblaut hinzu: „Es ist der frühere Landrat des Kreises Ordensburg, Herr von Döhlau!"

Franz Kochanski trat unwillkürlich einen Schritt näher. „Ach, dann habe ich wohl die Ehre mit Frau von Döhlau?"

Die junge Dame schüttelte den Kopf. Eine feine Röte stieg ihr an Hals und Wangen empor. „Nein, die bin ich nicht. Eigentlich auch gar nicht mit ihm verwandt. Aber wenn ich ihm gerade helfen könnte, würde ich's gerne tun."

„Nun denn", sagte er, „Herr von Döhlau ist es, der an mich geschrieben hat. An dem Tage, als er in Gefangenschaft geführt wurde, hatte ich Gelegenheit, ihm einen unbeträchtlichen Dienst zu erweisen. Da hat er sich auch jetzt an mich gewandt. Ueber den Weg, auf dem ich seinen Brief bekommen habe, muß ich schweigen."

Die junge Dame schüttelte ihm die Hand. „Es ist gut! Besuchen Sie mich morgen abend um sieben Uhr im Hotel Adlon. Lassen Sie sich auf Zimmer zwanzig melden bei Miß Heakock, das ist meine Gesellschafterin. Den Tag über bin ich durch Pflichten in Anspruch genommen, die ich nicht so einfach liegen lassen kann."

Sie wollte sich mit einem Kopfnicken verabschieden, aber Franz Kochanski hielt ihre Hand fest umklammert. In seiner Brust arbeitete es, er mußte sich zusammennehmen, daß ihm die hellen Tränen nicht aus den Augen stürzten. „Fräulein", sagte er, „liebes Fräulein, Sie ahnen wohl kaum, wie mir zumute ist! Wenn es sich wirklich erfüllen sollte, worauf ich kaum noch zu hoffen wagte ..."

Da huschte über das Gesicht der jungen Dame, die mit ihrem hageren Figürchen wie ein in Mädchenkleider gesteckter Junge aussah, ein hinreißend liebenswürdiges Lächeln. „Der

‚andere' Flüchtling, für den Sie Hilfe suchen, steht wohl Ihnen besonders nahe, Herr Kochanski?"

„Ja", sagte er ehrlich. „Und ich will mein Leben lang fronden, wenn ich das Geld kriege, das zu ihrer Befreiung nötig ist."

Da lachte sie herzlich auf. „So etwas Aehnliches hatte ich mir gedacht! Na, denn wollen wir mal morgen abend sehen, wie sich unsere Interessen vereinigen lassen ..."

Ein freundliches Kopfnicken noch, sie schritt die kurze Treppe hinab, die vom Podium in den schon halbdunklen Saal führte. Franz Kochanski aber stand wie in einem Traum. Der Umschwung von Verzweiflung zu neuer Hoffnung war zu plötzlich gewesen. Er sah, wie der dicke Freiherr von Lindemann hinter der sich entfernenden jungen Dame herdienerte. Da schoß er auf ihn zu. „Um Gottes willen, Herr von Lindemann, haben Sie eine Ahnung, wer die junge Dame eben war?"

„Keinen Schimmer! Hat sie sich Ihnen denn bei der langen Unterredung nicht vorgestellt?"

„Allerdings, aber ich habe den Namen nicht verstanden."

„Na mir ist's nicht anders gegangen. Sie brabbelte zwar etwas, was wie ein Name klang, aber ich hab' nur so was wie ‚Oase' rausgehört! Uebrigens ein guter Witz, wie? Paßt ganz zu dem entzückend pikanten Persönchen: erquickende Oase in der dürren Wüste sonstiger Weiblichkeit ..."

Herr Pfennigreuter trat zu den beiden, legte dem schmächtigen Kochanski die breite Hand auf die Schulter. „Na, Sie kleine Kratzbürste? Nu kommen Sie! Erst wollen wir uns mal bei Hiller was Ordentliches braten lassen und dann bei Siechen mehrere Töppchen dickes Bier trinken. Dabei werd' ich Ihnen dann auseinandersetzen, daß ich in der Heimat noch 'was anderes zurückgelassen habe, außer dem bißchen Eigentum, nämlich mein gutes Ostpreußenherz! Dem tut's genau so weh wie dem Ihrigen, wenn die liebe Muttererde veraast, geschändet und verschimpfiert wird ..."

„Entschuldigen Sie", erwiderte er, „ich wollte Sie nicht kränken, Herr Pfennigreuter. Das war in der Hitze des Gefechts. Und für die freundliche Aufforderung besten Dank! Ich ... ich bin für heute abend schon versagt." Er verneigte sich hastig, ging über die kurze Treppe dem Ausgange des Saales zu.

Herr Pfennigreuter rief ihm nach: „Na denn ein andermal! Sie finden uns jeden Abend bei Siechen, im kleinen Zimmer vorn rechts.“ Und als aus dem Dunkel keine Antwort kam, fügte er ärgerlich hinzu: „Na schön, denn nich! Wer nich will, der hat schon!“

„Hm“, sagte Herr von Lindemann, „wir hätten's vielleicht ein bißchen zartfühlender anfangen sollen! Der arme Deuwel hat sicher keine Schätze aus Ordensburg mitgeschleppt, und sich bewirten zu lassen, ist er zu stolz.

„Hätt'st es mir auch früher sagen können“, brummte Herr Pfennigreuter, eilte mit langen Schritten dem Davongegangenen nach. Der aber hatte sich irgendwo gedrückt oder war in der Menge, die zum Ausgange drängte, verschwunden.

Der Freiherr von Lindemann war, so rasch es seine kurzen Beine erlaubten, nachgestiefelt. „Weißt du was, Christian“, sagte er ein wenig außer Atem, „ich möchte heute auch lieber nach Hause gehen!“

Der andere blieb stehen, sah von seiner Kirchturmhöhe verwundert auf ihn hinunter. „Nanu? Ich denke, wir wollten doch heute von Siechen noch ein bißchen weiterbummeln? 'n Blauen springen lassen und wieder mal fidel sein?“

Der dicke Gutsherr von Borzymmen machte ein ernstes Gesicht. „Nee, mir ist von dem Vortrage eben was im Hals steckengeblieben. Ich stift' die hundert Mark lieber in die Unterstützungskasse. Und schließlich muß ich doch endlich mal daran denken, daß ich seit einigen Wochen verheiratet bin!“

Herr Pfennigreuter pfiff durch die Zähne. „Sieh mal einer an! Winkt die gebürtige Streitin aus Marczinowen schon mit dem Pantoffel?“

„Im Gegenteil! Ich kann nach Hause kommen, wann ich will. Um Eins, um Zwei — mal ist es auch schon halb Fünf gewesen — meinst du, sie fragt, wo ich mich 'rumgetrieben habe? ... Fällt ihr nicht ein! Wenn ich erzählen will, was ich mir ausgedacht hab' — manchmal hat man ja auch ein absolut reines Gewissen, nicht wahr? — also da winkt sie ab! Ich soll unser Kind nicht aufwecken! Weißt, das kleine Mädelchen, das ich zwischen den toten Eltern in Borzymmen fand, wie die Russen das ganze Dorf abgesengt hatten ...“

Der lange Pfennigreuter lachte. „Na, Mensch, dann sei doch zufrieden! Das ist doch eine geradezu ideale Ehe. Und

wenn ich wüßte, daß ich's ebenso gut treffen würde, könnte ich mich versucht fühlen, auf meine alten Tage auch noch das einspännige Dasein aufzugeben."

Herr von Lindemann seufzte tief auf.

„Junge, Junge, ich rate dir, laß es sein!... Es ist ein ganz verteufelter Zustand. Wo hab' ich früher mal ‚Moralischen' gehabt oder über mich nachgedacht? Jetzt frag' ich mich alle paar Tage: Gottfried, bist du nicht eigentlich ein hundsgemeiner Kerl, daß du ein weibliches Wesen, das dir blindlings vertraut, so niederträchtig hintergehst?..."

„Hm", sagte der Große, „sehr merkwürdig! Die Herrin von Marczinowen, die ihr Gut früher mit 'nem handfesten Krückstock regiert hat, soll auf einmal so sanft geworden sein? Also Gottfried, ich sage dir, die Sanftmütigkeit ist 'ne Kriegslist. Wenn du drauf 'reinfällst, bist du verloren!"

Herr von Lindemann reckte sich heraus. „Unsinn! Lieben tut sie mich und hat Respekt vor mir! Aus dem Grund allein macht sie mir keine Vorwürfe. Deswegen aber — möchte ich sagen — ist es doppelte Pflicht für mich, endlich gegen die Brust zu schlagen und einen ordentlichen Lebenswandel anzufangen!"

„Na schön, dann fang' man an! Ich möcht' mir um Himmels willen keine Vorwürfe machen, ich hätt' dich vom Pfad der Tugend abgehalten..." Er hob den langen Arm, rief laut: „He, Auto, halt, stopp!"

Die langsam fahrende Kraftdroschke bremste, der dicke Freiherr von Lindemann stand unschlüssig und in einiger Verlegenheit da. „Wo willst du denn hinfahren?" fragte er endlich.

„Na, wie ich gesagt habe. Zunächst zu Hiller, um was Ordentliches zu essen und eine bessere Röte zu trinken. Dann zu Siechen, und den Rest des Abends stell' ich dem lieben Zufall anheim."

Herr von Lindemann gab sich einen Ruck. „Ist gut, zu Hiller komme ich mit, zu Hause würde ich doch nichts mehr zu essen kriegen. Aber ich bitte dich dringend, fordere mich nicht auf, mit dir weiterzubummeln! Ich müßte es aufs entschiedenste ablehnen; einmal muß man doch endlich mit dem soliden Lebenswandel anfangen?!"

Herr Pfennigreuter lachte. „Dann steig' man ein, Gottfried! Aber eins sage ich dir: So sicher ich weiß, daß du auch

ohne meine Aufforderung heute mit mir weiterbummeln wirst, ebenso genau weiß ich's, daß ich in ein paar Tagen meinen abendlichen Schoppen ohne dich trinken werde. Nicht nur der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Und glaub' mir, wir alle haben deine verehrte Frau Gemahlin unterschätzt, die ist viel, viel klüger, als wir gedacht hatten."

6.

Franz Kochanski saß in seinem kleinen Hotelzimmer, schrieb emsig an einem Artikel über die Zustände in dem von den Russen besetzten Teil Ostpreußens. Es war der erste Artikel einer ganzen Serie, die in einer großen Berliner Zeitung erscheinen sollte. Er war sehr froh darüber daß er die Möglichkeit gefunden hatte, endlich wieder mit eigener Arbeit ein paar Groschen Geld zu verdienen. Die sechzig Mark, mit denen er aus Ordensburg gezogen war — mehr als die Hälfte hatte der Herr von Löschenberg als Rest des eigenen Barvermögens beigesteuert —, waren bei der Bahnfahrt, der Beschaffung frischer Wäsche und neuer Stiefel draufgegangen. Und so überflüssig es im Grunde war, auch einen neuen Anzug mußte er sich leisten ... Die Leute auf der Straße starrten ihn an, und gestern abend, als er sich im Hotel Adlon erkundigen wollte, wie die junge Dame wohl heißen mochte, deren Gesellschafterin auf Nummer Zwanzig wohnte, hatte der feine Portier ihm mißtrauisch die Tür gewiesen. Da war er mit einem Achselzucken gegangen. Sollte er dem Manne, der doch in gewissem Sinne seine Pflicht tat, sagen: „Mein Lieber, was meinen Sie, wie Ihr feiner Tressenrock aussehen würde, wären Sie, wie ich, vier Tage und Nächte in den masurischen Wäldern unterwegs gewesen? ..." In der räucherigen Studentenkneipe, jenseits der Weidendammer Brücke, ließ er sich einen Briefbogen geben, schrieb an das Fräulein Heakock auf Zimmer Zwanzig, Sie möchte dafür sorgen, daß er bei seinem Besuche um sieben Uhr nicht wieder abgewiesen, sondern vorgelassen würde. Und als er sich an einer trotz der Kriegszeiten reichlich bemessenen Studentenportion Eisbein mit Sauerkohl ordentlich sattgegessen hatte, fing er an zu träumen. Von einem Wieder-

sehen in wenigen Wochen ... Wie er eine ohne eigene Schuld Geschlagene wieder aufrichten und in ein neues Leben zurückführen wollte ... Und mitten in diesen Zukunftsträumen mußte er denken, wie er noch vor wenigen Stunden in trostloser Niedergeschlagenheit durch die Straßen geirrt war ...

Er nahm eine Zeitung, zwang sich mit Gewalt zum Lesen. Aber nur seine Augen folgten den gedruckten Buchstaben, seine Gedanken gingen auf ganz anderen Wegen ...

Am Nebentische saß ein halb Dutzend Studenten, zwei darunter in Uniform. Die trugen beide das Eiserne Kreuz, saßen still da und versonnen, indes die anderen sich laut unterhielten. Unwillkürlich hörte er hin ... Die vier in Zivil feierten Abschied, sie hatten endlich ein Regiment gefunden, bei dem der untersuchende Stabsarzt über ihre nur bedingte Tauglichkeit nachsichtig ein Auge zugedrückt hatte. Weil sie gar so herzlich und inständig gebeten hatten, und morgen wurden sie als Rekruten eingestellt ... Da sprachen sie von allem Möglichen, wofür sie sich mit ihren brennenden Jünglingsseelen interessierten. Von der Hingabe ans Vaterland, von der herrlichen Rede, die der Professor Wilamowitz-Möllendorf in der Aula gehalten hatte, über die Streitfrage, ob es fürder noch angängig sei, fremdländische Dichtwerke an deutschen Bühnen aufzuführen, und noch einiges andere mehr. Schließlich kamen sie auch darauf, daß nach zuverlässigen Beobachtungen der Krieg im Volke eine Rückkehr zum kirchlichen Glauben bewirkt hätte. Einer der flaumbärtigen Jünglinge fand das unerklärlich. Wenn man sich zu einer vernunftgemäßen Weltanschauung durchgerungen hätte, könnte man doch nicht einfach wieder wegen ein bißchen Lebensgefahr alle bisher gewonnene Erkenntnis verleugnen? Und ein anderer meinte, das wäre doch ein Rückfall in die Urzeiten des Menschengeschlechts, in denen man zu den aus eigener Not und Unvollkommenheit geschaffenen Gottheiten betete.

Da hob der erste der beiden Feldgrauen, der so lange schweigsam gesessen hatte, die Hand. „Mein Lieber, hast du schon mal vierundzwanzig Stunden in einem verschütteten Unterstand gelegen?“

Und der andere fiel ein: „Oder in dem halbmannshohen Rübenkraut vor Dixmuiden? Die Krankenträger gehen immer auf zehn Schritte an dir vorbei, ohne dich zu sehen, und du bist

vor Blutverlust zu schwach, auch nur einen Laut von dir zu geben? Nur still beten kannst du noch: ‚Himmlischer Vater, hilf, laß mich hier nicht elend verschmachten! Vielleicht, daß ich dem Vaterlande weiter dienen kann, wenn ich wieder gesund werde, und ich will mich bemühen, in deinem Sinne ein ernstes Leben zu führen...' Und auf einmal steht ein kluger Hund neben dir, leckt dein Gesicht und fängt an zu bellen, so daß die Krankenträger, die schon vorbeigegangen waren, wieder umkehren?..."

Und der erste fügte hinzu: „Oder du liegst im finstern Schacht, wohin du auch die Hand ausstreckst, nichts als klebriges Blut. Du fängst an zu schreien, keine Antwort. Du schreist und pochst stundenlang, nichts regt sich. Nur ein Dröhnen immer in der Erde von neuen Granaten, ein dumpf schütternder Schlag jedesmal, wenn so ein Beest in den Boden saust. Und da besinnst du dich auf einen, den du dir in törichten Friedenstagen wegdisputiert und wegbewiesen hast.... Eine Weile noch, du hörst draußen ein Getöse von trampelnden Füßen, Hurrageschrei und Handgranatengeschmetter... Die Deutschen sind zu siegreichem Gegenstoß gekommen, dein Klopfen und Pochen findet Antwort. Spaten knirschen, ein Lichtstrahl bricht endlich wieder in dein unterirdisches Gefängnis... Du wirst herausgezogen, deine Augen trinken Himmel und Sonne, deine Lungen Luft... ja, glaubst du, mein Jungchen, daß man die Gelübde, die man unten getan hat, oben nachher leichtfertig wieder vergißt?..."

Da sagte der flaumbärtige Jüngling kleinlaut: „Diese praktischen Erlebnisse beweisen doch aber nichts gegen meine Theorie?"

Der Feldgraue, der in den Rübenfeldern Dixmuidens gelegen hatte, klopfte mit einem Geldstück auf den Tisch. „Mieze, zahlen! Und wart' nur, mein Jungchen, bis du in die Praxis 'rauskommst! Wie schnell du da eine neue Theorie lernen wirst!"

Und der andere fügte hinzu: „Oder auf den grabenden Spaten warten, der dir mitten in die Finsternis ein neues Licht bringt..."

Auch Franz Kochanski berichtigte seine Zeche, ging in dem wimmelnden Menschenstrome, der die Friedrichstraße füllte, still nach Hause. Die ernsten Stimmen der beiden Feldgrauen schwangen noch lange in seinem Herzen nach. Hatte er nicht

selbst im tiefsten Schacht der Verzweiflung verschüttet gelegen, und drang nicht jetzt auch in sein unterirdisches Verlies der erste Hoffnungsstrahl? —

Die Arbeit an dem Artikel war ihm flott von der Hand gegangen. Befriedigt las er durch, was er geschrieben hatte. An der Tür klopfte es, auf sein lautes Herein trat ein Besucher über die Schwelle, den er nicht gerade erwartet hatte. Sein alter Widersacher, der Gutsherr von Borzymmen! Ein wenig verwundert erhob er sich: „Verzeihung, Herr Baron, womit kann ich dienen?"

Der dicke Freiherr von Lindemann, der vom Treppensteigen blaurot im Gesicht gefärbt war, rang nach Atem. „Na, na, ein bißchen powoli! Erst mal verschnaufen lassen. Und ich sag' immer zu meiner Frau: ‚Höchste Zeit, daß wir wieder in eine Gegend kommen, wo man die Häuser vernünftigerweise in die Breite baut, statt in die Höhe. Bei diesem verdammten Treppensteigen rührt mich noch mal der Schlag!'"

Franz Kochanski hatte seinem Besucher einen Stuhl gebracht. „Entschuldigen Sie, Herr Baron, hatte ich eben recht gehört: Sie sprachen von Ihrer Frau Gemahlin?"

Der dicke Herr von Lindemann trocknete sich die Stirn. „Ja natürlich! Und wissen Sie das nicht? Schon vor mehr als sechs Wochen hat mich ... oder vielmehr umgekehrt ... also habe ich Fräulein von Streit-Marczinowen geheiratet. Auch 'ne Kriegstrauung gewissermaßen, denn wir hatten uns in der Zeit der ersten Russennot eigentlich so recht kennengelernt und miteinander verlobt ..."

Franz Kochanski mußte unwillkürlich lächeln. Jedes Kind in Ordensburg kannte das schnurrige Verhältnis, in dem die beiden Gutsnachbarn gestanden hatten, wußte, welche Mühe die Besitzerin von Marczinowen sich schon seit Jahren gab, den Herrn von Borzymmen zu einem sparsamen und ordentlichen Lebenswandel zu erziehen. Er verneigte sich höflich.

„Da gratuliere ich aber herzlichst, Herr Baron!"

„Danke, ist auch alle Ursache dazu! Hätte gar nicht gedacht, daß man auf seine alten Tage noch mal so glücklich werden könnte. Unheimlich glücklich, geradezu! Und das ist auch

der Grund... also ich hab' meiner Frau versprechen müssen, Sie zum Mittagessen mitzubringen. Nur ganz im kleinen Kreise, bei der Frau Oberst Wegener. Die bespeist ihre flüchtige ostpreußische Verwandtschaft. Na und nun ziehen Sie sich rasch um, wir machen erst einen netten Frühschoppen, bauen eine solide Grundlage aus 'nem paar Dutzend Austern und 'nem ordentlichen Beefsteak, und dann los zum Mittagessen! Nämlich die gute Wegnern ist sehr auf Streckung der Nahrungsmittel aus, durch Sparsamkeit im eigenen Haushalt. Das ist sehr sozial gedacht und höchst lobenswert, aber es kann einem passieren, daß man Milchsuppe und Griesspeise zum Diner kriegt. Für beides hab' ich schon in meiner frühesten Kinderzeit nicht geschwärmt..."

Franz Kochanski richtete sich auf. „Herzlichen Dank, Herr Baron, aber ich bin leider schon anderweitig versagt!"

„Na, dann werden Sie dort eben absagen!"

„Unmöglich!"

Jetzt brach dem dicken Herrn von Lindemann der Schweiß ernstlich aus. Er mußte ein zweites Taschentuch zu Hilfe nehmen, um sich die Stirn zu trocknen.

„Also Sie, das geht nicht", sagte er endlich. „Mein Lebensglück steht auf dem Spiele!" Und als der andere eine erstaunte Bewegung machte, fuhr er fort: „Sind Sie verheiratet?"

„Nein!"

Herr von Lindemann seufzte auf. „Schade! Sonst wäre es mir leichter gewesen, Ihnen meine entsetzliche Lage klarzumachen. Aber ich setze natürlich voraus, was ich Ihnen jetzt anvertraue, bleibt unter uns!..."

„Selbstverständlich, Herr Baron!"

„Nun denn... also, wie bereits gesagt, ich bin glücklich verheiratet. Kolossal glücklich! Sie werden das vielleicht erst später einmal zu schätzen wissen: Meine Frau — ich kann noch so spät nach Hause kommen — fragt zum Beispiel nie, wo ich gewesen bin."

„Ihre Frau Gemahlin vertraut Ihnen eben! Was sollte sie auch wohl für einen Grund zum Fragen haben, wenn Sie, Herr Baron, nicht auf unrechten Wegen wandeln?"

Aus der Brust des Herrn von Lindemann rang sich ein Stöhnen.

„Lieber Herr, seien Sie doch nicht so schwer von Begriff:

Manchmal wandelt man aber d o ch! Wie zum Beispiel gestern abend. Weiß Gott, ich hatte die besten Vorsätze, aber dieser Kerl von Pfennigreuter ... ein unverbesserlicher Durchgänger und Junggeselle ... na also schön, es wurde reichlich spät. Und es sollte für mich ja auch 'ne Art von Abschied sein. So wie heute früh wollte ich unwiderruflich das neue Leben anfangen ... Na, ich komme also seelenvergnügt nach Hause, will mich leise in meine Baba pürschen, da knipst meine Gattin mit einem Male das Elektrische an. Hat noch gar nicht geschlafen, weil unser Adoptivtöchterchen ein bißchen unruhig gewesen war! Und fragt mit einem Male: ‚Nanu, Gottfried, schon halb Vier? Wo hast du dich denn so lange herumgetrieben? ...' Also ich wiederhole: Noch nie, solange wir verheiratet sind, hatte sie eine solche Frage an mich gerichtet, ich war daher in sträflichem Leichtsinn auch auf keine Antwort eingepaukt. Ich markierte zum Zeitgewinn schwieriges Stiefelausziehen, aber mir fiel in den kurzen zwei Minuten nichts Besseres ein als eine Ausrede auf Sie, Herr Kochanski! Mit Ihnen wäre ich zusammengewesen, die Zeit wäre im Fluge vergangen, und im engen Kreise hätten Sie bei Ihren Mitteilungen nicht die Zurückhaltung zu üben brauchen wie in einer öffentlichen Volksversammlung. ‚Sieh mal an', sagt meine Gattin, ‚das muß ja sehr interessant gewesen sein.' ‚Kolossal', sagt' ich, ‚die Haare standen einem zu Berge beim Zuhören.' Sie wird nun neugierig und will Einzelheiten wissen, ich rede mich aus, wir, das heißt Pfennigreuter, Herr Kenkel und ich, hätten Ihnen Stillschweigen gelobt! Da sieht sie mich zweifelnd an: ‚Gottfried, da stimmt etwas nicht! Bist du auch wirklich mit Herrn Kochanski zusammen gewesen?' ... Na, ich spiel' natürlich den Beleidigten, aber je länger ich rede, desto mehr lüge ich mich fest! Und schließlich — weiß der Teufel, wie ich dazu gekommen bin — sage ich feindselig: ‚Na, denn frag' ihn doch selbst! Er hat mir versprochen, mit uns zu Mittag zu essen!' Da beruhigte sie sich denn. Ich aber sause jetzt schon zwei Stunden hinter Herrn Kenkel her, immer wegen Ihrer Adresse — jetzt hab' ich die endlich, und Sie sagen nein! Also, Mann Gottes, das geht nicht, Sie m ü s s e n einfach! Sie können, einer Laune wegen, doch nicht einfach 'nen anständigen Menschen so ... so in der Patsche sitzen lassen?"

Franz Kochanski zuckte mit den Achseln. Laune, Herr

Baron? Ich wundere mich nur! Es gab eine Zeit — sie ist noch gar nicht so lange her —, wo Sie in einer Wahlversammlung die Bauern aufforderten, sie sollten mich mit Hunden hetzen, wenn ich mich in der Nähe ihres Gehöftes blicken ließe. Sie denken vielleicht nicht mehr daran, aber bei mir ist dafür gesorgt, daß ich's in der Erinnerung behalte. Ein paar Wochen später wurde ich bei einer Versammlung in Ihrem Dorfe Borzymmen lahm geschlagen."

Herr von Lindemann machte ein ernstes Gesicht.

„Tut mir aufrichtig leid, aber ich muß gestehen, es war damals meine ehrliche Ueberzeugung. Und ebenso ehrlich muß ich Ihnen sagen, ich habe mich über die Dresche gefreut. Und jetzt seien Sie kein Frosch, mein lieber Herr Kochanski, sondern kommen Sie mit! Beim Frühstück können wir uns ja weiter ramschen. Und um auch das gleich auszurichten: Meiner guten Frau haben Sie gestern mächtig ans Herz gerührt. Es ist ja ein klotziges Stück Geld in dieser Zeit, was Sie brauchen, aber wenn Ihnen dieses Fräulein Eberls nicht hilft ..."

Franz Kochanski hob den Kopf. „Entschuldigen Sie, wer?"

„Nun, die junge Dame in Trauer, von der Sie gestern nach der Versammlung angesprochen wurden. Die Frau Oberst Harbrecht hat sie wiedererkannt. Kurz vor Kriegsausbruch war sie nämlich in Ordensburg zu Besuch. Bei ihrer Kusine, der Landrätin Döhlau. Da hat sie allerhand Unfug begangen, einem armen Jungen den Kopf verdreht und ihn hinterher ausgelacht. Weshalb das der Familie Harbrecht besonders nahegeht, erkläre ich Ihnen — unter Diskretion natürlich — später. Meine gute Frau aber meint nun, wenn die junge Dame vielleicht nur aus Neugierde oder, um sich sonst ein Sensationchen zu verschaffen ... na ja, da sollen Sie nicht verzagen. Ich war leider immer ein leichtsinniges Flick, aber meine Nachbarin, meine jetzige Gattin, hat mächtig gespart. Sie will auch der Wegenerin ans Leder gehen, denn die ist so klotzig wohlhabend, daß sie ihre Zinsen nicht verzehren kann. Nur ein bißchen zäh, aber meine Frau will sie an der Christlichkeit packen."

Franz Kochanski fühlte, wie ihm die Augen naß wurden. „Herr Baron, das ist ... das ist ... na, ist gut, ich werde es Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin nicht vergessen. Aber lassen Sie mich m o r g e n danken kommen! Sehen Sie, ich habe auf meiner Flucht durch die russischen Linien doch keinen Koffer mit-

nehmen können, und wenn ich hier auch ein Feuilleton geschrieben habe, ich kann doch auf der Redaktion nicht mit der einen Hand das Manuskript hinreichen und mit der andern nach dem Honorar langen ...

Der dicke Herr von Lindemann stülpte ihm den auf dem Tische liegenden Hut auf den Kopf, griff ihm unter den Arm. „Wenn Sie jetzt noch einen Ton reden, dann sollen Sie mal erst erleben, wie grob ich werden kann, wenn ich wirklich will! Und meinen Sie vielleicht, ich tu' Ihnen einen Gefallen, wenn ich Sie bitte, Ihnen bis zum Eingang Ihres Honorars einen Hundertmarkschein pumpen zu dürfen? Oder glauben Sie etwa, dieses schnöde Geldgeschäft könnte unsere gesunde politische Feindschaft stören? Nee, mein Verehrtester, es wird weiter gefochten werden, vielleicht schärfer als je zuvor. Na, sind wir jetzt quitt, Herr Kochanski?"

Es ging schon auf die fünfte Nachmittagsstunde, als Herr von Lindemann mit seinem Gaste nach der Wohnung der Frau Oberst Wegener zum Essen fuhr. Natürlich wieder in einem Auto. Andere Beförderungsmittel kannte er nicht. Bei der Elektrischen wußte man nie, wo man schließlich landete — der Teufel sollte sich die tausend verschiedenen Linien merken — und bei den Droschken taten ihm die Gäule leid. So ein armes Tier hatte bei dem knappen Futter Mühe, sich auf den Beinen zu halten, und da sollte man ihm zumuten, einen Fahrgast im Gewicht von zweihundert Pfund zu schleppen? Da ging er lieber zu Fuß. Aus Gesundheits- und Sparsamkeitsrücksichten. Mindestens zwei Stunden täglich sollte er laufen, die beginnende Kurzatmigkeit zu bekämpfen, und das Autofahren war sündhaft teuer. Aber die guten Vorsätze hielten niemals lange an. Schon nach den ersten paar hundert Schritten pfiff er der ersten leeren Kraftdroschke, die ihm begegnete ...

Franz Kochanski hatte sich bei dem Frühschoppen in dem vornehmen alten Weinlokal in der Behrenstraße sehr gut unterhalten. Das Auto bog über die Corneliusbrücke in den Kurfürstendamm, Herr von Lindemann schlug sich vor den Kopf.

„Ach du mein liebes Gottchen, das Wichtigste hätte ich beinahe vergessen! Also Sie, Herr Kochanski, wenn meine Gattin

fragen sollte: Wir sind gestern den ganzen Abend zusammengewesen! Erst bei Siechen, dann in einer kleinen Weinstube, bei der es auf die Polizeistunde nicht so ängstlich ankommt. Namen und Straße wissen Sie nicht mehr. Unter uns gesagt, ich auch nicht, denn diese Weinstube existiert nur in der Phantasie einiger Leidensgefährten, die sich beim späten Nachhausekommen auf eine Ausrede vorbereiten müssen. Verstanden?"

Franz Kochanski nickte, und der dicke Gutsherr von Borzymmen fuhr fort:

„Und nun rasch noch ein paar kleine Tips über die Leutchen, die wir bei der Frau Oberst Wegener treffen werden. Da ist zunächst ein Teil der Gorskischen Weiblichkeit aus Groß-Heinrichsdorf, die Mutter mit vier Töchtern, die beiden anderen sind bei ihrer Kusine Foucar in Labiau. Wenn die alte Dame Sie nach ihrem Gute fragen sollte, ist es am besten, Sie wissen von gar nichts. Sonst geht gleich das Geweine los. Die Aermste hat in kurzen fünf Minuten erleben müssen, daß vor ihren Augen der Mann und der jüngste Sohn erschossen wurden. Darüber kommt sie nicht hinweg. Sehr begreiflich, aber wenn sie das Weinen kriegt, kriegen wir's alle, und das ist auf die Dauer ein sehr ungemütlicher Zustand. Im übrigen haben sich die Groß-Heinrichsdorfer Vermögensverhältnisse sehr gebessert, weil die Erbtante in Königsberg das Zeitliche gesegnet hat. Bei der Testamentseröffnung gab es noch eine freudige Ueberraschung: die alte Dame hatte ungefähr das Dreifache von dem hinterlassen, was man selbst bei ausschweifendster Phantasie erwartet hatte. Da schwimmt die jüngste Gorski, die Adelgunde, für sich privatim in Seligkeit, denn sie kann jetzt endlich ihren heißgeliebten kleinen Leutnant von der Infanterie heiraten, den Schlutius. Er hat zwar einen Herzknacks weggekriegt und bei einer Minenexplosion das Gehör verloren, aber — was in dieser Zeit die Hauptsache ist — er lebt und braucht nicht mehr hinaus! Da wollen sie bald heiraten und mit dem Erbteil der Kleinen ein mittleres Gut kaufen. Ich sage Blödsinn, denn die beiden verstehen von der Landwirtschaft ungefähr ebensoviel wie ein paar Kälber vom Ballettanzen, aber gewollt ist ja noch nicht gekauft. Ich werd' es ihnen schon ausreden."

„Da ist dann weiter Frau Oberst Harbrecht mit ihrer Tochter. Der Mann hat sich an der Spitze unserer Ordensburger Dragoner so ausgezeichnet, daß er mit einem gewaltigen

Sprung über eine lange Reihe von Vordermännern wohl bald 'ne Brigade kriegen wird. Sehr zum Leidwesen seines Regiments, das an ihm wie an einem schwärmerisch verehrten Vater hängt. Und, wissen Sie, die Kommandeure folgen sich wohl, aber sie gleichen sich nicht ..."

„Na, also wegen der Tochter bat ich Sie schon vorhin, den Namen dieses Fräuleins Eberle nicht zu erwähnen. Das würde eine Wunde wieder aufreißen, die schon im Vernarben ist. Der jüngere Leutnant Gorski, das Karlchen — vielleicht besinnen Sie sich noch auf ihn? ..."

„Aber gewiß", erwiderte Franz Kochanski lebhaft, und über sein Gesicht flog in der Erinnerung ein Lächeln. „Es war einer jener seltenen Menschen, denen man nie böse sein konnte. Einmal — besinne ich mich — hatte er meinem Nachbar, dem Bäcker Tomuschat, den Schornstein kaputt geschossen. Er wollte eine neue Büchse ausprobieren, und weil ihm von seinem Schlafzimmerfenster über die Gärten hinweg der oberste Rand des Bäckerschornsteins ein famoses Ziel bot gegen den klaren Himmel — na, da schoß er eben! Der alte Meister Tomuschat war sehr entrüstet, wollte sich beim Herrn Regimentskommandeur beschweren. Und ich bestärkte ihn in dem Vorsatz. Ich war recht empört, sah in der Schießerei so die ganze unverschämte Ueberheblichkeit eines adeligen jungen Herrn, der sich den Teufel was an das Bürgerpack kehrte. Zehn Minuten später erschien der Leutnant von Gorski, unter jedem Arm einen Ziegelstein. Sein Bursche schleppte ein halb Dutzend. ‚Die haben wir unterwegs ‚gefunden', Meister Tomuschat', sagte er, ‚Kalk und Mörtel stehle ich morgen. Wenn Sie dann noch 'ne Leiter besorgen, werden wir das Loch wieder zumauern. Und seien Sie nicht böse, aber meine Kusine Annemarie hat mir in Kalinzinnen zu morgen früh einen Rehbock dediziert. Ich aber bildete mir ein, meine Büchse schießt 'ne Handbreit zu tief. Wie Sie sich an Ihrem Schornstein überzeugen können, war das ein Irrtum. Alle fünf Kugeln sitzen auf einem talergroßen Fleck. Na, und jetzt wollen wir zur Versöhnung 'nen gemütlichen Vesperschoppen trinken! ...' Da lachten wir, gingen nebenan ins Pfitznersche Restaurant ‚zum letzten Wegweiser'.

Der dicke Herr von Lindemann nickte gerührt.

„Ganz das Karlchen! Der liebe Junge war mit der kleinen

Harbrecht verlobt. Heimlich, aber herzlich und ehrlich. Nur, wie heißt's in dem alten Witz? Er war Leutnant, und sie hatte a u c h nichts! ... Da führte der Deuwel dem Karlchen dieses halbfranzösische Fräulein Eberlé in den Weg. Sehen und sich verknallen war eins. Wir Deutschen haben nun mal dieses blödsinnige Faible für alles Fremdländische. Oder vielleicht ist es auch eine Art von Naturgesetz ... Ich hab' mal auf meiner Feldmark zur Hebung des Bestandes an Rebhühnern ein Dutzend böhmische Hennen ausgesetzt. Ich sage Ihnen, es war zum Totlachen. Die alten Hähne brachten sich gegenseitig fast um wegen dieser ausländ'schen Frauenzimmer! Die einheimischen Rebdamen mußten mit den jungen Schnöseln vorliebnehmen oder mit einem arg zerfledderten Ehegemahl, der ihnen vorerzählte, er für seine Person mache sich gar nichts aus diesen böhmischen Puten, sei nur als harmloser Zuschauer in die allgemeine Keilerei verwickelt worden. Wenn Sie aber an eine solche Unterhaltung nicht glauben, haben Sie niemals zugehört, wie ein alter Rebhahn seine Kinder des Abends auf 'ner Haferstoppel zur Aesung führt. Ich möchte behaupten, er ruft jedes einzelne bei 'ner Art von Vornamen, denn wenn ein falsches hinzugelaufen kommt auf den Lockton, kriegt es eins mit dem Schnabel ..."

„Also das Karlchen brach der kleinen Ilse Harbrecht die Treue. Wie sie's zu erfahren kriegte, weiß ich nicht, sie nahm es sich schwer zu Herzen. Und noch einen böseren Stoß kriegte sie von der Todesnachricht. Wenn ich nicht irre, hat sie acht Wochen in einer Heilanstalt zubringen müssen, weil sie sich die Sache ins Köpfchen gesetzt hatte, das arme Kind. Jetzt doktert die liebe Verwandtschaft an ihr herum, sie soll den älteren Bruder heiraten. Der hat sie nämlich auch im stillen verehrt. Sie haben's schon so weit gebracht, daß die beiden miteinander korrespondieren, der Hans von Gorski und die Ilse Harbrecht. Ob das richtig ist, weiß ich nicht. Auch der liebe Junge steht in Gottes Hand draußen auf den Schlachtfeldern Polens. Und das Mädelchen hat anscheinend noch was zurückbehalten von ihrer Krankheit. Sie redet sich ein, sie bringt allem, was sie liebt, Unglück. Da atmen wir alle immer auf, wenn der brave Kerl von Hans in seiner nüchternen Art eine kurze Feldkarte schickt: ‚Es geht vorwärts, mir persönlich gut ...' Ich harter Kerl möchte nicht dabei sein, wenn — Gott behüte — an meine

Groß-Heinrichsdorfer Kusine der übliche Brief kommt: ‚Sehr verehrte gnädige Frau, ich habe die traurige Pflicht, Ihnen zu melden, daß auch Ihr letzter Sohn ...‘ na und so weiter und so weiter ...“

Der dicke Gutsherr von Borzymmen mußte sich die Nase schnauben, aber auch sein Fahrtgenosse fühlte, wie ihm die Augen feucht wurden. Er hatte in der Heimat so viel Grausiges gesehen, daß ein anderer daran stumpf geworden wäre. Ihm aber zog sich noch immer das Herz zusammen, wenn er von dem Leid einer Mutter hörte.

Herr von Lindemann hatte seine Stimme wieder klar bekommen: „Das wäre wohl so ziemlich alles, Herr Kochanski. Nur eins noch: Wundern Sie sich nicht, wenn vor Tisch und nach Tisch gebetet wird!“

Franz Kochanski blickte verwundert auf. „Haben Sie geglaubt, Herr Baron, ich würde dagegen Einspruch erheben? Es ist eine schöne Sitte, wenn sie nicht zur inhaltsleeren Gewohnheit wird. Und wenn Sie mir einmal später die Ehre Ihres Besuches schenken sollten — meinen Sie, ich würde meinen Bibliothekschrank zuhängen, bloß weil in ihm einige Bücher stehen, an denen Sie Anstoß nehmen könnten?“

Herr von Lindemann hüstelte ein wenig verlegen. „Nee, das nich, natürlich nicht! Ich wollte Sie nur darauf vorbereiten, daß Frau Wegener eine sehr fromme Dame ist. Die Letzte aus der im Mannesstamme ausgestorbenen Linie der Gorski aus dem Hause Friedrichsberg, die sich ebenso sehr durch Frömmigkeit wie durch übertriebene Sparsamkeit auszeichnete. Ihr Vater verkaufte das Gut an die Heeresverwaltung als Schieß- und Truppenübungsplatz, seine Frömmigkeit hinderte ihn aber nicht, dem Staate einen horrenden Preis abzuknöppen. Und von ihm wird eine ganz famose Geschichte erzählt. Er war Kirchenpatron von Friedrichsberg, seine Pastoren hielten es aber immer nur ein paar Jahre aus, weil er nicht mehr als das knappste Anfangsgehalt zahlte und die Sporteln auf ein Minimum beschnitten hatte. Natürlich kriegte er nur ganz junge Kerlchen, die eben ihr Examen bestanden hatten. Wenn sich ihnen eine bessere Stelle bot, schwammen sie ihm ab. Der letzte aber, der noch heute auf der Pfarre sitzen würde, wenn sie nicht eingegangen wäre, hatte ihn zu nehmen gewußt. Der war einmal schwer krank geworden, und als er, wieder ge-

neſen, vor dem baufälligen Pfarrhauſe auf der Bank im Sonnenſchein ſaß, geſellte ſich ſein Patron zu ihm: ‚Na, Paſtorchen, wieder zuwege?‘

‚Gott ſei Dank, Herr Baron! Und mit der Krankheit war es nicht ſo ſchlimm, das Schrecklichſte waren die Viſionen. Immer im Jenſeits. Mal oben im Himmel, mal unten in der Hölle. Einmal hab' ich im Himmel einen ganzen Gottesdienſt mitgemacht, die andächtige Gemeinde beſtand aus allen denen, die auf dem Friedrichsberger Kirchhofe liegen.‘

Der alte Gorſki rückte neugierig näher. ‚Rieſig intereſſant! Waren da auch meine Vorfahren dabei?‘

‚Selbſtverſtändlich, Herr Baron! Während die Engelein und Cherubim zum Schluß das große Halleluja ſangen, gingen Ihre Herren Ahnen mit dem Klingelbeutel 'rum.‘

‚Nanu, Schwerebrett, wofür denn?‘

‚Es tat ihnen leid, daß der Friedrichsberger Paſtor noch immer mit dem kümmerlichen Mindeſtgehalt auskommen muß, und dann meinten ſie auch, es müßte endlich ein neues Pfarrhaus gebaut werden ...‘

‚Da ſpuckte der alte Gorſki zuerſt, aber weil er's mit der Angſt kriegte, ſein Paſtor könne die Viſion auch anderen Leuten erzählen, verdoppelte er das Gehalt und baute ihm ein neues Haus ...“

Das Mittageſſen war vorüber, es war einfach, aber gut zubereitet und reichlich geweſen. Die vier Schweſtern Gorſki, die in einem Lazarett tätig waren, hatten ſich ſchon vor dem Nachtiſch an ihre Arbeitsſtelle begeben, Franz Kochanſki ſaß mit den älteren Damen bei einem Schälchen Kaffee in dem behaglich ausgeſtatteten Salon. Nebenan ſpielte Fräulein Ilſe Harbrecht mit dem kleinen Borzymmer Tagelöhnerkind, das Herr und Frau von Lindemann zu adoptieren gedachten. Das kleine Mädel tollte ausgelaſſen herum, jauchzte vor Vergnügen. Was wußte es noch von dem Tag, wo es vor einem niedergebrannten Hauſe zwiſchen zwei toten Menſchen geſeſſen hatte? Nicht mehr im Traume erſchien ihm noch das Bild. Es hatte ein halb Dutzend „Tanten“, die es verwöhnten, und zwei Menſchen, zu denen es Vater und Mutter ſagte. Die hatten die

Absicht, die Kleine in der Weise zu erziehen, daß sie ihren wahren Ursprung niemals erfahren sollte. Als Franz Kochanski davon vernahm, bat er um die Erlaubnis, seine Meinung äußern zu dürfen. Und als Frau von Lindemann eifrig nickte, fuhr er fort: „Weshalb wollen Sie, meine verehrte gnädige Frau, an den armen Eltern diesen Raub begehen? Ich habe das Ehepaar Oginski gut gekannt, es waren ordentliche und strebsame Leute. Soll die Spur ihres Erdenwallens so ausgelöscht sein, daß sie nicht einmal in dem Herzen ihres einzigen Kindes weiterlebt? Und soll dieses Kind eines Tages vielleicht achtlos über die Stätte schreiten, die das Blut seiner Eltern getrunken hat?..."

Frau von Lindemann bekam feuchte Augen, schüttelte ihm die Hand. Frau Oberst Wegener aber, die ihren Gast die ganze Zeit über mit einem Gemisch von Neugierde und Mißtrauen betrachtet hatte, richtete sich im Stuhle auf.

„Sieh mal an", sagte sie erstaunt, „ich hatte bisher immer geglaubt, die Herrschaften Ihrer Richtung, Herr Kochanski, hätten für Empfindungen, die bis zu einem gewissen Grade ins Jenseits hinüberlangen, nichts übrig?"

Da sah er ein paar Augenblicke lang versonnen vor sich hin. „Sie haben ganz recht, gnädige Frau! Ich wundere mich auch. Ueber mich selbst. Gott sei Dank — in der Todesnot draußen wächst ein neues Geschlecht heran! Gestern abend nach der Ostpreußenversammlung, wie ich in einer kleinen Studentenkneipe einsam mein Abendbrot verzehrte, habe ich zwei dieser aus dem vordersten Schützengraben Gekommenen kennengelernt. Nichts war in ihnen als Demut und Dank für gnädige Bewahrung. Aber der Tag kommt auch, wo sie über all dem Stänkern und Quacksalbern, das sich zu Hause wichtig macht, den Zorn kriegen werden: Schwerenot noch mal, w i r haben's doch geschafft, und wie wir hier draußen Schulter an Schulter um ein gemeinsames Ziel gerungen haben..."

Er brach plötzlich ab, bekam das Stottern, denn er merkte, daß er sich greulich verschnappt hatte. Wenn er sein Abendbrot in einer kleinen Studentenkneipe einsam verzehrt hatte, konnte er doch nicht gleichzeitig mit dem Freiherrn von Lindemann bei Hiller gewesen sein! Der hatte sich nach dem Essen in das Arbeitszimmer des im Felde stehenden Hausherrn zu einem Nickerchen zurückgezogen, friedlich klang sein gleichmäßiges Schnar-

chen durch die Tür, und nicht im Traume kam ihm die Ahnung, daß sein so wunderschön gebauter Alibibeweis in die Brüche gegangen war. Seine Gattin aber lächelte nur.

„Ja, meinen Sie denn, Herr Kochanski, ich hätte es nicht gemerkt, daß mein guter Alter heute früh mir nichts als Jägerlatein erzählte, wie ich ihn nach dem Verlauf des gestrigen Abends fragte? Soll ich ihm nun dafür den Kopf abreißen? Da würde er sich nur verstocken. Oder glauben Sie, mir wäre damit gedient, wenn er nicht gerne oder aus Angst vor einer Gardinenpredigt zu Hause bleibt? Wenn er jetzt des Abends fortgeht, das Hütchen unternehmungslustig auf dem linken Ohr, muß ich immer lachen. Wie ein frisch eingetretener Lehrling in 'nem Konditorladen kommt er mir vor, alle Schubläden sind voll von den herrlichsten Süßigkeiten. Und ich, als kluger Lehrprinzipal, verbiete ihm keine davon, laß' ihn stopfen, soviel in ihn hineingeht. Nach sechs Wochen hat er sich den Magen verdorben, rührt nichts mehr an!"

Frau Oberst Wegener hob entrüstet die spitzen Schultern. „Na, weißt du, Amandchen, das ist ein Standpunkt?! ..."

Frau von Lindemann aber nickte fröhlich: „Der einzig richtige, mein liebes Malwinchen! Ich habe so spät geheiratet, daß ich mich mit ehelichen Kinderkrankheiten nicht lange aufhalten kann, die Kur muß rasch gehen. Und da meine ich eben, nur verbotene Bonbons schmecken süß ... Paß mal auf, wie bald mein guter Dicker den großen Konditorladen Berlin bis an den Hals satt haben wird ..."

Wie der Wolf in der Fabel kam der, von dessen Erziehung die Rede gewesen war, aus dem Nebenzimmer. Er hatte gut geschlafen, trank mit Behagen sein Schälchen Kaffee. Und nachdem er sich, mit Erlaubnis der ein wenig säuerlich dreinblickenden Hausherrin, eine daumendicke, pechschwarze Havanna angezündet hatte, sagte er gönnerhaft zu Herrn Kochanski: „Ihr jungen Leute haltet das Bummeln doch besser aus als wir alten Knacker. Ich spür's doch recht in den Knochen, werd' mal jetzt ein paar Abende lang den Ritterleib zu Hause pflegen. Aber — weißt du, Amandchen — wenn man Neues aus der Heimat hört, fliegen die Stunden, daß man mit einemmal ganz erschrocken auf die Uhr sieht: ‚Was, schon halb Vier? Um Himmels willen, was wird jetzt bloß deine Frau von dir denken?"

Frau von Lindemann lächelte ganz harmlos. „Nichts Böses, liebes Gottfriedchen! Herr Kochanski hat uns eben auch so interessante Dinge von dem gestrigen Abend erzählt..."

Herr von Lindemann klopfte seinem Gaste wohlwollend auf die Schulter. „Brav, brav, mein Verehrtester! Und wie sagte ich gestern oder vielmehr heute früh zu Ihnen? ‚Ist es nicht geradezu blöd', daß man an einem so netten Abend die liebe Gattin zu Hause läßt?' Da habe ich mir vorgenommen, liebes Amandchen, w e n n ich jetzt ausgehe, nur mit dir!"

Frau von Lindemann nickte ihm herzlich zu. „Ganz gerne, Gottfriedchen, aber ich möchte dir um Himmels willen nicht. lästig fallen!"

„Lächerlich! Und Herr Kochanski meinte heute früh sehr richtig, auch gegen die Kunst hätten wir Daheimgebliebenen eine gewisse soziale Pflicht. Die armen Schauspieler und Sänger können doch nichts dafür, daß Krieg ist, und wovon sollen sie leben, wenn selbst die Leute, die sich's leisten können, immerfort zu Hause hocken? Da schlage ich also vor, wir gehen die Woche ein paarmal ins Theater, hinterher was Ordentliches essen und zum Schluß auf ein Gläschen Bier zu Siechen. Wegen des guten Schlafens, und Sie, verehrteste Kusine", wandte er sich zu Frau Oberst Wegener, „sind natürlich herzlich eingeladen!"

Frau von Lindemann lächelte verstohlen, ihr Gatte aber sog höchst selbstzufrieden an seiner dicken Zigarre. „Na also, dann bleibt's dabei! Und habt ihr schon mit Herrn Kochanski wegen des Geldes gesprochen, das er für seine Schützlinge in Rußland braucht?"

Da richtete Frau Wegener sich in ihrem Stuhle auf und meinte anzüglich: „Ja, lieber Vetter! Und Gottes Wege sind wunderbar. Er bedient sich manchmal der seltsamsten Werkzeuge, um seine Ziele zu erreichen. Zuweilen auch einer Mittelsperson, die selbst noch recht sehr der Gnade ermangelt! Ihre liebe Frau und ich haben beschlossen, Herrn Kochanski das Geld für die Befreiung seiner Braut zur Verfügung zu stellen. Nicht als Darlehen, wie er es wollte, sondern als einen pflichtgemäßen Loskauf gewissermaßen, weil es uns in dieser schweren Zeit unverdientermaßen so gut geht. Für den Landrat von Döhlau mögen seine Verwandten sorgen. Ich vermute, dieses Fräulein Eberlé handelt im Auftrage seiner Frau. Die Harb-

recht wußte zwar zu erzählen, sie wäre ihm kurz vor Kriegsausbruch ausgerissen, vielleicht hat sie sich aber inzwischen auf ihre Pflicht besonnen, daß eine rechtschaffene Ehe nicht bloß ein Vergnügungsetablissement ist. Und sie soll ja so reich sein, daß das Lösegeld für sie nicht mehr bedeutet, als wenn unsereins sich 'nen neuen Hut kauft. Da meine ich, wir dürfen uns da nicht einmengen, vielleicht will sie sich auf diesem Wege mit ihrem Manne wieder versöhnen. Sollten wir uns aber darin täuschen, dann, Herr Kochanski", — Frau Wegener atmete tief auf — „kommen Sie zu mir! Der Landrat geht mich nichts an, aber Sie haben mir gut gefallen, und dann will ich um ihretwillen auch die Summe hergeben!"

Franz Kochanski konnte nicht sprechen, er führte nur die zarte Altfrauenhand, die sich ihm entgegenstreckte, an die Lippen. Ueber das schmale Gesicht der Frau Wegener aber flog eine verschämte Röte. „Na, ja", sagte sie, „ist schon gut! Und meine liebe Verwandtschaft schilt mich immer, ich wäre knickrig. Ich halt' meine paar Groschen nur zusammen, verplemper' sie nicht in Unnützlichem. Da kann man denn auch mal, wenn es not tut, ordentlich in den Beutel greifen, braucht keine Angst zu haben, daß er leer ist ..."

Herr von Lindemann führte seinen Gast die Treppe hinunter. „Donnerwetter noch mal, Kochanskichen", sagte er vertraulich, „vor Ihnen muß man ja ordentlich Respekt kriegen! Der Wegenerin so nachdrücklich an Herz und Geldbeutel zu rühren, hat vor ihnen noch kein Mensch fertiggebracht. Aber was sagen Sie nun zu meiner Frau? Ist das nicht das Muster einer braven und gehorsamen Gattin?"

Franz Kochanski mußte unwillkürlich lächeln. „Ich fand die Frau Gemahlin sehr verändert", erwiderte er sehr diplomatisch. „Nach allem, was ich früher von ihr gehört hatte, war sie strenger und energischer."

Der dicke Herr von Lindemann tippte sich stolz gegen die Brust. „Alles meine Erziehung, Verehrtester! Und wenn Sie mal heiraten, merken Sie sich das Rezept: Die ersten Wochen rücksichtslos bummeln, was das Zeug und Leder hält! Wenn dann die Gattin klein und mürbe geworden ist, muß man wie ein Pascha den Finger der Gnade hinstrecken: ‚Schön, jetzt darfst du mal gelegentlich mitkommen!' Wie das wirkt, haben Sie ja eben gesehen ..."

„Ja", sagte er vieldeutig, „bei klugen Frauen ist eine solche Methode anscheinend sehr erfolgreich ..." Und während er sich auf die nach dem Brandenburger Tor fahrende Elektrische schwang, war ihm seltsam lustig und aufgeräumt zumute. Als hätte er süßen Wein getrunken. Und sein Herz flog wieder einmal über alle Hindernisse hinweg einem heißersehnten Ziele zu ...

Es hatte leicht zu schneien angefangen, vor dem hellerleuchteten Eingange des Hotels Adlon hielt ein elegantes, geschlossenes Auto mit einem Wappen auf dem Schlag. Ueber dem Trottoir spannte sich ein rotweiß gestreiftes Wetterdach, zwei Jungen in Pagenuniform rollten einen Teppichläufer über den feuchten Bürgersteig. Eine junge Dame in pelzbesetztem, hellem Abendmantel kam aus der Drehtür des Hotels, gefolgt von einem schwarzbärtigen, kleinen Herrn in Pelz und Zylinderhut. Sie trippelte in zierlichen blauen Seidenschuhen über den Teppich, vor dem Einsteigen wandte sie sich nach ihrem Begleiter um. Und da glaubte Franz Kochanski das Gesicht der jungen Dame wiederzuerkennen, die ihn am Abend vorher auf der Ostpreußenversammlung angesprochen hatte. Ein bitteres Gefühl stieg ihm im Halse empor: dem Fräulein Eberlé schien an der sieben Uhr ausgemachten Unterredung nicht soviel zu liegen als ihm! Aber er wollte von seiner Seite aus nichts versäumen ...

Der Portier, bei dem er sich meldete, schien sich nicht mehr zu entsinnen, daß er ihn gestern mißtrauisch abgewiesen hatte. Er deutete nach dem weiten, mit Palmen geschmückten Vorraum: „Sie werden schon erwartet, mein Herr", und einem der Pagen rief er zu: „Miß Heakock ..."

Aus einem der bequemen Klubsessel erhob sich eine hagere Dame, puritanisch einfach gekleidet. Sie klappte den Tauchnitzband zusammen, in dem sie gelesen hatte, zeigte beim Begrüßungslächeln zwei lange und breite Schneidezähne. „Sie sind Herr Kochanski?" fragte sie mit einer leicht englisch gefärbten Aussprache.

„Zu dienen", erwiderte er. „Aber ich muß gestehen, ich bin ein wenig befremdet, daß Fräulein Eberlé anscheinend keine Zeit hat, mich persönlich zu empfangen."

„Wieso?"

„Weil ich eben gesehen habe, das sie mit dem Auto da draußen fortgefahren ist."

Fräulein Heakock schüttelte den Kopf. „Aber nein, ein Irrtum! Das war ihre Cousine, Frau von Döhlau. Sie ist mit dem Marchese Cinquevalle, Attaché bei der Italienischen Botschaft, in die Oper gefahren."

„Entschuldigen Sie", sagte er, „ich glaube nicht recht gehört zu haben! Ist Frau von Döhlau nicht mitgeteilt worden, daß ich von ihrem in russischer Gefangenschaft befindlichen Manne eine Nachricht bringe?"

Miß Heakock zuckte mit den Achseln. „Ich glaube wohl, aber Frau von Döhlau pflegt mich in ihren Angelegenheiten nicht um Rat zu fragen. Daher habe ich kein Urteil. Vielleicht klärt Fräulein Eberlé Sie auf. Und jetzt bitte ich, kommen Sie mit mir ..."

Sie gingen die breite, mit einem dicken Teppich belegte Treppe hinauf, an einer Tür im ersten Stock verabschiedete sich Fräulein Heakock. Sie müßte sich beeilen, um noch zu der Abendandacht in der Amerikanischen Methodistengemeinde zurechtzukommen.

Franz Kochanski klopfte an, eine angenehm klingende, feine Stimme rief: „Herein!" Er betrat ein hell erleuchtetes und, wie ihm scheinen wollte, mit verschwenderischem Prunke eingerichtetes Zimmer. Die junge Dame, die er gestern abend kennengelernt hatte, trat ihm entgegen. Heute aber trug sie nicht das strenge Trauerkleid, sondern eine Art von flauschigem Mantel, in der Mitte von einer dicken seidenen Schnur gegürtet. Sie schüttelte ihm kräftig die Hand. „Na, das ist nett von Ihnen, daß Sie unsere Verabredung nicht vergessen haben! Und entschuldigen Sie mich, daß ich Sie so empfange, ich bin vor fünf Minuten erst aus meinem Verein gekommen. Todmüde, da mußte ich mir's ein bißchen bequem machen. Nehmen Sie eine Tasse Tee?"

„Ich danke sehr", erwiderte er steif, „ich habe soeben Kaffee getrunken."

„Sie Glücklicher", sagte sie, „mir klebt die Zunge am Gaumen!" Und während sie eifrig aß und trank, plauderte sie weiter. „Wissen Sie, das Schwatzen mit den kleinen Kindern macht so durstig. Und ich hab' ihrer mehr als vierzig. Nämlich

meiner armen Heimat geht's genau so traurig wie der Ihrigen: sie ist von dem schrecklichen Kriege verwüstet, nur noch ein Trümmerfeld. Da habe ich aus Thionville und Umgegend — Thionville heißt mein Heimatsort — alles um mich versammelt, was ich erreichen konnte. Viel Elend. Die armen Leute sollen ja mal entschädigt werden, fragt sich nur wann und von wem. Da hab' ich mich inzwischen als eine Art von Vorschußverein etabliert..." Sie unterbrach sich: „Ja, weshalb stehen Sie denn noch immer? Setzen Sie sich doch endlich hin, wir haben doch noch eine Menge zu besprechen!"

„Verzeihen Sie mein gnädiges Fräulein", erwiderte er rauh, „ich glaube nicht, daß wir lange zu verhandeln haben. Soeben habe ich erfahren, daß Frau von Döhlau sich so wenig um das Schicksal ihres Gatten kümmert, daß sie es nicht der Mühe wert gehalten hat, an dieser Unterredung teilzunehmen..."

Sie blickte erstaunt auf. „Ja, wissen Sie denn nicht, daß sie sich von ihrem Manne scheiden lassen will?"

„Nein, mein gnädiges Fräulein, ich hatte bisher angenommen, Sie handeln in ihrem Auftrage."

„I bewahre! Ganz auf meinen eigenen Kopf. Aber meine Cousine Marion interessiert sich auf ihre Art sehr für unser Unternehmen. Sie ist auch bereit — sagte sie mir heute vormittag — es finanziell zu unterstützen, weil sie möglichst rasch eine Entscheidung haben möchte."

Zorn und Entrüstung färbten ihm die Wangen dunkelrot. „Ja, mein gnädiges Fräulein, dann muß ich's mir doch noch überlegen..."

„Na, was denn?" fragt sie rasch. „Haben Sie vielleicht Bedenken, diese Art von Hilfe anzunehmen?"

„Wenn ich ehrlich sein soll, ja."

„Und was, glauben Sie, würde Herr von Döhlau dazu sagen?"

„Ich bin der Ansicht, er würde mir zustimmen."

Fräulein Françoise Eberlé steckte sich eine Zigarette an. Sie schob ihrem Gaste den auf dem Tische stehenden schweren Silberkasten hin.

„Auch eine gefällig?"

„Danke verbindlichst, ich rauche nicht."

Fräulein Françoise lehnte sich bequem in ihrem Stuhle

zurück, rauchte ein Weilchen lang schweigend und nachdenklich. „Sie sind Pfarrer, Herr Kochanski?“ fragte sie endlich.

„Nein, meine Gnädigste. Bis zum Ausbruche des Krieges gab ich in Ordensburg ein Wochenblatt heraus.“

„Dann wundert's mich, daß Sie so engherzig denken! Aber bei euch Preußen erlebt man so seltsame Sachen ... ich glaube, wenn ihr am Ertrinken seid und jemand wirft euch ein Seil zu, fragt ihr noch, ob das auch eine sittlich einwandfreie Persönlichkeit ist, die euch helfen will. Der Landrat von Döhlau und ... ja also noch ein anderer, den ich kennenlernte, das waren solche Menschen. Sie sind der dritte. Also kann man wohl sagen, daß diese Art für euch typisch ist. Aber wollen Sie sich nicht endlich hinsetzen? Ich habe Sie noch eine Menge zu fragen, und da ich annehme, Sie haben sich ebenfalls auf eine längere Unterredung eingerichtet ...?“

Er ließ sich in einem der bequemen Sessel nieder, mit einer Art von Neugierde, was bei dieser Unterhaltung wohl herauskommen würde. Diese Art von jungen Mädchen, die mit einer so selbstverständlichen und überlegenen Sicherheit durchs Leben gingen, hatte er noch nicht kennengelernt. Und von dem Nachmittag im Hause der Frau Oberst Wegener hatte er, neben der Gewißheit einer Hilfe für alle Fälle, ein starkes Vorurteil mitgebracht ...

Fräulein Françoise nickte. „So ist's recht, es plaudert sich leichter. Und ich habe mir den Verlauf des Abends nun so gedacht: Wir besprechen die Einzelheiten unseres Unternehmens — für die Hauptsache habe ich inzwischen schon vorgesorgt — und dann wird wohl meine gute Miß Heakock von ihrem Gottesdienste zurück sein. Seit die ihrem Klub angegliederte Methodistenkirche einen schlanken jungen Prediger gekriegt hat mit 'nem Christusbart und lang wallenden blonden Locken, nimmt die alte Schachtel es mit der Frömmigkeit sehr genau. Auch Sie“, fügte sie mit einem schalkhaften Lächeln hinzu, „würden ihr besser gefallen, wenn Sie sich nicht den pastoralen Bart und das lange Haar, das Sie noch gestern trugen, geschoren hätten.“

Franz Kochanski verneigte sich steif. „Ich wüßte nicht, welchen Grund ich haben sollte, das Wohlgefallen gerade dieser Dame zu erregen?“

„O doch, und zwar sehr! Fräulein Heakock ist nämlich eine

sehr einflußreiche Persönlichkeit. Eine nahe Verwandte des Herrn Staatssekretärs des Auswärtigen in Washington. An den hat sie — in meinem Auftrage natürlich — schon heute vormittag durch Vermittlung der Amerikanischen Botschaft ein langes Kabeltelegramm geschickt. Morgen, hoffe ich, werden wir Antwort haben, und dann steht nichts im Wege, daß wir uns zu dritt nach Rußland auf die Bahn setzen."

Ihm war beim Zuhören ganz wirr im Kopfe geworden. „Entschuldigen Sie", sagte er, „Sie haben schon ..."

Fräulein Françoise fiel lachend ein. „Die Sache in die Hand genommen? Aber natürlich! Da war ja auch nicht viel zu überlegen. Und jeder Tag, den wir hier vertrödeln, ist doch für die Armen, die im fernen Rußland auf Hilfe warten, verloren."

„Gewiß selbstverständlich ..."

„Na, sehen Sie! Wenn also Miß Heakock von ihrer Abendandacht zurückkommt, gehen wir ins Hotelrestaurant hinunter, etwas Vernünftiges essen. Sie ist sehr dafür, denn von der Anhimmelung ihres Reverends bringt sie immer einen phänomenalen Appetit mit. Manchmal auch den blondlockigen jungen Herrn selber, und ich gecke mich himmlisch, wenn die beiden sich anschmachten. Er hofft durch ihre Protektion Botschaftsprediger zu werden, und sie gedenkt, ihn zur Belohnung zu heiraten. Dazu trinken sie eisgekühlte Milch, und wenn ich — gottloses Geschöpf — mir nach dem Essen eine Zigarette anstecke, kauen sie Candy. Eine Art von Gummizucker — mir wird immer ganz schwach, wenn sie den von einer Seite des Mundes auf die andere wälzen. Aber ich wollte doch eigentlich ganz was anderes ... Ja, richtig, vor Miß Heakock müssen Sie nachher eine große Komödie aufführen!"

„Und zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?"

Fräulein Françoise tippte sich in ihrer lebhaften und respektlosen Art gegen die Stirn, machte aber gleich danach eine entschuldigende Bewegung. „Verzeihen Sie, ich hatte im Augenblick nicht daran gedacht ... in zwei verschiedenen Köpfen kann wohl kaum zur selben Zeit der gleiche Plan entstehen. Also Sie sind ein elsässischer Geistlicher, der beim Besuche russischer Verwandter aus Versehen gefangengesetzt wurde. Sie sind natürlich schon nach kurzer Zeit freigelassen worden, als sie aber nach Deutschland zurückkehrten, hörten Sie zu Ihrer

Empörung, daß über die Behandlung der deutschen Gefangenen in Rußland die schändlichsten Lügen verbreitet werden. In dieser Empörung wandten Sie sich an mich, weil sie meine gutfranzösische Gesinnung von früher her kannten, ich wiederum an die einflußreiche Dame Heakock, und diese endlich in echt amerikanischer Neutralität an ihren großen Vetter in Washington. Es erscheint ihr als ein gottgefälliges Werk, den Deutschen, die in diesem Kriege mit nichts als Lügen umgehen, die heuchlerische Maske abzureißen. Da müßte ich mich sehr irren, wenn wir in einigen Tagen nicht drei vollgültige amerikanische Pässe haben sollten, zugleich mit den nachdrücklichsten Empfehlungen an die russischen Behörden. Danach aber — meine ich — müßten wir schon sehr ungeschickt sein, wenn wir unsere Aufgabe nicht lösen könnten ..."

Franz Kochanski war aufgesprungen, drückte der kleinen Dame begeistert die Hand. „Liebes Fräulein, das ist so großartig ... so genial ..."

„Na Gott sei Dank", sagte sie lächelnd, „ich hatte schon befürchtet, Sie könnten von irgendeinem ‚preußischen' Standpunkte aus Bedenken haben! ... Und jetzt zu meiner Cousine Marion! Weshalb sind Sie eigentlich so entrüstet, daß sie sich nach kurzer Ehe wieder scheiden lassen will?"

„Nun, es ist doch, gelinde gesagt, reichlich herzlos und — von einer höheren Warte aus angesehen — geradezu frivol, daß sie bei den Leiden ihres Mannes keinen anderen Wunsch kennt, als sich möglichst rasch von ihm zu trennen!"

Fräulein Françoise schlug die kleinen Hände zusammen. „Um Himmels willen, was für schwere Worte für eine solche Unbeträchtlichkeit! Vielleicht seid ihr Preußen bloß deshalb so unbeliebt in der Welt, weil ihr an alles euren norddeutschengherzigen Maßstab legt, euch dazu noch das Amt eines Schulmeisters anmaßt! Lassen Sie meine Cousine Marion sich ihr Leben doch einrichten, wie es ihr paßt! Bußpredigten würden da wenig helfen. Sie ist eine kleine tête de linotte .. Der deutsche Ausdruck ist mir im Augenblick nicht ganz gegenwärtig ..."

„Vielleicht Spatzenköpfchen", warf er ein.

„Ganz recht, so hat sie ihr Mann einmal im Aerger genannt, jetzt entsinne ich mich. Als ein Spatzenköpfchen also hat sie den eleganten Assessor von Döhlau geheiratet, ohne

daran zu denken, daß sie damit auch gewisse Pflichten übernahm. Ich glaube, sie hat sich überhaupt dabei nichts gedacht. Das Amt ihres Mannes empfand sie als eine unangenehme Störung der Zärtlichkeiten, die sie als ein verwöhntes junges Mädchen beanspruchen zu dürfen glaubte, und als er gar seine Pflicht erfüllen mußte, in einem ihr völlig unbegreiflichen Falle, da wurde es ihr in dieser Atmosphäre zu kalt. Da riß sie ihm aus. Wer will ihr daraus einen Vorwurf machen? Sie handelte nach ihrer Natur, und ich glaube, sie würde sehr empört sein, wenn jemand ihr sagen wollte, sie wäre im Unrecht! Was aber Herrn von Döhlau anlangt — ja meinen Sie denn, auch ihm wäre mit einer möglichst raschen Auflösung dieser Ehe nicht gedient?"

„Darüber erlaube ich mir kein Urteil!"

„Na ja", sagte sie, „das ist das Bequemste!" Und mit einem drolligen Lächeln fügte sie hinzu: „Jetzt sucht meine Cousine Marion ihr Glück in einem mehr südlichen Klima. Ihr erster Mann war ein nordischer Eisblock, ihr zukünftiger zweiter spuckt — nach meinem Geschmack — zu viel Lava. Die verhimmelnden und anbetenden Phrasen fliegen wie Feuerbomben aus seinem Munde. Aber sie will ja mit ihm glücklich werden, nicht ich — — —"

Fräulein Eberls steckte sich eine neue Zigarette an. Franz Kochanski saß versonnen da. Irgend etwas in dem Tone, mit dem die junge Dame da drüben von der Ehe des Landrates von Döhlau sprach, hatte ihm zu denken gegeben.

Endlich fragte er: „Und Sie, mein gnädiges Fräulein? Aus welchem Grunde lassen Sie sich auf ein Unternehmen ein, das im Falle des Mißlingens für alle Beteiligten recht übel ablaufen kann? Weshalb begeben Sie sich für ein paar Menschen, die Ihnen doch nur oberflächlich nahestehen, in eine nicht unbeträchtliche Gefahr?"

Ueber das pikante Gesichtchen flog ein Schatten, in die glatte Stirn oberhalb der kurzen Nase grub sich eine scharfe Falte. Fräulein Françoise zerdrückte mit einer nervösen Bewegung die eben erst angezündete Zigarette im Aschbecher, als wolle Sie zu der Antwort Zeit gewinnen. „Ich könnte Ihnen darauf erwidern", sagte sie endlich, „das geht Sie nichts an! Oder eine Ausrede gebrauchen: Langeweile und Luft nach einer abenteuerlichen Abwechslung. Aber da wir — vielleicht

monatelang — gute Kameraden sein sollen, will ich zu Ihnen ganz offen sein. So offen wie zu mir selbst. Also" — sie atmete tief auf — „ich will mir einen Mann gewinnen, den ich zu gleicher Zeit achten und lieben kann!" Und als ihr Zuhörer unwillkürlich eine erstaunte Bewegung machte, fuhr sie in einer gewissen Erregung fort: „Oder soll ich vielleicht ruhig zusehen, wie er mir unter den Martern der russischen Gefangenschaft verkommt? Oder — falls er frei werden sollte — wie ein deutsches Gretchen in der Verborgenheit warten, bis er sich auf mich besinnt? Ah nein, Mal um Mal bin ich in Ihre Versammlungen gegangen, um Gewißheit über sein Schicksal zu bekommen. Jetzt habe ich sie, und jetzt will ich ihn doppelt befreien. Für mich!!"

Sie war aufgestanden, ging ein paar rasche Schritte durchs Zimmer, blieb wieder stehen.

„Sehen Sie, Herr Kochanski, vor wenigen Wochen war ich noch genau so wie meine Cousine Marion. Vielleicht ein bißchen weniger tête de linotte. Es war mir zu gut gegangen im Leben, ich spielte nur mit ihm. Auch mit vielen Männerschicksalen. Was für eine Sorte drängte sich denn an mich? Ich bin doch keine eitle Gans, besitze auch einen Spiegel. Und vor kurzem noch hatte ich ein riesengroßes Vermögen. Da machte es mir denn einen riesengroßen Spaß, die jungen Herren, die dieses Vermögen zu heiraten gedachten, zum Narren zu halten und dann erbarmungslos auszulachen. Und da lernte ich — bei Ihnen oben — einen kennen, der wirklich mich meinte! Mich allein. Ich verstand ihn nicht, stellte ihm Bedingungen, die er nicht erfüllen konnte. Und jetzt ist es für alle heiße Reue zu spät, er ist vor dem Feinde gefallen, hat — ehe er in die Schlacht ritt — vielleicht mit bitterer Verachtung an mich gedacht..." Die Stimme brach ihr, sie sah mit schwimmenden Augen ins Leere.

Franz Kochanski sagte halblaut: „Ich habe ihn gut gekannt, den Leutnant Karl von Gorski. Auch mit tut es herzlich leid, daß das Schicksal ihm ein so frühes Ende gesetzt hat. Aber er ist einen herrlichen Tod gestorben, in der Verteidigung des eigenen Elternhauses. Seine Mutter und seine Schwestern durfte er retten durch einen kühnen Handstreich, und mitten im Gefühl des Triumphes wurde er abberufen. Eine seiner Schwestern hat es mir erst heute nachmittag mit stolzen Augen

erzählt. Lachend erhielt er die feindliche Kugel mitten in die Stirn, ist lachend gestorben, wie er gelebt hatte ..."

Fräulein Françoise nickte. Sie hatte Tränen in den Augen. „Das Amulett, das ich ihm schickte, hat ihm nichts genützt. Vielleicht, wenn ich damals ehrlich für ihn gebetet hätte?! Aber das konnte ich doch nicht, mein Herz war auf der Seite seiner Feinde ..." Sie lachte bitter auf, aber es wurde ein wildes Aufschluchzen daraus. „Diese seine Feinde, deren Sieg ich als glühende lothringische Patriotin vom Himmel erflehte, haben mein altes Väterchen getötet! Er ist auf der Schwelle seines Hauses erschlagen worden, weil er nicht dulden wollte, daß französische Truppen in diesem gut französischen Hause wie Freibeuter plünderten ... Da kriegt man andere Augen, mein Herr, wenn man sehen muß, die Göttin, zu der man gebetet hat, trägt die Züge einer Furie, aber es tut bitter weh .."

Sie fuhr sich mit der schmalen Hand über die Stirn, sprach ein wenig ruhiger weiter. „O, wenn Sie wüßten, mit welchen Gefühlen wir damals aus Ordensburg nach dem Westen gefahren sind, meine Cousine Marion und ich. Der Heimat zu. In einer Art von Fieber zählten wir die Stunden, die uns noch von dem glühendheiß ersehnten Triumphe trennten. Von dem glorreichen Tage, an dem die befreiende Trikolore wieder über unserem so lange geknechteten Vaterlande wehte ... Vor Berlin wurden wir angehalten, unser Auto konfisziert, ein Stück Papier bekamen wir dafür in die Hand und die gnädige Erlaubnis, mit der Eisenbahn weiterfahren zu dürfen. In Berlin erfuhren wir, der Verkehr mit dem Westen ist gesperrt. Da mußten wir in ohnmächtigem Zorn die Tage über uns ergehen lassen, in denen ganz Deutschland von einem unfaßbaren Rausch der Begeisterung, von einem einzigen Liede erfüllt war. Nirgends konnte man diesem Liede entgehen, bis in unsere stillen Hotelzimmer verfolgte es uns; mein Stubenmädchen, als ich eines Vormittags früher von meinem Ausgange zurückkehrte, sang es beim Bettenmachen. Und von draußen tönte es herein von der die Straße füllenden Menschenmenge, die eine Siegesnachricht bejubelte. Natürlich eine erlogene, glaubten wir, und wir trösteten uns mit dem Gedanken, die Revanche war auf dem Wege, nichts konnte ihren Lauf hemmen ... Wir malten uns schon den Tag aus, an

dem wir hier, von unseren Hotelfenstern aus, den im Triumph einziehenden französischen Truppen mit unseren begeisterten Schreien Blumen zuwerfen würden ...

„Aber da kamen Nachrichten, die uns stutzig machten. Die französische Armee hatte wohl in Lothringen die deutsche Grenze überschritten, war aber wieder in einer blutigen Schlacht zurückgeworfen worden. Wir glaubten es nicht, der Hotelportier besorgte uns eine schweizerische Zeitung, da war die Nachricht bestätigt. Wir eilten auf die Polizei, verlangten die Erlaubnis, in die Heimat zu reisen, sie wurde uns verweigert. Ein Telegramm an meinen Vater wurde von der Post nicht befördert, ein Brief, den ich geschrieben hatte, brachte keine Antwort. Ich tröstete mich, von den französischen Truppen ist er gut behandelt worden, natürlich, bei ihrem Rückzuge wird er mitgegangen sein, ist vielleicht jetzt schon längst in Paris. Da ging ich eines Tages — es sind jetzt wohl acht Wochen her — ein wenig aus, mir etwas Bewegung zu machen. Wie ich zurückkomme, erhebt sich aus einem Sessel in der Vorhalle ein schwarzgekleideter alter Herr. Ich schreie auf vor Freude, eile auf ihn zu: ‚Maitre Sinzheimer, Sie schickt mir der liebe Gott, Sie bringen mir Nachricht von meinem Vater! Und sagen Sie rasch, rasch, er befindet sich wohl, ist in Sicherheit?‘

„Da nimmt mich der alte Herr in seine Arme, und die Augen füllen sich ihm mit Tränen: ‚Mein liebes armes Kind, dein Vater ...‘ Ich beiße die Zähne auf einander vor Zorn und Weh: ‚Vollenden Sie, teurer Freund, diese deutschen Barbaren haben ihn getötet? Weil sein Herz auf der Seite seines alten Vaterlandes stand, und er zu stolz war, seine wahren Gesinnungen zu verleugnen?‘“

„Maitre Sinzheimer — ich muß hinzufügen, er ist Notar in Thionville und seit vielen Jahren der Anwalt meiner Familie — schüttelt den Kopf: ‚Nicht hier, mein Kind! Hier unter diesen Menschen müßte ich vor Scham und Schande vergehen! ...‘ Wir eilen auf mein Zimmer, die Knie zittern mir vor Angst. Und da, mein Herr“ — sie zerrte an dem weichen Kragen ihres Gewandes, als wenn er ihr das Atmen verwehrte — „glaubte ich zuerst, der alte Mann, der sich von Thionville aufgemacht hatte, mich zu suchen, redete irre! So unfaßbar war mir, was er berichtete. Von unseren, das heißt, ich wollte

sagen, von französischen Truppen war mein Vater ermordet worden! Verstehen Sie recht, von den Truppen, auf die wir alle in heimlicher Sehnsucht Jahr für Jahr als die kommenden Befreier gewartet hatten! Eine Rotte Zuaven hatten den Weinkeller erbrochen, wälzte sich dem Hause zu. Mitten darin meine Schwester Geneviève, ein trunkener schwarzbärtiger Kerl trug die Ohnmächtige im Arm. Mein Vater mit dem alten Diener Pierre Lechner eilte dem Haufen entgegen. Die anderen hatten sich feige verkrochen. ‚Um Gottes willen', rief er in französischer Sprache, ‚seid ihr denn toll geworden, liebe Landsleute? Ihr schleppt die Braut eines jungen französischen Offiziers, und ich, der Vater dieser jungen Dame, bin ein Ritter der Ehrenlegion . . .'

„‚Ein alter Narr bist du', schrie der erste der Bande, trat dem gebrechlichen alten Männchen mit dem Fuß gegen den Leib. Der Tritt war so heftig gewesen, daß er das Zwerchfell sprengte. Der Arzt, der vom Maitre Sinzheimer ein paar Stunden später hinzugerufen wurde, versuchte noch eine Operation, sie brachte keine Rettung mehr. Und auf dem Sterbebette mußte mein Vater auch den letzten Rest eines bitteren Irrtumes auskosten, mit dem er sich ein Leben lang getragen hatte: seine Tochter Geneviève hatte sich nach der ihr von einem Franzosen angetanen Schmach selbst getötet."

Fräulein Françoise sah mit schwimmenden Augen in die auf dem Tische brennende Lampe, in dem Zimmer entstand eine lange Pause des Schweigens. Franz Kochanski empfand ein inniges Mitgefühl, aber sollte er zu so viel Herzeleid banale Trostworte sprechen? Das mußte jeder mit sich allein abmachen, auch er verschloß ja seinen Kummer und das Bangen um eine, die in weiter Ferne war, in der eigenen Brust. Das kleine Fräulein griff mit einer mechanischen Bewegung nach dem schweren Silberkasten, steckte sich eine neue Zigarette an.

„Entschuldigen Sie", sagte sie, „daß ich mich von der Erinnerung so hinreißen ließ... Sie haben ja vorhin gesehen, ich kann auch schon wieder lachen. Ich weiß nicht, woran es liegt, daß ich mich so rasch zurechtgefunden habe. Vielleicht an dem Haß, mit dem ich meine früheren Ideale verfolge, vielleicht an der Sorge um meine Landsleute oder an dem neuen Ziel, das ich mir gesetzt habe. Wie es eines Tages in mir auftauchte, kann ich kaum noch sagen. Ich glaube, es war nach einem hef-

tigen Streite mit meiner Couſine Marion. Ich brachte von einer Verſammlung der oſtpreußiſchen Flüchtlinge, bei denen ich mich nach dem Schickſal des Leutnants von Gorſki erkundigen wollte, die Nachricht heim, ihr Gatte ſei in ruſſiſche Gefangenſchaft geſchleppt worden. Sie zuckte dazu nur mit den Achſeln, ich aber entrüſtete mich, ohne daran zu denken, daß ſie ſchon damals mit dieſem italieniſchen Marcheſe flirtete. Da ſagte ſie ſpitzfindig: ‚Hol' ihn dir doch und heirate ihn, dieſe Inkarnation der ſogenannten preußiſchen Pflicht! Ich trete ihn dir gerne ab, dieſen Menſchen, der mit ſteinernem Geſichte Todesurteile ſpricht und ſeine hilfloſe Frau auf die Landſtraße hinausjagt, mitten unter eine Räuberbande, die ihr unter dem Vorwande des Krieges das Auto ſtiehlt ...'

„Ich ſage: ‚Liebe Marion, für dein Auto haſt du inzwiſchen von der deutſchen Heeresverwaltung zwölftauſend Mark gekriegt und mit deinem Manne liegt der Fall doch ſo, daß du ihn verlaſſen haſt!' Das war ihr nicht klarzumachen, ſie blieb bei der Ueberzeugung, ihr wäre ſchimpfliches Unrecht geſchehen. Ich aber fing an nachzudenken, fand bei dem Herrn von Döhlau in der Erinnerung Eigenſchaften, über die ich mich damals bei einem anderen entrüſtet hatte ... nur heute ſah ich ſie mit den neuen Augen an, von denen ich Ihnen vorhin geſprochen habe ..." Sie tat einen tiefen Zug aus ihrer Zigarette ... „Na und jetzt ... ich habe Ihnen mein Herz ausgeſchüttet wie einem Beichtvater! Wollen Sie mir dafür das Vertrauen ſchenken und ſagen, auf welchem Wege Sie von Herrn von Döhlau Nachricht bekommen haben?"

Statt der Antwort reichte er ihr den in eine Birkenrolle gewickelten Brief hinüber ... Sie las mit begieriger Spannung; da er das Schreiben auswendig kannte, vermochte er an ihrem beweglichen Geſichte zu erkennen, an welcher Stelle ihre Augen weilten. Als ſie zu Ende geleſen hatte, hingen ein paar klare Tränen in ihren Wimpern, über den humoriſtiſchen Schluß aber hatte ſie lächeln müſſen. Ein Weilchen ſah ſie verſonnen vor ſich hin, dann blickte ſie auf ... „Dieſes junge Mädchen, von dem in dem Briefe die Rede iſt, war Ihre Braut?" Er holte tief Atem: „Sie iſt es noch heute, wenn ſie mich will! Und wenn mir Gott hilft, ſie geſund in die Heimat zu führen, ſoll mein ganzes Leben ein einziges Dienen ſein, ſie alles vergeſſen zu machen, was ſie erlitten hat."

„Und das Kind, das sie unterm Herzen trägt?"

Er schloß einen Moment lang, wie unter einem jähen Schmerz, die Augen, dann sagte er klar: „Es ist ihr Kind, ich will es halten wie mein eigenes ..."

Da schluchzte Fräulein Françoise leicht auf, schüttelte ihm die Hand: „Ich glaube, wir werden ein paar sehr gute Freunde werden, Sie, Herr Kochanski, und ich ..."

Ein paar Stunden später schritt er durch die Neue Wilhelmstraße der Weidendammer Brücke zu, suchte die Studentenkneipe auf, in der er am Abend vorher sein Nachtessen eingenommen hatte. Sein Herz war so voll, daß es ihm unmöglich war, allein zu bleiben. Er mußte noch Menschen sehen ... Und die heimliche Hoffnung führte ihn: vielleicht traf er die beiden Feldgrauen wieder, deren Gespräch er gestern belauscht hatte. Deren Bekanntschaft wollte er suchen, sich noch mehr von ihren Erlebnissen erzählen lassen. Von den Stunden, in denen sie den reinen Kinderglauben wiedergefunden hatten an den himmlischen Vater oben, der sie, so auf ihn bauten, nicht im Stiche ließ ... Aber die beiden Feldgrauen waren nicht da, lauter fremde Menschen füllten den verräucherten Raum. In einer Ecke spielten ein paar Musikanten. Ein alter Geiger, den ein kleiner Junge auf der Gitarre begleitete. Uebermütige Studenten hatten sie von der Straße mitgebracht, ließen sich aufspielen, was an Liedern durch die Gassen lief. Dem Wirte, der aus Angst vor der Polizei Einspruch erheben wollte, drohten sie mit ewigem Verruf, hatten sich an einer langen Tafel zusammengesetzt, die bunten Mützen im Genick, und sangen die Lieder mit. Eine große Abschiedsfeier war es. Morgen früh ging es in alle Winde auseinander zu den verschiedenen Regimentern in der Provinz, die endlich wieder neue Freiwillige annahmen ...

Franz Kochanski hatte sich im Winkel an einen kleinen leeren Tisch gesetzt, hing in dem Trubel seinen Gedanken nach. Ein großes Glücksgefühl füllte seine Brust. Von zwei Seiten zugleich war ihm Hilfe geboten worden, als er schon zu verzweifeln begann. Aber da gab es kein Schwanken. Der Plan, als Mitglied einer neutralen Kommission die sibirischen Ge-

fangenenlager zu besuchen, war so wundervoll einfach, daß er gar nicht mißlingen konnte! Und er mußte in der Erinnerung lächeln, wie gut sie zusammen Komödie gespielt hatten, das kleine Fräulein Françoise und er, als die hagere Miß Heakock das Zimmer betrat. Sehr mißvergnügt, denn ihr Reverend hatte eine andere Einladung zum Abendbrot angenommen. Bei der Witwe eines Louisviller Whiskyfabrikanten, deren Benehmen angeblich ebenso kokett wie taktlos und aufdringlich wäre. Falsche Zähne hätte sie außerdem — das sah man auf hundert Schritte — und trüge sich lächerlicherweise wie ein ganz junges Mädchen. Zum Männerfang natürlich nur ...

Miß Heakock kam aber erst später dazu, ihrer Entrüstung über die Louisviller Whiskywitwe Ausdruck zu geben. Als sie das Zimmer betrat, tat Fräulein Françoise so, als hätte sie es nicht bemerkt. Schlug die kleinen Hände zusammen: „Aber nein, Herr Pfarrer, das ist ja schrecklich! Wenn die Deutschen in dieser Beziehung so skrupellos lügen, was soll man da von ihren Siegesmeldungen halten, mit denen sie die Welt überschwemmen?!"

Er war von dem plötzlichen Wechsel im Gespräche so überrascht, daß er nur eine unbeholfene Bewegung machen konnte. Fräulein Françoise aber wandte sich lebhaft zu ihrer eben eingetretenen Gesellschaftsdame. „O wie schade, Miß Heakock, daß Sie nicht schon früher von Ihrem Gottesdienste zurückgekehrt sind! Sie haben viel versäumt. Aber — um Himmels willen — sehen Sie erst mal nach, ob wir auch nicht belauscht werden ..."

Fräulein Heakock blickte zur Tür hinaus, sagte flüsternd: „Es steht niemand draußen!" Und während sie sich vor Neugier die schmalen Lippen mit der Zungenspitze netzte, fragte sie: „Ist es so gefährlich, was Herr Kochanski Ihnen erzählt hat?"

Fräulein Françoise legte den Finger auf die Lippen. „Vorsicht, nicht so laut! Es ist so gefährlich, daß der Herr Pfarrer hier sofort verhaftet werden würde, wenn die deutsche Regierung wüßte, welche Nachrichten er aus Rußland mitgebracht hat! O, wie wird diese edle Nation verleumdet! Während sie sich bemüht, in die rückständigsten Gegenden des deutschen Ostens ihre Kultur zu tragen, macht man ihr vor dem Richterstuhle Europas den lügnerischen Vorwurf, sie ar-

beite mit unwürdigen und barbariſchen Mitteln! Geradezu empörend iſt das!"

„Ja", ſagte Miß Heakock, „wir haben ſchon heute vormittag davon geſprochen. Es wird ein ſehr gutes Ding ſein, in Amerika eine wahre Meinung über dieſe deutſchen Lügen zu verbreiten!"

„Nicht wahr?" verſetzte Fräulein Françoiſe eifrig. „Aber nicht bloß in Amerika, ſondern in der ganzen Welt. Und zu dieſem erhabenen Werke ſind Sie berufen, Miß Heakock! Sie werden ſich einen Ruhm erwerben, der Ihren Namen in unvergänglichen Lettern der Nachwelt überliefert. Wenn man in zukünftigen Jahrhunderten von den edlen Frauen ſpricht, die ſich um die Menſchheit verdient gemacht haben, wird Ihr Name an allererſter Stelle ſtrahlen!"

„Aoh", ſagte Miß Heakock geſchmeichelt, bleckte ihre beiden langen Vorderzähne, „und ich habe doch ſchon an meinen Couſin in Waſhington telegraphiert! Ich hoffe, morgen wird eine Weiſung da ſein an unſeren Botſchafter, er ſoll mir auf jede Weiſe bei unſerem guten Werk behilflich ſein!"

Fräulein Françoiſe ſtand auf, ſtützte pathetiſch die kleine Fauſt auf die Tiſchdecke. „Das iſt nicht genug. Miß Heakock! Wenn man ein erhabenes Ziel erreichen will, muß man auch Opfer bringen können. Wenn Sie für den Herrn Pfarrer und mich die Päſſe beantragen, müſſen Sie uns als Amerikaner ausgeben. Ich bin eine Miß Anderſon aus Milwaukee und er der Reverend Price aus Chikago!"

„God gracious", ſagte Miß Heakock, „das wäre doch eine Lüge?!"

Fräulein Françoiſe zuckte die Achſeln. „Entſchuldigen Sie, ich hatte geglaubt, Sie würden ſich dieſem hiſtoriſchen Augenblicke mehr gewachſen zeigen! Wenn wir unſern erhabenen Zweck erreichen wollen, dürfen wir uns doch nicht an ſo kleinlichen Bedenken ſtoßen? Ihr Botſchafter hier muß vorſichtig ſein. Nicht-Amerikanern darf er keine Päſſe ausſtellen. Aber was ſollen Sie allein in Rußland ausrichten, ohne die ſachverſtändige Führung von Herrn Kochanſki? Ueberlegen Sie ſich nur, bitte, einen ſo kritiſchen Moment: Sie ſtehen auf dem Bahnhofe in Petersburg, wollen auf die amerikaniſche Botſchaft fahren, und der Kutſcher verſchleppt ſie — Gott weiß — wohin."

„Ich hatte mir gedacht", wandte Miß Heakock schüchtern ein, „ich wollte den Reverend Algernoon Breadsley auffordern, uns auf diese Reise zu begleiten, den Prediger unserer Gemeinde."

„Kann der Russisch?"

„Nein, nicht einmal Deutsch!"

„Na sehen Sie, dann würde ein Blinder einen Lahmen führen! Und Sie wollen den amerikanischen Zeitungen doch wahrheitsgetreue Berichte schicken. Da können Sie sich unmöglich auf Erzählungen verlassen, deren Richtigkeit Sie nicht durch einen zuverlässigen Dolmetscher nachprüfen können?"

In den wasserblauen Augen von Miß Heakock leuchtete es auf. „Sie glauben, ich kann über diese Reise an Zeitungen schreiben?"

Aber natürlich, und ein Vermögen damit verdienen! Die neutrale Welt, die von den deutschen Berichten verseucht ist, lechzt ja nach Wahrheit! Wenn da eine unparteiische Amerikanerin herkommt und auf Grund eigener Beobachtungen . . "

Miß Heakock hob die hagere Rechte. „Es ist gut, Gott wird mir die kleine Lüge nicht anrechnen. Sie ist ein Mittel zu einem guten Zweck. Nachher, wenn ich in meinem Zimmer allein bin, werde ich ihn um Entschuldigung bitten."

„Tun Sie das", sagte Fräulein Françoise scheinbar ernsthaft, „er wird Ihnen sicherlich Absolution erteilen. Aber jetzt will ich mich zum Abendessen umziehen. Inzwischen kann Herr Pfarrer Kochanski" — sie lächelte schalkhaft — „Verzeihung, ich wollte sagen, der Reverend Price aus Chikago, Ihnen schon das Material zu einem ersten vorbereitenden Artikel liefern."

Miß Heakock hatte rasch überschlagen, daß die journalistische Tätigkeit auf dieser Reise ihr wirklich ein Vermögen einbringen konnte. Groß genug, um der Louisviller Witwe ein beachtenswertes Paroli bieten zu können. Und sie zückte ihr Notizbuch, während Franz Kochanski ihr in ähnlich ironischer Art Lügengeschichten erzählte, wie kurz vorher das kleine Fräulein Eberlé . . . In den amerikanischen Zeitungen stand so viel Unsinn, daß es auf eine Handvoll mehr oder weniger nicht ankam . . .

Miß Heakock schrieb noch emsig, als Fräulein Eberlé schon, zum Abendessen umgezogen, wieder das Zimmer betrat. Sie verständigte sich mit ihrem Bundesgenossen durch einen lustigen

Blick, verleitete unten in dem großen Speisesaal ihre würdige Gesellschaftsdame zu einem Gläschen Sekt. Unter dem Gesichtspunkte, ein großer Augenblick verlange auch eine entsprechende Feier. Da trank die abstinenzlerische Miß Heakock den französischen Champagner wie das sonst gewohnte Selterwasser. Und in einem plötzlichen Umschlag zu weinerlicher Stimmung sprach sie von den Opfern, die sie persönlich dem Kampfe gegen deutsche Barbarei bringen müßte. Wie schwer es ihr ankäme, einen reinen amerikanischen Jüngling in den Netzen einer schamlosen Sirene zurückzulassen, indessen sie selbst nach dem fernen Sibirien reiste. Und sie schilderte ausführlich die Anstrengungen der Louisviller Witwe, den Prediger des Amerikanischen Klubs als Gatten einzufangen. Da schüttelte das kleine Fräulein ihr bieder die Hand.

„O meine teure Miß Heakock, wie können Sie sich nur solchen unbegründeten Befürchtungen hingeben? Und was wird Ihnen in kurzen zwei Monaten noch an der Meinung eines kleinen Predigers liegen, wenn Sie eine Weltberühmtheit geworden sind? Wenn ich nicht wüßte, wie fest sie entschlossen sind, in stolzer Einsamkeit durchs Leben zu gehen, würde ich sagen, Sie könnten ihre Auswahl unter Männern treffen, die Ihnen an Ruhm und Bedeutung ebenbürtig sind!"

Da lächelte die alte, eitle Gans geschmeichelt, dachte an einen verwandten Jugendgespielen, drüben in Amerika. Der hatte in heißem Ehrgeiz keine Zeit zum Heiraten gefunden. Aber, vielleicht, wenn er einer in jeder Hinsicht kongenialen Gefährtin begegnete? ... In dieser seligen Zukunftshoffnung verschwor sie sich auf alles, was ihre heimlichen Bundesgenossen bei dem Werke der Entlarvung Deutschlands von ihr verlangten. Den Berliner Gesandten brauchte sie gar nicht zur Ausstellung der Pässe. Bei ihrem Einflusse als Cousine des Staatssekretärs war diese wichtige Frage auch anders zu erledigen ... In Stockholm zum Beispiel, wo man auch hinsichtlich der Depeschenzensur nicht so streng überwacht wurde wie in Berlin ...

So war alles wohlvorbereitet, die Reise nach dem fernen Sibirien konnte nicht mißlingen. Franz Kochanski, aus seiner genauen Kenntnis der Landessitten, gedachte noch ein übriges zu tun, dem Unternehmen einen glatten Gang zu sichern. Auf Geld kam es ja nicht an. Da kaufte man sich in Petersburg

für dreitausend Rubel und freie Verpflegung einen Reisebegleiter. Einen noch leidlich gut erhaltenen General a. D. Wenn der im Schmucke seiner Uniform und sämtlicher Orden im selben Zuge reiste, konnte er sich bei Paßrevisionen und Verhandlungen mit untergeordneten Polizeiorganen sehr nützlich erweisen...

Der alte Geiger an der langen Studententafel spielte das Gaudeamus. Die Burschen sangen mit, einen seltsamen Ernst in den Mienen. Als der letzte Vers verklungen war, stand einer von ihnen auf, legte seine Mütze vor sich auf den Tisch. Ein schlanker Jüngling war es, Narben auf Stirn und Wange.

„Liebe Brüder", sagte er, „der Sang ist verschollen, es geht ans Abschiednehmen. Morgen früh sind wir in alle Winde zerstoben. Was wir in ritterlichem Spiel geübt, wird blutiger Ernst. Oft schon haben wir pro patria gefochten, es galt unserem kleinen Bunde, aus Freundschaft gewoben. Jetzt ruft das große Vaterland. Es liegt nicht an uns, daß wir diesem Rufe nicht eher Folge leisten konnten. Aber auch wir kommen noch zur Zeit. Gott sei Dank, die vor uns haben ja noch einiges übrig gelassen. Wir wollen es vollenden. Nach dem Wahlspruche unseres Bundes, furchtlos, tapfer und treu! Der Tod, von dem wir eben gesungen haben, er kommt auf raschen Füßen, schreckt uns nicht. Wir wissen ja, wofür wir sterben. Für alles, was wir in dem herrlichsten unserer Lieder hochleben ließen. Für Freiheit, Ehre, Vaterland. Das Band, das uns im Frieden einte, auf dem Herzen! Der letzte Schoppen vor der Trennung diesen Farben und dem Vaterlande! Ad exercitium salamandri — incipit, eins, zwei, drei..." Die Burschen waren aufgesprungen, die Henkelgläser rasselten...

Franz Kochanski stand auf und zahlte. Ein bitteres Gefühl zog ihm das Herz zusammen. Die Jünglinge alle hatten gesunde Glieder. Aber wie sollte ein Lahmer dem Vaterlande dienen?... Reden und Schreiben hatte in diesen Zeiten wenig Wert...

Er trat ins Freie hinaus, ein eisiger Wind fegte durch die Straße, trieb stäubenden Schnee in weißen Wolken vor sich her. Und vor seinem innerlichen Auge tat sich ein Bild auf. Von einem Bauernhof im fernsten Osten... Der Schnee reichte bis zum First des Hauses. Der Wind schnitt wie eine scharfe Säge in eine von Qualen und Entbehrungen ange-

griffene Jungmädchenbrust. Ein zartes, jeder körperlichen Anstrengung fremdes Mädchen mußte schwere Arbeit verrichten. Wenn sie nach einem Hustenstoße die Hand zum Munde führte, war diese Hand rot von Blut... Und eines Tages floß mit diesem Blut das Leben dahin...

Da bäumte er sich auf. Das konnte nicht geschehen! Das durfte nicht sein, daß er hier alle Vorbereitungen zu einer glücklichen Befreiung traf, um am Ziel einen verschneiten Grabhügel zu finden... Wodurch sollte er es verschuldet haben, von dem Gipfel der Hoffnung so in den Abgrund der Verzweiflung gestoßen zu werden?... Aber wiederum, wodurch hatte er es verdient, daß in diesen furchtbaren Zeiten gerade sein kleines Einzelschicksal eine glückliche Vollendung fand?... Da war es ihm, als wenn eine Stimme rief: „Kehr' zu mir zurück, und ich will dir helfen!"... Er sah sich um, er war auf der menschenleeren Straße ganz allein. Da preßte er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor: „Herr, hilf mir! Hilf mir in meiner Not"... Aber er fühlte zugleich, das war noch nicht der richtige Schrei. Die letzte Hingabe fehlte: „Wenn du es jedoch anders beschlossen hast, füge ich mich in Demut..."

7.

Der Dienstbetrieb bei der Ersatzschwadron des Dragonerregiments Graf Schmettau war im schärfsten Gange. Die Tage waren kurz, und wenn man in acht Wochen aus Rekruten Feldsoldaten machten wollte, mußte jede Minute ausgenützt werden. Da konnte nicht mit Glacéhandschuhen gearbeitet werden, aber die Unteroffiziere wetterten mehr aus alter Gewohnheit. Die Mannschaften gaben ganz von selbst ihr Letztes her, sie wußten ja, wofür sie vom frühen Morgen bis zur Dunkelheit gedrillt wurden. Im Lanzenfechten, Reiten, Schießen, in Felddienst, Exerzieren und Instruktion. Das war nur zu leisten, wenn jeder einzelne mit dem Einsatze ganzer Kraft seine Pflicht tat. Aber den Unteroffizieren wäre es als kein richtiger Dienst erschienen, wenn sie kleine Verfehlungen nicht mit gewaltigem Stimmaufwand und einem hahnebüchnen Donnerwetter geahndet hätten. Nur der Rittmeister von

Foucar durfte nicht auf Hörweite in der Nähe sein. Der war der merkwürdigen Ansicht, es ginge auch anders, und meinte, bloß unfähige Vorgesetzte hätten es nötig, mit Schimpfworten zu arbeiten. Dieser Meinung aber konnte er unter vier Augen sehr deutlichen Ausdruck geben, wenn er mal einen der Berittführer bei überflüssigem Sackerieren erwischt hatte... Nicht stumpf machen dürfe man die Leute durch unausgesetztes Anbrüllen, sondern man müsse versuchen, ihren Ehrgeiz zu wecken. Dann bildete sich in jedem Beritt eine Art von eiferndem Korpsgeist heraus, sich vor den anderen hervorzutun, und von diesem Korpsgeist wurden auch die Laschen und Trägen mitgerissen.

Auch Hermann von Brinckenwurff hatte die Wirkung dieser Erziehungsmethode am eigenen Leibe verspürt. Gleich am ersten Tage seiner Dienstzeit. Das Exerzieren war vorüber. Der Rittmeister hielt auf einem kleinen Hügel, ließ die Schwadron im Parademarsch in Zügen vorbeipassieren. Im Schritt. Als der zweite Zug herankam, hob er die Hand, die Musik, die den Pariser Einzugsmarsch spielte, brach jählings ab. Er rief mit seiner hellen Stimme: „Herr Oberleutnant von Lenski!"

„Herr Rittmeister!"

„Das Ganze noch mal! Führen Sie die Schwadron zum Ausgangspunkt zurück, im zweiten Zuge herrscht nicht die nötige Aufmerksamkeit!"

Da kriegte der Dragoner Hermann von Brinckenwurff einen roten Kopf. Er wußte ganz genau, weshalb der Parademarsch wiederholt werden mußte. Er war mit seinen Gedanken überall wo anders gewesen, nur nicht beim königlichen Dienst. Und er ritt einen verbrecherischen Gaul, der jeden Augenblick den überlegenen Meister spüren mußte, sonst trieb er allerhand Unfug. Wenn der oben bummelte, glaubte er unten sich das gleiche Recht herausnehmen zu dürfen. Keilte aus, drängelte nach der Seite oder versuchte durchzubrennen. Da preßte Hermann von Brinckenwurff ihm vor Zorn mit gewaltigem Schenkeldruck die Rippen zusammen, daß er stöhnte. Als der Zug zum zweiten Male vorüberkam, war er wie an einer Schnur ausgerichtet.

Der Rittmeister winkte mit der Hand. „Bravo! Aber es hätte doch gleich so gehen können?"...

Da empfand der Herr von Brinckenwurff es mit einer ge-

wissen Dankbarkeit, daß sein Name nicht vor der ganzen Schwadron herausgeschrien worden war. Und er sorgte dafür, daß der zweite Zug seinetwegen keine Uebung mehr zu wiederholen brauchte.

Der Dienst nahm ihn körperlich so her, daß er abends, kaum das Zapfenstreich geblasen war, wie ein Toter ins Bett fiel.

Und tagsüber hatte er so viel zu tun, daß er keine Zeit fand, den Gedanken nachzuhängen, mit denen er eingetreten war. An den ersten Abenden, wenn er allein in seinem Zimmer saß, hatte er wohl noch mit einem wehen Gefühl in der Brust nach den hell erleuchteten Fenstern hinübergesehen, auf der anderen Seite der breiten Straße. Da wohnte eine, aus deren Nähe er verbannt war. Ob für immer, mußte die Zukunft lehren... Dann gab er sich allerhand törichten Träumen hin. Wie er sich im Felde auszeichnen wollte, um einmal als ein Würdiger vor sie hintreten zu dürfen, wenn... ja wenn einer den Platz geräumt hatte, der zwischen ihm und dem Ziel seiner Sehnsucht stand... Bei diesem Gedanken aber stockte er. Etwas von dem altpreußischen Disziplingefühl regte sich in seiner Brust. Einem Manne, dem er als seinem Vorgesetzten Achtung schuldig war, durfte er doch nicht den Tod anwünschen... Da draußen in der weiten Welt dachte sich so etwas ganz leicht. Zu Hause kam man wieder in den Bannkreis der Heimat.

In solchen Stunden vermißte er's schwer, daß er keinen Menschen hatte, mit dem er sich aussprechen konnte. Zu den Unteroffizieren in der Wirtsstube mochte er sich nicht setzen, an den Tisch der Offiziere war er noch nicht eingeladen worden. Jeder kleine Fahnenjunker saß dort, durfte zwar nur den Mund aufmachen, wenn er gefragt wurde, aber er wurde doch der Ehre gewürdigt, mit den zukünftigen Kameraden verkehren zu dürfen. Er allein, der doch gewissermaßen ebenso wieder auf Avancement eingetreten war, blieb ausgeschlossen! Und das empfand er als unnötige und bittere Kränkung. Schwerenot noch mal, so grob war der Spritzer doch nicht, den er von seinem Rock zu tilgen hatte?!...

Acht Tage nach seinem Eintritte wurde er durch Parolebefehl zum Unteroffizier befördert. Der Rittmeister gratulierte ihm, sprach seine Freude aus, daß er besondere Dienstfreudig-

keit und hervorragende Führung so rasch belohnen dürfe. Da schwoll ihm vor Genugtuung das Herz in der Brust, und er erwartete mit Sicherheit, daß der älteste Oberleunant der Ersatzschwadron, Herr von Lenski, ihn nach der Beförderung zur Teilnahme am Mittagstisch der Offiziere einladen würde. Aber nichts dergleichen geschah. Da verstockte er sich in seinem unbändigen Stolz aufs neue. Und er war drauf und dran, dem kleinen Hans von Lenski — mein Gott, wie oft hatte er früher dem Bürschchen auf dem Ordensburger Gymnasium die Hosen stramm gezogen, wenn es frech wurde — auf die Bude zu rücken: „Du, hör' mal, jetzt möchte ich endlich wissen, weshalb ich in so verletzender Weise geschnitten werde! Eine Zeitlang läßt man sich das wohl gefallen, aber es kommt mal ein Tag, wo einem die Galle überläuft?!..." Er brauchte eine ganze Weile, um sich klarzumachen, daß ein solcher Besuch eine blanke Unmöglichkeit war. Wen er dabei stellen wollte, war doch nicht der alte Schulfreund, sondern der Oberleutnant der Reserve Hans von Lenski im Dragonerregiment Graf Schmettau! Und der stand als Vertreter des ganzen Offizierkorps da, vor dem er sich wieder sauber fechten sollte... Wie mußte dieses Offizierkorps also den Klex an seinem Rock einschätzen, wenn es ihm so wenig Entgegenkommen zeigte?... Da begann er wieder einmal nachzurechnen, womit er sich eigentlich so vergangen haben sollte, daß er von den Standesgenossen verfemt worden war? Nichts Unehrenhaftes hatte er sich zuschulden kommen lassen! Unbesonnenheiten waren es gewesen, Ausbrüche seines heftigen Temperaments. Und daß er auch als Verlobter sein wildes Blut nicht bändigen konnte — du mein lieber Gott, seit wann war es denn Brauch, daß ein Offizierkorps sich als Sittenkommission frisierte? Um aufzupassen, daß die Bräutigams im Regiment nicht ab und zu mal auf 'nen Katersteg gingen?... Unsinn war das! Er selbst aber konnte sich doch nicht auf den Markt stellen: Habt euch doch bloß nicht so? Weshalb sind diese Unbeträchtlichkeiten so aufgebauscht worden? Weil meiner Braut schon damals ein anderer im Kopfe steckte und sie einen Vorwand brauchte, mir den Laufpaß zu geben!... Wäre diese Braut nicht gerade die Tochter des alten Herrn von Gorski auf Kalinzinnen gewesen, des ersten Mannes im Kreise, und der „andere" der von euch angeschwärmte Rittmeister mit dem Nimbus des Ausländischen

um den interessanten Kopf — den Deuwel hättet ihr euch so scharf um meine Privatangelegenheiten gekümmert! ...

Da überflog ihn wieder einmal der Haß, daß es ihm dunkel vor den Augen wurde ...

Am selben Nachmittag kam er neben seinem Beritt vom Schießstande zurück. Die Kerle marschierten ohne Tritt, den Karabiner umgehängt. Da erspähte der Flügelmann eine hochgewachsene junge Dame, die ihnen entgegen kam. Auf der Kiespromenade unter den kahlen Lindenbäumen, die sich zur Seite des breiten Fahrdammes hinzog. Einen Krimmerpelz trug sie und ein feines weißes Barett, aber sie war sich nicht zu vornehm, den kleinen Sohn im Kinderwagen auszufahren, die Frau Rittmeister von Foucar. Und die Mannschaften der Ersatzschwadron kannten sie sehr gut. Von dem Lesezimmer her, das sie in der Bürgerschule eingerichtet hatte, und wo sie neben guten Büchern Zigarren verteilte, oder von jener denkwürdigen Felddienstübung bei zehn Grad Kälte, wo sie mit zwei großen Kesseln voll heißer Erbsensuppe an der Ecke des Stadtwaldes hielt ... Der Herr Rittmeister hatte zuerst ein unwilliges Gesicht gezogen, aber dann war er der erste gewesen, der sich mit Lachen einen Teller der wärmenden Suppe reichen ließ.

So etwas vergaß sich nicht. Und wenn es auch in keinem Dienstreglement stand, daß die Dragoner einer Frau Rittmeister Honneur zu erweisen hatten: wenn man es aus Liebe tat, war es zum mindesten nicht verboten. Die fünfzehn Männerchen faßten Tritt, nahmen Augen links und marschierten in strammer Haltung an der Gattin ihres Vorgesetzten vorbei ...

Hermann von Brinckenwurff hatte unwillkürlich an die Mütze gegriffen, ebenso mechanisch kommandierte er nach der üblichen Zeit: „Augen geradeaus — rührt euch! ..." Da hörte er, wie hinter seinem Rücken sein Name gerufen wurde. Er übergab das Kommando dem Dragoner Abromeit, kehrte um. Das Herz schlug ihm bis in den Hals. Schwerenot noch mal, was sollte dieser Anruf bedeuten?

Auch die junge Frau schien unter einem unwillkürlichen Trieb gehandelt zu haben, den sie im nächsten Augenblick schon bereute. Sie wurde rot und sagte in einiger Verlegenheit: „Entschuldige, Hermann, daß ich dich aufgehalten habe! Nur,

wie ich dich zum ersten Male wiedersah, war es mir, wir könnten nicht so aneinander vorübergehen ..."

Er verneigte sich frostig, die Hand am Mützenschirm. „Verzeihung, gnädige Frau, ich wüßte nicht, was wir beide uns noch zu sagen hätten?! ..."

Sie sah mit einem seltsam versonnenen Ausdruck an ihm vorbei. Achtete gar nicht darauf, daß er „Sie" zu ihr gesagt hatte ...

„Ich habe viel über uns beide nachgedacht. Es ging mir doch sehr nahe, daß du meinetwegen die Heimat aufgeben mußtest. Und diese Zeit, wo wir alle in Gottes Hand stehen, mehr denn sonst ... wir selbst oder in dem Liebsten, was wir haben ... ja, das ist auch eine Zeit der innerlichen Einkehr. Da habe ich viel mit mir gerungen, ob ich damals zu dir nicht zu schroff gewesen bin. Mein Gewissen spricht mich frei, denn noch heute, in der Erinnerung, steigt mir die Empörung hoch, daß du mich so gering eingeschätzt hast."

Er hob ungestüm den Arm. „Das ist eine nichtswürdige Verleumdung ..."

„Ah nein, mein Lieber, sondern die Wahrheit! Die Mamsell in Orlowen, zu der ich damals geritten war mit der Reitpeitsche in der Hand, lieferte mir einen Brief aus. In dem stand schwarz auf weiß, was für 'ne Stellung du mir zuweisen wolltest. Mutter deiner Kinder sollte ich sein, deine Liebe gedachtest du anderswohin zu tragen. Da wies ich, Annemarie von Gorski, dir die Stellung an, die dir gebührte."

„Verzeihung", sagte er rauh, „das sind olle Kamellen! Hättest du dich nicht so lange gegen die Heirat gesperrt, wäre ich nicht auf Abwege geraten. Wenn du so offen bist, brauche ich ja wohl auch nicht hinterm Berg zu halten mit meiner Meinung. Verliebt warst du in einen anderen, und den hattest du sicher, sonst hättest du mir nicht so leicht den Laufpaß gegeben!"

Sie faßte sich mit der Hand nach dem Herzen. Er wollte zuspringen, sie vor dem Umsinken zu bewahren, aber sie blieb aufrecht, wehrte ihn mit einer Bewegung des Ekels ab. „Geh", sagte sie. „Ich hatte geglaubt, du wärest mit Reue in die Heimat gekommen. So wie es sich gehört, wenn man sich gegen sie vergangen hat. Mein Mann wußte in all diesen Tagen

nur Gutes von dir zu erzählen. Von deinem Diensteifer schloß er auch auf eine innerliche Einkehr ..."

Da schlug er sich mit der schweren Faust gegen die Brust. „Ihr Herr Gemahl, gnädige Frau? Er ist zufällig mein Vorgesetzter in einem Regiment, dessen erster Standartenträger ein Brinckenwurff war! Um diesen Vorfahr bemühe ich mich, den Offiziersrock wiederzukriegen, nicht aber wegen der Meinung einiger Herren, die für mich wenig maßgebend sein können ..."

Sie hatte ihn mitten in seiner Rede stehen lassen, war mit dem Kinderwagen, den sie schob, weitergefahren. Er aber stand da, Zorn gegen sich selbst und Scham jagten ihm das Blut ins Gesicht. Wie ein Rüpel hatte er sich benommen! Und war das die Art, eine Frau wiederzugewinnen, die man einmal im Allerverletzlichsten getroffen hatte: im Stolz auf die besondere Stellung, die der Erbtochter eines altadligen Hauses aus Schönheit, Reinheit der Sitten und Bildung zukam? ... Er sah der Davongehenden nach. In dem Wagen, den sie vor sich hinschob, lag ein kleines Menschenbündel, das nach Fug und Recht sein Sohn und Erbe hätte sein müssen. Während der zornigen Unterhaltung hatte er einen Blick zwischen die nur halb zusammengezogenen Vorhänge geworfen. Da lag auf dem weißen Daunenkissen ein schwarzhaariger, kleiner Kopf, die Fäustchen im Schlaf gegen die Augen gepreßt. Nur gesunde Kinder schliefen so. Und in dem kleinen Gesicht stand ein feines Näschen, mit einem leichten Knick in der Mitte. Ein Zeichen der Echtheit war es für den Vater, den Rittmeister Baron Foucar von Kerdesac ... Und wenn man sah, daß die junge Mutter nicht mehr so leichtfüßig wie früher schritt, konnte man sich denken, daß binnen wenigen Jahren in dem alten Kalinzinner Hause 'ne ganze Hetze von Buben und Mädchen 'rumlaufen würde. Die hätte von Rechts wegen mal über die große Treppe von Orlowen tollen müssen, wenn ... ja wenn ... der Teufel sollte sich auskennen, wo da Recht und Unrecht war! Die Augen wurden ihm naß vor Zorn und Gram, er schritt mit langen Beinen aus, seine Abteilung noch vor dem Kasernentor einzuholen. Die Kerle sangen aus vollem Halse: „Die Vöglein im Walde,

Die sangen doch so wunder-wunderschön,
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiederseh'n ..."

An dem Abend litt es den Unteroffizier Hermann von Brinckenwurff nicht in seinem einsamen Hotelzimmer. Er mußte einen Menschen haben, mit dem er sich aussprechen konnte. Und er entsann sich, auf dem Bahnhofe konnte er so etwas finden. Da führte die Amelie Gorski, die vierte von den sechs Heinrichsdorfer Mädeln, eine Erfrischungsbude für durchpassierende Soldaten. Auch so ein Auswuchs dieser überschwenglichen Zeit. Wo wäre es früher einer Dame von Adel eingefallen, den Muschkos, die sich durstig vor der langen Tonbank drängten, als Kellnerin zu dienen?

Er kam noch zur rechten Zeit, die Amelie war grade im Begriff, die Bude zu schließen. Ihre Helferinnen waren schon gegangen, ein neuer Militärzug kam erst am nächsten Morgen durch.

Sie erkannte ihn gleich. „Guten Abend, Hermann", sagte sie. „Ich hatte dich eigentlich schon früher erwartet. Und wie ist's nun? Willst du mich ins Städtchen zurückbegleiten, oder soll ich mein Restaurant noch aufmachen, dich mit 'nem Glas Bier bewirten?"

„Das letztere, wenn ich bitten darf. Ich hab' heute noch keinen Tropfen über die Lippen gebracht. Und wenn du mir nachher, zur innerlichen Erwärmung, ein Glas Grog machen wolltest? ..."

„Soll alles besorgt werden. Aber nur gegen Kasse! So einen reichen Freier kriegt man nicht alle Tage. Und ich sage dir, manchmal, wenn das Brünnlein der öffentlichen Wohltätigkeit spärlicher fließt, haben wir hier einen Dalles ..." Sie unterbrach sich selbst, lachte kurz auf. „Ja, weshalb siehst du mich so komisch an, wie ein alter Kater, der donnern hört? Wegen meiner Ausdrucksweise? Die fliegt einem hier an, man weiß selbst nicht wie."

So plauderte sie lustig, steckte in der geräumigen Bretterbude eine Gasflamme an; schenkte ein Glas Bier ein und setzte sich, in Hut und Mantel, ihrem Gast gegenüber. „Na und nun schieß los, Hermann! Schütt' dein volles Herz aus ..."

„Wieso?" fragte er zurück. „Weshalb meinst du, daß ich 'was Besonderes ...?"

Sie zuckte die Achseln. „Wenn du nicht willst, laß es bleiben! Ich hatte nur geglaubt ... Du bist doch schon acht

Tage hier, und da hatte ich angenommen, du hätteſt auch ſchon früher 'mal Guten Tag ſagen können ... Na alſo, da nehme ich eben an, du haſt heute einen ganz beſtimmten Grund? ..."

Er räuſperte ſich. „I bewahre! Nur ein gewiſſes Gefühl der Einſamkeit ..." Er ſah ſich in dem nüchternen Raume um. Es roch nach Bier, Würſten und Käſe; in einem Regal ſtanden Flaſchen, Fäſſer türmten ſich in einer Ecke, neben dem blanken Hahn der Druckluftleitung hingen Gläſer an aufrecht ſtehenden Holzpflöcken. Von denen blickte er auf die kleinen, aber verarbeiteten Hände der Jugendgeſpielin. Rot waren ſie, hatten allenthalben kleine Riſſe. Er ſchüttelte den Kopf. „Sag' mal, dieſe Wirtſchafterei hier ... macht dir das Spaß?"

Sie blickte verwundert auf.

„Spaß? ... Meine Pflicht iſt es! Irgendwie muß man ſich doch nützlich machen in dieſer Zeit. Wenn ich Blut ſehen und den Lazarettgeruch vertragen könnte, wär' ich Krankenſchweſter geworden. So pfleg' ich die Geſunden. Und ich ſag' dir, es iſt ein herrliches Gefühl, wenn man abends todmüde ins Bett fällt. Viel denkt man ja dabei nicht, weil einem gleich die Augen zufallen, aber man ſagt ſich, du haſt auch ein ganz, ganz kleines Sandkörnchen beigetragen zu dem großen Haus des neuen Vaterlandes. Das kommt dann alles zuſammen. Draußen das gute deutſche Blut, und daheim die ſelbſtloſe Arbeit. Ich ſchätze, das gibt mal einen dauerhaften Mörtel! ..."

Er ſah ſie mit einem gewiſſen Erſtaunen an. Hübſcher war ſie noch immer nicht geworden, die Amelie Gorſki, ſeit ſie nebeneinander vor jenen zwölf Jahren vom alten Paſtor Stury in der Ordensburger Kirche eingeſegnet worden waren. Aber ein Paar kluge und ehrliche Augen hatte ſie über der Groß-Heinrichsdorfer Giebelnaſe.

„Na ja", ſagte er, „ich hätte dich ſchon früher mal aufgeſucht. Aber ihr Gorſkis hattet mich doch nicht grade freundlich behandelt. Erſt deine Kuſine Annemarie ..."

Sie blitzte ihn aus ihren blauen Augen an. „Da beklagſt du dich? Mein Jungchen, ſei froh, daß du damals nicht mein Bräutigam warſt! Ach, hätt' ich dir aufgeſpielt! Ich hätte dich geheiratet, mein Brüderchen, und dreimal täglich hätteſt du dein ſchweinemäßiges Benehmen aufs Butterbrot gekriegt. Aber die Annemarie war ja ein ſo ſanftes Putputhühnchen und eine ſolche Suſe ..." Sie ſtrich mit der kleinen Hand über

die Stirn: „Entschuldige, ich bin ein bißchen deutlich. Aber wenn man den ganzen Tag mit Menschen zu tun hat, die, Gott sei Dank, es noch nicht gelernt haben, die Sprache zum Verbergen ihrer natürlichen Empfindungen zu benützen ..."

„O bitte", sagte er. Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Ich bin übrigens heute der Annemarie begegnet."

„So so! Na und?"

„Sie fühlte sich auch veranlaßt, mir eine Moralpauke zu halten. Wie anders alles hätte kommen können, wenn ... ja wenn ..." Er ballte die Faust. „Faule Ausreden sind das! Sie hatte mich schon früher verraten, als ich sie. Wenn man bei meinem unbeträchtlichen Techtelmechtel überhaupt von Verrat sprechen kann ..."

Das kleine Fräulein Gorski richtete sich auf, ihre Augen sprühten. „Sieh mal an! Und entschuldige, aber ich hatte doch vorhin recht, als ich meinte, du wärst nicht ohne Absicht zu mir 'rausgekommen? Aber du hast dich geschnitten, wenn du glaubst, ich würde dir ein sanftes Pflasterchen auflegen auf deine Schmerzen. Im Gegenteil. Ich — wenn ich damals im Ehrenrat der Ordensburger Dragoner gesessen hätte — ich hätte den Antrag gestellt, dich infam zu kassieren!"

„Na erlaube mal?"

„Bitte sehr! Wir in unserer sogenannten sozial gehobenen Stellung haben mehr denn je die Pflicht, uns eines vorbildlichen Lebenswandels zu befleißigen. Wir werden viel zu sehr beobachtet und kritisiert, um in dem alten Gleise von Anno dazumal hinzuschlendern. Und da kommst du her, verlangst von deiner Braut, sie soll mit weißen Seidenhandschuhen durchs Leben gehen, nicht das geringste Spritzerchen daran, du selbst aber fielst dich im Rinnstein, daß der Dreck nur so nach allen Seiten fliegt ..."

„Na na na", sagte er. „Wenn man dich hört, dürfte ja kein Hund mehr ein Stück Brot von mir nehmen! Und — glaub' mir — alles hätte sich vielleicht wieder zusammengezogen, wenn dein Bruder Karl die Geschichte nicht so aufgebauscht hätte! Ohne seine vom Zaun gebrochene Duellforderung ... Die erst brachte den kleinen Konflikt gewissermaßen in den Brennpunkt der Klatschsucht und des öffentlichen Interesses ... Na schön, auch dafür wird es nach diesem Krieg 'ne Abrechnung geben ..."

Sie schnaubte sich die Nase, ihre Augen standen voll

Tränen. „Mit herrlichen Absichten bist du ja nach Hause gekommen!... Aber vorwärts, los! Wenn du meinem Bruder Karlchen ans Leder willst, stirb erst wie er! Sonst, fürchte ich, wird er dich auch da oben noch für nicht satisfaktionsfähig erklären!"

„Verzeih", sagte er betroffen, „das Karlchen?..."

„Ja, der ist vor den Augen seiner Mutter und seiner Schwestern gefallen. Nachdem er diese unnützlichen Frauenzimmer vor Not und Schändung gerettet hatte. Sie sahen grade hin, wie der liebe, arme Bursch die Kugel mitten in die Stirn bekam. Und was sie mir von dem russischen Offizier erzählten, der mit erhobener Pistole auf ihn zugejagt war... je länger ich darüber nachdenke... na ist gut..." Sie fuhr sich über die Stirn: „Aber ich will hier jetzt Schluß machen. Ich bin abgespannt und müde. Und mit einem Menschen, der in dieser furchtbaren Zeit nichts Neues zugelernt hat, weiter debattieren, da schlaf' ich mich lieber aus. Morgen ist ein schwerer Tag. Fünftausend Mann kommen durch nach dem Osten — da muß wohl 'was Besonderes los sein — außerdem haben wir einen Zug mit Verwundeten zu erwarten. Das hiesige Lazarett mußte gestern bis auf die ganz schweren freigemacht werden... Na also, ein Glas Helles macht zehn Pfennige..."

Er zwängte einen eng zusammengekniffften Hundertmarkschein durch die Spalte der Sammelbüchse, hielt die Hand darüber, daß sie die Größe der Spende nicht sah. Sie gingen die dunkle Bahnhofstraße entlang, der scharfe Wind trieb ihnen Schneeflocken ins Gesicht. Und da fing er von neuem an. „Es tut mir furchtbar leid, daß ich da an eine Wunde gerührt habe..."

„Ist schon gut", sagte sie. „Kranzspenden und Beileidskundgebungen dankend verbeten! Sie wären nicht im Sinne des Verstorbenen. Auch nicht in dem meinigen. Wenn ich an den lieben Jungen denke, wird's mir immer ganz warm und hell in der Brust. Na, gute Nacht, Hermann... ich stehe vor meiner ‚Bleibe', und da drüben ist dein Hotel..."

Er griff nach ihrer Hand. „Amelie, wär' es sehr unbescheiden, wenn ich dich bitten würde, noch ein paar Minuten mit mir auf und ab zu gehen?"

„Ach so, jetzt kommt wohl erst das, worum eigentlich du den Weg zu meiner Erfrischungsbude gefunden hast?"

„So ähnlich", sagte er kleinlaut.

„Na schön! Aber unter Wind, wenn einem immerfort ganze Fuhren Schnee in den Mund fliegen, ist es schwer, Worte der Weisheit zu sprechen."

Sie bogen vom zugigen Marktplatz unter den Schutz des Rathauses, gingen dort auf und ab. Und sie fragte in einer Art von mütterlichem Ton: „Na also, wo drückt's dich denn nun, langer Hermann?" So hatte sie ihn früher immer genannt, als sie zusammen beim alten Pastor Stury den Konfirmandenunterricht besuchten ...

Er atmete tief auf. „Wenn ich ehrlich sein soll, überall, kleines Lieschen! Unter wirklich nicht ganz leichten Verhältnissen hab' ich mich durchgeschlichen, um mich hier beim Regiment zu stellen ..."

„War deine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit ..."

„Na ja, geb' ich zu. Aber man soll's mir doch jetzt hier nicht unnütz so schwer machen. So ein Verbrecher bin ich doch nicht, daß man mich mit solchem Mißtrauen behandelt."

„Wieso?"

„Na, zum Beispiel, ich bin heute Unteroffizier geworden. Meinst du, man hätte mich aufgefordert, an der Offizierstafel teilzunehmen?"

„Mensch, sei doch froh! Nach allem, was ich gehört habe, soll es da sehr mopsig zugehen. Und, wo du noch Unteroffizier bist, würde es dir da passen, immer wie ein Sektproppen in die Höhe zu fliegen: ‚Gehorsamst prost, Herr Leutnant?' Wenn dir eine der Koryphäen, die wir jetzt in der Ersatzschwadron haben, gnädig zutrinkt? ..."

„Nee, das nicht! Aber das Ganze ist doch eine solche Degradierung ... Und ich weiß ja ganz genau, wem ich das zu verdanken habe ..."

„Etwa meinem Vetter Foucar?"

„Na, wem den sonst?!"

Da stemmte sie die Arme in die Seiten. „Junge, Junge, wo biesterst du 'rum! Wenn du wüßtest, was für eine Unbeträchtlichkeit du in seinem Leben bist. Kaum daß er dich noch als 'ne Art historischer Angelegenheit betrachtet. Seine Frau aber trägt das zweite Kind von ihm unterm Herzen, grämt sich den ganzen Tag, wenn er morgens zum Dienst geht, ohne ein Adieu, als gälte es den Abschied auf Nimmerwieder-

sehen ... Und jetzt schwatze ich aus der Schule: Er wollte dich heute, zu deiner Beförderung, ins sogenannte Kasino einladen, aber die andern Herren waren dagegen."

Er ballte die Faust. „Die haben's nötig! ... Na schön, auch da kommt wohl mal ein Tag, wo ich mich revanchieren kann!"

Sie schüttelte mißbilligend den Kopf. „Weißt du, Hermann, was ich mit dir anfangen würde, wenn ich Kommandeur der Ordensburger Dragoner wäre?"

„Na?"

„Ich würde dich als einen gänzlich Unbrauchbaren und Unverbesserlichen noch nicht mal zum Gefreiten machen. Geschweige denn dir die Qualifikation zum Reserveoffizier geben!"

„Na erlaube mal! Ich bin doch noch immer ein Brinckenwurff!"

„Und was beweist das?"

„'ne ganze Masse, Gott sei Dank! Unter anderem, daß ich den Anspruch habe, ein wenig anders behandelt zu werden als irgendein beliebiger Herr Meier, Lehmann oder Schulze ..."

„Du meinst also", sagte sie, „die müssen sich schinden, um Reserveoffizier oder sonst was Ordentliches zu werden? Dir aber serviert der liebe Gott jeden Tag pflichtschuldigst 'ne Schüssel mit gebratenen Tauben, und du kannst bestimmen, ob du futtern willst oder danken?"

Er richtete sich entrüstet auf. „Amelie, wenn man nicht wüßte, daß du eine richtiggehende Gorski bist, aus dem alten Groß-Heinrichsdorfer Hause? ..."

„Ah, lieber Hermann, ich habe nur mit offenen Augen vier Monate Krieg mitgemacht! Und immer habe ich an einen Spruch denken müssen, den uns der alte Pastor Sturz mitgegeben hat, wie wir nebeneinander vor ihm knieten. Du weißt, er war sehr dafür, bei solchen Gelegenheiten nicht so die Bibel zu zitieren, als unsere Klassiker. Wie er uns beiden da die Hände auf den Kopf legte, sagte er: ‚Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!"

„Ich besinne mich ..."

„Schön! Und weshalb hast du nach diesem Spruch bisher nicht gehandelt? ... Ich glaube ja, nicht so sehr aus innerlicher Verdorbenheit, sondern weil du einen dicken Nagel im Kopf hattest! Wenn ich dich für wirklich schlecht halten

würde, wär' mir jedes Wort zu schade. Aber ich meine, du mußt nur aus dieser verbohrten Dünkelhaftigkeit aufgeweckt werden: ‚Ich, der Hermann von Brinckenwurff, hab' das alles nicht nötig!' Ja, was kannst du denn dafür, daß vor jenen aschgrauen Zeiten ein Brinckenwurff mal ein ganzer Kerl gewesen ist? Ist das vielleicht ein Freibrief für dich, dich als ein eingebildeter und anspruchsvoller Nichtstuer auf der Bärenhaut zu rekeln, die er erobert hat? Und soll ich dir jetzt noch — damit du ganz windelweich wirst — einen kurzen Abriß deines bisherigen Lebens geben, wie es, selbst bei wohlwollender Betrachtung, aussieht?"

Er hob abwehrend die Hand. „Nee, danke! Nach allem, was ich seit meiner Rückkehr gehört hab', kann ich's mir ungefähr vorstellen. Du warst ja auch ziemlich deutlich ..."

„Noch lange nicht genug! Aber geh' jetzt auch in dich und gib dir einen Ruck! Hol' dir erst die Offiziersepauletten wieder ..."

„Dazu bin ich ja schon im Begriff ..."

„Gewiß, aber noch nicht mit der richtigen Gesinnung! Sie sind dir noch 'ne Aeußerlichkeit. Innerlich mußt du sie dir erobern, sonst sind sie nichts wert! Na und wenn du leidlich heil zurückkommst, sieh zu, Orlowen wieder in die Hand zu bekommen, nimm dir dazu eine ordentliche Frau ..."

„Verzeih'", unterbrach er sie verwundert. „Was heißt das: ich soll Orlowen wieder ...?"

„Na, du hast es doch verkauft?! Und das ist dir mit am meisten verdacht worden. Ein Besitztum, das mehr als vierhundert Jahre in ein und derselben Familie war, so leichtfertig zu verschleudern, sich nicht mal darum zu kümmern, in was für Hände es gerät ..."

Er sah an ihr vorbei, mit schlechtem Gewissen. „Wie ich damals aus der Heimat ging, hatte ich allerdings einem Rechtsanwalt den Auftrag gegeben ..."

„Dem Vertreter der Polenbank", warf sie bitter ein.

„Na ja", sagte er kleinlaut, „in der Stimmung damals ... wenn einem alles egal ist ... oder vielmehr, wenn sich alles in einem aufbäumt gegen das Unrecht, was einem angetan ist ... Aber von dem Verkauf selbst hör' ich durch dich zum erstenmal. Ich bin so unstet in der Welt 'rumgefahren, die letzten Monate vor dem Krieg ... manchmal hab' ich auch gar keine

Adreſſe hinterlaſſen — wer weiß, wo das Schreiben von dem Rechtsanwalt jetzt liegen mag ..."

„Schön", ſagte ſie. „Die Hauptſache iſt, daß du dein Unrecht einſiehſt. Aber jetzt kümmer' dich auch drum! Wo du der vorläufig Letzte der Brinckenwurffs biſt auf dieſer Welt ..."

Er packte ſie unwillkürlich an der Schulter in jähem Schreck: „Mädel, was ſagſt du da?"

„Verzeih', aber ich hatte geglaubt, du weißt es ſchon längſt! Dein Bruder Adolf ..."

„Was iſt's mit ihm?"

„Nach der Einnahme von Inſterburg, bei der Verfolgung ... er hat einen raſchen und guten Soldatentod gehabt. Eine ruſſiſche Granate riß ihm mit Volltreffer den Kopf ab ..."

Hermann von Brinckenwurff ſchluchzte auf. Er mußte den ſchweren Körper gegen den Laternenpfahl lehnen, die Knie verſagten ihm den Dienſt. Klare Tränen rannen ihm über das Geſicht. „Das Adolfchen", ſagte er halblaut vor ſich hin, „das kleine Adolfchen! ... Und im Zorn ſind wir damals auseinandergegangen, weil er ſich auch auf die Seite der anderen ..."

Sie trat zu ihm, ſtrich mitleidig über ſeinen Arm. „Verzeih, langer Hermann! Wenn ich 'ne Ahnung gehabt hätte, daß du's noch nicht weißt, hätte ich zartfühlender ..."

„Nee, laß man, Lieschen, ſo war's vielleicht ganz gut. Und das reißt einem mehr zuſammen als tauſend Moralpauken ... ‚Der letzte Brinckenwurff' ... das war ein ſchmerzliches, aber gutes Wort ..."

Vom Rathausturm ſchlug es neun Uhr, der Trompeter vor der Wache blies Zapfenſtreich. Der vor der Kaſerne nahm das Signal auf.

Hermann von Brinckenwurff fuhr ſich mit der Hand über die Augen. „Ich muß rennen, ins Quartier zu kommen. Sonſt erwiſcht mich noch 'ne Patrouille, und grade darin verſteht der Schwadronschef keinen Spaß ... Na, gute Nacht, Lieschen, und wann darf ich mich zur nächſten Predigt einſtellen? ..."

„Immer ſo gegen halb acht Uhr! Da bin ich in meiner Budike allein ..."

Sie ſah ihm nach, wie er mit langen Sätzen über den Marktplatz rannte, vor Verklingen des Zapfenſtreiches ſein

Quartier zu erreichen. Und in aller Trübsal mußte sie lachen. Der stolze Hermann von Brinckenwurff, der Angst hatte, ihm könnten von seinem „Schwadronschef" wegen Urlaubsüberschreitung „drei Tage verpaßt" werden! Wie der erste Anfang zur Besserung erschien ihr dieser Eifer ...

Die Schwadron ritt schon längst in Polen. Nur ein Teil war zum aktiven Regiment gekommen als Ersatz in die gelichteten Reihen; die übrige Mannschaft, die Mitte Dezember von Labiau ausgerückt war, hatte man auf das Reserve- und Ersatzregiment verteilt; oder wie die Neuformationen sonst noch heißen mochten, mit deren Benennung die oberste Heeresleitung es vor feindlichen Späherblicken verheimlichte, wie ungeheuerlich groß die Zahl der deutschen Streiter war. Selbst altgediente Veteranen schüttelten den Kopf, wenn sie in der Verlustliste solche Bezeichnungen lasen wie: „Reservelandwehrregiment Nr. 305" ...

Der Rittmeister von Foucar hatte wieder seine fünfte Schwadron gekriegt. Sie war es nur dem Namen nach. Als er zum ersten Male vor die Front ritt, hing ihm ein nasser Schleier vor den Augen. Lauter neue Gesichter. Wo waren die, mit denen er am 5. August Groß-Heinrichsdorf erstürmt hatte? ... Zu den Toten entboten, gefallen im Neuendorfer Schützengraben ... Er und sein getreuer Schatten, der alte Heurich, waren die letzten. Das da vorn war schon zweiter oder dritter Aufguß, aus den Augen aber blitzte ihm der alte Geist entgegen.

Da wurde es in seinem Herzen leicht und froh. Er erhob seine helle Stimme: „Die Schwadron hört von jetzt an auf mein Kommando! Es ist für mich eine besondere Auszeichnung, daß ich sie wiedergekriegt habe, die Fünfte. Ich hab' ihre Taten verfolgt, während ich mich zu Hause von einem Hieb über den Schädel auskurierte. Da drillte ich Rekruten, aber mein Herz war bei euch. Jetzt sind wir wieder beisammen, und ich kann euch nichts weiter sagen als: Bleibt, wie ihr seid! Dreißig Eiserne Kreuze, hat mir der Wachtmeister Schönemann gemeldet, haben wir schon. Ohne die, die man eigentlich an die Gräber hätte hängen müssen in Rußland und Polen.

Wir werden noch mehr kriegen, das weiß ich bestimmt. Und jetzt vorwärts mit Gott! Hurra, hurra, hurra ..."

Wie Salven rollten die drei Schreie die Front entlang, der Rittmeister hob den Korb des Säbels in beiden Händen vor das Gesicht zu einem stummen Gebet. Und seine Kerls beteten mit. Harte Männer waren darunter, die ihre Hände nur schwer zusammenbrachten. Aber auch die Verstocktesten lernten es, wenn sie unter Sperrfeuer feindliche Kavallerie attackieren mußten ...

Hermann von Brinckenwurff war auf seine besondere Bitte bei der Schwadron des Rittmeisters von Foucar verblieben. Den Grund brauchte außer ihm niemand zu wissen ... Aber der Rittmeister, der sich ihrer ersten Unterredung entsann, glaubte ihn zu ahnen. Zu der Bitte hatte er ernst genickt. Der Kriegsfreiwillige Unteroffizier Brinckenwurff sollte sich nicht getäuscht haben, wenn er in ihm einen gerechten Unparteiischen zu finden hoffte ...

Das Regiment hatte erst an der Bzura gefochten, war dann mit der Bahn in die Gegend südöstlich von Soldau verladen worden. Was da im Gange war, wußte kein Mensch. Die in der Front sahen ja nur den kleinen Ausschnitt, in dem sie angesetzt waren. Was sie für das Ganze geleistet hatten, erfuhren sie immer erst eine Weile später. Durch den Bericht der obersten Heeresleitung ...

Die Fahrt nach Soldau machte Hermann von Brinckenwurff schon als Vizewachtmeister und Zugführer mit. Die Beförderung hatte er sich auf einem Patrouillenritt geholt, von dem er die überaus wichtige Nachricht heimbrachte, daß ein ganzes feindliches Armeekorps in der Nacht seine Stellung um drei Kilometer zurückgenommen hatte. Die Erkundung war nicht ganz einfach gewesen, aber während der Rittmeister vor der Front der Schwadron seine Umsicht und Entschlossenheit pries, mußte Hermann immer an ein Wort denken, das er vor ein paar Wochen auf dem Rückwege von den Labiauer Schießständen gehört hatte. „Es war gar nicht so doll gewesen, Dusel mußte man haben!" Daneben freilich den felsenfesten Entschluß, an die Durchführung der Aufgabe sein Leben zu setzen. Das Leben, das für ihn nur Wert besaß, wenn er ein ganz bestimmtes Ziel erreichte ...

Mit fünfzehn Dragonern war er ausgeritten, sechs nur

brachte er zurück. Um den Zweck seiner Patrouille zu erreichen, hatte er eine feindliche Reiterabteilung von gut dreißig Mann angreifen müssen. Daß er selbst mit dem Leben davonkam, verdankte er einem kleinen Buch, das er in der Brusttasche trug. Die Kugel aus der Pistole des russischen Ulanenoffiziers, den er eine Sekunde später aus dem Sattel stach, hatte die Blätter nur zur Hälfte durchschlagen. Die vertrocknete Levkojenblüte, die zwischen Deckel und Titelblatt lag, war unversehrt geblieben ...

Beides, Buch und Blume, hatte ihm die Amelie von Gorski beim Ausrücken geschenkt ...

Die Schwadron hielt damals in Zugkolonne auf dem Marktplatze, der Herr Bürgermeister hatte eine von vaterländischem Geiste getragene Ansprache gehalten. Der Rittmeister hatte mit ein paar herzlichen Worten für die genossene Gastfreundschaft gedankt, die ihm und seinen Leuten ein Ansporn mehr sein werde, zum Schutze der Heimat und zum Siege der gerechten deutschen Sache das Letzte herzugeben. Und dann war eine kurze Viertelstunde gekommen, in der alle Bande einer strengen Disziplin gelöst schienen. Die den Marktplatz säumenden Frauen und Mädchen drängten sich zwischen die Glieder der Truppe zum Abschiednehmen. Und fast jeder Dragoner beugte sich aus dem Sattel, der Mutter um den Hals zu langen, der Schwester oder der Braut. Von nah und von fern waren sie gekommen zum letzten Abschied. Und alle hatten sie Gaben der Liebe mitgebracht. Kleine Pakete, die leicht in der Manteltasche unterzubringen waren, und Blumen. Von einem Stöcklein, das für diesen Tag in warmer Stube sorgsam gepflegt worden war ...

Nur der Unteroffizier Hermann von Brinckenwurff saß stocksteif und einsam vor seinem Beritt im Sattel, keine weibliche Hand langte zum Abschied zu ihm hinauf. Und so sehr er sich dagegen wehrte — ein Kloß würgte ihn im Halse, und seine Augen wurden naß. Nur undeutlich sah er, wie der Rittmeister von Foucar von seiner Frau Abschied nahm. Sie reichte ihm den Jungen in die Höhe, der in seinem dicken Winterkleid wie ein kleines weißes Bärchen aussah. Den herzte der Rittmeister, gab ihn der Mutter zurück. Und dann sahen die beiden sich lange in die Augen, hielten Hand in Hand ... Die älteste Gorski, die Berta, hatte den Kleinen genommen, trug

ihn zu einem weißhaarigen Dragoner, der auf einem prachtvollen Dunkelbraunen, einem Hannoveraner, im ersten Halbzuge hielt. Der alte Heurich, der früher Leibkutscher in Kalinzinnen gewesen war, schwang sich aus dem Sattel. Er nahm das kleine weiße Bündel in die Arme, wiegte es hin und her. Die hellen Tränen kullerten ihm über die Wangen, mit dem Munde aber lachte er, denn der junge Foucar brüllte, als wenn er am Spieße steckte. Da lachte der Rittmeister auch, rief dem Alten etwas zu. Und die Annemarie ging hinüber, schüttelte ihm die Hand.

Was da gesprochen wurde, konnte Hermann nicht hören, aber er vermochte es sich zu denken. Von der Amelie war ihm erzählt worden, daß der alte Heurich, damals in der ersten Russenzeit, zunächst den Kleinen geborgen und dann dem Vater das Leben gerettet hatte ...

Der Rittmeister hob schon die Hand, zum Zeichen, daß das Abschiednehmen jetzt ein Ende haben müsse, die Amelie aber machte eine Bewegung, als wollte sie sagen: Wart' noch einen Augenblick! Und schnellfüßig eilte sie zu dem Beritt hinüber, vor dem der Unteroffizier Brinckenwurff hielt.

„Entschuldige, Hermann", sagte sie, ein wenig außer Atem, „ich hatte dich nicht vergessen. Nur die liebe Familie hielt mich auf. Also hier, nimm das mit! Was für den Magen und was für das Herz. Eine harte Dauerwurst und mein altes Gesangbuch von der Einsegnung her. Ich besorg' mir hier ein neues, du aber kannst es draußen gut gebrauchen. Namentlich den zweiten Teil. Da stehen ein paar kräftige Sprüche gegen den Hochmut drin. Na und jetzt alles Gute und Weidmannsheil ..."

Sie hob sich auf den Zehenspitzen, er beugte sich im Sattel hinab, zog die feste kleine Hand an die Lippen. Sprechen konnte er nicht. Aber es war ihm ganz warm im Herzen geworden, daß er nicht ohne Abschiedsgruß reiten mußte ... Er hielt das Paket im Arm, erst in der Eisenbahn löste er die Schnur, um es besser verstauen zu können. Da fand er unter dem Umschlag eine Levkojenblüte. Die stammte von einem Stöcklein, das er in diesen Tagen öfter gesehen hatte am Fenster der Erfrischungsbude auf dem Labiauer Bahnhof. Er nahm die Blüte, legte sie sorgfältig unter den Deckel des Büchleins. Und da las er auf dem ersten Blatte von der deutlichen

Schrift des alten Pastors Stury seinen und der Amelie Einsegnungsspruch. Wenn er den vor jenen zwölf Jahren sich mehr ins Herz geschrieben hätte, mußte er denken, wäre manches in seinem Leben wohl ganz anders gekommen ...

Die Schwadron lag in dem kleinen, schon in der ersten Russenzeit zerstörten Dörfchen Radzionka in Alarmquartier. Nur die Gäule hatten in zwei Scheunen, denen noch das Dach erhalten war, leidliche Unterkunft gefunden. Die Mannschaft kampierte in den zerschossenen Häusern oder drückte sich, der Wärme halber, zwischen den Pferden herum. Feuer durfte nicht angemacht werden. Kaum tausend Meter war es bis zur ersten feindlichen Linie, und vor Morgengrauen sollte — wie es im Rotwelsch der Feldtruppen hieß — ein großes Ding gedreht werden. Niemand wußte was Genaues, nur mittags hatte der Wachtmeister Schönemann zu dem einen oder andern gesagt: „Jungchen, heute abend geht zum Divisionsstab 'ne Feldpost zurück. Also nimm die Gelegenheit wahr, den Alten zu Hause einen Gruß zu schicken ..." Aber auch aus dem Wetter konnte man seine Schlußfolgerungen ziehen. So recht was für 'ne heimliche Kavalleriesache war es. Der Boden vom Regen wieder weich geworden, und ein Sturm, daß man sein eigenes Wort nicht verstand. Ein ganzes Regiment konnte auf zwanzig Schritt an 'ner Feldwache vorbeireiten, ohne daß die Posten einen Hufschlag oder ein Säbelklirren hörten ...

Hermann von Brinckenwurff saß mit dem Leutnant Hans von Gorski hinter der Mauer eines zerschossenen Hauses, die ihnen Schutz gegen den Wind bot. Sie hatten sich in den Mantel gewickelt und sprachen so allerhand. Was sie anfangen würden, wenn sie aus dem Kriege heil wiederkehrten. Hans von Gorski gedachte da wieder anzuknüpfen, wo ihn die Mobilmachung unterbrochen hatte. Ein ordentlicher und in allen Sätteln gerechter Landwirt gedachte er zu werden. Besser wäre es gewesen, er hätte schon ein paar Jahre früher seinen Abschied genommen. Eine Torheit war es, zu glauben, die Landwirtschaft wär' auf dem Exerzierplatz zu erlernen. Da blieb man immer ein Dilettant, rettungslos dem Inspektor ausgeliefert. Aber für ihn selbst war es ja noch nicht zu spät.

Bei eisernem Willen ließ sich vieles nachholen. Und die Erde konnten die Russen nicht wegschleppen, wenn sie auch die Gebäude niedergebrannt hatten. Da richtete man zuerst die Scheunen wieder auf und die Ställe, baute sich selbst ein bescheidenes Haus. Und darin vielleicht ein Nest für eine, die man erst nach Irrungen und Wirrungen gefunden hatte... Die kleinen Frauenzimmer waren eine komische Nation. Nur selten griffen sie gleich nach dem Unscheinbaren. Meistens mußten sie erst 'ne Enttäuschung durchmachen... Das durfte man ihnen nicht nachtragen, Verstand kam erst mit Jahren...

Hermann von Brinckenwurff sog an seiner kurzen englischen Stummelpfeife, die er als einzige Errungenschaft seiner so jäh unterbrochenen Weltreise heimgebracht hatte. Und in einem plötzlichen Gedankensprunge, der nur ihm selbst verständlich war, fragte er: „Sag' mal, wie alt ist eigentlich deine Schwester Amelie?"

„Die Ammeli? Wart mal, da muß ich erst nachrechnen." Und nach einer kurzen Pause fügte er harmlos hinzu: „Ich schätze, so sechsundzwanzig!... Schade, daß so was alte Jungfer bleibt. Das Mädel grade steht mir am allernächsten von meinen sechs Schwestern. Ein riesig braver Kerl. Und für den Groß-Heinrichsdorfer Zinken kann sie doch nichts. Ebensowenig wie... na wie ein anderer dafür, daß er einen bißchen langsamen Geist und kein flinkes Mundwerk mit auf die Welt gekriegt hat. Da kommt man manchmal erst als zweiter... Aber — was ich sagen wollte — die Ammeli?... Wenn's nicht meine eigene Schwester wär', würd' ich sie über den grünen Klee loben! Und ein Jammer ist's, daß der liebe Gott so was als Frauenzimmer hat auf die Welt kommen lassen..."

Da lachte der andere kurz auf. „Na, es gibt vielleicht einen, der grade damit sehr einverstanden ist..." Und als er merkte, daß sein Nachbar ihn in der Dunkelheit verwundert anblickte, legte er ihm den Arm um den Nacken.

„Jetzt mal den ‚Vorgesetzten und Untergebenen' beiseite, Hans! Du hast gemerkt, daß ich mich ehrlich 'rauspauken will, nicht wahr?"

Selbstverständlich! Bist ja schon auf dem besten Wege. Und in ein paar Stunden wirst du Gelegenheit haben, reichlich Heldentaten zu leisten. Es ist eine wilde Sache, die wir

schaffen müssen. Gewaltsame Brückensprengung im Rücken der feindlichen Linien. Damit die Geschichte bestimmt einschnappt, wird eine ganze Schwadron eingesetzt. Die zwanzig Männerchen, die von dieser angesetzten fünften Schwadron zurückkommen, können von Glück sagen ... Vielleicht sind's auch weniger ..."

Hermann von Brinckenwurff tat einen tiefen Zug aus seiner Pfeife. „Na schön! Wenn du unter diesen zwanzig Männerchen sein solltest, könntest du mir einen Gefallen tun ..."

„Aber mit Vergnügen!"

„Also dann sag' deinem Schwesterchen, daß ich sie herzlich liebgewonnen hab' in der Zeit in Labiau. Sie hat mir mehr als das Leben gerettet. Weißt ja, mit dem Buch. Und keine Bessere und Schönere wünsch' ich mir, das alte Orlower Haus wieder mit jungen Brinckenwurffs zu bevölkern ..."

Hans von Gorski drückte ihm die Hand. „Werd's ausrichten, alter Junge ..."

Da lachte der andere kurz auf. „Na, noch leb' ich ja! Und wenn der liebe Gott weiter hilft, werd' ich dem kleinen Lieschen das alles selber sagen. Aber du hast da vorhin ein ganz gutes Wort gesprochen, und ich meine, es gilt nicht nur von den Frauenzimmern. Auch die Männer fliegen zunächst auf das, was am meisten in die Augen sticht. Das Richtige finden sie manchmal erst, wenn sie sich die gröbsten Hörner abgestoßen haben ..."

Es ging auf die dritte Morgenstunde, die vorher befohlene Zeit des Aufbruchs. Die Schwadron sammelte sich in Linie auf der Dorfstraße. Hinter den dicken, am Himmel jagenden Wolken schwamm irgendwo die schmale Sichel des im letzten Viertel stehenden Mondes, gab grade so viel Licht, daß man sich beim Begegnen nicht überrannte ...

Die beiden, die im Schutz der Mauer gesessen hatten, schüttelten sich die Hand.

„Na denn Weidmannsheil, Hermann!"

„Weidmannsdank, Hans! Und eigentlich ist morgen Weihnachten ..."

„Ja, eigentlich. Wo und wie wir's feiern werden, weiß Gott allein ..."

Der Rittmeister hatte Zugführer und Unteroffiziere um

sich versammelt, erläuterte ganz genau die Aufgabe, die von der fünften Schwadron zu erfüllen war. Zwei Brücken waren im Rücken der feindlichen Linie zu sprengen. Eine, die über den Fluß Rzeka führte, und ein Durchlaß der Mlawaer Eisenbahn. Diese Sprengungen hatten den Zweck, den russischen Truppen, die mit Morgengrauen angegriffen werden sollten, den Rückzug zu erschweren. Geführt wurde die Schwadron von dem deutschpolnischen Bauer Kronthaler, dem die Russen Weib und Tochter geschändet hatten. Er hatte sich bei den deutschen Vorposten gemeldet, machte sich anheischig, eine Truppe durch die russische Linie zu bringen, ohne daß sie bemerkt werden könne. Durch sein Besitztum zog sich der wohl fünfhundert Meter breite und vier Kilometer lange Radzionkasee. Der war wegen seines warmquelligen Wassers noch nicht zugefroren, durch seine Mitte lief eine kaum knietiefe Furt. Von der hatten die Russen keine Ahnung, das ganze feindliche Ufer war infolgedessen unbesetzt. Wenn die Schwadron aber erst im Rücken der gegnerischen Stellung ritt, war die Ausführung des Auftrags so gut wie gesichert, denn die von Truppen belegten Dörfer konnte man umschlagen. Die Sprengungen wurden von einem beigegebenen Pionierkommando besorgt. Der Bauer Kronthaler machte einen vertrauenerweckenden Eindruck, seinen Angaben war Glauben beizumessen. Wenn das Unternehmen glückte, konnte ein Erfolg erzielt werden, dessen Wirkung auf die Gesamtlage sehr beträchtlich sein dürfte. Für die fünfte Schwadron war es also eine ganz besondere Ehre, daß sie für diese Aufgabe eingesetzt wurde ...

„Hat jemand von Ihnen nun noch eine Frage?" schloß der Rittmeister. Und als im Kreise sich niemand meldete, erhob er seine Stimme: „Na denn vorwärts mit Gott! In einer Viertelstunde werde ich anreiten lassen ..."

Der schneidende Ostwind hatte sich zum Sturm ausgewachsen, jagte meterhohe Wellen den See entlang. Ein breiter Streifen von weißlichem Schaum, der sich vom Ufer aus zur Mitte hin im Dunkel verlor, zeigte die Furt an. War zugleich ein Beweis, daß der Bauer Kronthaler sich in der Gegend wirklich auskannte. Wieweit man ihm weiter trauen

durfte, mußte sich zeigen. Wenn er ein Schuft war, ritten mehr als hundert brave deutsche Dragoner in sicheren Tod oder Gefangenschaft. War er ein ehrlicher Mann, konnte der Handstreich einen Gewinn bringen, der den Einsatz einer ganzen Schwadron verlohnte. Der Rittmeister hatte sich am Nachmittag beim Brigadestab den Mann angesehen. Der Eindruck war günstig gewesen, er glaubte ihm vertrauen zu dürfen. Und danach war alles übrige sorgfältig vereinbart und befohlen worden. Das Regiment rückte mit zwei Bataillonen Infanterie eine Stunde später nach. Posten wiesen ihm den Weg über die Furt, die Detonation der Sprengungen war zugleich das Zeichen zum Angriff für die Artillerie und Infanterie auf der ganzen Front der Division ...

Vor dem schäumenden Wasser begann der nervöse Kingsboy zu tänzeln, mußte die Sporen kriegen, ehe er sich entschloß, hineinzusteigen. Danach ging er willig. Der Bauer Kronthaler, der einen phlegmatischen Ackergaul ritt, hatte ihn hinter der Kinnkette gefaßt. Die Schwadron folgte in Marschkolonne, von dem spritzenden Wasser wurden die Kerle naß bis an den Hals. Am andern Ufer, unter dem Windschutze eines kleinen Gehölzes, verhielt der Rittmeister mit seinem Begleiter, bis die Truppe den See durchquert hatte. Der Bauer deutete nach einer hohen Baumgruppe, die sich schwarz gegen den grauen Himmel hob, neigte sich zur Seite im Sattel.

„Da, Herr, liegt mein Gehöft. Da war ich bis vor ein paar Monaten ein zufriedener Mann. Es ging mir ganz gut unter der russischen Herrschaft. Jetzt sind da zwei Gräber. Meine Tochter hat sich noch einen ganzen Tag lang gequält, meine Frau hat sich aufgehängt. Ich hatte eins mit dem Kolben über den Kopf gekriegt, wie ich wieder zu mir kam, sagte ich mir, man still, dein Tag wird schon kommen. Und die Russen haben ein gutes Wort. ‚Wenn du einen totschlagen willst, steck' das Beil unter den Rock!' ... Nach dem Wort hab' ich mich gehalten. Jetzt ist der Tag da ... na, ist gut ..."

Die Stimme brach ihm, er fuhr sich mit der Hand über die Augen. Der Rittmeister aber wußte, daß er dem Manne da vertrauen konnte wie sich selbst ...

Der Weg war lang, mehr als eine Stunde ritten sie im Schritt über Feldwege, Wiesen und Aecker. Vor einem kleinen Wäldchen verhielt der Bauer seinen Gaul. Der Sturm raste

in den Lüften, daß er sich dicht zum Ohr des preußischen Offiziers neigen mußte.

„Herr Rittmeister, fünfhundert Schritte hinter dem Gehölz liegt die Brücke. Sie ist gar nicht zu verfehlen, zwei hohe Kiefernbäume stehen dicht daneben auf dieser Seite vom Fluß. Wenn man sich auf den Bauch 'ranschleicht, kann man sie ganz deutlich sehen, vielleicht auch, ob die Brücke von Posten besetzt ist. Und jetzt geben Sie mir 'ne Abteilung mit für den Eisenbahndurchlaß ..."

Der Rittmeister nickte. Und von Mund zu Mund flog der geflüsterte Befehl: „Der Leutnant von Gorski nach vorn ..."

Die Instruktion war kurz. Der Leutnant ritt mit seinem Zuge und einem Teil der Pioniere unter Führung des Bauern Kronthaler los. Der Rittmeister wandte sich an den dicht hinter ihm haltenden Führer des ersten Zuges: „Vizewachtmeister von Brinckenwurff?"

„Herr Rittmeister?"

„Nehmen Sie sich einen tüchtigen Kerl, sehen Sie nach, ob die Brücke von Posten besetzt ist. Alles übrige überlasse ich Ihnen. Nur still muß es geschehen. Sollte vor der Brücke aber etwa eine ganze Feldwache stehen, kommen Sie zurück. Dann müssen wir warten, bis es beim Leutnant Gorski bummst, und hier die Sache mit Gewalt schaffen ..."

„Zu Befehl", sagte Hermann von Brinckenwurff. Und plötzlich quoll es ihm heiß im Herzen empor. Er beugte sich im Sattel nach vorn, dicht zu seinem Vorgesetzten hinüber. „Herr Rittmeister ..."

„Na was denn noch?"

„Es ist ja gegen alle Kleiderordnung, in einem solchen Augenblicke Privatangelegenheiten .."

„Man schon los ..."

„Also dann heißen Dank, Herr Rittmeister. Für den ehrenvollen Auftrag und auch sonst für alles. Und wenn ich Herrn Rittmeister noch die Hand drücken dürfte ..."

„Aber vorwärts! Und hoffentlich auf Wiedersehen ..."

Hermann von Brinckenwurff war aus dem Sattel gestiegen, hatte alle überflüssigen Ausrüstungsstücke abgelegt und schob sich mit dem Dragoner Abromeit in das schwarzliegende Gehölz. Der Rittmeister von Foucar aber sah den beiden nach,

mit tiefer Bewegung im Herzen. Da hatte ſich wieder mal einer zurechtgefunden in dieſer ſchweren Zeit, die ſo vielen eine neue Richtung wies. Und ob der Lange da heil zurückkehrte oder bei ſeiner Aufgabe den Tod fand — der Weg, den er ging, war gut ...

Der Sturm ſauſte in den Kiefernwipfeln, oben zwiſchen den jagenden Wolken blitzte ab und zu mal ein Sternlein auf. Es wäre nicht gut geweſen, wenn ſich der Himmel blank aufgeklärt hätte. Und die Minuten dehnten ſich zu Stunden ...

Die im Winde frierenden Gäule ſchubberten ſich unter dem Sattel. Den Leuten, die keinen trockenen Faden am Leibe hatten, klapperten die Zähne. Auch dem Rittmeiſter von Foucar jagte ein kalter Schauer nach dem anderen über den Rücken. Dagegen gab es nachher ein gutes Mittel, wenn der Spektakel losging. Galopp reiten und einhauen, bis man wieder in Schweiß kam. Aber das verdammte Wartenmüſſen .. Und unwillkürlich flog es ihn an, was wohl ſeine Leute denken mochten in dieſer bangen Stunde ... Ein Spruch ſchoß ihm durch den Sinn, den er vor Wochen in einer Zeitung geleſen hatte, in der ein Pfarrer den Tod ſeines vierten, vor dem Feind gefallenen Sohnes anzeigte: „Du verlangſt viel, o Vaterland ...“ Der Spruch, wollte ihm ſcheinen, traf auch hier auf ſeine Tapferen zu, die geduldig auf den Augenblick warteten, wo ſie ihr Leben einzuſetzen hatten ...

Endlich kehrte der Vizewachtmeiſter mit dem Dragoner Abromeit von der Patrouille zurück. Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, als er mit halblauter Stimme meldete, der Doppelpoſten an der Rzekabrücke wäre erledigt, die Pioniere könnten 'ran. Das Verdienſt aber gebühre dem Dragoner Abromeit. Der wäre als alter Wilddieb auf die Idee gekommen, vor dem Ankriechen die ſchweren Stiefel auszuziehen. Mit der ulkigen Bemerkung dazu, der liebe Gott würd' es nicht ungnädig aufnehmen, wenn ſie in Strümpfen vor ihn hinträten. Dann hätten ſie bis zur Ablöſung des Doppelpoſtens gewartet, und nachher wär' es mit den beiden Ruſſen ſehr raſch gegangen ...“

„Weiterſagen in der Front“, befahl der Rittmeiſter, denn von dem Scherz mit den Strümpfen verſprach er ſich eine erhebliche Aufmunterung ...

Die Pioniere waren unter Führung des Dragoners

Abromeit vorgegangen, noch eine lange Viertelstunde, und fern am Horizont, nach dem Südwesten zu, schoß eine lohende Feuersäule am Himmel empor. Ein schweres Dröhnen folgte, ein Erzittern der Erde — das war der Durchlaß der Mlawaer Eisenbahn gewesen. Zehn Sekunden später flog mit Feuer und Donnerschlag die nahe Rzekabrücke in die Luft. Die Gäule bäumten sich vor Schreck, waren kaum zu halten ...

Die Pioniere mit dem braven Abromeit kamen zurückgerannt. Nach den zwei gewaltigen Schlägen schien es, als wenn selbst der Sturm für eine Weile den Atem anhielt. Dann aber wurde es ringsum lebendig. Ein irrsinniges Knattern von blindlings abgefeuerten Gewehren ... Leuchtraketen stiegen in die Luft, Scheinwerfer auf den Türmen der Dorfkirchen suchten mit breiten Strahlenbündeln das Gelände ab. Die drei Züge der Schwadron jagten querfeldein. Eine weithin strahlende Kugel, die nach kurzer Weile hoch oben in grünliche Funken zersprang, zeigte den Rückweg zum Radzionkasee. Dort ritt das Regiment jetzt durch die Furt, rechts und links davon setzten sich die Sturmkolonnen der Infanterie gegen die russischen Gräben in Bewegung ...

Mit dem Zuge des Leutnants Hans von Gorski war ein Treffpunkt verabredet worden. Zwei hohe Pappeln an dem Kirchhofe des Gutes Chmelnin, aber das war eine der bekannten „theoretischen" Angelegenheiten gewesen, die von der Wirklichkeit nachher immer umgeschmissen wurden. Genau so wie das Einprägen der Geländemarken für den Rückweg. Wenn die Bündel von grellen Leuchtraketen hochstiegen, sah man unwillkürlich hin und war ein paar Augenblicke lang geblendet. Und wo die Zeit so drängte, konnte man nicht erst lange studieren, geht's hier rechts ab oder links ... Da mußte der Leutnant von Gorski mit seinem Zuge selbst zusehen, wie er sich durchschlug ...

Nach einer Viertelstunde rasenden Galopps ließ der Rittmeister seine Schwadron in Zügen abbrechen, im Schritt reiten. Zu Anfang hatte es sich darum gehandelt, möglichst rasch von der gesprengten Brücke fortzukommen. Jetzt galt es, kaltblütig zu überlegen, wie er seine Truppe ohne schwere Verluste zum Regiment zurückbrachte. Wenn das aber nicht zu bewerkstelligen war, wie er sich mit ihr zu möglichst großem Schaden der Feinde einsetzte ...

Es war ein wenig heller geworden, im Osten zeigte sich ein bleicher Schein, der das kommende Morgenrot kündete. Der Rittmeister bog sich im Sattel zu dem links von ihm reitenden Vizewachtmeister.

„Besinnen Sie sich noch, Brinckenwurff, auf den Kirchturm dort mit der dicken Zwiebel oben drauf?"

„Ich glaube ja, Herr Rittmeister. Beim Hinweg hatten wir ihn zur linken Hand. Auch an den Hügel dort, halblinks, erinnere ich mich. Mit dem Muttergotteskreuz und den Wacholderbüschen. Wenn wir geradeaus reiten, müssen wir in einer Viertelstunde etwa an ein großes Waldstück kommen. Vierzigjährige Kiefern ungefähr, mitten durch ein breiter Sandweg ..."

„Na denn ist gut. Ich nehme mit sechs Mann die Spitze. Sie folgen mit der Schwadron. Sollte ich auf überlegenen Widerstand stoßen, gebe ich Signal mit der Trillerpfeife. Dann biegen Sie ab, suchen die Schwadron in Sicherheit zu bringen. Geht's aber gut, kommen wir unbemerkt in den Wald, setzen wir uns im Rande fest. Da warten wir denn ab mit Teetrinken, was sich um den Radzionkasee entwickelt. Vielleicht gibt es da 'ne Gelegenheit, in den Ruhmeskranz der Fünften ein neues Blättlein zu winden. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

Es kam eine kleine Pause. Gaston von Foucar räusperte sich erst ein wenig, ehe er seine Stimme klar kriegte. „Herr von Brinckenwurff?"

„Herr Rittmeister?"

„Für den Fall, daß wir uns nicht wiedersehen sollten ... hier, mein Notizbuch! Das bitte ich dem Herrn Oberst Harbrecht zu übergeben. Auf der letzten Seite steht eine Meldung. Die geht Sie an. Wegen Ihrer Beförderung zum Offizier. Ich hab' sie vorhin im Halbdunkel gekritzelt, aber sie wird wohl zu lesen sein ..."

Dem Langen stieg es heiß in die Augen. „Herr Rittmeister?! ..."

„Unsinn! Wer was redlich verdient hat, braucht nicht schön Dank zu sagen! Na denn, Gott befohlen ..."

„Gott befohlen ..."

Hermann von Brinckenwurff wartete, bis der Rittmeister mit der Spitzengruppe voraus war, dann ließ er anreiten ...

Die Reise bis zu dem Waldstück ging glücklich vonstatten, nur vorne hatte es mit einer russischen Ulanenpatrouille einen kurzen Zwischenfall gegeben. Die stieß in einer Biegung des Hohlwegs unvermutet auf die deutschen Dragoner. „Któ tam, paróll?“ schrie der Führer auf, aber er hatte die Worte noch nicht recht 'rausgebracht, da war er mit seinen drei Männerchen schon still erledigt ...

Die Schwadron hielt, gut gedeckt, im Rande des Waldstückes. Ein Hügel war es, der sich im leicht gewellten Lande weithin als höchste Höhe erhob. Im Dämmerlicht des aufsteigenden Morgens konnten die achtzig Mann die sich entwickelnde Schlacht wie auf einer gewaltigen Schaubühne verfolgen. Der Wind hatte sich gelegt, der Himmel war klar geworden. Weit im Westen über dem dunklen Saum eines Waldes hing die zum Untergehen sich neigende blasse Mondsichel, über ihr funkelte ein blanker Stern. Derselbe war es, der vor jenen zweitausend Jahren über der Krippe von Bethlehem geleuchtet hatte ...

In der Mitte der weit sich dehnenden Landkarte stand ein weißlicher Fleck. Die Nebelschwaden waren es, die sich aus dem Radzionkasee hoben im einsetzenden Morgenfrost. Und aus dem Nebel quoll eine dunkle Masse, zog sich am Seeufer zu einer langen Reihe auseinander. Die auf dem Waldhügel sahen es mit Frohlocken. Ihr Regiment war es, das sich da entwickelte, die tapferen Ordensburger Dragoner! Und es fing ihnen an zu dämmern, weshalb sie selbst hier oben hielten. Wenn der liebe Gott half, konnte es ein glorreiches Zusammenarbeiten geben mit den Brüdern da unten ...

Von beiden Enden des Sees zogen sich dunkle Linien ins Land. Die russischen Gräben, aus denen das Gewehrfeuer wie eine rote Lohe fuhr. Kleine Wölkchen ballten sich über diesen dunklen Linien, das war die deutsche Artillerie. Sie faßte gut, an gar vielen Stellen hörte das rötliche Feuer auf. Und dann flogen grüne Kugeln in die Luft, die weißen Wölkchen legten sich als Sperrfeuer ein ganzes Ende weit voran ins Gelände ... Die deutsche Infanterie lief, Sprung auf, marsch marsch, zum Sturm, indessen die beiden durch die Furt gewateten Bataillone die russische Stellung von der Flanke her faßten ...

Der Rittmeister von Foucar griff seinem Vizewachtmeister

über den Arm. In seinem hageren Gesicht war ein Leuchten. „Herrgott, Brinckenwurff, ist das schön!..."

Und der andere, dem die Erregung die Kehle zusammenpreßte, gab zurück: „Gewiß, Herr Rittmeister! Aber wann kommen wir dran?"

Der Rittmeister lachte. „Kalt Blut und warme Unterhosen! Ich schätze, wir werden bei dem Schauspiel da unten auch noch 'nen Vers aufzusagen haben..."

Er hatte noch nicht recht ausgesprochen, da kam von der linken Seitendeckung her der Dragoner Abromeit angejagt. „Herr Rittmeister, eine russische Batterie kommt im Galopp aus dem Dorf mit dem Zwiebelturm. Und dabei so was wie ein Stab... An dreißig Reiter... dazwischen eine Fahne."

Der Herr von Foucar schrie fast auf vor Freude. „Herrgott, himmlischer Vater, du meinst es gut mit deiner lieben Fünften... Die Eisernen Kreuze regnen nur so!..." Und er nahm seine Schwadron still in den Wald zurück, ließ die feindliche Batterie ruhig auffahren und abprotzen. Der russische Divisionsstab, der sich sicher fühlte wie auf einem Feldherrnhügel im Manöver, war aus dem Sattel gestiegen. Ein Scherenfernrohr war aufgestellt, die Herren debattierten laut, die unvermeidliche Papyros im Munde. Der Gefreite Gawronski, der als Beobachter hinter einem dicken Wacholderbusch gelegen hatte, kam zurückgekrochen.

„Härr Rittmeister, es is so weit, se benehmen sich all ganz vertraulich. Und wänn wir 'n bißche rasch machen, können wir nahmentlich auch den Hauptgeneral abfassen. Der war nehmlich ganz in meiner Nähe wegen einer mänschlichen Angelegenheit... Wie er saß, bin ich losgekroffen..."

Da lachte Herr von Foucar kurz auf, ließ die Schwadron im Halbkreis still anreiten. Und von Mund zu Mund war der Befehl gegangen: keinen Schuß, auch kein Hurrageschrei, nur stummes Stechen und Einhauen...

Die Ueberraschung glückte, kaum zehn Minuten später waren die Bedienungsmannschaften der Geschütze niedergemacht oder gefangengenommen. Ein Teil der Offiziere vom Stabe hatte sich zur Wehr gesetzt. Es gab ein kurzes Geknatter, ein paar brave Dragoner fielen aus dem Sattel. Da hatten die Herren von dem russischen Divisionskommando es sich selbst

zuzuschreiben, wenn nur wenige von ihnen unverwundet in Gefangenschaft gerieten.

Den General brachte der Gefreite Gawronski an. Er hatte sich's gleich gedacht, wo er ihn finden würde, weil nämlich dicht bei dem Wacholderbusch eine tiefe Stubbenkaule war ...

Der dicke kleine Herr schimpfte wie ein Rohrspatz, weil der deutsche Soldat ihm keine Zeit gelassen hätte, seine Toilette in Ordnung zu bringen. Er müßte sich dringend eine bessere Behandlung ausbitten! Und nachdem er eine Weile auf russisch geschimpft hatte, fragte er plötzlich mit kläglichem Tone in ganz gutem Deutsch: „Abber ich biete serr, wieso sind hier plötzlich preußische Dragoner? Der Teifel holl ... können sie vielleicht flieggen durch der Luft?"

Der Rittmeister lächelte ingrimmig. „Nein, Herr General, aber wir haben ausgezeichnete Bundesgenossen. Ihre Kosaken! Die haben uns den Weg gewiesen."

Er nahm sein Glas vor die Augen, um nach der Entwicklung des Gefechtes beim Radzionkasee zu spähen; den Sinn seiner Worte zu deuten, überließ er dem dicken, kleinen Russen.

Das Regiment schien die Furt passiert zu haben, rangierte sich auf dem diesseitigen Ufer in Zugkolonne. Aus einer Schlucht neben dem Dorfe mit dem Zwiebelturm quollen russische Reitermassen, gut und gern eine Brigade mochte es sein. Und sie hatte hinter einem Hügelrücken gedecktes Anreiten gegen die Ordensburger Dragoner ... das konnte für die eine böse Ueberraschung geben ... Da wandte der Rittmeister sich im Sattel: „Brinckenwurff?"

„Herr Rittmeister?"

„Springen Sie von Ihrem alten Schinder, nehmen Sie den russischen Generalsgaul, und vorwärts! Im Bogen rechts 'rum; vielleicht kommen Sie beim Regiment noch zur Zeit mit der Meldung von der anrückenden russischen Brigade ..."

„Zu Befehl ..."

Wie ein Blitz war er in dem anderen Sattel, die ganze Schwadron lachte hell auf, daß der lange Vizewachtmeister in Socken ritt. Ganz natürlich, die Stiefel hatte er irgendwo vor der Rzekabrücke gelassen ... Der prachtvolle Fuchshengst bockte und bäumte sich unter dem fremden Reiter. Da zog der ihm eins mit der flachen Klinge über das Hinterteil, preßte ihm mit den eisernen Schenkeln ein paar Atemzüge lang die Luft ab.

Danach ging es in windender Fahrt den Hügel hinab...

Der Unteroffizier vom Pionierkommando hatte sich mit seinen Leuten über die russischen Geschütze hergemacht. Fünf Minuten, und er hatte mit seinen in allen Sätteln gerechten Teufelskerlen den Mechanismus 'raus.

„Herr Rittmeister", schrie er, „es kann losgehen!"

„Na denn vorwärts... auf die russische Kavallerie!..."

Der erste Schuß saß zu kurz, der zweite faßte schon. Und dann ging es Schlag auf Schlag... der russische Divisionskommandeur stand da und rang die Hände.

Die russische Kavalleriebrigade, die da unten in doppelter Schwadronsfront ritt, schien aus zwei Eliteregimentern zu bestehen. Unter jedem Granateneinschlag gab es nur ein leichtes Auseinanderbiegen, ein paar Gäule kippten um. Die Masse brauste weiter. Ihr Führer schien sein Angriffsziel ganz genau zu kennen, während das deutsche Regiment vom Radzionkasee her noch in einer Formation ritt, in der es den gewaltigen Stoß unmöglich aushalten konnte. Und da kam die ewig denkwürdige Viertelstunde in der Geschichte des Dragonerregiments Graf Schmettau, wo der Rittmeister Baron Foucar von Kerdesac mit achtzig Mann der fünften Schwadron eine ganze Brigade attackierte...

Kurz und klar kam das Kommando zum Anreiten in Zugkolonne. Das Gelände schien günstig und der Augenblick gut gewählt. Wenn alles klappte, faßte der Rittmeister mit seinen drei Zügen die Spitze der feindlichen Brigade überraschend in der Flanke, es mußte eine Stockung und Verwirrung geben. Die paar Minuten aber waren die Entscheidung. Dann hatte das Regiment längst schon die Meldung des Vizewachtmeisters Brinckenwurff, kam unter Führung des Obersten Harbrecht wie eine Wetterwolke angesaust...

Auf halbem Wege kam der noch im Trabe reitenden Schwadron ein russischer Ordonnanzoffizier entgegengejagt. Schon von weitem schrie er zornig, ob der Batterieführer da oben auf dem Hügel verrückt geworden wär', daß er auf eigene Truppen feuerte?... Auf dreißig Schritte erkannte er die deutschen Uniformen, parierte seinen Gaul, daß er fast auf der Hinterhand saß, wendete und wollte davonpreschen... Der Dragoner Heurich forderte seinen hochbeinigen Hannoveraner mit einem leichten Zungenschnalzer auf, fegte mit einge-

legter Lanze los, der Offizier da vorn durfte nicht davonkommen. Der Rittmeister erst drei Längen hinter ihm. Wenn der Hannoveraner sich streckte, kam der Kingsboy ihm nicht an die Gurten ...

Der russische Leutnant wandte sich halb rückwärts im Sattel, der Browning in seiner Rechten knatterte. Der alte Heurich warf den linken Arm in die Luft, schoß kopfüber aus den Bügeln, einen Galoppsprung machte noch sein Hannoveraner, dann blieb er mit zitternden Flanken stehen. Dem Rittmeister schnürte es vor jähem Weh den Hals zusammen, aber zur Trauer war keine Zeit; einen Augenblick später jagte er dem russischen Offizier unter der Armhöhle den Säbel durch die Brust ... Und mit der rotgefärbten Klinge gab er das Zeichen zum Angriff. Seine achtzig Mann brüllten Hurra für fünfhundert, wie ein von gewaltiger Kraft getriebener Keil fuhren sie der russischen Spitzenschwadron in die Flanke ...

Die Ueberraschung war vollkommen geglückt, in der russischen Brigade gab es eine greuliche Verwirrung. Die angegriffene Schwadron wandte sich halb zur Verteidigung, halb drängte sie zur Seite, die nachfolgende konnte nicht mehr bremsen, es wurde ein einziger furchtbarer Klumpen von schreienden, schießenden und um sich stechenden Menschen, wiehernden und sich wälzenden Pferden. Der russische Führer hatte die Kaltblütigkeit verloren, ließ Halt blasen. Im nächsten Augenblicke erscholl halb links von vorn neues, brausendes Hurra, über dem Rande der Hügelwelle tauchte eine Reihe von Pferdeköpfen auf, vor ihnen, in gleicher Höhe, eingelegte Lanzen mit schwarz-weißen Fähnchen ...

Das deutsche Hurra hörte der Rittmeister von Foucar noch. Aus einer Stirnwunde lief ihm Blut über die Augen. Er lag am Boden, eine schwere Last wälzte sich erst über seine Beine und dann auf seine Brust ...

Es war der Tag, von dem die Oberste Heeresleitung meldete:

„Unsere Truppen haben von Soldau—Neidenburg her erneut die Offensive ergriffen und die Russen zurückgeworfen. Mlawa und die feindlichen Stellungen um Mlawa sind wieder in unserer Hand. In diesen Kämpfen wurden über tausend Gefangene gemacht ..."

Die Toten wurden in solchen Berichten nicht erwähnt ...

Das Regiment war auf der siegreichen Verfolgung weitergeritten, die Sanitäter suchten das Schlachtfeld ab. Zwischen ihnen ging der Vizewachtmeister von Brinckenwurff, vom schweren Blutverlust blaß im Gesicht wie ein Leinentuch. Mit der Linken stützte er sich mühsam auf einen Zaunstecken, die Rechte war dick verbunden. Sein Krieg war zu Ende, kaum daß er für ihn recht begonnen hatte. Ein unpariert hineingekommener Hieb hatte ihm die Finger der rechten Hand abgeschlagen, nur der Daumen saß noch dran. Und in den Stumpf hatte er eine Kugel gekriegt, die den Knochen zerschmetterte. Bis zum Ellenbogen war der Arm ein einziger schlotternder Lappen.

Der Assistenzarzt riet ihm dringend, sich nach rückwärts zum Hauptverbandplatz bringen zu lassen. Der Arm müsse höchstwahrscheinlich bis zum Gelenk abgenommen werden, und jede Stunde Verzögerung könne gefährliche Komplikationen bringen. Der lange Vizewachtmeister schüttelte nur störrisch den Kopf. Was wußte der kleine Doktor da von der Pflicht, die ihn hier auf das Feld rief? ... Von dem verwundet zurückgekehrten Gefreiten Gawronski hatte er gehört, sein Rittmeister wäre gefallen. Da gab es doch nichts anderes: Solange er selbst sich noch aufrecht halten konnte, mußte er suchen und zusehen, ob noch was zu retten oder zu helfen war ...

Mit seinen scharfen Augen entdeckte er gar rasch die Stelle. Der irische Fuchswallach lag da, alle vier Beine in der Luft. Nicht weit davon mußte auch sein Herr liegen. Da rannte er los, der kleine Doktor mit den kurzen Beinchen konnte kaum folgen.

Eine Gruppe von Sanitätern mußte erst den toten Gaul anheben, ehe sie den Rittmeister befreien konnten. Sie zogen ihn ein paar Schritte weiter, so daß sein Kopf gegen einen Graskampen lehnte. Seine Uniform war dunkelrot von oben bis unten, aber das Blut konnte ja von dem erschossenen Gaul stammen ... Der Arzt kniete neben ihm nieder, untersuchte ihn genau. Als er sich wieder aufrichtete, schüttelte er bekümmert den Kopf.

„Es ist ja noch 'ne Spur Leben in ihm, aber nichts mehr zu machen. Stich durch den linken Arm, schwere Brustverletzung, anscheinend auch das Kreuz gebrochen. Am besten, wir lassen ihn ruhig liegen und sterben."

Hermann von Brinckenwurff ließ seinen Stecken fallen, faßte mit der gesunden Linken den Arzt am Arm. „Herr Doktor, Sie müssen ihm was geben, damit er für ein paar Minuten wieder zum Bewußtsein kommt! Der Mann hat, ehe er zu seinen Vorfahren eingeht, hier noch Verschiedenes zu ordnen!"

Der kleine Assistenzarzt lehnte aufs bestimmteste ab. „Tue ich nicht, unter keinen Umständen! Das wäre eine so unverzeihliche Grausamkeit... Der Verwundete ist bewußtlos, weiß nichts von sich, wenn er hinübergeht. Sein letzter wacher Eindruck war vielleicht Sieg, und da soll ich ihn wieder ins Leben rufen, nur damit er mit allen Sinnen die Qual des Sterbens empfindet?"

Der lange Brinckenwurff sah ihn ernst an. „Haben Sie das schon selbst durchgemacht, Herr Doktor, daß Sie so genau Bescheid wissen? Wär' es nicht vielleicht auch möglich, daß sich hinter der Stirn da ein furchtbarer Kampf abspielt? Ein Kampf zwischen dem Willen, noch 'was zu sagen, und den gelähmten Gliedern?"

Der Arzt zuckte mit den Achseln. „Denken Sie, was Sie wollen, ich kann es mit meinem Gewissen nicht vereinigen!" Und er ging eilends weiter. Das Feld lag voll von Verwundeten, und viele von ihnen schrien laut um Hilfe...

Hermann von Brinckenwurff ließ sich mit einem Aufstöhnen zu Häupten seines Rittmeisters nieder. Vielleicht hatte der kleine Doktor recht. Und was sollte der Sterbende noch ordnen?... Vormundschaft für seinen kleinen Sohn? Dafür war gesorgt. Da ließ er selbst keinen anderen 'ran. Er mit der Amelie wollte von Orlowen aus der Witwe auf Kalinzinnen helfen und beistehen wie einer zärtlich geliebten Schwester...

Der Sterbende wurde unruhig. Aber er warf nur den Oberkörper hin und her, die Beine blieben unbeweglich. Und plötzlich fing er an, Französisch zu sprechen. Es hatte den Anschein, als stritte er sich mit irgendeinem, der so 'was wie Familienvorstand war. Und mit einem Male hob er den Kopf, in seinem blutbeschmierten Gesicht war ein zorniger Ausdruck. Er schrie laut: „Also jetzt Schluß... Hoch Deutschland!"...

Ein Blutstrom folgte den Worten, ein langes Ausstrecken kam danach, zwei Augen starrten in die aufgehende Sonne. Aber sie waren von den blitzenden Strahlen nicht mehr zu

blenden, sie blickten schon über sie hinaus in ein Licht, das ewig war.

Der feurige Ball hob sich aus den dunstigen Schleiern des Morgenrots. In der zitternden Luft nahm es sich aus, als wenn er hüpfte und tanzte. Es war eine alte masurische Volkssage: die Sonne tanzte immer am Morgen des Weihnachstages. Vor Freude, daß der liebe Heiland in die Welt gekommen war ...

Hermann von Brinckenwurff drückte seinem toten Rittmeister die Augen zu. Ein heißes Gelübde kam ihm aus tiefstem Herzensgrund auf die Lippen. Der da hatte an ihm gehandelt wie ein Edelmann, das sollte ihm in Treue vergolten werden ...

8.

Der Winter in Sibirien war ein strenger Herr. Von Anfang Oktober bis tief in den Mai hinein. Erde und Wasser nahm er in seine kalte Hand, nur wenn ihn eine Regung des Mitleids ankam, schüttete er Schnee herab. Vielleicht aber war es auch eine Art von Eifersucht auf seinen schlimmeren Bruder, den Ostwind. Der kannte kein Erbarmen, hätte die Erde und alles, was auf ihr webte, ausgefroren bis auf den letzten, verborgenen Keim.

Das weitgestreckte Dorf Alexandrowka lag unter der dicken weißen Decke wie ein eingeschneiter Ameisenhaufen. An der Ostseite reichte der Schnee bis zu den Dächern der Scheunen. Und es war nur gut, daß er nicht auf einmal vom Himmel kam. Alle paar Tage gab es einige Zoll. Da konnte man den Hof und die Dorfstraße gangbar erhalten. Die hohen Wälle, die sich um die Gehöfte türmten, gingen von selbst wieder fort, wenn im Mai die liebe Sonne nicht mehr so kalt am Himmel stand ... Und der Winter war für den Bauer eine schönere Zeit als der Sommer. Im Sommer mußte er sich vom ersten Morgenstrahl bis zum Dunkelwerden schinden und plagen, im Winter — wenn er dreimal des Tags das Vieh versorgt hatte — konnte er sich auf der Ofenbank rekeln oder nach dem Wirtshaus gehen, mit den anderen Bauern politisieren ... Nur in diesem vermaledeiten Kriegswinter fehlte etwas, was diesen

abendlichen Zusammenkünften früher die rechte Würze gegeben hatte, die Wodka. Das geliebte feurige Wässerchen, das der Zar in Petrograd — Gott schenke ihm Gesundheit und langes Leben — plötzlich verboten hatte. Wozu in aller Welt? fragten die Bauern in Alexandrowka. Was sollten sie an den langen Winterabenden anfangen, wenn die Sonne schon um vier Uhr nachmittags unterging? Immer nur auf der Ofenbank sitzen und denken?... Was ein Bauer zu denken hatte, war bald herum! Wenn sie noch hätten lesen können, aber das hatten sie nicht gelernt. Der einzige im Dorfe außer dem Popen, der diese Kunst verstand, war der reiche Bauer Schelabok. Der hielt sich eine Zeitung, hatte sogar einige Bücher. Eins davon war sehr nützlich, denn alle Krankheiten der Pferde, Rinder, Schafe und Schweine waren darin beschrieben mit Heilmitteln, die man sich auf dem Lande leicht beschaffen konnte. Und früher hatte der Fjedor Ssemenowitsch aus diesem Buche und seiner Zeitung des Abends im Wirtshause öfter einmal was vorgelesen. Jetzt aber hatte er einen Kriegsgefangenen im Hause, einen merkwürdigen Menschen mit einem Gesicht voll von lauter Narben. Wie lange Messerschnitte sahen sie aus. Und wenn das Vieh zur Nacht versorgt war, unterhielt er sich mit diesem Gefangenen, lernte von ihm — man sollte es kaum glauben! — eine neue Sprache. Aber es hatte seine Richtigkeit. Durch die Kulinowka war es 'rausgekommen, der Bauer ging in der Stube auf und ab, ein geschriebenes Heft in der Hand, und lernte die fremden Worte wie ein Schuljunge. Zuerst sagte er das russische Wort, dann das fremde. So oft, bis er's konnte. Zwei dieser Worte hatte sich die alte Kinderfrau gemerkt, sie lauteten „Fatter" und „Muhterr"...

Da hatte man im Dorfe viel gelacht. Wozu sollte diese Sprache dienen? Kam nach Alexandrowka vielleicht jemals ein Ausländer? Und wenn dieser Kriegsgefangene in die Heimat zurückkehrte, mit wem sollte sein Schüler sich da unterhalten? Vielleicht mit seinen Kühen, weil die das „Muhterr" schon jetzt ganz gut aussprechen konnten? So spottete man, bis mit einem Male der Bauer Barabantschik die Behauptung aufstellte, die neue Sprache, die der Fjedor Ssemenowitsch lernte, wäre die deutsche! Die Sprache des verhaßten Feindes, gegen den die Söhne des Dorfes im Feld ständen. Da erhob sich in der ganzen Gemeinde einhellige Entrüstung, der Straschnik, der

Dorfgendarm, mußte den solchen Frevels Verdächtigen zum Verhör vorladen. Der Pope als Sachverständiger saß dabei.

Er ließ sich die geschriebenen Hefte vorlegen, prüfte sie sorgfältig und lange. Schließlich erklärte er, der Bauer Schelabok sei unschuldig, die Sprache, die er lernte, wäre nicht die deutsche, sondern die amerikanische. Und die Amerikaner wären dem russischen Volke wohlgesinnt. Offen dürften sie an dem Kriege gegen Deutschland nicht teilnehmen, aus gewissen Rücksichten. Dafür lieferten sie aber dem russischen Heere Kanonen, Granaten und Flinten... Tag und Nacht rollten die schwerbeladenen Eisenbahnwagen von Wladiwostok nach dem fernen Westen. Und ein solches Volk dürfte man doch nicht so tief beleidigen, daß man in Alexandrowka einen Bauer bestrafte, der aus Langerweile dessen Sprache lernte!...

Damit gab sich die Gemeinde zufrieden. Wie aber dieses Urteil zustande gekommen war, wußten außer dem Angeschuldigten nur drei Menschen im Dorfe. Der Pope, seine Frau und die Akulina Rodolfowna, die stattliche Ehehälfte des Bauern Schelabok. Die war am Abend vorher in der Dunkelheit im Popenhause zu Besuch gewesen. Mit einem Henkelkorbe, in dem die Beweisstücke für die Unschuld ihres Mannes lagen. Ein geräucherter Schweineschinken von mehr als zwanzig Pfund, zwei dicke Würste und — eine Kostbarkeit in dieser Zeit — ein Fläschlein selbgebrannten Kornschnapses. Als der Pope das erste Gläschen getrunken hatte, erklärte er, ihm könne man ja kein X für ein U machen. Die amerikanische Sprache sei ihm wohlbekannt, auch die Schriftzeichen wisse er von den deutschen zu unterscheiden. Da empfahl sich die Akulina mit vielen Dankesworten, weil sie nun genau wüßte, ihrem Manne wäre der schimpfliche Verdacht zu Unrecht angehängt worden. Die Frau des Straschniks aber brauchte sie nicht zu besuchen: der Kerl konnte weder lesen noch schreiben, mußte sich ganz auf den Spruch des Popen verlassen...

Von diesem Tage an brauchten Lehrer und Schüler den Unterricht in der deutschen Sprache nicht mit einer gewissen Heimlichkeit zu betreiben. Dieser Unterricht aber war auf eine merkwürdige Art zustande gekommen... Eines Abends, als der Bauer Schelabok seiner Frau und den beiden Töchtern das Neueste aus den Kraßnojarsker „Wjedomosti" vorgelesen hatte, machte er die Entdeckung, daß sein Kriegsgefangener, der am

Herde Kienspäne schnitt, ganz gut Russisch verstand. Auch sprechen konnte er's leidlich, trotzdem er kaum drei Wochen in einem russischen Hause weilte. Nur ab und zu fehlte ihm ein Wort.

Der Gefangene Döhlau, der angeblich früher in Deutschland die Stellung eines Natschalniks bekleidet hatte, fragte höflich: „Gaspadin, darf ich etwas zu dem sagen, was du eben vorgelesen hast?"

„Gewiß, warum nicht? Aber woher kennst du so gut unsere Sprache?"

„In Wilna hat mir eine gütige Dame ein kleines Buch geschenkt. Ich lag dort mehr als zwei Wochen im Lazarett, da habe ich den ganzen Tag gelernt. Mit Fleiß kann man viel erreichen. Es ist auch nicht so schwer, wenn man außer seiner Muttersprache schon mehrere fremde Sprachen versteht..."

„So, so! Wieviel Sprachen kannst du denn?"

„Auf der Schule habe ich Lateinisch, Griechisch und Französisch gelernt. Später Englisch und Italienisch."

Der Bauer sah ihn mißtrauisch an. „Die Lüge ist auch eine Sprache. Aber die bringen die meisten Menschen schon auf die Welt mit. Namentlich die Deutschen."

Der Gefangene zuckte die Achseln. „Herr, du hast es leicht, mich zu beleidigen. Aber sag' dir selbst: Was sollte ich wohl für einen Grund haben, dich zu belügen? Würde ich bei dir dadurch erreichen, daß ich weniger zu arbeiten brauche?"

Der Bauer hob seine gewaltigen Glieder hinter dem weißgescheuerten Tische, trat näher.

„Du verstehst es, klug deine Worte zu wählen. Und weil ich heute gerade guter Laune bin, komm' hierher an meinen Tisch! Es wird dir ja nicht gelingen, mir einen neuen Kopf aufzusetzen, dazu habe ich zu viel gelernt. Aber nur ein Dummkopf verschmäht es, die Meinung eines anderen zu hören!"

Die Mägde am Herdfeuer sperrten vor Erstaunen den Mund auf. Daß ein Dienender an den Herrentisch berufen wurde, hatten sie noch nicht erlebt. Mittags war es etwas anderes, da saß Herrschaft und Dienerschaft zum Essen an ein und demselben Tisch. Abends aber fand eine strenge Scheidung statt, in einem so reichen Hause wie dem des Bauern Schelabok. Knechte und Mägde mit ihrer Arbeit am Herde bei flackerndem Kienspan, die Herrschaft um den Ofen herum am Tische beim

Schein eines selbstgegossenen Lichtes aus Hammeltalg. Die Frau und die Töchter spannen oder nähten, der Hausherr aber besprach mit dem respektvoll dastehenden Großknecht die Wirtschaft für den kommenden Tag, ehe er sich zum abendlichen Trunk in die Schenke begab.

Botho von Döhlau näherte sich dem Herrschaftstische mit einer Verneigung. Was hätte es ihm in seiner Lage genützt, den Hochmütigen zu spielen? Das Kriegsschicksal hatte ihn als Knecht in ein russisches Bauernhaus geführt. Und da gab es nur zweierlei: sich damit abfinden, geduldig auf den Tag der Befreiung warten oder Selbstmord begehen. Diesen Gedanken aber hatte er schon früher verworfen, als es ihm schlechter ging als jetzt. Und er sah diese Zeit nicht als verloren an. Sie hatte ihm in manchem eine Läuterung gebracht. Auch einen weiter gespannten Horizont. Wenn ihm einmal die Heimkehr beschieden war, wollte er an vieles in seinem Berufe mit anderen Augen gehen.

Der Bauer hatte ihn bei der Hand gefaßt, und weil er ihn zum ersten Male als Gast an seinen Tisch führte, machte er eine vorstellende Bewegung.

„Dieses ist mein Weib Akulina Rodolfowna. Sie hat mir von ihrem Vater her zweihundert Deßjatinen Acker und Wiesen zugebracht, denn sie war sein einziges Kind. Den Hof hat er einem Brudersohn vermacht. Land und Vieh genug dazu, den Namen Jbatkin in Ehren weiter zu führen. Dieses ist meine älteste Tochter Wjera, die zweite heißt Nadjeschda. Weil wir hofften, nach ihr einen Sohn zu bekommen. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Ich habe einen Doktor kommen lassen aus Kraßnojarsk für zweihundert Rubel. Es war ein Dummkopf, er konnte mir nicht mehr sagen wie unsere Hebamme hier im Dorf, die Maschorka. Es ist Gottes Wille, wir müssen uns fügen."

Die Akulina hatte ihren gewichtigen Körper ein wenig aus dem breiten Stuhle gehoben, die beiden Mädchen, die achtzehn und sechzehn Jahre zählen mochten, neigten errötend die hübschen Gesichter auf ihre Arbeit. Sie flochten an kleinen Handwebstühlen bunte Bänder aus vielfarbigen Leinenfäden, und es war merkwürdig anzusehen, wie sie mit den starken, roten Händen so feine Arbeit verrichten konnten. Im Körperbau ähnelten sie dem Vater, der in seinen wollenen Kniestrümpfen

gut und gern vier Zoll über sechs Fuß maß, in der beginnenden Fülle schlugen sie nach der Mutter. Aber seltsam feine Köpfe hatten sie auf schlankem Halse, große blaue Augen über einem hübsch geschnittenen Stumpfnäschen und einen weich geschwungenen Mund. Das aschblonde Haar aber hing ihnen in zwei dicken Zöpfen bis in die Kniekehlen ...

Fjedor Ssemenowitsch schob seinem Gaste die aus Birkenmaser gedrehte Dose mit goldgelbem Odessaer Tabak und feinem Seidenpapier hin: „Da, lang zu! Und nun erzähl', welche Teufeleien ihr Deutschen euch ausgedacht habt, zu beweisen, wir hätten gegen euch den Krieg angefangen?"

Botho von Döhlau verneigte sich leicht. „Gaspadin, wir in Deutschland haben eine Sitte, in Gegenwart von Frauen keine Gespräche zu führen, die Streit bringen könnten."

„Ach nein! Und weshalb?"

„Weil bei uns die Frauen eine Stellung einnehmen — es ist mir nicht ganz leicht, das zu erklären — nun also, sie sind etwas Höheres. Wir halten von ihnen die Sorgen fern, lassen sie nur das Angenehme im Leben sehen. Und wenn wir Männer einen Streit kriegen, warten wir, bis die Frauen sich entfernt haben."

Der Bauer lachte schallend auf, schlug seiner Frau mit der flachen Hand auf die fleischige Schulter, daß es klatschte. „Akulina, Täubchen, das wär' was für uns! Da müßte ich also zu dir sagen: Geh' aus der Stube, denn vor deinen feinen Ohren kann ich den Viehhändler nicht beschimpfen? Daß er ein Lump und ein Gauner ist, weil er sich herausnimmt, für einen fetten Ochsen die Hälfte von dem zu bieten, was in der Zeitung als Marktpreis steht von Kraßnojarsk."

Die Akulina und die jüngste Tochter lachten herzhaft mit, die ältere aber streifte den Gefangenen, der als Gast am Tische ihres Vaters saß, mit einem seltsam erstaunten Blick ...

Der Bauer drehte sich mit gewandtem Griff eine neue Papyros. „Also, wenn nicht von dem Krieg — wovon sollen wir sonst sprechen?"

Botho von Döhlau mühte sich vergeblich, aus dem losen Tabak und dem feinen Blättchen eine Zigarette fertigzukriegen. Das war eine Kunst, die gelernt sein wollte ...

„Nun, zum Beispiel", sagte er, „von dir, Gaspadin. Wes-

halb du der einzige Bauer im Dorfe bist, der die Kunst des Lesens und Schreibens versteht? ..."

Fjedor Ssemenowitsch strich sich geschmeichelt über den langen blonden Bart. „Ja, das hat eine besondere Bewandtnis. Ich war der dritte Sohn meiner Mutter. Und unter ihrem Herzen war ich schon so groß, daß sie verzweifelte, mich zur Welt zu bringen. Da gelobte sie mich der heiligen Mutter Gottes, und die stand ihr bei. Also kam ich zuerst zu unserem Popen, dann auf die Klosterschule in Kraßnojarsk. Ah, Brüderchen, war das eine schlimme Zeit! Wenig Essen und viel Beten. Und noch mehr Zeugs in den Kopf, was selbst für einen Priester zu viel ist, geschweige denn für einen Bauer. Und zu dem hatte mich der liebe Gott bestimmt, trotz dem Gelübde meiner Mutter ... Eines Tages nämlich gefiel es ihm, meine beiden älteren Brüder aus diesem Leben abzurufen. Sie ertranken beim Fischen im Strom. Das Eis brach unter ihnen fort, sie verwickelten sich im Netz, und das reißende Wasser zog sie in die Tiefe. Wie ein paar junge Hunde wurden die beiden starken Menschen ersäuft" — der Bauer fuhr sich mit dem Rücken der breiten Hand über die Augen — „schön, es war Gottes Wille! Mein Vater aber holte mich nach Hause! Er war ein frommer Mann, nur er meinte, die heilige Mutter Gottes würd' es nicht übelnehmen, wenn vor ihren Bildern hier unten ein Weihrauchfaß weniger geschwungen wird. Aber wenn ein Bauer nur noch einen einzigen Sohn hat, gehört dieser Sohn auf den Hof ..."

Fjedor Ssemenowitsch steckte die neue Papyros an: „So also bin ich dazu gekommen, daß ich mich zu den Studierten zählen darf. Und ich bin sehr froh darüber. Ueber alles in dieser Welt kann ich mir ein Urteil bilden. Es gab auch eine Zeit, wo ich diese Welt verbessern wollte ... ein Wort hatten wir, an dem wir uns erkannten ..."

„Ich glaube dieses Wort zu wissen", warf Botho von Döhlau ein.

„Von wem?" fragte der Bauer erregt.

„Von einem, der auch für die Bedrückten und Geschlagenen in Rußland ein Herz hatte. Als ich, gegen alles Recht, in Gefangenschaft geschleppt wurde, gab er mir dieses Wort mit. Alle, die es kennen im großen russischen Reich — so sagte er mir — würden sich zu mir menschlich verhalten."

Fjedor Ssemenowitsch machte eine herrische Bewegung.

„Ihr Weibsvolk hier und ihr da am Herd — vorwärts zu Bett! Ich habe mit diesem Manne allein zu reden. Du, Akulina, stell' ein Fläschchen von deinem Kornbranntwein auf den Tisch mit zwei Gläsern ..."

Gehorsam standen die Frauen auf. Die ältere Tochter Wjera schob dem Gaste einen kleinen Holzteller hin, auf dem sechs Zigaretten lagen. Die hatte sie heimlich gedreht, als sie sah, wie ungeschickt er sich bei dieser Arbeit anstellte. Als er sich dankend verneigte, wurde sie rot bis unter die krausen Stirnhaare ...

Der Bauer ging in seinen schweren Holzschuhen auf und ab. Halb sprach er zu sich selbst, halb zu seinem Gaste.

„Wenn es einem gut geht, wenn der liebe Gott die Arbeit segnet, und man Reichtum auf Reichtum häuft, sieht man vieles mit satten Augen an. Was kümmern dich die anderen, wenn du s e l b s t hast? Sie sollen sorgen, wo sie bleiben! Aber" — er unterbrach sich plötzlich — „ehe wir weiter sprechen: nenn' mir das Wort, das du kennst."

„Morgenrot!"

Das war der Anfang des Gespräches. Aus ihm aber entwickelte sich Frage und Antwort, zuweilen auch Streit, schließlich eine Art Unterricht. Und selten hatte ein Lehrer einen aufmerksameren Schüler gefunden. Das sechste frische Licht war verbrannt, die alte Kulinowka kochte schon am Herd die Morgensuppe für das Gesinde, als der Bauer sich endlich entschloß, in dem Hintermofenstübchen, in dem das große Ehebett stand, ein paar Stunden schlafen zu gehen ...

Vorher aber, während er die gewaltigen Arme reckte, sagte er: „Uebermorgen geht mein Neffe, der Michail Michailowitsch Ibatkin, zu seinem Ersatzregiment nach Jekaterinograd. Sein Vater hat fünfhundert Rubel gegeben, ihn vom Kriege zu befreien. Das Geld haben sie genommen, die Schufte, jetzt aber doch die Order geschickt. Da wird in meinem Hause viel geplärrt werden, denn, weißt du, es ist da was zwischen dem Michail und meiner Aeltesten, der Wjera. Weil ich doch leider nicht mehr hoffen kann, mit der Akulina einen Sohn zu haben. Anderswo ist es erlaubt, einen solchen mit einer Magd zu zeugen, wie es der Erzvater Abraham mit der Hagar getan hat. Bei uns in Alexandrowka und noch in einigen anderen Gemeinden unseres besonderen Glaubens gilt es als schwere Sünde, ein fremdes Weib zu berühren. Aber ich fange an, dir von

unseren Gebräuchen zu erzählen — dazu ist ein andermal Zeit. Heute will ich dir erlauben, an deinen Freund in Deutschland einen Brief zu schreiben. Den kann der Michail mitnehmen und weitergeben. Mit dem guten Wort wird dieser Brief sicher in die Hände deines Freundes kommen ..."

Da bedankte sich Botho von Döhlau mit Freude im Herzen, der Bauer aber ging schlafen ...

Und dieser erste Abend hatte viele Nachfolger. Schon nach wenigen Tagen sprach der Fjedor Ssemenowitsch den Wunsch aus, auch die Sprache des Volkes zu lernen, von dem er soviel Neues und fast nur Gutes gehört hatte. Vielleicht, daß er sich später einmal als bäuerlicher Abgeordneter in die Duma wählen ließ. Da erschien es ihm nützlich und notwendig, die deutsche Sprache zu verstehen, um aus deutschen Büchern und Zeitungen zu erfahren, wie es wirklich in der Welt aussah. Denn schon jetzt wollte ihm scheinen, die russischen Zeitungen würden nicht gedruckt, das Volk aufzuklären, sondern es dumm zu machen ... Und es war erstaunlich, welche raschen Fortschritte der riesenhafte Schüler machte. Freilich lernte er mit eisernem Fleiße, wo er ging und stand, und da er seinen Lehrer den ganzen Tag über um sich hatte, konnte er schon nach kurzer Zeit die erlernten Worte zu Sätzen fügen. Dabei kam es ganz von selbst, daß er ihn von aller groben Knechtsarbeit befreite — Mägde waren ja mehr als genug im Haus.

Auch auf die Jagd und zum Fischfang nahm er ihn mit, nachdem er ihm vom Dorfschneider ein richtiges Bauerngewand aus hausgewebtem Tuche hatte fertigen lassen, dazu von dem Schuster ein Paar hohe, schnee- und wasserfeste Stiefel. Da fuhren sie an windstillen Tagen, deren es im Winter viele gab, in den Wald hinaus, die Fallen nachzusehen, in denen sich der Otter fing, das Hermelin oder zuweilen — wenn das Glück besonders günstig war — ein Blaufuchs. Oder sie fischten an den quelligen Blänken im Flusse, die sich wegen des warmen und stark strömenden Wassers selbst beim strengsten Froste nicht schlossen, mit dem Blinkfisch. Wenn sie die in der Nähe des offenen Wassers stehenden Otterfallen nachgesehen und fängisch gestellt hatten, brauchten sie kaum eine Stunde zu werfen, um ein für Tage reichendes Gericht zu erbeuten. Der Fluß war auch im Sommer reich an Fischen, im Winter aber drängten sie in gewaltigen Scharen in die Nähe des warmen Wassers, weil

sich dort das wimmelnde Kleinzeug tummelte, das ihnen zur Nahrung diente. Da brachte fast jeder geschickte Wurf einen schweren Hecht oder einen mehrpfündigen Barsch ...

Und gleich zu Anfang ihrer Jagd- und Fischzeit hatte Botho von Döhlau Gelegenheit, seinem Wirt das Leben zu retten. Ein Rudel Wölfe streifte in der Gegend, hatte die Fallen kahl gefressen, ohne sich selbst zu schaden. Aus der einen hatten sie einen gefangenen Edelmarder gefressen, aus einer anderen einen Blaufuchs. Nur ein Vorderlauf hing noch zwischen den zugeschnappten Bügeln, ringsum im Schnee lagen die kostbaren Pelzflocken. Ein Schaden von fünfhundert Rubeln war es, denn so viel zahlte in Kraßnojarsk der Händler für einen guten Balg ... Da stellte der Bauer ein paar ganz schwere Eisen auf, beködert mit angebratenem Hammelgeschlinge. Und am nächsten Morgen war eins dieser Eisen nicht mehr an seinem Platze. Aber es war kein Wolf, der es angenommen hatte. Neben der Schleppspur des Ankers war eine Fährte wie von einem Menschen, der in Socken ging. Da schrie der Bauer vor Freude laut auf: „Ein Bär, ein Bär ... ein Ungetüm von einem Bären", und eilte auf der Fährte voran. Botho von Döhlau hatte Mühe, ihm in dem dichten Unterholz zu folgen. Und schon nach wenigen hundert Schritten hörten sie ein grollendes Brimmeln. Der Schleppanker des Eisens hatte hinter einer Baumwurzel gehakt, der Bär saß auf den Hinterkeulen, leckte sich die zwischen den gezähnten Bügeln eingeklemmte rechte Pranke. Der Bauer aber, den das Jagdfieber schüttelte, ließ sich verleiten, aus seiner Schrotflinte auf zwanzig Schritt Entfernung zu schießen. Da brüllte die riesige Bestie auf, warf sich vorwärts gegen den Angreifer. Die verrostete Ankerkette brach, und Fjedor Sfemenowitsch hatte grade noch Zeit, dem Bären den Kolben seines Gewehrs auf den weit aufgesperrten Fang zu schmettern. Danach gab es nur noch ein Stöbern von Schnee, in dem sich ein Klumpen wälzte aus Mensch und Tier. Botho hatte das breite Bauernmesser aus dem Gürtel gerissen, sich mitten hineingeworfen. Vier-, fünfmal stach er mit aller Wucht in den dicken braunen Pelz. Einer der Stiche mußte den Sitz des Lebens getroffen haben, die gewaltige Bestie brach plötzlich kraftlos zusammen.

Fjedor Sfemenowitsch rappelte sich aus dem Schnee, außer einem Riß an der Wange und einem Hieb auf die Schulter

hatte er keine Verletzung davongetragen. Das schwere Eisen an der rechten Vorderpranke hatte den Bären wohl gehindert, seine ganze Kraft einzusetzen. Da lachte der Bauer auf.

„Na, das ist noch mal gut abgelaufen! Die Himmelstür stand für einen gläubigen Christen schon sperrangelweit offen ... ich hatte den Kerl zwar am Hals, aber seine Gurgel war zu dick, ich konnte sie nicht zerquetschen ..."

Und plötzlich sah er das blutige Messer in der Hand seines Jagdgefährten. Da wurde er ernst.

„Deshalb also bin ich noch am Leben! Das soll dir nicht vergessen werden. Und das mit ‚Herr' sagen zu mir hört auf. Dein Bruder Fjedor Ssemenowitsch bin ich von heute! Und wie ist dein Vorname und der deines lieben Vaters?"

„Botho heiße ich und mein Vater Ferdinand."

„Also es ist gut, Botto Ferdinandowitsch. Wir sind Brüder. Und wenn du einen Wunsch hast, den ich dir erfüllen kann ..."

Da sprach Botho von Döhlau etwas aus, was er schon lange auf dem Herzen hatte ...

„Sieh', Fjedor Ssemenowitsch, da ist meine Mitgefangene, das deutsche Mädchen. Berta Jakobi nannte sie sich zuerst, vor einigen Tagen hat sie mir — weil sie glaubte, sie müßte sterben — ihren richtigen Namen offenbart. Sie erliegt unter der schweren Arbeit, die ihr aufgebürdet wird. Da möchte ich dich bitten, ob du nicht befehlen willst, daß sie es die wenigen Wochen, die sie noch zu leben hat, vielleicht etwas leichter haben darf ..."

Der Bauer runzelte die Stirn.

„Du hast etwas mit diesem Mädchen?"

„Nicht in dem Sinne, wie du meinst. Sie ist die Braut des Mannes, der mir das gute Wort mitgegeben hat, als man mich in die Gefangenschaft führte."

Der Bauer hob die Achseln.

„Bitt' dir was anderes aus! In der Sache kann ich dir nicht helfen. Das Mädchen trägt ein Kind, aber keinen Ehering an der Hand.

Botho von Döhlau sah ihn fest an.

„Fjedor Ssemenowitsch, dieses Mädchen war noch vor wenigen Monaten so rein wie deine Töchter. Ein russischer Offizier hat sie vergewaltigt, sie mitgeschleppt, als seine Armee flüchten mußte. In Wilna war er ihrer überdrüssig, stieß sie auf die

Straße. In ihrer Not flüchtete sie an den Altar der Lutherischen Kirche. Da fand sie die Frau des Pfarrers, nahm sich ihrer an ..."

„Das hat sie dir erzählt!"

„Ja, und ich glaube ihr! Denn ich kenne den Mann, der sie für wert gehalten hat, sie zu seiner Braut zu erwählen ..."

Fjedor Ssemenowitsch dachte eine ganze Weile lang nach, dann seufzte er auf.

„Ich will es bei meinem Weibsvolk versuchen, weil du mich darum bittest. Aber ich sage dir gleich, es wird ein schweres Stück Arbeit geben. Befehlen kann ich da nicht. In ihrem Bereich ist meine Frau die Herrin. So habe ich's bisher gehalten in unserer Ehe, und es würde mir sehr sauer ankommen, sie zu prügeln, wenn sie mir widersprechen sollte ..."

Danach holten sie den Schlitten, um den erlegten Bären nach dem Gehöft zu schaffen. —

Als sie aber nach Hause zurückkehrten, das ganze Dorf mit Freudengeschrei um das Gefährt, war es schon ganz von selbst gekommen, daß die kleine Deutsche eine Weile lang nicht zu arbeiten brauchte ...

Sie hatte ein schweres Faß mit eingesalzener Butter in den Keller getragen, und mit diesem Fasse hatte sie sich auf der glitschigen Treppe verfallen. Als sie nicht wieder nach oben kam, ging die Bäuerin selbst nach ihr sehen. Und da ließ sie schleunig die alte Maschcrka holen, denn die allein konnte hier helfen. Sie selbst aber begab sich daran, ein kräftiges Süpplein zu kochen. Ueber alle Abneigung hinaus regte sich das Mitgefühl des Weibes, das selbst in ähnlicher Not gewesen war.

Einige Wochen später — die kleine Deutsche war schon wieder imstande, leichte Hausarbeit zu verrichten — geschah etwas Seltsames. Botho von Döhlau war im Begriff, mit seinem Wirt zum Fischfang zu fahren, da vertrat ihm die ältere Haustochter, die Wjera, den Weg. Sie strich sich eine widerspenstige blonde Locke aus der Stirn, über der feingeschnittenen Nase stand ihr eine senkrechte Falte.

„Botto Ferdinandowitsch", sagte sie, „die Rossalka, wenn sie husten muß, hat sie Blut auf den Lippen. Es ist die beginnende Lungensucht. Ist es dein Wunsch, daß sie wieder gesund wird?"

Er griff nach ihrer Hand. „Ich wünsche nichts Sehn-

licheres! Aber, wenn Gott bei dieser Krankheit nicht hilft, muß man die Hoffnung wohl aufgeben."

„Wünschest du, daß sie für dich wieder gesund wird?"

Er blickte das große Mädchen ein wenig verwundert an.

„Auch das natürlich! Vor allem aber für einen anderen. Sie ist die Braut eines Mannes, dem ich mein Leben verdanke."

Wjera atmete tief auf.

„Dann ist's gut! Dann will ich mit ihr eine Heilung versuchen, die mich meine Aeltermutter gelehrt hat. Ich habe eine gesegnete Hand, und schon einige Male ist es mir geglückt, Menschen zu heilen, die sich an der Perlsucht der Rinder angesteckt hatten. Diese Krankheit aber und die der Rossalka ist dieselbe. Nur muß ich dir sagen, die Kur ist ein Messer mit zwei Schneiden. Wenn die Krankheit schon zu tief in den Lungen sitzt, frißt sie so rasch um sich, daß der Mensch bei der Kur in ein paar Wochen sterben muß."

„Dann mußt du das Mädchen selbst fragen", sagte er ernst. „Sie allein darf über ihr Leben bestimmen. Aber dir, Wjera Fjedorowna, danke ich herzlich. Du hast mir eine große Freude bereitet mit deinem guten Willen, einer beizustehen, die vom Schicksal schwer geschlagen ist ..."

Dem großen Mädchen schlug eine purpurne Welle ins Gesicht. Und mit Stocken kam es von ihren Lippen: „Du hast meinem Vater das Leben gerettet. Müssen wir alle dir da nicht von Herzen dankbar sein? ..."

Der Bauer rief vom Schlitten her in den offenen Hausflur hinein: „Bruder, wo bleibst du?"

„Ich komme gleich", antwortete er. Er wollte noch ein Wort zu dem Mädchen sprechen, aber während er sich auf den Anruf hin umgesehen hatte, war es verschwunden. Da stieg er nachdenklich in den Schlitten, und den ganzen Vormittag über war er seltsam zerstreut. Ein Hermelin ließ er laufen, das ganz sicher in der Kastenfalle saß, und beim Angeln verschlug er durch ungeschicktes Führen nach dem Anhieb fast jeden schweren Hecht. So daß der Bauer lachend fragte: „Bruder, was ist's mit dir heute? Ist dir vor der Ausfahrt ein altes Weib in die Quer' gekommen und hat dir mit bösem Blick die Hand verhext? ..."

Es war eine seltsame Kur, der sich die kleine Kriegsgefangene, die man im Hause nach ihrem deutschen Vornamen Rossalka nannte, unterziehen mußte. Die große Wjera sprach erst ein Gebet, dann nahm sie die Deutsche bei der Hand, führte sie im Windschutze der um den Hof liegenden Schneemauern eine Weile lang herum mit immer rascher werdenden Schritten. Vom Hofe in die mit heißem Wasserdampfe erfüllte Badestube. Dort knetete sie ihr den Körper, schlug ihr den Rücken leicht mit einem Bündel aus Birkenruten, dann goß sie ihr einen Eimer lauwarmen Wassers über den Körper, wickelte sie in eine Decke und trug das abgemagerte kleine Menschlein, das kaum noch so viel wog wie ein Kalb von acht Tagen, in die Mägdekammer ins Bett. Dort packte sie das armselige Bündel in eine doppelte Lage von dicken Federkissen, daß nur die Nasenspitze herausah, die Fenster aber ließ sie offen. Was die Luft verschuldet hatte, mußte die Luft auch wieder heilen. Und süße Sahne mußte die Kranke trinken; stoßweise, bis sie wie ein Säugling an der Mutterbrust das satte Aufstoßen bekam mit kleinen Glumsbröckchen in den Mundwinkeln ...

Am ersten Tage hatte Wjera ihre Patientin zehn Minuten im Hofe herumgeführt, zwei Wochen später lief sie schon mit ihr eine halbe Stunde im Trab. Botho von Döhlau hatte der Kur zu Anfang mit Kopfschütteln zugesehen und heimlicher Sorge, aber von Tag zu Tag schien es zur Besserung zu gehen. Da hielt er das große Mädchen eines Morgens, als es mit einer Tracht Milch aus dem Kuhstalle kam, auf dem Hofe an.

„Wjera Fedorowna, es hat wirklich den Anschein, als wenn deine Hand gesegnet wäre. Die Rossalka sieht ja schon aus ganz anderen Augen in die Welt."

Sie setzte die schweren Eimer in den Schnee, hob beide Handflächen beschwörend gegen ihn.

„Um Himmels willen beruf' es nicht! Diese Krankheit ist heimtückisch wie eine Natter. Du glaubst, sie verjagt zu haben, und sie schleicht sich leise zurück, dich zu stechen. Das einzige, was ich bis heute von der Rossalka sagen kann: sie nimmt zu. Als ich sie das erstemal in der Banja entkleidete, um sie zu kneten, nichts als spitze Knochen! Jetzt fühle ich doch schon Fleisch unter meiner Hand, auch ihre Brust wird wieder rund ..."

Zu anderen Zeiten hätte Botho von Döhlau bei diesen Worten gelächelt. Hier mußte er sich zusammennehmen, daß ihm das helle Wasser nicht in die Augen schoß. Das große Mädchen da war rein und keusch wie der frischgefallene Schnee, der, am frühen Morgen vom Himmel gekommen, auf den Dächern des Gehöftes lag. Und sie hatte es nicht anders gelernt, als von Natürlichem natürlich zu sprechen ...

Er strich ihr leicht über das krause Haar:

„Wjera Fjedorowna, du bist ein guter Mensch. Und das Werk guter Menschen wird von Gott gesegnet."

Er fühlte deutlich, wie sie unter seiner Berührung erschauerte. Sie schüttelte den Kopf, ihre großen blauen Augen füllten sich mit Tränen. „Nein", sagte sie, „du lobst mich zu Unrecht. Den ganzen Tag gehe ich herum und denke Schlechtes. Gedanken der Untreue gegen einen, dem ich durch den Willen seiner und meiner Eltern versprochen bin. Gott liest diese Gedanken hinter meiner Stirn, ich bete jeden Morgen und Abend, er soll sie mich an dem Werke der Heilung nicht entgelten lassen. Vielleicht hat er deshalb ein Nachsehen. Vielleicht aber benutzt er mich auch nur als Werkzeug, um dir Gutes zu erweisen. Wenn es so weiter geht, ist die kleine Rossalka in drei Wochen gesund ..."

Er wollte etwas antworten, aber er bekam die Stimme nicht frei. Da nickte er nur, ging nach dem zur Seite des Hofes gelegenen Schuppen, kurz geschnittenes Birkenholz in Scheite zu spalten. Und bei der Arbeit überfiel ihn eine tiefe Traurigkeit. Gott war sein Zeuge, er hatte nichts getan, sich dem Mädchen ins Herz zu stehlen. Das war ganz von selbst gekommen. Und jetzt war es vielleicht nur ein kleiner glimmender Funke, der ausgetreten werden konnte, ehe er zur Flamme wuchs. Aber wie? ... Am besten war es wohl, er stellte sich, als hätte er nichts gemerkt, und vermied jede Gelegenheit, mit der Wjera allein zusammenzutreffen. An seiner Gleichgültigkeit erkaltete dann ihre törichte Zuneigung von selbst ... Zugleich aber mußte er denken, wie es wohl gekommen wäre, wenn das Schicksal ihn an die Stelle jenes blondbärtigen Bauernburschen gesetzt hätte, der vor einigen Wochen ins Feld gezogen war ... Keine Ahnung hatte dieser grobschlächtige Kerl, welch eine Kostbarkeit er an dem reinen Mädchen besaß. Als eine Selbstverständlichkeit nahm er es hin ... Vielleicht, wenn man diesen rohen Edelstein schliff und in eine würdige Fassung setzte ...

Das lang unterdrückte Blut regte sich in seinen Adern, allerhand heiße Wünsche jagten durch sein Herz ... Da nahm er die scharfe Axt fester in die Hand, hieb ingrimmig zwischen die Holzklötze, als wären es seine eigenen Gedanken ...

Die drei Wochen, von denen die blonde Wjera gesprochen hatte, waren noch nicht herum, da hatte die kleine Deutsche schon runde Wangen und blanke Augen. Und ihre Pflegerin sorgte dafür, daß sie mit leichter Arbeit beschäftigt wurde, damit es keinen Rückfall gäbe. Zum Nähen wurde sie angesetzt, und weil sie eine geschickte Hand hatte, bekam sie den Auftrag, die Sonntagskleider der beiden Haustöchter nach der städtischen Mode zu ändern, wie sie von den Damen in Jenisseisk getragen wurde.

Des Abends aber lehrte sie die beiden Mädchen deutsche Lieder. Das Spiel auf der Balalaika hatte sie rasch erlernt, und ebenso erstaunlich war es, wie rasch die Mädchen die fremden Melodien erfaßten. Auch die Mägde am Herd summten mit, Botho von Döhlau aber rauchte die Zigaretten, die Wjeras geschickte Hände gefertigt hatten, politisierte mit dem Hausherrn in deutscher Sprache. Und ihm war zumute, als säße er zu Gast in einem deutschen Bauernhause ... Da vergaß er zuweilen, daß weit, weit draußen, viele tausend Werst von hier, Krieg war. Zwischen zwei Völkern, denen es besser gewesen wäre, miteinander im Frieden einen Ausgleich zu suchen ...

Am Morgen nach solch einem Abende begegnete Botho von Döhlau seiner Mitgefangenen auf dem Hofe, weil sie sich aus dem Holzstalle einen handlichen Zacken zum Garnwickel geholt hatte.

„Na, Fräulein Rosi", fragte er, „wie geht's uns denn jetzt? Wie neu geboren, he?"

„Ja, Gott sei Dank! Und der Mensch ist ein komisches Geschöpf. Nach dem Tod schreit er als Erlöser, aber wenn es Ernst wird, greift er reumütig wieder nach dem Strohhalm, den ihm das Leben hinhält ..."

Er mußte über ihre gebildete Sprechweise unwillkürlich lachen.

„Na na na, liebes Fräulein, das war diesmal schon eine breite Planke! Und wenn es Frieden gibt, dann kehren wir wieder nach Ordensburg zurück ..."

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich nicht! Hier fühle ich mich geborgen wie in einem Hafen. Und ich habe mit der Wjera schon alles abgesprochen. Sie will von ihrem Vater für mich ein Darlehen von tausend Rubeln erbitten. Damit mache ich in Jenisseisk ein Putzgeschäft auf ..."

Da wurde er ernst.

„Nehmen Sie's mir nicht übel, das ist Kleinmädchengetue! Daheim in Deutschland ist ein Mann, der sich nach Ihnen bangt. Wie ich ihn zu kennen glaube, ist er großherzig genug, Ihnen nicht nachzurechnen, was Sie ohne Ihre Schuld erlitten haben ..."

Sie blitzte ihn aus zornigen Augen an:

„Das ist's ja eben, weshalb ich ihn nicht wiedersehen will! ... ‚Großherzigkeit'! ..." Sie sprach das Wort höhnisch aus, fuhr in steigender Erregung fort: „Fehlt nur noch ‚Verzeihung'! Wofür, bitte ich Sie? ... Wenn er sich mir mit solchen Gedanken wieder nähern sollte, würde ich ihn mit Verachtung zurückweisen."

Er hob beschwichtigend die Hand.

„Fräulein Rosi, die Schuld liegt an mir. Ich habe gedankenlos ein Wort ausgesprochen, das wahrscheinlich nicht in dem Sinne unseres Freundes war. Das dürfen Sie ihn nicht entgelten lassen. Und Sie haben mir ja einmal selbst gesagt, wie sehr Sie ihn lieben ..."

Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Grade darum! Und so ist's am besten, für ihn und für mich. Nie mehr wiedersehen. Dann wird er mich vergessen. Und stehe ich dereinst 'mal vor ihm in der Erinnerung, wird er an mich denken, wie er mich zum letztenmal gesehen hat ..."

Sie wandte sich ab, ging zum Hause zurück. Er aber hatte den Kopf voll von eigenen Sorgen ...

Mehr als acht Wochen war es her, seit er den Brief abgesandt hatte. Wer weiß, wo der noch schwimmen mochte, sonst hätte er schon längst eine Antwort haben müssen. Seit einiger Zeit war eine Bestimmung erlassen worden, die den Kriegsgefangenen den brieflichen Verkehr mit der Heimat erlaubte.

Und im großen und ganzen wurde diese Bestimmung auch befolgt. Da hatte er an seinen Vater in Koblenz geschrieben. Die Antwort stand noch aus. Aber auch sie konnte ihm nicht die Befreiung bringen. In den „Wjedomosti" hatte er gelesen, die russische Regierung lehne es aufs bestimmteste ab, die gegen alles Völkerrecht verschleppten Zivilgefangenen wieder in die Heimat zu schicken. Aber was wurde aus ihm selbst, wenn er noch Jahre in der Gefangenschaft aushalten mußte? Das Leben, halb als Bauer, halb als Jäger, hatte seinen Reiz. Nur da im Hause lauerte eine Gefahr. Nicht nur für das große schöne Mädchen, dem die helle Liebe aus den Augen sprang, sondern auch für ihn ...

Es kam ein Abend, an dem der Chor der Mädchen die von der kleinen Deutschen erlernten Lieder durchgesungen hatte. Da griff die blonde Wjera nach dem Saiteninstrument, sang nach kunstvollem Vorspiel das Lied von dem Mädchen, das vor Liebeskummer nicht zum Tanze gehen wollte.

„Näh' nicht, liebes Mütterlein,
Am roten Sarafan,
Nutzlos wird die Arbeit sein.
Drum streng' dich nicht an ..."

Prachtvoll, wie eine tiefgestimmte Glocke, klang ihr klarer Alt. Und alle in der Stube waren sich im Lobe einig, noch nie hätten sie das Lied so schön und voll Seele gehört. Nur Botho von Döhlau biß die Zähne aufeinander, blieb stumm. Er wußte genau, das Mädchen hatte nur für ihn gesungen, er verletzte sie im innersten Herzen, wenn er ihr kein Wort des Dankes sagte. Vielleicht aber gebot ihr dann der beleidigte Stolz, ihn fortan zu meiden ... Und er führte das Gespräch mit dem Hausherrn von dem Punkte weiter, wo sie es unterbrochen hatten, die Mädchen und die Akulina gingen schlafen ...

Am nächsten Morgen fuhr er mit dem Bauern zum Nachsehen der Fallen und zum Fischen. Der Ertrag war ungewöhnlich reich gewesen. Drei Hermeline, ein Marder, und schon nach einer halben Stunde hatten sie das hinten auf dem Schlitten stehende Faß voll von Hechten und Barschen. Fjedor Ssemenowitsch lenkte das Gefährt zur Heimkehr, wischte sich die Eisklunkern aus dem starken Schnurrbart, ehe er sich die Papyros ansteckte. Und nach einer Weile sagte er:

„Weißt du, Botto Ferdinandowitsch, was ich immer denke? Was hier werden soll, wenn es wieder Frieden gibt! Dann gehst du nach Deutschland zurück, ich aber muß allein zur Jagd fahren und abends meine Zerstreuung wieder in der Schenke suchen. Nachdem ich etwas Besseres kennengelernt habe, wird mir das nicht mehr schmecken!"

„Na, bis zum Frieden ist wohl noch ein ganzes Ende hin ..."

„Mag sein, aber ein vernünftiger Mann baut vor. Und, sieh mal, was bist du in Deutschland? Ein Hungerleider von Natschalnik! Wenn du deine Bauern nicht aussaugst, hast du vielleicht fünfzehnhundert Rubel im Jahr. Ich aber — du wirst es wegen der Steuer nicht weiter sagen — besitze allein an Geld dreimalhunderttausend Rubel. Schon mein Urgroßvater hat zu sparen angefangen und seinen Nachkommen ein Gebot hinterlassen: nur in Gold! Diese dreimalhunderttausend Rubel in Gold liegen in einem in die Wand eingemauerten Eisenkasten hinter meinem Ehebett. Es ist nur wenig russisches Gold, das meiste ist deutsches, französisches und englisches. In Krasnojarsk ist ein Wechsler, der hat es mir immer besorgt. Auch fremdes Gold ist besser als russisches Papier. Und wenn ich nach Hause komme, will ich dir den Schrank aufschließen, damit du dich selbst überzeugst ... Außer diesem Golde besitze ich den Hof mit dem Vieh, den Wiesen und sechshundert Deßjatinen schwarze Erde. Sie bringt jetzt schon genug, aber wenn man sie in der deutschen Weise bewirtschaften würde, die du mir erklärt hast, könnte sie das Dreifache tragen ..."

Fjedor Sfemenowitsch machte eine Pause, um sich mit Stahl und Zunder eine neue Papyros anzustecken. Botho von Döhlau saß neben ihm in seltsamer Erregung. Er wußte genau, wohin dieses Gespräch führen sollte, und eine Stimme war in ihm: Warum und weshalb nicht? Warum nicht in Rußland als zufriedener Bauer leben mit einer Frau, die er sich bilden konnte nach seinem Gefallen, statt in Deutschland mit einer, die ihn schnöde verlassen hatte, als die ersten Wetterwolken am Himmel aufzogen? ...

Er lachte verlegen auf.

„Fjedor Sfemenowitsch, ich freue mich, daß du ein so wohlhabender Mann bist! Aber was soll mir dein Reichtum?"

Der Bauer nahm einen nachdenklichen Zug aus seiner Zigarette ...

„Hm ... na ja ... ich hab's dem Weibsvolk gleich gesagt, du bist arglos, hast noch nichts gemerkt! Also denn hör' zu. Es ist alles sehr einfach und leicht zu ordnen. Der Michail, der Brudersohn meiner Frau, nimmt meine Zweite. Die Nadjeschda. Das will ich mit seinem Vater ausmachen, und ihm wird es gleich sein. Die Wjera aber ..."

Jetzt hob Botho von Döhlau die Hand. Er war plötzlich zur Besinnung gekommen. An der Frau daheim lag blutwenig. Zu Anfang hatte er an der Trennung schwer getragen, jetzt sich mit ihr längst schon abgefunden. Aber es gab etwas anderes, dem er die Treue bewahren mußte: auch im Frieden brauchte das Vaterland jeden Sohn, Schmach über den, der abtrünnig wurde ... Und das hier mußte jetzt mit glühendem Eisen ausgebrannt werden für alle Zeiten, wie man den Biß einer Schlange ausbrannte ...

„Fjedor Ssemenowitsch", sagte er, „jetzt erst verstehe ich dich recht! Es tut mir leid, aber aus dem, was du eben angedeutet hast, kann nichts werden. Ich habe eine Frau in Deutschland — mein Glaube verbietet es mir, mich von ihr zu scheiden. Aber das kommt auch gar nicht in Betracht. Ich liebe sie so heiß und innig, daß ich die Zeit nicht mehr erwarten kann, bis ich mit ihr wieder vereinigt bin ..."

Da legten sie den Rest des Heimweges schweigend zurück. Nur kurz vor dem Gehöft sagte der Bauer: „Es ist sehr schwer für mich als Vater, wie ich ihr das beibringen soll. Das arme Mädchen verbrennt ja fast vor Liebe! ... Und möchtest du nicht vielleicht, Botto Ferdinandowitsch, zu ihr ein paar Worte ...?"

Er schüttelte den Kopf, die Tränen schossen ihm in die Augen. „Nein, Fjedor Ssemenovitsch, das kann ich nicht. Es ist ein so liebes Kind, daß mir das Herz brechen würde, müßte ich ihm wehetun ..."

Der Bauer nickte. „Dann müssen wir etwas anderes probieren. Entweder du gehst auf einen andern Hof, oder wir schicken das Mädchen zu Verwandten nach Jenisseisk. Vielleicht, daß sie in den Zerstreuungen der Stadt es lernt, ihr Unglück zu vergessen ... Dieses, was ich eben gesagt habe, scheint mir das Bessere zu sein. Es würde mir sehr schwer fallen, mich

von einem Manne zu trennen, dessen Treue ich erkannt habe ..."

Da konnte Botho nicht antworten, sonst hätte er laut aufheulen müssen — — —

Nach dem trübseligen Abendbrot kam der Bauer Barabantschik zu Besuch. In erheblichen Sorgen. Er hatte die weite Reise nach Kraßnojarsk gemacht, um die Kündigung einer Hypothek von dreihundert Rubeln abzuwehren. Das war ihm nicht gelungen, und jetzt wußte er nicht ein noch aus ... Seine einzige Hoffnung war, daß der reiche Nachbar sich seiner erbarmte ...

Fjedor Ssemenowitsch zog den langen blonden Bart durch die breite Hand: „Du bist zwar verschuldet bis an den Hals und ein hinterhältiger Schurke, der anständige Leute wegen schlechter Gesinnung anzeigt, aber ich bin gelaunt, ein Opfer zu bringen. Vielleicht, daß der liebe Gott sich dann meinem Hause wieder gnädig erweist. Komm' morgen, hole dir das Geld ab! Ob ich die dreihundert Rubel dir in den Rachen schmeiße oder zu den Fischen ins Wasser, ist gleich ..."

Der Kleinbauer Barabantschik küßte seinem reichen Nachbar in demütiger Dankbarkeit den Rockärmel, flehte Gottes Segen auf seine ganze Familie herab. Und die Freude machte ihn gesprächig. In Kraßnojarsk, erzählte er, waren Amerikaner angekommen. Drei Stück, zwei Frauen und ein Mann, unter Führung eines russischen Generals. Die hatte der amerikanische Zar geschickt, um nachzusehen, wie die deutschen Gefangenen in Rußland behandelt wurden. Alle Lager besuchten sie, kamen vielleicht auch nach Alexandrowka. Für diesen Fall hatte er sich schon mit dem Straschnik besprochen, seine eigenen beiden Gefangenen ins Spritzenhaus zu sperren. Die Kerle beschwerten sich über schlechtes Essen. Und anspruchsvoll waren sie wie Großfürsten. Wenn es Kartoffeln mit Salz gab zu Mittag, wollten sie noch Fett dazu! Und am Freitag Fische. Woher aber Fische nehmen, wenn man nicht die Gerechtsame besaß, im Strome zu angeln, wo es einem beliebte? ...

Fjedor Ssemenowitsch lachte kurz auf. „Laß gut sein! Wenn du all die Fische, die du aus meinen Bänken gestohlen

haſt, hier noch einmal freſſen ſollteſt auf einen Sitz, müßteſt du einen Bauch haben wie ein Dampfſchiff!"

Der Kleinbauer legte beteuernd die Hand auf die Bruſt. „Gaſpadin, verlaß dich darauf, in einer ganz kleinen Kinderwiege würden ſie Platz haben! Und nur aus Mitleid ... Da geht man ſo an deiner Bläne ſpazieren, ein Fiſchlein ſpringt aus dem Waſſer aufs Eis. O du armes Fiſchchen, denkt man, du willſt wohl erfrieren? Da nimmt man es in die warme Taſche, trägt es nach Hauſe ..."

Botho von Döhlau hatte zugehört, das Herz klopfte ihm vor Erregung bis in den Hals. Und er fragte den Bauer Barabantſchik, ob er die Amerikaner vielleicht zufällig geſehen hätte. Der bejahte eifrig.

„Gewiß habe ich ſie geſehen, ganz in der Nähe. Seine Hohe Exzellenz der Herr Gouverneur führte ſie über den Markt ſpazieren, ihnen die Prächtigkeiten der Stadt zu zeigen. Da lief ich in der Menge der Neugierigen mit. Die eine der Amerikanerinnen war ſo lang, daß ſie an den Häuſern aus der Dachrinne hätte trinken können, und mager — o ihr Leutchen, noch nie hab' ich ein ſo mageres Weib geſehen! Noch nicht mal ſo viel Fleiſch hatte ſie, ihre Zähne zu bedecken. Die andere aber klein und zierlich wie ein Wieſelchen. Einen Zobelpelz trug ſie — der Kaufmann Lapakoff — Gott ſtrafe den Schurken, denn er iſt es, der mir die Hypothek gekündigt hat —, alſo der ſchätzte ihn auf achttauſend Rubel. Die Frauen aber meinten, ſie benähme ſich ſehr frech — wenn es erlaubt iſt, von einer vornehmen Amerikanerin überhaupt ſo etwas zu ſagen! Ueberall wanderten ihre munteren Aeuglein umher, über alles lachte ſie, und ihr kleiner Mund plapperte unaufhörlich. Freſſen hätte man ſie mögen! Auch Seiner Hohen Exzellenz ſchien ſie ſehr zu gefallen. Der Herr Gouverneur trug ſeinen Pelz offen, ſo daß man alle ſeine Orden ſehen konnte auf der Bruſt, und alle paar Minuten ſchrie er nach rückwärts zu ſeinem Herrn Gehilfen Potetkin: „Halten Sie doch das Volk zurück, ſonſt müſſen die Damen ja glauben, ſie ſind in einem Neſt, in dem noch nie ein Ausländer geweſen iſt! ..."

Botho von Döhlau hatte die Hände ineinander gekrampft, er mußte ſich zuſammennehmen, ſeine Erregung zu verbergen. Als der Bauer die kleine Amerikanerin ſchilderte, war ihm ein

Gedanke gekommen . . . so absurd und lächerlich, sagte er sich selbst im nächsten Augenblick, daß man ihn kaum weiterdenken konnte! Und es war nur seine Phantasie, daß er unter diesem Bilde eine sah, von der er am Vormittag lügnerischerweise gesagt hatte, er verzehre sich nach ihr in Sehnsucht. Die schwere Kriegsnot wirkte wohl manches Wunder. Aber daß sie in ein mit eitlem Tand und Selbstsucht angefülltes Spatzenköpfchen so etwas wie Pflichtgefühl und aufopfernde Liebe gesetzt haben sollte, war so unglaublich . . .

„Nun, und der Amerikaner?" fragte er mit heiserer Stimme, „wie sah der aus?"

Der Bauer kniff ein Auge ein: „Brüderchen, wer sieht sich wohl nach einer Kohlrübe um, wenn man Gelegenheit hat, die kostbare, aus der Krim stammende Frucht der Apfelsine zu betrachten? Aber ich habe das Aussehen dieses Amerikaners im Gedächtnis behalten. Ein kurzer rötlicher Bart sproßt ihm um Mund und Wange, und er hinkt mit dem linken Fuße. Ein schmächtiger Mensch ist er von etwa dreißig Jahren . . ."

Da wußte Botho von Böhlau Bescheid. Das war der Mann, an den er vor Monaten einen verzweifelten Hilferuf geschickt hatte. Der hatte nicht einen Augenblick gezögert, diesem Rufe zu folgen. Dann aber hatte ihn auch vorhin seine Ahnung nicht getrogen: die angebliche Amerikanerin war seine eigene Frau! Weil der Redakteur Kochanski wohl nirgendwo anders das zur Befreiung nötige Geld auftreiben konnte, hatte er sich an die Frau von Döhlau gewandt. Das war — wenn man es sich recht überlegte — das Natürlichste der Welt! Aber daß die kleine Marion nicht bloß das Geld hergegeben hatte aus ihrem Ueberfluß, sondern selbst gekommen war, ihn zu holen . . . die Gefahren und Unbilden der weiten Reise nicht gescheut hatte, nur um ihn ein paar Wochen früher wiederzusehen, als es sonst möglich gewesen wäre — das sollte ihr nicht vergessen werden!

Unwillkürlich suchte er das Auge seiner Mitgefangenen, um ihr heimlich zuzuwinken, was dieser amerikanische Besuch für ihr gemeinsames Schicksal zu bedeuten hätte. Aber Fräulein Rosi schien auch so verstanden zu haben. Sie wurde abwechselnd rot und blaß, krampfte unter dem Tisch die Hände ineinander.

Fjedor Ssemenowitsch hob mißtrauisch den Kopf. „Was

habt ihr beide heute? Was gehen euch die Erzählungen dieses Narren an?..."

Er hatte kaum ausgesprochen, da erklangen draußen vor der Tür vielstimmige Glocken. Das Geläute eines herrschaftlichen Schlittens war es, wie ihn nur die Vornehmen im Lande benutzten. In der Gabel ein stolzer, mit breitem Schellengurt behängter Orlofftraber, rechts und links von ihm Beipferde, die ihm an Ausdauer und Schnelligkeit nichts nachgaben. Die Tür sprang auf, und über die Schwelle trat ein Mann, der allmächtig war in dem ganzen Stück Rußland, durch das der Jenissei seine blauen Wasser führte: der Gehilfe des Gouverneurs von Kraßnojarsk, Michail Iwanowitsch Potetkin. Hinter ihm kroch winselnd und fast auf allen Vieren der Dorfpolizist. Und er schleppte sich nicht auf den Hausherrn zu, sondern auf den deutschen Gefangenen. Vor dem warf er sich auf die Knie. „Gnade, Barin, Gnade! Die Depesche, du sollst dich zur Reise bereitmachen, war schon mittags gekommen, aber meine Lesebrille ist zerbrochen, und der Pope, der zuweilen meinen schwachen Augen hilft, zu einer Hochzeit über Land..."

Der Gouvernementsgehilfe hob die Hand.

„Hinaus mit dir, du verstänkerst mir die Luft! Ich werde dich dem Isprawnik von Jenisseisk übergeben, damit er dir dreimal die Woche mit der Nagaika vom Hinterteil aus das Lesen beibringt!" Er wandte sich an den Hausherrn: „Du aber, Muschik, du wirst dich zu verantworten haben, daß du zwei Angehörige der erhabenen amerikanischen Nation zu Gefangenen hattest, ohne es dem Gouvernement zu melden. Und jetzt kurz! Der Befehl Seiner Hohen Exzellenz lautet, sofort! Sofort sind die beiden Angehörigen des amerikanischen Volkes vor ihn zu führen. Lange Vorbereitungen sind nicht nötig, ich bin mit einem geschlossenen Reiseschlitten gekommen."

Der Bauer stand ruhig da; nur die Hand bebte ein wenig, durch die er, seiner Gewohnheit gemäß, den langen blonden Bart gezogen hatte. In seinen blauen Augen brannte ein seltsames Licht, und er sprach wie zu einem Gleichgestellten: „Michail Iwanowitsch, es tut mir leid, du wirst deine Rede noch einmal halten müssen!"

„Und weshalb?"

„Weil du sie mit dem Wort ‚Muschik' angefangen hast! Ich bin kein Muschik, sondern in meinem Hause ein Herr.

Aber da du bisher noch nicht die Ehre hattest, mich zu kennen, will ich es dir nicht nachtragen. Also nimm Platz an meinem Tische, ich habe mit meinem Freunde Botto Ferdinandowitsch vor der Reise noch ein Wort zu sprechen."

Dem Gouvernementsgehilfen schwoll die Zornader auf der Stirn: „Soll ich meine Begleitmannschaft rufen, dich zur Vernunft zu bringen?"

Der blonde Riese lachte auf, spannte die gewaltige Hand. „Michail Iwanowitsch, das müßte schon eine Sotnie Kosaken sein, die in dieses Haus hineinkommt, wenn ich auf der Schwelle stehe. Und du, kaum daß du den Befehl ausgesprochen hättest, wärst du ein toter Mann. Die Zeiten sind vorbei, wo ein freier Großbauer vor einem Tschinownik in ein Mauseloch kroch. Und nachdem du meine Einladung, dich hier als Gast zu fühlen, mit einer Beleidigung beantwortet hast: Verweil' dich eine Viertelstunde lang, wie du willst. Der Mann da aber fährt nicht fort, ehe ich mit ihm nicht gesprochen habe!" Und er machte zu Botho von Döhlau eine herrische Bewegung nach der Tür, die zu dem Hinterofenstübchen führte ...

Dort zündete der Bauer umständlich das Lämpchen an vor dem Bilde der heiligen Mutter Gottes von Kasan. Dem ehrwürdigsten Bilde, das es in russischen Landen von der göttlichen Erdulderin allen menschlichen Leides gab. Und an dieser heiligen Stelle sah er seinem Weidgenossen fest in die Augen. „Botto Ferdinandowitsch, du bist mir in dieser Zeit lieber geworden als ein Bruder! Weshalb hast du mir da immer gesagt, du seiest ein Deutscher, in Wirklichkeit aber bist du ein Amerikaner?"

Botho von Döhlau richtete sich auf. „Ich bin ein Deutscher, wie du ein Russe bist! Daß der Tschinownik draußen mich als Amerikaner einfordert, ist eine List. Die Kleine in dem kostbaren Zobelpelz, von der der Barabantschik erzählte, ist meine Frau, und der Hinkende der Freund, der mir das gute Wort mitgab. Ihm hatte ich geschrieben, was ich von dir selbst gehört hatte: der Gehilfe des Gouverneurs sei mit zwanzigtausend Rubeln zu bestechen. Das ist wohl inzwischen geschehen, sonst wäre er nicht in eigener Person gekommen, mich zu holen. Und jetzt hast du mich in der Hand, Fjedor Ssemenowitsch. Ein Wort von dir an den Gouverneur in Krasnojarsk, und der Plan meiner Befreiung ist gescheitert ..."

Der Bauer sah eine ganze Weile lang in das matt brennende Licht, in seinen Augen schimmerte es feucht. Endlich fragte er: „Du kehrst gern in deine Heimat zurück?“

„Soll ich lügen und nein sagen? Ich gehe, weil ich muß. Mein Vaterland ist in schwerer Not, vielleicht ist da ein Platz, wo ich helfen kann. Auch für den Frieden deines Hauses ist es wohl besser, daß ich nicht hier bleibe ...“

Fjedor Ssemenowitsch fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. „Dieses ist wohl das Richtige. Eine Wunde, die man kurz ausbrennt, heilt rascher, als wenn man sie eitern läßt. Aber ich verliere viel an dir ... mehr als man unter Männern sagen mag. Also komm, laß uns hier Abschied nehmen! Nachher, vor dem Weibsvolk, möchte ich meine Trauer nicht zeigen ...“

Botho fühlte es heiß im Herzen emporquellen. Er langte in die Höhe, zog den bärtigen Kopf des Bauern an seine Wange. „Bruder Fjedor, hab' Dank für alles ...“

Der blonde Riese schloß ihn in die Arme, daß ihm die Schultern schmerzten. „Du wirst daheim in Deutschland nicht vergessen, wie wir den Bären töteten, die Hermeline fingen und die Hechte angelten?“

„Ich werde es nicht vergessen! Und immer daran denken, daß ich hier einen Edelmann fand, der mir zuerst ein gütiger Herr war, dann aber ein Freund und Bruder ...“

„Du wirst mir die deutschen Bücher schicken, von denen wir gesprochen haben?“

„Wenn wieder Friede sein wird, werde ich selbst sie dir bringen!“

Sie schüttelten sich noch einmal die Hände, küßten sich nach russischer Sitte die Wangen und kehrten in die große Stube zurück ...

Die kleine Deutsche, die sich zur Reise rüsten sollte, hatte indessen untätig auf dem Rande ihres Bettes gesessen, die Hände im Schoße. Die ältere Haustochter rüttelte sie an der Schulter.

„Auf, tummle dich, Rossalka, zieh' dir dein dickes Kleid an und die Kapuze über die Ohren! Auch in einem geschlossenen Schlitten wird es auf die Dauer kalt, und die Fahrt ist lang. Heute werdet ihr wohl nicht weiter reisen als bis Jenisseisk, von dort aber dauert es bis Kraßnojarsk vier Tage ...“

Die Kleine schluchzte auf. „Ach Gott, am liebsten bliebe ich hier! Mir ist so bange, meinem Bräutigam entgegenzutreten ..."

Die blonde Wjera lachte kurz auf. „Meinst du, er ist dreitausend Werst gefahren, um dir Vorwürfe zu machen, daß dich ohne deine Schuld ein anderer besessen hat?" Und plötzlich schlug dem großen Mädchen das Lachen in Weinen um. „Dreitausend Werst fährt einer über Wasser und Land, seine Braut heimzuholen, und die dumme Gans ziert sich, als wenn die Köchin mit dem Messer kommt! Ein anderer hätte nur die Hand auszustrecken, brauchte bloß von einer Stube in die andere zu gehen — der Weg ist ihm zu weit! Na, es ist nicht zu ändern ..." Sie fuhr sich über die Augen: „Und jetzt vorwärts! Herunter mit dem Kittel da und hinein in das warme Kleid ..."

Eine Viertelstunde später schob sie die reisefertige Deutsche, aus der auf Befehl des Herrn Gouvernementsgehilfen mit einem Male eine Amerikanerin geworden war, in die große Stube. In der Hand trug sie einen langen weißen Leinenbeutel, trat auf den schon im Pelz stehenden Herrn von Döhlau zu.

„Botto Ferdinandowitsch, wenn ein lieber Gast aus dem Hause geht, ist es Sitte, ihm ein Andenken mitzugeben. Hier in diesem Sack sind die beiden schönsten blauen Füchse, die mein Vater in den letzten Jahren gefangen hat. Sie sollten der Kragen auf meiner Hochzeitsjacke sein. Bis die aber genäht wird, ist noch lange hin. Bring' also diese beiden Pelze deiner lieben Frau mit und dazu einen Gruß von mir ..."

Botho mußte erst einen dicken Kloß runterschlucken, ehe er antworten konnte. „Wjera Fjedorowna, das Geschenk ist viel zu kostbar, als daß ich's annehmen könnte ..."

Sie wurde rot bis unter die blonden Stirnhaare, sah ihn aber fest an. „Wie soll denn der Schenkende eine Freude haben, wenn er nicht das Beste gibt, was er hat? Und wenn deine liebe Frau sich für dich mit diesem Pelze schmückt, denkst du wohl auch einmal an das Haus zurück, das dich gerne noch länger als Gast behalten hätte ..."

„Dafür ist gesorgt", sagte er, „daß ich dieses Haus nicht vergessen werde! Gottes Segen über ihm für alle Zeit!". Er wollte zum Abschied ihre Hand an die Lippen führen, aber

Wjera entzog sie ihm mit ungestümer Bewegung, ging in die Mädchenkammer zurück. Der Herr Gouvernementsgehilfe, der sehr ungnädiger Laune war, drängte zum Aufbruch. Da gab es raschen Abschied. Aber draußen vor dem Schlitten kamen noch einmal alle Hausinsassen, den beiden, die da wieder in die große Welt zurückkehrten, die Hand zu schütteln. Nur eine fehlte. Die hatte sich über ihr Bett geworfen, den blonden Kopf tief in die schweren Kissen vergraben, damit man nicht hören sollte, wenn sie einmal wenigstens laut aufschrie vor Weh und Herzeleid ...

Der geräumige Schlitten hatte einen weiten Bogen fahren müssen, um die im Schnee geschaufelte Straße zu halten, kam noch einmal an dem Gehöft des Bauern Schelabok auf kurze Entfernung vorbei. Botho von Döhlau blickte zu der Glasscheibe hinaus, an der der Frost aus dem Atem der Insassen schon weiße Blumen formte. Die Riesengestalt seines Freundes und Weidgenossen stand, im hellen Mondlicht klar zu erkennen, noch immer vor der Haustür. Der Wind wehte den langen blonden Bart zur Seite, eine breite Hand hob sich zum letzten Abschiedsgruß.

Botho von Döhlau neigte den Kopf ins Dunkel zurück, um den beiden Mitfahrenden nicht zu zeigen, wie nahe ihm dieses Scheiden ging.

Herr Michail Iwanowitsch Potetkin hatte sich nach erbetener Erlaubnis eine Papyros angesteckt. Er fühlte das Bedürfnis, ein wenig Konversation zu machen.

„Dieses Bauernvolk wird immer aufsässiger", sagte er in fließendem Französisch, „und jetzt während des Krieges darf man leider nicht mit so harter Hand eingreifen wie sonst. Wenn es einmal — Gott behüte — Unruhen geben sollte, ist der Muschik unsere einzige Stütze! ... Aber ein paar entzückende Töchter hatte dieser grobe Kerl. Mein Geschmack wäre ja die Jüngere gewesen, aber auch die Aeltere ist nicht übel. Aus dem reichen Geschenk, das sie Ihnen mitgegeben hat, schließe ich, daß Sie sich in den Monaten der Gefangenschaft nicht gelangweilt haben, mein Herr ..."

Botho von Döhlau hatte das Gefühl, als müßte er dem

unverschämten Lümmel da, der mit frecher Rede ein reines Bild beschmutzte, an die Kehle fahren. Und nur mit Mühe nahm er sich zusammen. Eins aber konnte er sich nicht versagen: dem trinkgeldnehmenden Tschinownik zu zeigen, wie er ihn verachtete ...

„Sie haben recht, mein Herr, die Zeit war für mich sehr interessant. Bei uns — in Amerika — kennt man nur den übelsten Teil des russischen Volkes, die von halbverdauter Bildung zucht- und sittenlos gewordene sogenannte Intelligenz und den bestechlichen Tschin. In dem sauberen Hause des Großbauern Schelabok habe ich eine Sorte von Russen kennengelernt, um deren Liebe zu werben sich wohl verlohnen würde ..."

Michail Iwanowitsch ließ den tief in die Lungen geschluckten Rauch langsam zwischen den gelblichen Zähnen ausströmen. Er verneigte sich lächelnd, im Innern aber dachte er daran, dem hochmütigen Deutschen diese Minute zu vergelten. Noch waren die von der Amerikanischen Botschaft in Petersburg ausgestellten Pässe in Kraßnojarsk nicht abgestempelt. Da gebot es einem ja das allergewöhnlichste Ehrgefühl, für die freche Bemerkung über den „bestechlichen Tschin" einen Aufschlag von fünftausend Rubel zu nehmen ...

Miß Eleanor Heakock war mit ihrer Reise sehr zufrieden. Zehn Feuilletons hatte sie schon geschrieben, die durch einen großen Teil der gelben Presse Amerikas gegangen waren, eben arbeitete sie in der wohlgeheizten großen Gaststube des Hotels Metropole an dem elften.

Vor vier Tagen schon hatte Franz Kochanski aus Jenisseisk die verabredete Geheimdepesche erhalten, daß seine Braut mit dem Herrn von Döhlau wohl und gesund auf dem Wege nach Kraßnojarsk sei. Und wenn es auf der langen Reise keine unvorhergesehenen Zwischenfälle gab, mußte sie in wenigen Stunden eintreffen. Da war es wohl nur die Ungeduld, die ihn so verzagt und kleinmütig machte ... Er ging mit langen Schritten auf und ab, riß alle fünf Minuten die Uhr heraus — sie schien an diesem Tage langsamer zu gehen als sonst. Er hatte die Empfindung, er allein trug die Schuld, wenn es nicht

zum glücklichen Schlusse kam. Er hätte sich nicht mit diesem Tschinownik einlassen sollen, dem Gouvernementsgehilfen Herrn Michail Iwanowitsch Potetkin. Der Kerl war schlimmer als ein Sack voll Wanzen. Die sogen sich einmal gründlich satt für eine Woche, Herr Potetkin aber war alle Tage von neuem hungrig. Zunächst einmal, als er herausbatte, weshalb diese angeblichen Amerikaner nach Kraßnojarsk gekommen waren, beanspruchte er für seine eigene Person nicht zwanzig-, sondern dreißigtausend Rubel. Dann aber fand er jeden Tag einen Vorwand für eine neue Erpressung.

Miß Heakock hob den Kopf von ihrer Arbeit, und weil sie in dem Gastzimmer allein waren, nannte sie ihren Reisegefährten bei seinem richtigen Namen. „Herr Kochanski, entschuldigen Sie, bitte, aber Sie machen mich nervös mit ihrem Spaziergang! Dieser Brief ist sehr wichtig, und er muß unbedingt bald fertig sein. Morgen abend elf Uhr geht der Eilzug nach dem Westen, der soll ihn mitnehmen."

Er hatte schon eine wenig höfliche Antwort auf den Lippen, aber bei dem Anblick der würdigen Miß war ihm ein so glänzender Einfall gekommen, den Herrn Potetkin unschädlich zu machen, daß er sie beinahe umarmt hätte.

„Miß Heakock", sagte er, „Sie sind eine glühende Verehrerin Rußlands!"

„Certaily, und ich darf wohl sagen mit Recht."

„Gewiß! Aber Sie werden mir zugeben, wo viel Licht ist, gibt's auch Schatten! Nicht wahr?"

„Das ist eine Redensart. Ich habe noch keinen gesehen."

„Nun, und daß wir den Gehilfen des Herrn Gouverneurs bestechen mußten, um hier unsere menschenfreundlichen Ziele zu erreichen, ist das nicht eigentlich ein schlimmes Zeichen von Korruption?"

Miß Heakock zuckte die hageren Schultern unter ihrem Pelzumhang. „Auch in Amerika finden sich Männer, die auf diese Art die Politik mit dem Geschäft verbinden. Und Herr Potetkin geht mich nichts an. Der ist Ihre Privatsache, Herr Kochanski."

„Doch nicht so ganz, mein verehrtes Fräulein. Bis zu einem gewissen Grade geht er auch Sie an!"

„Mich?"

„Ja, sehen Sie mal... und eigentlich wollte ich's Ihnen

nicht sagen, aber schließlich darf ich Sie doch nicht ohne Warnung den Ausbeutungsgelüsten dieses Schurken überlassen ..."

Jetzt stand Miß Heakock auf. „Entschuldigen Sie, was ist das?"

„Nun, dieser Tschinownik ist ein besonders gefährliches Exemplar seiner Rasse. Er weiß natürlich, daß Sie mit uns im Komplott sind. Da meinte er neulich ganz zynisch, Sie verdienten mit Ihren Artikeln so viel Geld, daß er Lust hätte, auch Sie ein wenig zur Ader zu lassen."

„Aoh, ich bin eine freie Amerikanerin! Da wird es dieser Russe nicht wagen, mich anzutasten! Und ich sage Ihnen, wenn ich in einem wichtigen Geschäft in eine Stadt zu reisen hätte, wo zwischen den Russen und Deutschen eine Schlacht ist — von beiden Seiten müßte man aufhören zu schießen."

Franz Kochanski mußte unwillkürlich auflachen. „Ich glaube, nur die Deutschen — Verzeihung für das derbe Wort — wären solche Ochsen! Aber wissen Sie, wessen ein russischer Tschinownik fähig ist. Der behauptet, Ihr amerikanischer Paß sei gefälscht, läßt Sie mitten in der Nacht ins Gefängnis schleppen."

„Dann kabele ich sofort nach Washington!"

„Das wird er Ihnen sicherlich erlauben. Aber die Depesche bleibt in seiner Tasche."

„Der Gouverneur wird mich vermissen und nach mir fragen."

„Herr Potetkin wird ihm sagen, sie seien plötzlich und heimlich abgereist."

Miß Heakock ging mit langen Schritten auf und ab. Der Monolog, den sie hielt, zeigte, daß auch eine wohlerzogene amerikanische Dame im Zorn über recht hanebüchene Worte verfügte. An ihr sauer verdientes Geld wollte dieser verdammte Schurke heran? Zeigen wollte sie ihm, was er ihr konnte! Und jetzt sofort kabelte sie an ihren Vetter, damit er gegen diese schändliche Vergewaltigung einer Amerikanerin den nachdrücklichsten Einspruch erhebe ...

Franz Kochanski näherte sich ihr listig. „Die Idee ist gut, aber darf ich Ihnen für diese Depesche die richtige Fassung vorschlagen?"

„Und die wäre?"

„Sie kabeln sofort dringend an Ihren Herrn Vetter — die Kosten trage ich aus der Reisekasse —, er soll dem Gouverneur von Kraßnojarsk, Grafen Galawiew, ohne jeden Verzug im Namen der amerikanischen Regierung für die gütige Förderung danken, die er Ihrem humanitären Werke hat angedeihen lassen."

„Ich verstehe den Sinn dieser Depesche nicht!"

„Aber teure Miß Heakock, der ist doch sehr einfach! Wenn Amerika einen Orden zu verleihen hätte, wäre es noch besser. Aber auch das Kabel Ihres Vetters wird seinen Zweck erfüllen. Damit bläht sich der Herr Gouverneur wie ein Pfau, und dann soll uns Herr Potetkin kommen! Wir empfangen ihn sehr freundlich, ich halte ihn hin, Sie aber gehen zum Herrn Gouverneur: ‚Exzellenz, Sie wissen, ich habe bisher über Rußland sehr günstig geschrieben. Heute tut es mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie in Ihrer nächsten Umgebung einen Menschen haben, der geeignet ist, auf dieses glänzende Bild einen sehr häßlichen Fleck zu machen' ..."

„Großartig", sagte Miß Heakock, schüttelte ihm die Hand. „Und ich habe immer schon gewußt, daß ich an Ihnen einen aufrichtigen Freund besitze ..."

„Mehr als dieses, mein liebes Fräulein: einen Verehrer! Aber ich hoffe, Sie werden mit mir der Ansicht sein: nicht eine Stunde länger in diesem unheimlichen Lande, als unbedingt nötig ..."

„Wenn der Zug nicht erst morgen abend ginge, würde ich am liebsten sofort reisen! Aber es ist auch so ganz gut. Ich werde nachher auf dem Feste im Gouvernement Gelegenheit haben, dem Grafen Galawiew schon heute einige vorbereitende Andeutungen über diesen sauberen Herrn Potetkin zu machen ..."

Franz Kochanski hob die Hände. „Um Himmels willen, Miß Heakock, ich beschwöre Sie! Nicht eine Silbe, ehe die Depesche Ihres Herrn Vetters da ist! Und auch dann — muß ich Sie bitten — alles mir zu überlassen. Ich werde diesem Schurken unter vier Augen, aber sehr nachdrücklich, beibringen, daß es nicht ratsam ist, bei einer der einflußreichsten Damen Amerikas Erpressungen zu versuchen ..."

Fräulein Heakock nickte befriedigt. „Sie können ihm ruhig sagen, bei der einflußreichsten Dame Amerikas überhaupt! ..."

Sie nahm ein frisches Blatt von ihrem Manuskriptblock, setzte ein dringendes und sehr ausführliches Kabeltelegramm an ihren großen Vetter in Washington auf. Sie brauchte mit Worten nicht zu knausern, denn dieses merkwürdige Fräulein Eberlé gab auf ihrer seltsamen Expedition zur Befreiung der beiden Deutschen das Geld mit beiden Händen aus. Auch Franz Kochanski nickte zufrieden, als er die Depesche überlas. Sie ersparte seiner Wohltäterin zum mindesten zwanzigtausend Rubel. Herr Potetkin war so unvorsichtig gewesen, in seiner Herzensfreude über das unerwartete, glänzende Geschäft für die Anzahlung von fünftausend Rubeln eine Quittung zu geben. Wenn an seinen hohen Vorgesetzten, den er wegen seiner Unbestechlichkeit als ‚Pferd' zu bezeichnen beliebte, das Danktelegramm der amerikanischen Regierung kam, hatte er die Wahl, als betrogener Betrüger seinen Ingrimm runterzuschlucken, oder selbst mit den vier Deutschen in der Kibitka nach Sachalin zu reisen ...

Noch eine quälende halbe Stunde voll von Ungeduld verging, da erklang draußen vor der Tür das Geläute der Schlittenglocken. Franz Kochanski mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um nicht, gegen alles Gebot der Vorsicht, hinauszustürzen ...

Herr Potetkin, gefolgt von dem unterwürfig dienernden Hotelwirt, betrat in seinem schweren Reisepelz das Gastzimmer. Er ging auf Miß Heakock zu, führte ihre Hand mit übertriebener Höflichkeit an die Lippen. „Madame, ich bin glücklich, den mir erteilten Befehl ausgeführt zu haben. Welche Schwierigkeiten ich dabei zu überwinden hatte, erzähle ich Ihnen zu gelegenerer Stunde ..."

Fräulein Heakock lächelte honigsüß und dachte dabei an ihre Depesche, die jetzt schon längst auf dem Wege nach Petersburg war. Von der Gesandtschaft dort weiter nach Amerika flog ... „Mister Potetkin, ich bin sehr begierig, Ihren Bericht zu hören. Auch Reverend Price wird nicht verfehlen, Ihnen seinen besonderen Dank auszudrücken ..."

Franz Kochanski aber schüttelte dem Russen die Hand. „Michail Iwanowitsch, wir haben uns ja in diesen Tagen kennengelernt. Worte reichen nicht aus, Ihnen für den Dienst zu danken, den Sie der Sache der Menschlichkeit erwiesen haben ..."

Herr Potetkin nickte zufrieden. Er dachte an die ausstehenden fünfundzwanzigtausend Rubel, die er noch um eine recht beträchtliche Summe zu erhöhen beabsichtigte, ehe er diese angeblich amerikanische Gesellschaft da abreisen ließ. Franz Kochanski aber entsann sich der wohltätigen und einwandsfreien Quittung, die es ihm gestattete, mit einem Erpresser umzugehen, wie es einem solchen zukam. Dieses kostbare Papier aber trug er nicht etwa bei sich. Wer russische Verhältnisse kannte, wußte, wie leicht man seine Brieftasche verlieren konnte, wenn man in einer dunklen Straße von zwei oder drei betrunkenen Arbeitern angerempelt wurde... Da war es besser, man steckte ein solches Dokument in einen Umschlag, gab es unter der Adresse irgendeines Iwan Iwanowitsch Muchakow postlagernd beim Hauptpostamt auf. Dort lag es vier Wochen lang sicher, bis man es abholte...

Der Hotelwirt, der bescheiden in einiger Entfernung gestanden hatte, näherte sich unterwürfig.. „Barin, der Schweiztßár hat die beiden Personen, die in Eurer Hochwohlgeborenen Begleitung gekommen sind, in das kleine Separatzimmer geführt, hinten im Flur. Was soll jetzt weiter mit ihnen geschehen?"

Herr Potetkin machte eine herrische Bewegung.

„Mein Lieber, du sprichst von zwei Angehörigen der erhabenen amerikanischen Nation! Weshalb sie inkognito reisen, geht dich nichts an. Du wirst in deinem miserablen Kuhstall, den du Hotel ersten Ranges nennst, die beiden besten Zimmer zurechtmachen lassen, die du noch verfügbar hast..."

„Zu Befehl! Und — Barin — die Anmeldung bei der Polizei?"

„Die besorge ich selbst!"

„Wie Euer Hochwohlgeboren belieben — ich habe meine Pflicht erfüllt..."

Der Wirt empfahl sich mit einer tiefen Verneigung. Er wußte genau, Herr Michail Iwanowitsch Potetkin war wieder einmal bei einem jener Geschäfte, die im Falle des Gelingens gutes Geld brachten. Aber was ging das ihn an?...

Franz Kochanski öffnte die Tür zu dem kleinen Separatzimmer. In seiner Seele war Jubel, Lob, Preis und Dank für den einen, der ihn bis zu diesem köstlichen Augenblick gnädig geführt hatte. „Rosi", rief er laut, „liebste, einzige

Rosi", und erwartete es nicht anders, als daß sie ihm mit einem Aufschrei in die gebreiteten Arme fliegen würde. Statt dessen geschah etwas, was ihn ganz fassungslos machte ...

Das junge Mädchen, in der Tracht einer russischen Bäuerin, das gesünder zu sein schien als damals, wo er's zum letzten Male gesehen hatte, näherte sich ihm mit zögernden Schritten. Verlegen streckte es ihm die Hand entgegen: „Vielen, vielen Dank, Herr Kochanski, für alles, was Sie für mich getan haben! Aber besser wär' es gewesen, Sie hätten sich um mich nicht mehr gekümmert."

Er sah sie zuerst wie versteinert an, dann stürzten ihm plötzlich die Tränen aus den Augen, er schlug sich mit der geballten Faust gegen die Brust. „Ja, was denn, was denn? ... Bin ich verrückt, oder will mich der zum Narren halten, der mich durch Dreck und Speck, durch Not und Todesgefahr bis zu diesem Augenblick geführt hat? Um mich auszulachen, wenn ich glaube, am Ziel zu sein? ..."

Die Kleine hob die gefalteten Hände. „O Gott, Herr Kochanski, wenn Sie mich nur verstehen wollten! ... Und wenn ich Ihnen mit einem einzigen Wort ausdrücken könnte, mit welcher Angst ich diesem Wiederbegegnen entgegengesehen habe ..."

Der Landrat von Döhlau legte sich ins Mittel. Er schloß seinen Erretter in die Arme, flüsterte ihm dabei ins Ohr: „Langsam, mein Lieber! Sie bildet sich ein, zwischen Ihnen beiden könnte es nach ihrem Unglück keine Gemeinschaft mehr geben. Das werden Sie ihr nur ganz allmählich ausreden ..." Und laut fügte er hinzu: „Jetzt aber zeigen Sie mir den Weg zu meiner Frau! Sie können sich wohl denken, daß ich mich nach diesem Wiedersehen bange ..."

„Ihre Frau? Ach so ..." Franz Kochanski strich sich über die Stirn und entsann sich der Abrede, die er mit Fräulein Françoise getroffen hatte. „Sie brauchen nur eine Treppe zu steigen. In dem Staatszimmer, vor dem zur Seite der Tür unter dem Bilde irgendeines Schutzheiligen ein ewiges Weihelämpchen brennt, werden Sie erwartet ..."

Da preßte ihm Botho von Döhlau noch einmal die Schultern zusammen und ging. Die beiden blieben allein ...

Franz Kochanski schritt in dem kleinen Zimmer auf und ab. Aber er war viel zu erregt und enttäuscht, als daß er auf die

eben empfangene Warnung geachtet hätte... Er stellte sich vor der Kleinen auf, schob zornig zwei Finger der Rechten in die Weste.

„Fräulein Rosi, Sie werden mir zugeben, daß ich einigermaßen berechtigt bin, von Ihnen für dieses seltsame Verhalten eine Erklärung zu fordern!"

Sie hatte sich in einen Stuhl fallen lassen, weinte still vor sich hin. Und erst nach langer Pause antwortete sie: „Verzeihen Sie, Herr Kochanski, aber... also das sehe ich nicht ein. Habe ich etwa an Sie um Hilfe geschrieben?"

„Nein, das ist richtig. Das hat Herr von Döhlau besorgt."

„Ich hatte ihn nicht darum gebeten, weiß Gott nicht!"

Er schüttelte zornig beide Fäuste vor ihrem Gesicht.

„Schwerenot noch mal, du törichtes kleines Frauenzimmer, du bist doch aber meine Braut! Sollte ich dich da im Elend verkommen lassen, statt alles daranzusetzen, dich zu befreien?"

Sie hatte schweigend zugehört. „Jetzt", sagte sie, „Herr Kochanski, versuchen Sie sich doch einmal vorzustellen, wie es in mir aussieht. Ich habe Sie sehr, sehr lieb gehabt. Ich habe Sie auch heute noch lieb, aber ich bin nicht mehr die, die ich war. Ohne meine Schuld, das weiß ich allein. Und wenn Sie auch großherzig genug sein sollten, sich im ersten Ueberschwang darüber hinwegzusetzen — ich kann es nicht. Mein Stolz läßt es nicht zu. Ich würde immer denken müssen, in all Ihrer Liebe und Fürsorge ist doch Mitleid! So sehr Sie sich auch vielleicht bemühen würden, es mir nicht zu zeigen, mein Argwohn würde dafür schon sorgen, mich die Spuren finden zu lassen. Und dann kommt es im aschgrauen Alltag einmal zu irgendeiner Streitigkeit — wir sind doch beide nur Menschen, nicht wahr? Werden Sie, Herr Kochanski, da die Seelengröße aufbringen, nicht ein einziges Mal zu sagen: ‚Du, bitte, führ' hier keinen so großen Mund! Vergiß gefälligst nicht, was ich für dich getan habe!'...?" Und da der andere nichts erwiderte, fuhr sie fort: „Darüber habe ich in diesen Monaten so oft nachgedacht — beim Nähen hat man ja so viel Zeit — daß mein Entschluß unwiderruflich geworden ist. Das eine steht für immer zwischen uns, eine Gemeinschaft kann es danach nicht geben.

Franz Kochanski lächelte schmerzlich. „Da haben Sie weiter gedacht als ich, Fräulein Rosi. Ich habe immer nur bis zum

Augenblick des Wiedersehens gedacht. Was nachher sein sollte, war bloß ein Träumen von lauter Seligkeiten. Aber vielleicht ist es die schwerste Prüfung, die mir auferlegt wird, und schließlich hat man doch auch ein Restchen von Stolz: Sie sind frei, Fräulein Rosi! Sie können tun und lassen was Ihnen beliebt!"

Ehe er es hindern konnte, hatte sie sich hinabgebeugt, seine Hand an die Lippen gezogen. „O Gott, Franz, Sie wissen ja nicht, wie dankbar ich Ihnen bin! Und — nicht wahr — jetzt helfen Sie mir auch, an den stillen Platz zurückzukehren, an dem ich ruhig und zufrieden war? ..."

Er atmete tief auf. „Wenn es Ihr ernstlicher Wille ist, auch das! Aber ich meine, in der Heimat hätten Sie vielleicht eine Pflicht zu erfüllen. Ihre alte Mutter ..."

Sie schüttelte den Kopf. „Meine Mutter ist eine harte Frau. Gewiß, sie hatte mich lieb, auf ihre Art. Vielleicht ist sie ganz froh, daß sie nun nicht mehr zu schelten und zu zanken hat ..."

„Mag sein, aber ich muß es Ihnen doch wohl oder übel sagen ... Im ersten Augenblick, als ich's damals hörte, habe ich höhnisch darüber gelacht. Heute stehe ich auf einem anderen Punkt. Es ist wirklich die größte Gnade, die Gott ihr erweisen konnte, daß er ihr den Sinn verwirrte."

Sie schrie auf: „Was ist das?" Und er wiederholte nachdrücklich: „Eine Gnade, die der himmlische Vater einer armen Mutter hier unten erwiesen hat! Er hat ihr ein paar neue Augen gegeben, mit denen sieht sie ihr Unglück als ein Glück an. Sie sorgt sich um die Aussteuer ihrer Tochter für die Hochzeit mit einem vornehmen russischen Offizier ... Da hat sie keine Zeit für andere Arbeit. Wenn ich und die Nachbarn uns ihrer nicht angenommen hätten, so gut wir's in der eigenen Not vermochten ..."

Rosie hatte ihm mit zusammengebissenen Zähnen zugehört. Eine Sekunde lang hatte sie die Empfindung: Das ist der Strick, den er dir um den Hals wirft, und an dem er dich nach Hause führt, dann aber sah sie ihm ins Gesicht und wußte, daß er die Wahrheit sprach, ohne dabei an sich selbst zu denken. Da schluchzte sie kurz auf: „Es ist gut, Herr Kochanski! Jetzt kann ich natürlich nicht anders, als Sie herzlich zu bitten: Nehmen Sie mich mit ..."

Ein Stockwerk höher in dem alten russischen Gasthofe hatte es zur gleichen Zeit eine andere Unterredung gegeben, die einen erfreulicheren Ausgang fand. Botho von Döhlau hatte die Treppe hinauf immer drei Stufen auf einmal genommen.

Er klopfte an der Tür, neben der das Heiligenbild mit der kleinen ewigen Lampe hing. Eine Stimme, die nicht die seiner Frau war, aber ihm merkwürdig bekannt vorkam, rief herein! In dem von einigen Petroleumlampen nur mäßig erhellten Zimmer erhob sich eine schlanke und kleine Mädchengestalt. Sie war wie zu einer Festlichkeit gekleidet. Um die bloßen Schultern trug sie einen Pelz, in dem hochfrisierten Haar einen Reiherstutz an einer Brillantagraffe ...

Botho von Döhlau blieb überrascht stehen. Die junge Dame aber hatte ihn erst mit einem Blicke gemustert, dann lachte sie herzlich auf. „Nein, Botho, wenn du wüßtest, wie komisch du aussiehst?! Ein Muschik! Ein richtiger Muschik ..." Und er lachte fröhlich mit, ohne sich zu wundern, daß auch Fräulein Françoise nach Krasnojarsk gekommen war ... Sie war ihm wegen ihres geraden Wesens aus der ganzen Eberléschen Verwandtschaft immer die Sympathischste gewesen.

„Ja, Kleines, bei Bauernarbeit in Sibirien kann man nicht gut in Frack und Lackstiefeln herumlaufen. Und jetzt: Wo ist meine Frau?"

In das Gesicht des jungen Mädchens trat ein seltsam gespannter Ausdruck. „Marion? Wie kommst du gerade jetzt zu dieser Frage?"

„Na entschuldige mal, das ist doch sehr begreiflich! Mir war erzählt worden ... oder vielmehr aus dem Bericht eines Bauern schloß ich, daß sie es gewesen ist, die der Gouverneur hier auf dem Marktplatze spazieren führte, um ihr die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Das gab mir einen so gewaltigen Stoß ... daß sie diese Reise mit allen Mühseligkeiten und Gefahren nicht gescheut hat ... Irgendein unglücklicher Zufall, und ihr hilft kein Gott, sie muß meine Gefangenschaft teilen oder wird wegen des Versuches, einen Deportierten zu befreien, mit harter und schimpflicher Zwangsarbeit bestraft in irgendeinem Weiberzuchthaus ... also das hat mich so tief erschüttert .." Er brach plötzlich ab, denn ihm war ein Gedanke gekommen, der ihn im Augenblicke ganz verwirrte ...

„Nun und weiter?“ fragte sie. Und er erwiderte zögernd: „Also da fing ich an, nachzudenken, ob ich an dem unerquicklichen Verhältnis, das sich schon nach dem ersten kurzen Rausch zwischen meiner Frau und mir einstellte, nicht den größten Teil Schuld trug. Ich hätte mehr Rücksicht auf ihre Eigenart nehmen, nicht so viel an ihr herumerziehen sollen ...“

Françoise strich sich über die Stirn, ihre Stimme klang ein wenig heiser: „Lieber Botho, in meinem Leben hab' ich's bisher immer so gehalten: über Unangenehmes am liebsten gar nicht sprechen, oder — wenn es sich absolut nicht vermeiden läßt — möglichst kurz. Also deinem Muschik ist eine Verwechslung passiert, die junge Dame, die von dem Gouverneur hier auf dem Marktplatz spazierengeführt wurde, war ich!“

„Und Marion?“

„Sitzt in Berlin, weil all ihre Versuche, über die Schweiz nach Paris und zu ihrem Vater zu kommen, fehlgeschlagen sind. Aber sie hat sich schon ein bißchen getröstet. Mit einem Attaché der Italienischen Botschaft. Nur sie ist sehr empört über die deutschen Gesetze, weil, ihrer Ansicht nach, die Ehescheidungsparagraphen sehr mangelhaft abgefaßt sind. Auch die Behörde, bei der sie beantragt hatte, dich für tot zu erklären, ist so furchtbar schwerfällig. Sie hatte an den Beamten dort ihr schönstes Lächeln verschwendet, aber dieser plumpe Deutsche war unempfindlich geblieben. Er hatte dabei nichts weiter zu tun, als einer reizenden jungen Frau die Gefälligkeit zu erweisen, ein kleines Formular auszufüllen! Statt dessen meinte er, gerade in einer so folgenschweren Angelegenheit müßten die gesetzlichen Vorschriften aufs allerpeinlichste beobachtet werden ...“

Botho von Döhlau mußte sich auf die nächste Stuhllehne stützen. Ihm war zumut, als hätte ihm einer mit der Axt gegen die Stirn geschlagen. Fräulein Françoise fragte: „Das hat wohl eben sehr wehgetan? Aber war es nicht besser, dir die bittere Medizin auf einmal einzugeben, statt sie dir tropfenweise beizubringen? ...“

Er hörte gar nicht, was sie sprach, ging schwerfällig zum Fenster. Da rang sich aus seiner Brust ein erlösendes Lachen. Seinen ganzen Körper schüttelte es, wenn er sich vorstellte, wie die Frau, die doch einmal in Hingebung an seinem Halse gehangen hatte, mit bestrickendem Lächeln den nüchternen preußi-

schen Beamten um etwas bat, was in ihren schönen Augen eine Kleinigkeit war: ihren in russische Gefangenschaft verschleppten Mann für tot zu erklären!... Und, noch immer lachend, wandte er sich um:

„Na und du, Kleines? Ist es sehr indiskret, zu fragen, weshalb du die weite Reise unternommen hast?"

Fräulein Françoise war im Begriffe gewesen, sich eine Zigarette anzustecken, aber die kleine Hand zitterte ihr so, daß sie das Licht mit dem Ende der Papyros nicht zusammenbringen konnte. Da gab sie es auf. Und sie mußte erst eine Pause machen, ehe sie antworten konnte: „Durchaus nicht. Ich habe ja auch Zeit genug gehabt, mich auf diese Frage vorzubereiten. Also erstens habe ich diese Reise unternommen, weil ich schon immer ein kleiner Abenteurer gewesen bin. Wenn meine Pensionsschwestern die Blumen dicht am Wege pflückten, rannte ich törichtes Ding immer weit hinaus, weil ich mir einbildete, nur in der Ferne könne man die schönsten finden. Hier aber, jetzt, — seit dem plötzlichen Tode meines Vaters und meiner Schwester fühlte ich mich so vereinsamt..."

Er trat unwillkürlich näher, legte ihr teilnehmend die Hand um die Schulter.

„O du armes, kleines Mädelchen! Ich fühle von ganzem Herzen mit dir. Was mußt du bei dem Verlust gelitten haben..."

Sie saß ganz still, machte keinen Versuch, seine Hand abzuschütteln.

„Ach Gott, der erste Schmerz ist schon vorbei. Und es ist merkwürdig, ich kann's mir immer noch nicht richtig vorstellen. Weil ich's nur vom Hörensagen weiß. Vielleicht, wenn ich an den Gräbern stehen werde, daß dann erst" — sie fuhr sich mit der Hand über die Augen — „na, ist gut! Das Furchtbarste war mir: die beiden, die gleich mir den Tag nicht erwarten konnten, an dem unsere Befreier kommen sollten, sind von diesen ‚Befreiern' ermordet worden. Eine Schar von schimmernden Rittern hatten wir ersehnt, blitzende Schwerter in der gerechten Hand — eine schmutzige Welle von betrunkenen Bestien warf sich über unser Städtchen..."

Sie erhob sich jäh, ging erregt in dem weiten Zimmer auf und ab.

„Oh, welch ein Tag der Schmach und Schande! Nicht so

für uns, als für die, die uns immer — laut oder leise — in den Ohren gelegen hatten: ‚Haltet aus, die Befreiung ist auf dem Marsche, kommt vielleicht eher, als ihr glaubt!‘ Und wir Narren fragten nicht: ‚Die Befreiung wovon?...‘ Es ging uns ja gut unter der deutschen Herrschaft, wir wurden verhätschelt und umworben. Mein Vater sagte immer, unter dem Schutze der deutschen Zollgesetze verdiene er mit seinen Fabriken das Dreifache von dem, was er in Frankreich verdienen könne. Wie verzogene Kinder waren wir, die Kuchen in der Hand hielten, aber nach irgendeiner phantastischen Leckerspeise verlangten. Dafür sind wir jetzt schwer gezüchtet worden. Und das Traurigste ist: wenn man auch nur eine Spur von Gerechtigkeit im Leibe hat, darf man nicht einmal klagen! Höchstens in aller Demut fragen: Mußte diese Zuchtrute wirklich so grausam und blutig sein?...“

Sie schwieg erschöpft still, und jetzt gelang es ihr bei aller Erregung, die beruhigende Zigarette zu entzünden. Botho von Döhlau aber stand schweigend, ein seltsames Gefühl der Wärme zog durch sein Herz. Er glaubte zu ahnen, weshalb die kleine Françoise sich auf die weite Reise gemacht hatte, nur einige Zwischenglieder fehlten ihm noch, um den richtigen Zusammenhang zu finden. Er sah sie sich unwillkürlich genauer an, wie sie dastand mit dem Licht in der Hand... Das pikante Gesichtchen war hell beleuchtet, in der zierlichen Gestalt glich sie der, in die er sich — kaum ein Jahr war es her — sinnlos verliebt hatte. Nur hinter der hohen Stirn dort regten sich andere Gedanken... Vielleicht auch erst seit kurzer Zeit, aber das minderte nicht ihren Wert. Das läuternde Schicksal hatte ihnen den rechten Weg gewiesen, sorgte dafür, daß sie für immer in derselben Bahn blieben...

Fräulein Françoise hatte ihre Ruhe wiedergefunden. Nur ihre Stimme flatterte noch ein wenig, als sie sagte: „Aber ich alte Egoistin spreche immer von mir! Was mußt du armer Kerl in diesen Monaten gelitten haben?“

Er mußte sich erst räuspern, um seine Stimme frei zu bekommen. Eine seltsame Erregung, wie vor einer nahenden Entscheidung, schnürte ihm die Kehle zu.

„Ach Gott, in der letzten Zeit war es nicht so schlimm. Der Bauer, dem ich als Knecht zugewiesen war, wurde mein Freund. Er nahm mich zur Jagd und zum Fischfang mit...“

Um die Mundwinkel der Kleinen zuckte es wie von einem verhaltenen Lächeln.

„Auf dem Hofe gab es aber sonst wohl auch einige Zerstreuungen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Nur einen kurzen Kampf, ob ich mich an meinem Weidgenossen und seiner reinen Tochter als ein Schweinehund benehmen sollte oder als ein Edelmann."

Da wurde sie wieder ernst, nur in ihren Augen zuckten noch ein paar humoristische Lichtlein.

„Ich vermute, da hat sich der preußische Landrat in dir ins Mittel gelegt, den Kampf zugunsten des Edelmannes entschieden. Aber deine Offenheit erleichtert auch mir ein Geständnis: Ich habe in dieser Woche hier furchtbar geflirtet! Mit Seiner Hohen Exzellenz, dem Herrn Gouverneur. Dieser Flirt ist so bedrohlich geworden, daß ich meine brave Louison ins Vertrauen ziehen mußte. Die hat sich wiederum mit der französischen Kammerjungfer der Frau Gräfin Galawiew in Verbindung gesetzt, ihr einen Floh ins Ohr gesetzt: Resultat eine eheliche Katastrophe im Gouvernementspalast! Ich vermute, Seine Exzellenz werden sich heute abend damit begnügen müssen, die bittere Miß Heakock zu Tisch zu führen, und Ihre Exzellenz werden mich so ganz nebenher fragen: ‚Wann gedenken Sie eigentlich wieder abzureisen, Mistreß Anderson?' Und ich darauf: ‚Morgen abend, meine gnädigste Exzellenz ... Meine Neugierde, die Verhältnisse Sibiriens kennenzulernen, ist gestillt und ... ja und ...'" Sie zerstampfte mechanisch den Rest ihrer Zigarette im Aschbecher, sah an ihm vorbei ins Leere. In ihren Augenwinkeln aber stand ein verräterischer feuchter Schimmer ...

Botho von Döhlau spürte den Schlag seines Herzens bis in die Schläfen. Wie ein holder Traum erschien ihm das alles, der beim Erwachen wieder zerfließen mußte. Und nach einer kurzen Pause fragte er, heiser vor Erregung:

„Ja aber, das ist doch immer noch keine hinreichende Erklärung, weshalb du grade diese Reise ...?"

Sie seufzte komisch auf.

„Ihr Preußen seid von einer Gründlichkeit! ... Also die Reise? Na, als ich nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich herausgekriegt hatte, wo ich dich zu suchen hätte, habe ich

eben gedacht, sie wird nicht grade in 'nem Zuchthause endigen ..."

Er griff nach ihrer Hand.

„Liebe Françoise, als ehrlicher Mensch muß ich dir gestehen, wie ich hier die Treppe hinaufstieg, habe ich an eine ganz andere und an dich zuallerletzt gedacht. Wenn ich jetzt, nach kaum einer halben Stunde ..."

„Du", unterbrach sie ihn lächelnd, „ich habe nicht den geringsten Sinn für alles, was Feierlichkeit heißt. Wenn du also jetzt die Absicht haben solltest, mir eine wohlgesetzte und nach allen Richtungen hin motivierte Liebeserklärung zu machen? ..."

Da mußte auch er lachen.

„Herrgott nein, aber dich was fragen darf ich hoffentlich noch! Wo du so viel Anträge im Leben gehabt hast, daß du da grade auf mich verfallen bist? ... Wenn ich alles zusammenrechne, sind wir keine vierzehn Tage beisammen gewesen? ..."

Sie wurde wieder ernst.

„Ist das nicht ganz genug? ... Und sieh mal, außer dir habe ich nur noch einen Mann kennengelernt, den ich nicht auslachen konnte. Der arme Junge ist leider gefallen. Wie ich nun nach dem Tode meiner Nächsten zusehen mußte, was aus mir werden sollte, habe ich immer an dich gedacht. Da ist mir halt das Malheur passiert, mich in der Erinnerung in dich zu verlieben ..."

Er riß sie in seine Arme.

„Mädel! Mit einem Kameraden wie du in ein neues Leben zu gehen ..."

Sie nickte, barg mit einem leichten Aufschluchzen ihr Gesicht an seiner Brust. Da sie aber bei ernsten Dingen nicht länger verweilen konnte, als unbedingt nötig war, lachte sie gleich wieder auf.

„Du, aber eins muß ich dir noch sagen ..."

„Na was?"

„Also in Berlin hat man eine Mode erfunden, für Worte, an die man gewöhnt war, neue Ausdrücke zu suchen. Ein Schild hab' ich gelesen, auf dem stand: ‚Frauen- und Mädchenkleidermacherei'. Wenn du dir da beifallen lassen solltest, auf mich, statt Françoise etwa ‚Fränzeken' zu sagen?! ..."

Er zog sie näher an sich, küßte sie heiß.

„Ich hätte schon jetzt einen Namen für dich. Aber ich

muß ihn dir erst auf russisch sagen, denn er hat mich bis hierher geführt ... ‚Utrennjaja sarja' ..."

„Und das heißt auf deutsch?"

„Morgenrot! Aber ich hoffe, wenn uns erst der Tag der Vereinigung lacht, werde ich für mein Glück noch ganz andere Namen finden ..."

Da umschlang sie ihn, schmiegte sich innig an ihn. Und es war ganz gut, daß nach kurzer Frist Fräulein Heakock mit knöchernem Finger an die Tür pochte, es wäre höchste Zeit, sich mit ihr und Herrn Kochanski zu dem Feste in den Gouvernementspalast zu begeben ...

Danach, als die drei im schellenklingenden Schlitten davongefahren waren, saß Botho von Döhlau mit dem Fräulein Rosi Mandel in dem Zimmerchen am Flur. Allerhand deutliche Bilder, wie man sich im sibirischen Rußland die gesteigerte Lebensfreude vorstellte, grüßten von den Wänden, der tatarische Kellner, eine rote Schärpe um den blütenweißen Kittel, trug schweigend das Nachtessen auf. Und weil es in diesem Zimmer so Brauch war, hatte er eine Flasche französischen Sektes auf den Tisch gestellt. Schenkte zwei Gläser voll, entfernte sich, um draußen zu warten, bis es den Herrschaften da drinnen beliebte, ihn durch ein Klingelzeichen wieder zu rufen. Und er wunderte sich nicht im geringsten, daß er ein Pärchen in russischer Bauerntracht bediente. Wie oft hatte schon in dem Zimmer da einer jener „wilden" Goldwäscher, die vom unteren Jenissei aus der Taiga kamen, in einer einzigen Nacht die Arbeit eines halben Sommers vertan? ... Um nachher die andere Hälfte in den großen Saal zu tragen, in dem in der schnurrenden Maschine die kleine weiße Kugel sprang? ...

Botho von Böhlau hob das Glas, sein junges Glück machte ihn froh.

„Ja kommen Sie, Fräulein Rosi, wollen anstoßen! Das Gröbste haben wir wohl überstanden, es geht wieder auf die Heimat los ..."

Sie nahm gehorsam einen kleinen Schluck, aber die hellen Tränen liefen ihr über die Wangen.

„Ach Gott, jetzt sitzen sie in Alexandrowka um den Tisch am Ofen herum ... sprechen von uns ..."

Er mußte sich auch einen Ruck geben, um bei der Erinnerung nicht wehmütig zu werden.

„Gewiß, ja ... und ganz gut und schön. Glauben Sie, ich werde vielleicht die prächtigen Menschen jemals vergessen? Auch von mir ist ein Stück Herz bei ihnen hängengeblieben. Aber das Leben dort — so leicht es einem einging — durfte doch nicht das endgültige Ende sein? Schließlich wäre doch einmal die Sehnsucht nach dem durchgebrochen, was früher war! Und nun stellen Sie sich einmal vor: Ein so liebenswertes und zum Lieben geschaffenes Mädel wie Sie sollte als Nähpflänzchen in Jenisseisk sitzen, jahraus, jahrein den dortigen Damen à la mode de Paris Kleider schneidern, bis sie zu einem verschrumpfelten Zitronchen eingetrocknet wäre? ... Ich meine, Sie haben lohnendere Aufgaben vor sich. Ein prächtiger Mensch ist tausend Meilen weit gefahren, um bei Ihnen sein Glück zu suchen. Schwerenot noch mal, nu machen Sie ihn doch auch glücklich! Setzen Sie mit ihm ein halbes Dutzend gesunde Kinder in die Welt ...“

Ihr schlug eine purpurne Welle ins Gesicht, ihm kam zum Bewußtsein, daß er wohl ein wenig zu geradeaus gesprochen hatte.

„Verzeihung“, sagte er, „das ist noch eine Angewohnheit von Alexandrowka her. Da wurden natürliche Dinge auch vor keuschen Mädchenohren in aller natürlichen Deutlichkeit behandelt ...“

Sie seufzte tief auf.

„Ach Gott ja, und heute erst habe ich gemerkt, ich habe ihn noch so lieb wie früher. Aber das Eine, Unaussprechliche steht zwischen uns. Ja, wenn ich die Gewißheit hätte, daß er es ganz und gar aus seinem Gedächtnis löschen könnte, niemals im Leben daran wieder rühren würde ...“

Da mußte er unter einem schnurrigen Einfall unwillkürlich auflachen. Und als er merkte, daß sie, verletzt, zusammenzuckte, legte er ihr die breit ausgebreitete Rechte begütigend über die kleine Hand.

„Verzeihen Sie, Fräulein Rosi, aber eben mußte ich denken, ein gewisser Wagner hat um ein ähnliches Thema eine ganze Oper 'rumgemacht. Und so oft ich diese Oper hörte, kam ich von dem Gedanken nicht los: Wenn der Lohengrin die Elsa, statt sie immer flötend anzusingen, ein einziges Mal ordentlich angebrüllt hätte: „Meine liebe kleine Pute, in jeder Ehe gibt es gewisse Dinge, über die man nicht spricht', wären

die beiden vielleicht recht glücklich geworden. Bei Ihnen müßte Sie Ihr Herr Bräutigam einmal ordentlich anbrüllen: ‚Schwerenot noch mal, mir fällt es im Traum nicht ein, an abgetane Sachen zu denken. Also bring' du sie auch nicht immer wieder aufs Tapet, sonst müßte ich glauben ...'" Und da er plötzlich abbrach, fragte sie:

„Also was?"

„Nee", sagte er, „das behalt' ich lieber für mich, es war wohl ein bißchen zu grob. Unter anderem kam darin der Ausdruck ‚verschrobene Zimperlichkeit' vor. Aber nehmen Sie's nicht übel, ich meine es herzlich gut mit Ihnen! Und ich bemerke gehorsamst: Wie sollen Sie denn jemals über die wahren Gesinnungen Ihres Bräutigams Gewißheit kriegen, wenn Sie nicht den Mut finden, ihn — na sagen wir mal — probeweise eine Zeitlang zu heiraten? ..."

Sie schwieg verletzt. Kaum daß sie ein paar Bissen zu sich genommen hatte, bat sie um die Erlaubnis, sich in ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen. Er begleitete sie respektvoll bis zur Treppe, kehrte mit einem Achselzucken zurück. Er hätte seinem Freunde gern geholfen, aber wie sollte man in dem Mädchenkopfe da einen Gedanken ausrotten, der im ganzen Hirn fest verwurzelt war; fester beinahe wie ein Schlehenstrauch, der seine Füße nach allen Richtungen tief in die Erde senkte ...

Der Tatar näherte sich ihm unterwürfig.

„Barin, da hinten im Saal sind Damen genug, die dir vielleicht besser gefallen werden. Auch gespielt wird da. Wenn Gott gnädig ist, kann man schönes Geld gewinnen ..."

„Danke", sagte er, „ich bin mir reich genug. Und führ' mich auf mein Zimmer, denn auch ich will mich zur Ruhe begeben ..."

Der Kellner lächelte verschmitzt. Solche Fälle hatte er auch schon erlebt, daß zwei nicht zeigen wollten, wie sie in Wirklichkeit zusammengehörten. Nachher, wenn im Gasthof die Lichter gelöscht waren, fanden sie schon ihren Weg ... Er brachte den Herrn in Bauerntracht zu seiner Unterkunft, kehrte aber schleunigst in das kleine Separatzimmer zurück. Da stand noch eine kaum angebrochene Flasche Champagner. Eine unverzeihliche Sünde wäre es gewesen, diese Gottesgabe umkommen oder gar in einen falschen Hals geraten zu lassen ...

Der Abschied von Kraßnojarsk war sehr glatt gegangen. Seine Hohe Exzellenz der Herr Gouverneur hatte zu seiner Ueberraschung ein direktes Kabeltelegramm aus Washington erhalten. Und als er's gelesen hatte, hätte er sich das Blatt am liebsten wie einen Orden an die Brust gehängt. Der Herr Staatssekretär des Auswärtigen Amtes dankte ihm in den verbindlichsten Worten für das so überaus gütige Entgegenkommen, das er der amerikanischen Rote-Kreuz-Kommission erwiesen hätte. Die Hauptsache aber kam zum Schluß. Der nächst dem Präsidenten einflußreichste und erste Mann der Vereinigten Staaten drückte ihm, dem Grafen Galawiew, zugleich im Namen des ganzen amerikanischen Volkes die Genugtuung aus, die er beim Lesen der unparteiischen Berichte der Miß Eleanor Heakock empfunden habe. Aus diesen Berichten werde auch die Welt der Neutralen ersehen, daß selbst in den entlegensten Teilen des großen russischen Reiches — dank dem Walten von echter Humanität beseelter Beamten — jene musterhaften Zustände herrschten, die eine wahre Kulturnation auszeichneten!

Diese Depesche las der Herr Gouverneur mit berechtigtem Stolze im Kreise der zusammengerufenen Beamten vor, ordnete an, daß sie sofort in einer Extraausgabe der „Wjedomosti" zu veröffentlichen sei. Dann aber begab er sich zu seiner Frau Gemahlin hinüber, um ihr zu beweisen, daß er sich um die kleinere Vertreterin der erhabenen amerikanischen Nation nicht aus sittlich verwerflichen Gründen bemüht habe, sondern nur im Interesse seiner zukünftigen Karriere. Die Depesche da, so sagte er, wurde auch in Petersburg gelesen. Vielleicht sogar an allerhöchster Stelle. Dort aber wechselte man die Minister wie Handschuhe im Sommer. Und — wer weiß — vielleicht kam auf diese Weise auch Ihre Exzellenz die Frau Gräfin Galawiew, geborene Prinzessin Tschenajidze, endlich auf den Platz, der ihr nach Ehrgeiz und Herkunft gebührte ...

Die Gräfin aber, die eine kluge Frau war und ihren Mann kannte, lächelte nur.

„Mein Lieber, wenn die kleine Amerikanerin so häßlich gewesen wäre wie die große, hättest du diese Kommission durch einen deiner untersten Tschinowniks führen lassen, statt dich persönlich anzustrengen. Und für Petersburg bin ich gar nicht. Willst du auf deine alten Tage noch geistig zu arbeiten anfangen? Da wäre mir ein Gouvernement im Westen bedeutend

sympathischer. Aber mit einem wäre ich sehr einverstanden: diese Depesche da durch eine pompöse Abschiedsfeier auf dem Bahnhofe kräftig zu unterstreichen ..."

So kam es, daß der von Osten kommende Eilzug in Krasnojarsk zehn Minuten länger halten mußte als sonst. Und die satten Armeelieferanten, die nach erfolgreichen Abschlüssen mit japanischen und amerikanischen Geschoßfabriken aus Port Arthur zurückkehrten, sahen mit einiger Verwunderung, daß auf dem Bahnsteige ein ganzes Regiment bei Fackelbeleuchtung in Parade aufgestellt war. Der Herr Gouverneur, hoch zu Roß, hielt eine russische Ansprache, hinter der die Musik so etwas wie die amerikanische Hymne spielte. Dann antwortete vom Wagenfenster aus eine bemerkenswert häßliche Dame mit einer englischen Rede, die fast so lang war wie sie selbst. Nach ihren begeistert ausgebrachten „three cheers for the glorious emperor of Russia" spielte das Trompeterkorps die Zarenhymne. Volk und Soldaten sangen mit entblößten Häuptern, auch die Armeelieferanten hatten ihre Reisemützen abgenommen. Weshalb sollten sie dem Manne, an dessen schwächlichem Unverstande sie so viel gutes Geld verdienten, nicht Respekt erweisen?... Unter den brausenden Klängen, die in ihrem feierlichen Rhythmus an ein brünstiges Kirchenlied gemahnten, rollte der Zug aus der Halle. Und niemand außer Herrn Michail Iwanowitsch Potetkin wußte, daß in dem Salonwagen, der auf Befehl des Herrn Gouverneurs für die amerikanische Mission angehängt worden war, sich ein Herr und eine Dame befanden, an denen er — seiner Ansicht nach — nicht genug Geld verdient hatte. Aber dieser sogenannte amerikanische Reverend hatte mit ihm, als es an die Abrechnung ging, plötzlich sehr deutlich deutsch gesprochen. Ob es nicht geraten sei, sich mit der Hälfte der geforderten Bestechungssumme zu begnügen, statt die ganze Angelegenheit vor den — soeben durch die Washingtoner Depesche beglückten — Gouverneur zu bringen! Und das Infamste war: dieser Herr Reverend Price, der es an spitzbübischer Schläue mit jedem Armenier aufnehmen konnte, hatte nicht mit barem Gelde bezahlt, sondern mit einer Tratte, die in vier Wochen erst bei der Stockholmer Filiale der Petersburger Bank fällig war! Da konnte Herr Potetkin, wenn er nicht um sein sauer verdientes Geld kommen wollte, dem Kerl nicht einmal auf der Heimreise einen derben Knüppel zwischen die Beine werfen.

Aber er tröſtete ſich. Es gab ja — Gott ſei Dank — noch mehr deutſche Gefangene im Gouvernement Kraßnojarſk. Und der Menſch lernte nie aus. Beim nächſten Mal wollte er ſchon zuſehen, daß ein vertrauensſeliger ruſſiſcher Beamter nicht auf ſo betrügeriſche Art und Weiſe für ehrliche Arbeit übers Ohr gehauen wurde ...

Wenn es nach den Wünſchen von Miß Eleanor Heakock gegangen wäre, hätte die Heimreiſe ſechs Wochen gedauert. Die Feierlichkeit auf dem Kraßnojarſker Bahnhofe hatte ihrer Eitelkeit ſo gut geſchmeckt, daß ſie am liebſten in jeder größeren Stadt — nach gehöriger Vorbereitung durch Kabeltelegramme — dieſe Parade mit Anſprachen und Muſikbegleitung wiederholt hätte. Wie eine Monarchin war ſie ſich damals vorgekommen, die in fremdem Lande fürſtlichen Abſchied nahm. Aber dieſer Unglücksrabe, Herr Kochanſki, ängſtigte ſie mit allerhand düſteren Prophezeiungen. Solange ſie noch auf ruſſiſchem Boden ſtände, wäre ihr ſauer verdientes Vermögen vor einem räuberiſchen Anfalle des Kraßnojarſker Gouvernementsgehilfen nicht ſicher. Gott allein mochte wiſſen, welch einen Schlag dieſer Tſchinownik, der natürlich in jeder Stadt ſeine Helfershelfer hatte, zu böſer Letzt noch plante ... Da fügte ſie ſich mit einigem Widerſtreben darein, daß die Reiſe wie eine Hetzjagd geführt wurde. Erſt in Petersburg vergönnte dieſer Herr Kochanſki ihr eine Ruhepauſe von einem Nachmittage und einer Nacht. Er hatte dort Geſchäfte, über die er nicht ſprach, und ſie gedachte die paar Stunden zu einem Beſuche auf der Amerikaniſchen Botſchaft zu benützen, bei dem ſie ſich in ihrem weltumſpannenden Ruhme ſo recht hegen und aalen wollte. Aber es gab eine ſchmerzliche Enttäuſchung. Der Herr Botſchafter war mit ſeinen erſten Beamten einer höfiſchen Jagdeinladung gefolgt, die ſich auf mehrere Tage erſtreckte, ſie mußte ſich mit der Geſellſchaft eines der jüngſten Attachés begnügen ...

Franz Kochanſki hingegen war von ſeinem Ausgange in freudiger Erregung heimgekehrt. Er mußte ſich zuſammennehmen, um vor den Hotelangeſtellten, denen er auf der Treppe begegnete, Gleichmut zu heucheln. Und auch, als er ſchon in dem Zimmer des Landrates die Tür hinter ſich geſchloſſen hatte, legte er, Vorſicht gebietend, den Finger auf den Mund.

„Herr von Döhlau", sagte er halblaut, „ich habe eine gute Nachricht mitgebracht! Aber die Wände hier haben Ohren. Sie dürfen weder Hurra schreien, noch einen Indianertanz aufführen vor Freude ..."

Botho war aufgesprungen. „Mann, so reden Sie doch schon!" drängte er.

„Also dann: Ostpreußen ist wieder frei!"

„Was?"

„Kein Russenfuß — außer er gehört einem Gefangenen — steht mehr auf dem Boden unserer Heimat!"

„Herr, und das ist kein leeres Gerücht, sondern Wahrheit?"

Franz Kochanski nickte, Freudentränen in den Augen.

„Die Leute, von denen ich's habe, hätten mir lieber das Gegenteil erzählt! Und die Nachricht ist schon vor einigen Tagen hier eingetroffen, wird der Oeffentlichkeit aber — wie üblich — geheimgehalten. Unser heißgeliebter Held Hindenburg hat die Russen in Ostpreußen, mitten in Schnee und Eis, so vernichtend geschlagen, daß von ihrer stolzen, neuen Njemenarmee nur noch klägliche Trümmer übriggeblieben sind."

Botho von Döhlau hatte die Hände gefaltet, zwei klare Tränen rannen ihm über die gebräunten Wangen. „Himmlischer Vater, hab' Dank, das ist wirklich gute Nachricht! Und Sie meinen, eine Wiederkehr der Russen, ein Rückstoß zur Wiedereroberung des verlorenen Gebietes ist ausgeschlossen?"

Franz Kochanski holte aus seiner Brieftasche ein schmales Blatt Seidenpapier, auf dem in hektographischer Schrift ein kurzer Auszug aus den Nachrichten der Stockholmer Zeitungen stand. Das Blatt, das im Kreise der oppositionellen Dumamitglieder verbreitet wurde, war so klein und dünn, daß man es im Notfalle bequem zerkauen und unterschlucken konnte. Und Herr von Döhlau las mit schwimmenden Augen: „Unsere Verluste an Toten, Verwundeten und Vermißten so hoch wie bei Tannenberg. General Siewers abgesetzt, zehn andere Generale in deutscher Gefangenschaft. Deutsche Truppen haben Suwalki besetzt. Berliner Blätter melden, den geflohenen Bewohnern Ostpreußens wird binnen kurzem die Heimkehr gestattet werden."

Er gab das Blatt zurück, reckte die Arme. „Na Gott sei Dank, dann kann's ja gleich an die Arbeit gehen! Und ich sage Ihnen, lieber Freund, noch nie habe ich mich so auf eine Arbeit gefreut wie auf diese. Ich fange ja auch in meinem eigenen

Leben mit Wiederaufbauen an auf zerstörtem Grund. Das soll ein Festtag von besonderen Graden werden, wenn ich meinen lieben Schatz in das neue Haus führe, um fortan darin ..." Er brach ab, denn der andere hatte sich abgewandt, um nicht zu zeigen, wie sehr ihn die Trostlosigkeit der eigenen Zukunft niederdrückte.

Botho von Döhlau trat hinzu, legte ihm den Arm um die Schulter. „Nicht böse sein, Kochanskichen — im Glück sind wir alle Egoisten! Aber auch Sie haben noch lange keinen Grund zum Verzagen. Alles braucht seine Zeit. Der Gedanke, daß es zwischen Ihnen nie mehr eine Gemeinsamkeit geben könne, hat sich in dem Köpfchen von Fräulein Rosi so fest eingenistet, daß er von heute zu morgen nicht auszureißen noch zu vertreiben ist Aber meine Braut hat einen feinen Plan ausgeheckt. Sie braucht eine neue Gesellschaftsdame, nachdem die brave Miß Heakock unrettbar den Größenwahn gekriegt hat. Und ebenso braucht sie einen tüchtigen Vermögensverwalter, der in die reichlich verfahrenen Verhältnisse in Diedenhofen Ordnung bringt. Na und da die beiden Herrschaften, die für diese Posten ausersehen sind, Gelegenheit haben werden, sich jeden Tag zu sehen, wird ganz von selbst kommen, was uns allen heute noch unmöglich und unglaublich scheint!"

Franz Kochanski schüttelte den Kopf. „Das ist sehr gut gemeint, Herr von Döhlau, ich danke Ihnen und Fräulein Eberle herzlich! Aber es hilft nichts. Dazu kenne ich — leider, möchte ich sagen — Fräulein Rosi zu gut. So wie sie heute denkt, denkt sie in zehn Jahren. Und ich gebe es auf. Wenn ihr das, was ich bisher getan habe, noch nicht Beweis genug ist für die Treue und Reinheit meiner Gesinnung — mehr kann ich nicht! Außerdem habe ich zuviel Schulden in der Heimat. Bei Leuten, denen ich, als ich noch selbst in der Irre ging, einen falschen Weg gewiesen habe. Das muß ich wieder gutmachen, und da bleibt für meine eigenen Kümmernisse wenig Zeit ..."

Botho von Döhlau zog den Mann, der ihm in dieser Zeit teuer geworden war wie ein zärtlich geliebter Bruder, näher an sich. „Mein lieber Herr Kochanski, ich meine, Sie haben in Ihrem Leben so viel für andere getan, daß Sie ein Recht hätten, jetzt eine ganze Weile lang an sich selbst zu denken! Und ich frage Sie, wie verträgt sich dieser plötzliche Kleinmut mit Ihrem neugewonnenen Glauben?"

„Mit meinem neugewonnenen Glauben?“ Franz Kochanski sah an dem andern vorbei zum Fenster hinaus, vor dem die weißen Flocken in wirbelndem Tanze flogen. „Ich glaube, mir ziemt, mich zu bescheiden. Wie der Herr unserer Schicksale mich führt, ist es gut. Aber ich bin nicht vermessen genug, zu hoffen, daß er meinetwegen ein Wunder tut. Und ein Wunder müßte schon geschehen, wenn der Sinn dieses Mädchens sich ändern sollte ...“

„Vielleicht müßte sich dieses Wunder in Ihnen selbst vollziehen“, sagte Botho von Döhlau. „So daß Sie ein schier Uebermenschliches aufbringen an Langmut und Geduld? Wenn Sie das fertig brächten — meine ich — sollte es sich wohl lohnen ...“

Den Abend verbrachten sie in dem eleganten Restaurant des Hotels, weil Fräulein Heakock den Wunsch geäußert hatte, das weltstädtische Treiben Petersburgs kennenzulernen. Sie thronte majestätisch am Kopfende des Tisches, neben sich den amerikanischen Attaché. Der junge Athlet mit glattrasiertem Gesicht über der blendend weißen Hemdbrust machte ihr den Hof wie ein Liebhaber, der seine Leidenschaft nur mühsam bändigte. Die Amtsperiode des Präsidenten Wilson, dem er seine Ernennung verdankte, dauerte nämlich nur noch anderthalb Jahre. Wer wußte, wer dann an die Reihe kam? Vielleicht der Vetter dieser hageren Dame, der schon mehrere Male den Versuch gemacht hatte, sich selbst auf den vielbegehrten Sessel zu schwingen? Da war es gut, sich für alle Fälle einzudecken und eine wertvolle Beziehung zu gewinnen ...

Fräulein Heakock fand, daß man in den vornehmen Restaurants von Petersburg ebensowenig vom Kriege merkte wie in denen Berlins. Hier wie dort spielte eine diskrete Musik, an allen Tischen saß eine elegant gekleidete Gesellschaft, ließ sich's gut schmecken. Nur die Kellner waren anders gekleidet als in Berlin, und aus Rücksicht auf das Alkoholverbot mußte man sich die Getränke unter harmlosen Bezeichnungen bestellen. Der Sekt hieß „Brauselimonade“, der Rotwein „Himbeerwasser“. Darüber mußte Fräulein Heakock herzlich lachen, es erinnerte sie lebhaft an ihre Heimat. Dort gab es auch ganz große Distrikte, wo man dem Alkohol nur auf scherzhaften Umwegen beikommen konnte. Sei es, daß man den Whisky in der Apotheke als Medizin trank oder ihn sich im öffentlichen Wirts-

haus, mit Soda vermischt, in einem Suppenteller als Fleischbrühe servieren ließ ...

Eine neue Gesellschaft betrat den hell erleuchteten Raum, nahm mit einigem Lärm, der auf Angetrunkenheit schließen ließ, an einem Tische in der Nähe Platz. Der amerikanische Attaché, der in Petersburg natürlich jeden Menschen kannte, erklärte ... Der schlanke junge Herr mit dem blitzenden Stern auf der Brust war seine Großfürstliche Hoheit Prinz Pawel. Er hatte sich im Feldzuge gegen Deutschland bei den ersten Schlachten hervorragend ausgezeichnet, mußte jetzt aber, zur Ausheilung eines Herzfehlers, hinter der Front eine längere Pause machen. Bei dieser Kur half ihm die elegante junge Dame mit dem wunderbaren Paradiesreiher im hochfrisierten Haar, die berühmte Napierowna vom Ballett der Kaiserlichen Oper. Der breitschulterige Offizier in Dragoneruniform aber war der Rittmeister Opalkin, sein Adjutant. In eingeweihten Kreisen der boshaften Residenz erzählte man sich, er verdanke diese ebenso angenehme wie einflußreiche Stellung der Tapferkeit, mit der er dem Prinzen eine unbequem gewordene Geliebte abgenommen habe. Aber — so fügte der Attaché mit biederm Augenaufschlag hinzu — das war sicherlich nur Verleumdung. Bei dem in der russischen Armee herrschenden Geiste war es anzunehmen, daß dieser Offizier sich auch auf anderem Gebiete Verdienste erworben hatte, die ihm ein Anrecht auf eine so hervorragende, unmittelbar an den direktesten Hofdienst grenzende Stellung verliehen ...

Franz Kochanski hätte gar nicht den Namen zu hören brauchen, um zu wissen, wer der Offizier mit dem verlebten Gesichte war, der aus frechen Augen die Gesellschaft im Saale musterte. Die kleine Rosi, die rechts neben ihm saß, verbarg ihr Gesicht hinter der Serviette, flatterte vor Erregung am ganzen Leibe. Aber sie hätte gar nicht nötig gehabt sich zu verstecken, der Russe da drüben hatte so viele deutsche Mädchen geschändet, daß er beim besten Willen sich auf einzelne nicht zu besinnen vermochte ...

Franz Kochanski krampfte unter dem Tische die Hände ineinander. Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, vor seinen Augen tanzten blanke Funken. Und nur ein Schrei war in seiner Brust: dem Hund da, der ihm sein Glück zertreten hatte, an den Hals und würgen, würgen, würgen ...

Ein ganz leichtes Aufschluchzen aber neben ihm weckte ihn auf. Und er überlegte kurz. Dazu war er nicht tausend Meilen weit gefahren, um die, die er retten wollte, mit ins Verderben zu reißen. Also gab es nur eins: sie erst auf schwedischem Boden in Sicherheit bringen und dann umkehren. Auch kalt genossene Rache schmeckte gut ... Dann aber war es, als wenn etwas in ihm aufflammte, alle niedrigen Rachegelüste verbrannte. Und eine Stimme schrie ihn an: Du Wurm du, was erfrechst du dich, daß du mir in den Arm fallen willst? Es steht geschrieben, die Rache ist mein! Und hab' ich dich bis zu dieser Stelle gnädig geführt, damit du dich jetzt nicht als ein Mensch, sondern wie ein Tier benimmst? ...

Da stand er auf, sagte leise: „Fräulein Rosi, darf ich Sie aus diesem Saal bringen und oben der Zofe übergeben? Mir scheint, in Anbetracht der langen Reise wäre es gut für Sie, frühzeitig zu Bett zu gehen ..."

Sie erhob sich, folgte ihm willig. Miß Heakock aber fragte verwundert: „Was hat denn unser lieber Reverend nur?"

Und der Landrat von Döhlau antwortete mit einem seltsamen Lächeln: „Teure Miß, ich glaube, er hat soeben einen neuen und großen deutschen Sieg errungen. Den schwersten, den es gibt, den über sich selbst." Sie machte eine fragende Handbewegung, und da fügte er hinzu: „Morgen abend um diese Zeit, wenn wir Rußlands gastlichen Boden verlassen haben, werde ich Ihnen das alles näher erklären. In jedem Falle trinke ich schon heute mit herzlicher Dankbarkeit auf Ihr Wohl. Sie waren uns nicht nur eine starke Helferin, sondern mit Ihrem echt amerikanischen Humor eine Quelle fortgesetzter Heiterkeit. Prost!"

Da stieß Fräulein Heakock geschmeichelt mit ihm an. Eine Treppe höher stand eine, hatte auf dem menschenleeren, langen Korridor ihrem Begleiter die Arme um den Hals geschlungen.

„O du Guter, du Lieber, wie danke ich dir ..."

„Wofür?" fragte er. „Daß ich mich eben als ein rechter Feigling benommen habe?"

Da mußte sie unter Tränen lächeln. „Müßt ihr Männer denn immer das letzte hören ...? In dem Augenblick, als du dieses Vieh dort unten mit Nichtachtung strafte st, bin ich wieder rein geworden vor dir. Und wenn du mich jetzt noch haben willst?! ..."

Da konnte er sich nicht helfen, mußte ihr in allem Glück auf gut ostpreußisch antworten. „Geh, schabber nich, du kleine dammlige Margell! Und von ‚nich haben wollen' is keine Red'. Frägt sich nur wann?"

„Na", sagte sie in leichter Verschämung, „daheim in Deutschland gibt es doch, soweit ich gehört habe, ein abgekürztes Verfahren, das man ‚Kriegstrauung' nennt ..."

„M W", sagte er, „wird gemacht!" Und als er, nach heißer Abschiedsumarmung, wieder die Treppe hinabstieg, störte es ihn nicht im geringsten, daß er im schönsten Augenblicke seines Lebens nichts anderes als ein plattes Allerweltswort gefunden hatte. Wer in solchen Momenten Phrasen zu drechseln verstand, war entweder ein geschwollener Schwätzer oder meinte es nicht ehrlich ...

9.

An einem klaren Tage gegen Ende des Monats März war es, als zwei Damen in tiefer Trauer von dem Dörfchen Radzionka in Russisch-Polen zu einem bewaldeten Hügel schritten, der als höchste Erhebung in leicht gewelltem Lande stand. Irgendwo in der Nähe dieses Hügels sollte das Grab des Rittmeisters von Foucar liegen, der bei glorreichem Angriff gegen russische Uebermacht am Weihnachtsmorgen des Jahres 1914 gefallen war. Die wenigen Ueberlebenden seiner tapferen Schwadron, die bei der denkwürdigen Attacke heil davongekommen waren, hatten ihm die Ruhestätte gerichtet. Seiner Witwe war die Erlaubnis erteilt worden, die sterblichen Reste des Helden in die Heimat zu führen ...

Bis Mlawa war Annemarie von Foucar mit ihrer Cousine, dem Fräulein Amelie von Gorski, in der Eisenbahn gereist. Dort hatte ihr der Etappenkommandant einen bequemen Wagen und einen Landsmann aus engerem Kreise, den Leutnant der Reserve Hans Wessollek vom Regiment 147, als Begleiter gestellt. Ein blutjunges Bürschlein, dem im flaumbärtigen Gesicht ein paar seltsam ernste und traurige Augen standen. Augen, die nicht mehr lachen konnten, weil sie zu viel Leid gesehen hatten ...

Der jüngste Sohn des Bürgermeisters von Ordensburg war

es. In einer einzigen Woche hatte er Vater und Mutter, kurze Zeit später die beiden älteren Brüder verloren. Der Vater war von den Russen verhaftet und auf dem Marktplatze von Grajewo erschlagen worden, die Mutter hatte sich vor Kummer und Gram erhängt. Und die beiden Brüder waren an einem Tage in der Schlacht von Tannenberg gefallen ...

Aus einer Dachluke des Elternhauses, hinter altem Bodengerümpel versteckt, hatte er zusehen müssen, wie der heißgeliebte Vater mit anderen Bürgern der Stadt, allem Gesetz und Recht zum Hohn, verhaftet wurde. Da hatte er sich ohne Besinnen dazwischenwerfen wollen, aber die alte Haushälterin Komorka hatte die Tür der Bodentreppe abgeschlossen, gab trotz allem Bitten und Drohen den Weg nicht frei. Und sie hatte für die Weigerung gar triftige Gründe ...

Der junge Herr Hans war wegen eines leichten Herzfehlers und zu geringen Brustumfanges zurückgewiesen worden, als er sich beim heimischen Regiment als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte. Danach aber fragten die Russen blutwenig, ob ein Bursch militärtauglich war oder nicht. Alles, was älter schien als fünfzehn Jahre, wurde eingefangen und über die Grenze geschleppt. Wenn aber keine hohen Vorgesetzten in der Nähe waren, hatten die russischen Streifkommandos ein weit kürzeres Verfahren, die jungen Leute an der Ausübung ihrer Dienstpflicht im deutschen Heere zu hindern. Sie schossen sie tot oder schleppten sie an den Hackklotz im Hofe. Dort warfen sie sich zu vieren über den Gefangenen. Zwei Mann umklammerten seinen Oberkörper, der dritte riß ihm den rechten Arm über den Klotz, und der vierte hieb mit scharfgeschliffenem Säbel zu ... Ganz rasch ging das, dauerte kaum ein paar Minuten. Und wenn der arme Bursch dalag mit dem blutenden Stumpf, riefen sie ihm lachend zu, den verstümmelten Arm eine Weile lang gegen die brennende Wand des Elternhauses zu halten. Kein besseres Mittel gäbe es, spritzendes Blut zu stillen, als sengendes Feuer...

Vor solchem Schicksal gedachte die Komorka den jüngsten Sohn ihrer Herrschaft zu bewahren. Und es machte ihr wenig Eindruck, daß er zuletzt in hellem Zorn mit Gewalttätigkeiten drohte, wenn sie nicht sofort die feste Lattentür aufsperrte. Ein Semester lang trug er schon das Fuchsenband und den weißen Stürmer der Königsberger Balten als wohlbestallter Studiosus der Jurisprudenz. Sie aber sah ihn noch immer als das

Bübchen an, das sie im Arm getragen hatte, wie sie vor jenen achtzehn Jahren als Kinderfrau in das Haus des Herrn Bürgermeisters gekommen war. Und vor einem Jungen, dem man früher immer das „Lichter ziehende" Näschen mit der Schürze geputzt hatte, brauchte man doch keinen Respekt zu haben... Acht Tage später war aus dem jungen Studenten ein leidgeprüfter harter Mann geworden...

Eines Abends hatte er länger als sonst auf sein Essen warten müssen, das ihm die Komorka immer nach eingetretener Dunkelheit in sein Versteck brachte. Endlich — es ging schon fast auf Mitternacht — erschien sie, führte ihn vorsichtig die Treppe hinab, über den Hof zum angrenzenden Pfarrgarten. Dort warteten noch einige Jünglinge aus dem Städtchen mit dem alten Förster Rögner an der Spitze. Der wollte den Versuch machen, sie durch die russischen Linien nach Lötzen zu führen...

Ob er von der Mutter nicht wenigstens ganz rasch noch Abschied nehmen könnte, fragte er. Und die Komorka erwiderte, nein, das ginge nicht. Die Mutter säße im Vorderzimmer mit den Offizieren der russischen Einquartierung bei einem Glase Wein, um deren Aufmerksamkeit abzulenken. Aber schön grüßen ließe sie ihn... Da war er mit schwerem Herzen und einem tiefen Seufzer gegangen. In der nächsten Nacht erst, als ihm zumute war, er müsse vor Erschöpfung zusammenbrechen, bekam er die Erklärung, weshalb er von der Mutter ohne Abschied hatte gehen müssen. Als eine Aufmunterung rief es ihm der Förster Rögner zu: „Herr Studiosus, schlapp machen gilt nicht! Sie haben den Russen Verschiedentliches auszuzahlen. Ihren Herrn Vater haben sie in Grajewo erschlagen. Ihre Frau Mutter hat sich, als sie gestern abend die Nachricht bekam, selbst den Tod gegeben. Sie hatte es Ihrem Herrn Vater versprochen, als er abgeführt wurde... Und merken Sie sich den Namen Rittmeister Bajarüschnik! So hieß das Vieh, das Ihren Herrn Vater gemordet hat..."

Wie ein Axthieb trafen ihn die Worte, mit einem jähen Aufschluchzen brach er zusammen. Aber die Schwäche dauerte nur ein paar Augenblicke, gleich danach marschierte er mit zusammengebissenen Zähnen weiter... Die Schlacht an den Masurischen Seen machte er schon als Gefreiter mit, nach Polen zog er mit seinem Regiment als Unteroffizier. In der großen Winterschlacht wurde er zum Leutnant befördert, am Augustowoer

Walde erwischte ihn eine Russenkugel an der linken Schulter. Aber es ging schon wieder. Hier der faule Dienst bei der Etappe war nur ein Uebergang, in wenigen Wochen hoffte er zu seinem Regiment zurückgekommen. Dann aber galt es, weiterzusuchen.

Vielleicht war der liebe Gott gnädig, ließ ihn den Mordbuben finden. Wenn nicht ... jeder Russe, den man ins Jenseits beförderte, war ein Mitschuldiger ... Und man konnte es den tapferen Masurenjungen, die die Nummer 147 auf der Achselklappe trugen, nicht verdenken, wenn sie keine Gefangenen machten, selbst auch keinen Pardon nahmen ... Jeder von ihnen führte Kerbholz ... Der eine, weil die Russen ihm den väterlichen Hof gesengt hatten, der andere, weil sie ihm teure Anverwandte erschlagen, der dritte, weil sie ihm die Braut oder Schwester geschändet hatten ... Er selbst hatte am Augustowoer Wald, als die eingeschlossenen Russen den letzten verzweifelten Durchbruch versuchten, ein Maschinengewehr bedient. Ueber eine blanke Wiese kamen die Sturmkolonnen gerannt, von den im Walde nachdrängenden Massen der eigenen Truppen vorgetrieben ... Immer in ganzen Reihen und Klumpen fielen da die Kerle, wenn der stählerne Hagel ihre Front lang strich ... Schon nach wenigen Minuten war die schneebedeckte Wiese rot wie ein Mohnfeld, und auf diesem roten Teppich wälzten sich Hunderte von schreienden, wehklagenden und sterbenden Menschen. Neue Sturmwellen brachen aus dem Walde vor, und wieder flossen ganze Bäche dampfenden Blutes aus zerrissenen Menschenleibern .. Da hatte er geschrien: „Immer mehr ... es ist noch nicht genug für das unschuldige deutsche Blut, das um Rache zum Himmel schreit ...“

So erzählte der junge Offizier, in seinem blassen Knabengesicht stand nichts als Haß. Das Fräulein von Gorski hörte mit erschreckten Augen zu. Auch sie hatte den Verlust von Teurem zu beklagen, aber ihrem milden Frauensinne lag es nahe, daran zu denken, daß nach dem Kriege doch einmal wieder Frieden kommen müsse. Und sie meinte: wie sollte es jemals eine Verständigung zwischen Völkern geben, die mit solcher Erbitterung gegeneinander wüteten? War es da nicht besser, man bot dem geschlagenen Feinde schon jetzt billige Bedingungen, so lange die Blutschuld zwischen den Völkern nicht zu einem reißenden Strom gewachsen war, über den für ewige Zeiten keine Brücke der Versöhnung mehr zu spannen war ...?

Frau Annemarie hatte sich an dem Gespräch nicht beteiligt. Was ging es sie an, wie lange dieser Krieg noch dauerte, und ob es auf der Welt noch einmal Frieden gab? Ihr Leben war für diese Zeitlichkeit zerbrochen, nachdem ein unerbittliches Geschick ihr daraus das Köstlichste geraubt hatte. Den heißgeliebten Gatten, mit dem sie in Denken und Fühlen so ganz eins geworden war, daß sie nach seinem Verlust nur noch wie ein halber Mensch herumging.

Sie aß und trank und schlief, sorgte für ihren kleinen Sohn, dachte zuweilen wohl auch daran, daß sie in nicht allzulanger Frist noch für ein Zweites zu sorgen haben würde, das sich unter ihrem Herzen regte ... all das aber tat sie mechanisch, ohne Fühlen und Denken ... als wenn ihr Körper nur noch lebte, Herz und Seele jedoch mit dem Geliebten gestorben wären. Und endlos dehnte sich vor ihr eine graue Straße, an der, gleich Meilensteinen, nichts als Pflichten standen. Keine einzige Freude aber, denn der eine, dessen gütiges Lächeln schon Lohn war und Seligkeit, lebte nicht mehr ...

Sie kamen an einem zerstörten Gehöft vorbei. Zwischen rauchgeschwärztem Brandschutt ragte ein kahler Schornstein in die Höhe, aus versengtem Gebüsch fuhr kläffend und belfernd ein abgemagerter, struppiger Hund. Eine scheltende Stimme rief ihn zurück, aus einem Bretterverschlage neben der stehengebliebenen Fachwerkwand des Stalles trat ein Mann in dem schmutzigen Schafpelz der polnischen Bauern. Graue Haarsträhnen hingen ihm in das gramdurchfurchte Gesicht, in seinen Augen stand ein abweisender Ausdruck ...

Der Leutnant Wessollek fragte ihn in polnischer Sprache, ob er hier wohl unter den Kriegergräbern Bescheid wüßte. Der Bauer fragte auf deutsch zurück: „Wen suchen Sie denn?"

„Den Rittmeister Baron Foucar!"

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Der Name sagt mir wenig! War es derselbe, den ich durch den See führte, und der danach die beiden Brücken sprengen ließ, so daß hinterher in der Schlacht mehr als viertausend Russen umkamen?"

Amelie von Gorski bejahte eifrig. Der Bauer hob die Hand. In sein von Wind und Sonne gebeiztes Gesicht trat ein heller Schein. „Dort oben auf dem Hügel liegt er. Wenn Sie gute Augen haben, können Sie das hohe Kreuz aus Birkenholz von hier aus erkennen. Es ist ein schönes Grab, und ich habe den

ganzen Winter daran gearbeitet. Ich bin dem Manne vielen Dank schuldig ... von den Russen, die mir Frau und Tochter geschändet, hier den Hof verbrannt haben, lebt keiner mehr. Die hat er alle mitgenommen. Na gehen Sie nur voran, ich komm' gleich nach ..."

Annemarie hatte nur die Worte von dem hohen Kreuz gehört. Hastig und mit langen Schritten ging sie davon, ohne auf die anderen zu warten. Heiße Sehnsucht trieb sie vorwärts, und eine seltsame Spannung war in ihr, als würde ihr dort oben auf dem Hügel eine neue Offenbarung des Liebsten werden, wie damals, als er gestorben war ... Am Weihnachtsmorgen, kurz vor Sonnenaufgang, war es gewesen, als sie aus festem Schlaf plötzlich aufwachte. Ganz deutlich hatte sie die Stimme ihres Mannes gehört, wie er zärtlich ihren Namen rief ... Schon damals wußte sie, daß ihm ein Unheil zugestoßen war, aber sie sprach zu keinem Menschen darüber. Was wußten die denn von dem geheimnisvollen Zusammenhange, der zwischen einer Mutter bestand und dem heißgeliebten Manne, von dem sie ein Kind unter dem Herzen trug ...? Und als ihr acht Tage später der Besuch des Obersten Harbrecht gemeldet wurde, nickte sie nur. Das war die Bestätigung ...

Der Oberst hatte eine Brigade im Westen bekommen. Auf dem Wege zu dem neuen Kommando, so sagte er, wolle er nicht verfehlen, der Gattin seines lieben Kameraden seine Aufwartung ...

Da hatte sie ihn unterbrochen: „Wozu die Einleitung, Herr Oberst? Was Sie mir bringen, weiß ich schon längst ..." Und als der andere mit bekümmertem Gesichte nickte, hörte sie kaum hin, wie er ausführte, daß sie neben allem gerechten Schmerze ein Gefühl des Stolzes empfinden dürfte. Als ein Held wäre ihr Mann gestorben, tief betrauert von Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen, denen allen sein Tod ein über die Maßen großer Verlust gewesen. So sprach der Oberst noch eine Weile lang fort, schilderte ausführlich das Gefecht, dessen siegreichen Ausgang der heldenmütige Führer der fünften Schwadron ganz allein seinem opferfreudigen Eingreifen zuzuschreiben hätte. Sie aber hatte nur den einen Gedanken: Wenn er endlich nur schon ginge, damit sie schreien dürfte! Laut schreien und weinen: Ihr sprecht immer von eurem Verlust!

Was wißt ihr denn davon, was ich verloren habe? ... Und als der Oberst gegangen war, kam die Amelie, sprach von allerhand Pflichten und Rücksichten, die sie hindern sollten, sich ihrem Schmerze ohne Hemmnis hinzugeben ... Da mußte sie sich von neuem zusammennehmen, denn an einem jähen körperlichen Schmerze fühlte sie, die da mit ernsten Worten zu ihr sprach, hatte recht .. Wenn sie das Kommende, das sich unter ihrem Herzen regte, nicht schädigen oder gar töten wollte, mußte sie gehorchen ... Aber — sie konnte sich nicht helfen — von diesem Augenblicke an spürte sie fast eine Art von Haß gegen das Kind, daß sie daran hinderte, ganz allein ihrer Trauer zu leben, und einen Groll gegen die Verwandte, die ihr immer so vernünftig zuredete, sie mit allen möglichen Mitteln aufzuheitern, auf „andere Gedanken" zu bringen versuchte. Welche Gedanken gab es denn noch für sie auf dieser Welt, als den einen einzigen, daß ihr Glück unwiederbringlich verloren war? ...

Das Grab lag auf einem Vorsprunge des Hügels, hell leuchtete zu seinen Häupten ein hohes weißes Kreuz aus unbehauenem Birkenstamme. Dicht daneben wuchs eine krause grüne Tanne, das Fußende des schmalen, mit Rasen verkleideten Grabes deckte ein mächtiger Findlingsstein. Seine Vorderseite war geglättet, als wartete sie auf die einzumeißelnde Inschrift, die den Namen des unter ihm ruhenden Helden der Nachwelt zu künden hatte. Und ein Kreis von halbmannshohen Blöcken schloß die Grabstätte gegen die braunroten Kiefernstämme ab, die als schweigende Wächter in der Runde standen ... Viel Mühe und Arbeit mußte es gekostet haben, die schweren Steine auf die Höhe zu schaffen ...

Amelie von Gorski und der junge Offizier waren ein wenig zurückgeblieben. Frau Annemarie trat allein an das Grab ihres Mannes. Zuerst kniete sie nieder, dann warf sie ihre Arme um den schmalen Hügel, preßte das Gesicht in den kühlen Rasen, fing zum Gotterbarmen zu schluchzen und zu weinen an. Der junge Offizier machte eine sorgende Bewegung, das Fräulein von Gorski aber zuckte mit den Achseln. So inbrünstigem Schmerze war nicht zu wehren. Und wer wollte sich das Recht anmaßen, mit gutgemeintem Einspruch einen so heiligen Augenblick zu stören, wo eine Verlassene mit einem Zwiesprache hielt, der in ihrem Herzen immer noch lebte ...?

Der Bauer war auf die Höhe nachgekommen, stellte sich mit unbeholfener Bewegung vor. Kronthaler hieß er. Und er erklärte mit halblauter Stimme. Hier oben hatte der deutsche Rittmeister mit seiner Schwadron gehalten, ehe er die russische Brigade angriff. Dort unten, wo sich die paar Erlenbüsche hinzogen, war er gefallen. Ein langer Unteroffizier, der neben ihm Wache hielt, war zum Verbandplatz getragen worden, der Blutverlust hatte ihn umgeworfen. Da war allerhand polnisches Gesindel gekommen, hatte die Toten ausgeraubt. Aber die Dragoner, die das Schlachtfeld absuchten, hatten ihren Rittmeister wiedererkannt. Geweint hatten sie, als sie ihn fanden. Und dann trugen sie ihn hier auf die Höhe, gruben ihm das Grab in dem hartgefrorenen Boden. Es war schwere Arbeit, kostete viel Schweiß, aber sie meinten, ihr Rittmeister müsse hier oben liegen, damit er immer auf das Feld hinabsehen könne, auf dem er einen so großen Sieg erfochten habe. „Und dann wollten sie Geld zusammenlegen für mich, daß ich das Grab in Ordnung halten sollte. Ich sagte, das ist nicht nötig, das tu' ich auch so. Weil ich dem Mann Dank schuldig bin. Da sind sie fortgeritten, ich aber hab' das alles hier so gerichtet ... ich hatte ja Zeit genug. Und am Tag nach dem Begräbnis traf ich einen Polacken, der die Gefallenen ausgeraubt hatte. Ich schlug den Unmenschen tot, nahm ihm den Sack da ab. Vielleicht sehen Sie nach, ob 'drin ist, was Sie angeht ..."

So sprach der Bauer Kronthaler, schnürte einen schweren, zwillichenen Beutel auf. Uhren lagen darin, Ringe, Geldbeutel und Brieftaschen ... Schon nach kurzem Suchen hatte Amelie von Gorski die Tasche des Rittmeisters von Foucar gefunden. Sie war an dem eingepreßten Wappen mit dem gefiederten Pfeil leicht zu erkennen. Und in der Tasche lag ein Brief ...

Da rührte sie der über dem Grabhügel Liegenden leicht an die Schulter.

„Verzeih', Annemarie, hier der Herr Kronthaler, der deinen lieben Mann beerdigt hat, hat einen Brief für dich." Wie der Bauer zu dem Briefe gekommen war, verschwieg sie ...

Frau Annemarie richtete sich auf, ein jäher Laut kam aus ihrer Brust. Fast wie ein Frohlocken klang es: Sie hatte ja gewußt, daß sie hier von ihrem Gatten ein Zeichen finden würde! ... Und sie las mit leuchtenden Augen ...

„Im Felde, zu Anfang Dezember.

Mein Liebstes!

Diese Zeilen werden Dich nach meinem Willen erst erreichen, wenn ich gefallen bin. Ich schreibe sie in einer knappen Stunde der Muße, nachdem ich in dem harten Gefecht an der Bzura wieder einmal mit genauer Not dem Tode entronnen bin. Eine russische Granate schlug drei Schritte neben mir ein. Gott sei Dank, ein Blindgänger, ich kam mit einigen Brocken Erde, die mir gegen den Rock spritzten, davon. Aber sie waren mir eine Mahnung, endlich mein Haus zu bestellen ...

Zunächst also, mein Liebstes, laß Dir aus tiefstem Herzensgrund für alles danken, was Du mir gewesen bist. Ich war im Begriff, mich zu verlieren, ehe ich Dich kennenlernte. Deine reine Seele und die Liebe zu Dir hat mich gerettet. Und als Du Dich mir schenktest, bin ich erst der geworden, der ich heute bin: ein restlos glücklicher Mann, dem der Tod nichts mehr anhaben kann. Ich habe das Köstlichste genossen, was diese irdische Welt zu vergeben hat, die hingebende Liebe einer reinen Frau, die mir zugleich der beste Freund und Kamerad war. So groß ist dieses Glück, daß ich zuweilen — vielleicht freventlich und vermessen — wünsche, es möge lieber jäh abbrechen, ehe daß es sich im Einerlei eines langen Alltags abschwäche oder zu einer gedankenlos hingenommenen Gewohnheit werde ...

Wie Du Dir das Leben ohne mich einrichten sollst, dazu habe ich wenig zu sagen. Du wirst unsern Kindern all Deine Adligkeit ins Herz pflanzen, sie zu Menschen erziehen nach Deinem Bilde. Schlank und frisch und frei, ohne einengende Vorurteile. Von ihren Ahnen sollen sie übernehmen, was diesen Richtschnur war: mit Frohsinn ihre Pflicht erfüllen! ...

Wenn es Dir recht ist, soll unser Aeltester Offizier werden. Ich bitte Dich aber, ihn in junger Leutnantszeit für ein paar Jahre nach Süddeutschland zu schicken, in meine schwäbische Heimat. Der Sinn dieser Bitte ist, er soll sein ganzes Vaterland achten und lieben lernen ...

Wenn das zweite Kind, das Du, mein geliebtes Weib, von mir empfangen hast, ein Mädchen wird, bitte ich, es Erdmuthe zu taufen. Nach meiner Mutter. Sie erklärte mir diesen Namen damit, daß, einer alten Ueberlieferung nach, ihre Familie vor jenen Hunderten von Jahren aus dem Ostpreußischen

nach Schwaben gekommen sei. Aus der Gegend der dunkeln Wälder und blauen Seen. So würde sich von den Ahnen zur letzten Enkeltochter ein geheimnisvoller Ring schließen, dessen Sinn wir mit unseren kurzsichtigen Augen nicht enträtseln können...

Ich liebe Dich so heiß, mein inniggeliebtes Weib, und mein Vertrauen in Gott ist so tief und groß, daß ich weiß, unsere Trennung kann nur eine kurze und zeitliche sein. In Ewigkeit werden wir wieder und immer beisammen sein. Und wie ich jetzt Deine Gegenwart spüre, während ich zu Dir spreche, so weiß ich, daß ich immer um Dich sein werde, wenn mein Sterbliches auch längst schon irgendwo in fremder Erde ruht...

Und nun, mein Liebstes, geh' in Deine Heimat zurück. Sie wird in kurzer Zeit wieder frei sein, dessen bin ich gewiß. Bau' wieder auf, was zerstört ist, für Deine und meine Kinder! Und laß mich schließen mit einem Gedanken, den ich schon einmal gedacht habe, als ich glaubte, ich sei dem Tode verfallen. Da sah ich mein im Westen landflüchtig gewordenes Geschlecht wieder bodenständig werden im Osten. Ein Samenkorn, weither vom Winde getragen, flog in neue Erde. Schlug Wurzel, wuchs auf und wurde zu einem starken, weit seine Krone reckenden Baum... Gottes Segen möge immerdar bei ihm sein, ihn blühen und Gedeihen lassen!

Ich küsse und umarme Dich herzinnig, Du liebe Frau, und warte auf das Wiedersehen. Ich küsse unsern Jungen und das Kommende, das meine irdischen Augen nicht mehr sehen werden. Lebewohl!

Gaston Baron Foucar von Kerdesac."

Frau Annemarie ließ die eng beschriebenen Blätter sinken, sah mit schwimmenden Augen in die von lachender Frühlingssonne bestrahlte Weite. Ein blauer See dehnte sich da unten, grünende Wintersaaten und gelbe Wiesenhalden, über die schon ein Schimmer neuen Sprießens flog... Ein lauer Windhauch streifte ihre Wange, wie die linde Berührung einer geliebten Hand schien er ihr. Und wer wollte ihr wehren zu glauben, es wäre die Hand des Gatten, der ihr einen neuen Weg wies? Wie leicht es wäre, die kurze Spanne dieser Zeitlichkeit allein zu wandern?... Mit Frohsinn seine Pflicht erfüllen! In

diesen Worten war der stärkste Trost beschlossen, den ein für seine Pflicht in den Tod Gegangener dem noch Lebenden geben konnte ... Und gar viele Pflichten warteten ihrer, wenn sie so leben wollte, daß sie dem Geliebten einmal mit Freuden die Hand reichen durfte: „Da bin ich, Gott sei Dank, und bist du zufrieden mit mir?“ ...

Fräulein Amelie trat zu ihr. „Verzeih'“, sagte sie mit bewegter Stimme, „mich drängt es, etwas auszusprechen, was ich in dieser Stunde gedacht habe. Schon vom ersten Augenblick an, als wir hier oben standen. Da unten liegt blühendes Land, das dein lieber Mann dem deutschen Vaterlande erobert hat. Als ein Sieger schläft er hier an einer Stätte, die treue Hände ihm bereitet haben. Ein Recht ist es für ihn und vielleicht auch eine Pflicht, hier zu ruhen und zu passen, daß kein russischer Fuß mehr diesen Boden betritt, der so edles deutsches Blut getrunken hat. Also da meine ich, stören wir ihn nicht! Vielleicht ist er dir auch näher, wenn du nach seiner Ruhestätte Sehnsucht verspürst, als wenn du bloß immer drei Schritte zu gehen hast, sie zu erreichen ...“

Frau Annemarie nickte. Die liebe Gute da sprach nur aus, was sie selbst schon empfunden hatte. Sie wandte sich zu dem Bauern. „Herr Kronthaler, ich danke Ihnen herzlich für alles, was Sie an meinem Gatten getan haben! Ich hab' weit von hier, im Masurischen, ein großes Besitztum. Es ist ebenso zerstört wie das Ihrige. Ich will es wieder aufbauen für meine Kinder. Und für alle, die meinem Vaterhause verbunden waren, soweit sie noch am Leben sind. Kommen Sie mit mir, ich brauche viele Hände, die mir helfen! Und Ihr Schade wird es nicht sein ...“

Der Bauer sah nachdenklich vor sich hin. „Von wegen Schaden ist keine Rede. Wird das Land hier deutsch, kann ich jeden Tag verkaufen. Bleibt es russisch, werd' ich weggejagt. Und mit den Gräbern, da hat das Fräulein recht. Man hängt mehr an ihnen, wenn man sie nicht immer vor Augen hat. In der ersten Zeit war mir immer, als müßt' ich sie wieder aufkratzen, jetzt seh' ich manchmal schon tagelang nicht mehr hin.. Es ist auch nicht gut, bloß rückwärts zu denken, wenn man noch ein ordentliches Stück Leben vor sich hat. Ich seh' älter aus als ich bin, der Gram und der Kummer haben mich so alt und klein gemacht. Und es ist da noch etwas: Es ist eine Zeit

gekommen, wo man sich wieder darauf besinnen muß, daß man früher einmal Deutscher war. Das will ich wieder werden! Also wenn Sie mich wirklich in der Heimat brauchen können ..." Er reckte sich auf, seine breitschulterige Gestalt wurde reichlich um einen halben Schuh höher, und er streckte die arbeitsgewohnte Hand aus. Frau Annemarie aber schlug herzhaft ein ...

Danach waren die anderen langsam vorausgegangen, sie kniete noch einmal an dem Grabhügel nieder, zum letzten Abschied. Da wollte sie von neuem das bittere Weh überkommen, daß sie von nun an allein wandern mußte, niemals mehr die geliebte Stimme hören, die starke Hand halten, an seinem Herzen sich wärmen durfte ... Aber sie wehrte sich tapfer, denn sie hatte ihm ja versprochen, stark zu bleiben. Und da hob sich aus aller gerechten Trauer der Stolz, daß der adelige Held, der hier in selbsteroberter Erde ruhte, ihr gehört hatte und weiter gehörte für alle Zeiten. Sie allein trug den Namen, dem er durch eine über die Maßen kühne Tat hohen Ruhm erworben hatte, und dieses Namens wollte sie sich würdig erweisen, seine Kinder nach seinem Vorbilde erziehen. Fast anderthalb Jahre hatte sie den Teuren besessen, eine Zeit schier unsäglichen Glücks war es gewesen. Jeder einzelne Tag dieser Frist barg der köstlichen Erinnerungen so viel, um ein ganzes Leben davon zu zehren ...

Sie trocknete die Tränen, brach von der krausen Tanne zu Häupten des Grabes ein grünes Zweiglein, um es daheim an das erste Bild zu heften, das er ihr noch im Brautstande geschenkt hatte. Und als sie sich zum allerletzten Male hinabbeugte, griff sie mit der Rechten tief durch das Geflecht von Moos und Graswurzeln, bis sie die kühle Muttererde spürte, in der er ruhte. Ein Abschied war es und zugleich ein Gelübde unwandelbarer Treue ...

Der Frühlingswind hatte sich stärker aufgemacht. Durch die Wipfel der hohen Kiefern ging ein Rauschen. Wie ein Gruß klang es ihr und wie ein Ruf: Sei stark und lebe! ... Und sie sah nicht mehr zurück, als sie mit klaren Augen zum Tal hinabschritt ...

Die anderen, die vorausgegangen waren, warteten auf sie. Der junge Offizier umfing ihre hohe Gestalt mit einem ehrfürchtigen Blicke. Und weil er vielleicht mal ein Dichter wer-

den sollte, erschien ihm die junge, eine neue Hoffnung tragende Frau als ein Bild der geliebten Heimat. Auch die war von schwerstem Schicksal geschlagen, hatte Unersetzliches verloren. Und doch richtete sie sich wieder auf in unbeugsamer Beharrlichkeit; faßte Mut zu frischer Arbeit, denn neues Leben regte sich in ihrem Schoße. — — —

Im Reservelazarett in Posen hatte Hermann von Brinckenwurff das Eiserne Kreuz und die Nachricht von seiner Beförderung zum Offizier bekommen. Damit hatte er sich vor seinen alten Regimentskameraden — soweit sie noch am Leben waren — wieder sauber gefochten, aber was nützte ihm das Leutnantspatent? Mit einem einzigen heilen Arm konnte man nicht in der Front reiten. Der rechte hatte bis über's Ellenbogengelenk abgenommen werden müssen. Gerade nur ein kurzer Stumpf war übriggeblieben, an den man die Maschinerie setzen konnte, die von den Herren Stabsärzten „Prothese" genannt wurde... Und im Bette neben ihm lag ein anderer, für den dieser Krieg auch zu Ende war — äußerlich — der Oberleutnant Hans von Gorski. Nur dem armen Kerl hatte es bedeutend schwerer erwischt. Schuß durch die linke Brust, unterhalb des Herzens, und das rechte Auge weg. Nach der Sprengung der Eisenbahnbrücke war er mit seinem Zuge in russisches Maschinengewehrfeuer geraten. Das kleine Loch in der Uniform war mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse zuzudecken gewesen, aber bei dem Auge hatte es doch recht lange auf der Kippe gestanden, ob das andere nicht auch koppheister gehen müßte...

Da hatten die beiden Ordensburger Dragoner die glorreiche Zeit, in der ihr Regiment dabei half, die geliebte Heimat von allem russischen Unrat reinzufegen, im Bett verbringen müssen. Zeitung mußten sie lesen, während die anderen in der großen Winterschlacht sich unverwelkliche Lorbeeren pflückten! Aber schließlich — sie hatten vorher ja auch ihren Teil an Pflicht und Schuldigkeit getan. Als winzige Rädchen in der gewaltigen Kriegsmaschine, die von dem unvergleichlichsten aller Helden, dem Befreier Deutschlands von Russennot, gelenkt

wurde. Und mitten in grünender Frühlingspracht kam der Tag, von dem sie damals gesprochen hatten, als sie in dem Dörfchen Radzionka im Windschutz einer Hausmauer gesessen hatten: was sie anfangen wollten, wenn es wieder Friede gäbe ...

Der eine fuhr nach Berlin, um sich ein ziemlich sicheres Jawort zu holen. Der andere nach Orlowen, um nachzusehen, was die Russen von seinem inzwischen längst zurückgekauften Erbgute übriggelassen hatten. Und dann hatte er einen schweren Gang zu gehen, hinüber nach Kalinzinnen, um ein Notizbuch abzugeben, in dem er nur die letzte Seite gelesen hatte. In deutlicher Schrift stand da:

„Meldung an Herrn Oberst Harbrecht. Vorschlage Vizewachtmeister Brinckenwurff wegen mehrfach bewiesener Tapferkeit zu E. K. II. Hätte eigentlich Erster verdient. Empfehle gleichzeitig Ernennung zum Offizier ... wohlverdiente Rehabilitation eines Edelmannes, der durch adelige Gesinnung und Tat gezeigt hat, daß er in längst vergangener Zeit sich nur durch begreifliche Aufwallung hinreißen ließ.

von Foucar
Rttmstr. u. Schw.-Kommandeur."

So oft der lange Brinckenwurff diese Zeilen las, wurden ihm die Augen feucht. Das Zeugnis da, in jener halben Stunde geschrieben, als er auf Strümpfen pürschte, den russischen Posten an der Rzekabrücke zu töten, erschien ihm von höherem Wert als ein Orden. Vielleicht ließ die Annemarie sich auf seine Bitte hin herbei, es ihm zu schenken. Dann gedachte er's in die alte Chronik der Brinckenwurffs zu kleben, zugleich damit in dieser Familiengeschichte eine neue Seite anzufangen ... Zu Nutz und Frommen seiner Nachfahr'n, von denen er eine ganze Menge in die Welt zu setzen gedachte. Er wußte — Gott sei Dank — auch schon mit wem ...

Viel Trauriges und viel Erhebendes zugleich sah Hermann von Brinckenwurff auf der Reise in die Heimat. Zerstörte Dörfer und Städte, um die rauchgeschwärzten Mauern aber sprossendes Grün, auf den Feldern die Heimgekehrten bei der Arbeit.

Und schier unübersehbar wie der Strom, der einstmals davongeflossen, war die Flut der wieder Zurückkommenden. Die langen Eisenbahnzüge, die vom Westen rollten, waren gefüllt bis auf den letzten Platz, in Korschen mußte Hermann froh sein, daß er in einem Wagen vierter Klasse Unterkunft fand. Da stand er mitten zwischen frohgestimmten Menschen und ganzen Bergen kärglichen Hausrates, den sie wieder heimbrachten, wie sie ihn vor langen Monaten auf hastiger und angstvoller Flucht davongeschleppt hatten. Die meisten dieser Menschen wußten nicht, ob sie auch nur eine einzige Ecke in ihrem Besitztum heil finden würden, um sich für die Nacht und gegen schlechtes Wetter zu bergen. Aber das focht sie nicht an. Ein paar Bretter waren rasch zusammengeschlagen, und dann würde man schon weiter sehen. Die Hauptsache, man kam wieder in die Heimat zurück ... Die Heimat, deren liebes Bild trotz aller Lockungen der Fremde nicht verblaßt war ... Da draußen war es ja auch ganz schön gewesen, man hatte viel Güte und hilfsbereite Fürsorge erfahren, auch lohnende Arbeit gefunden. Aber lieber in der Heimat trocken Brot essen, als draußen Marzipan! Und wo gab es so herrliche Wälder, so wunderschöne blaue Seen, als in dem Ländchen, das vor Allenstein anfing und an der russischen Grenze endigte? Not und Entbehrungen aber? ... Ach du mein lieber Gott, daran war man in Masuren gewöhnt! Wie oft schon war das Land im Lauf der Jahrhunderte verwüstet worden, und immer wieder hatte es sich aufgerichtet! Von der Pest war es verheert worden, und die Franzosenzeit hatte es ausgesogen bis aufs Mark. Diese Heimsuchungen hatte es überwunden aus eigener Kraft, weshalb sollte diesmal das Werk des Wiederaufbaus nicht gelingen, wo das ganze deutsche Vaterland zur Hilfe erbötig war, und der Kaiser seinen besonders gnädigen Schutz zugesagt hatte? ...

Ein halbwüchsiger Bursche in einer Ecke des Wagens, der als köstlichsten Erwerb aus Berlin eine Ziehharmonika mitgebracht hatte, spielte unermüdlich all die Gassenhauer, die er mit empfänglichem Ohr dort aufgeschnappt hatte. Schließlich aber bog er in die Weise des schönsten Liedes ein, das diese schwere Kriegszeit geboren hatte, des Liedes von der Heimat. Da stimmte alles, was in dem Wagen saß oder stand, mit ein. Auch Hermann von Brinckenwurff sang mit. Und er

mußte an den Wintertag denken, an dem er dieses Lied zum ersten Male gehört hatte. Was hatte sich alles in ihm und um ihn in dieser Zeit gewandelt ...

Ein junges Bauernpaar stand an dem schmalen Fenster, die Frau schrie plötzlich freudig auf, deutete hinaus: „Ein Storch, ein Storch! Auf dem Schornstein von 'nem abgebrannten Haus hat er sein Nest gebaut ..."

Der Mann aber neben ihr schmunzelte. „Na, Gott sei Dank, dann kann's uns ja nicht fehlen! Immer hatt' ich Angst gehabt, wo sollen wir Bauern bloß die Kinder herkriegen. Aber jetzt, wo die Störche wieder da sind ..." Er konnte den Satz nicht zu Ende sprechen, die Frau wurde rot, schloß ihm mit fester Hand den Mund. Die Insassen des Wagens aber lachten fröhlich auf. Drei Kinder hingen an dem Rock der jungen Mutter, das vierte aber reiste auch schon mit ... Und von den anderen Frauen blickte manche neidisch drein. Je mehr Kinder ein Bauer hatte, desto reicher war er ...

In Ordensburg stieg Hermann von Brinckenwurff aus. Die Mehrzahl seiner Mitreisenden mit ihm, um sich auf die in der Nähe liegenden Dörfer zu verteilen. Ein Teil aber fuhr über Beldahnen nach Prostken zu, oder mit einem anderen Zuge in die Gegend von Johannisburg. Ganz Masuren war ja wieder frei bis zur Grenze ... Und weit jenseits in Feindesland stand als eine eherne Mauer das siegreiche Heer ...

Auf dem zerschossenen Bahnhofe war eine lange Bretterbude errichtet. Darin war eine ganze Anzahl von Damen und Herren tätig, die Heimkehrenden zu empfangen. Nicht mit schwungvollen Begrüßungsansprachen — für solchen Firlefanz hat der Ostpreuße wenig Sinn — sondern mit Speise und Trank, mit Anweisungen auf Saatkorn und Vieh, mit Unterkunft für die erste Zeit, bis an den zerstörten Heimstätten ein notdürftiges Obdach geschaffen war.

Viele Bekannte sah Hermann da wieder aus alter Zeit, und — er konnte sich nicht helfen — seine Brust hob sich vor Stolz, daß er in der Offiziersuniform der Ordensburger Dragoner vor sie hintreten durfte.

Der Freiherr von Lindemann war der erste, der ihn begrüßte. Das runde Bäuchlein war verschwunden, die kleinen Augen aber blickten vergnügt wie sonst in die Welt. „Na also", sagte

er bloß, „und gratuliere herzlich! Wenn es Ihnen in Orlowen zu einsam wird, junger Brinckenwurff, hier im Königlichen Hof finden Sie Anschluß. Aber nur zu einem Gläschen dünnen Biers, die Burgunderzeiten bei dem mit Recht so verstorbenen Schurken Zapietznik sind vorüber. Ich hab' nämlich inzwischen das Fräulein von Streit auf Marczinowen geheiratet ..."

Da sagte auch Hermann bloß: „Na also, und gratuliere herzlich", denn er kannte die Vorgeschichte dieser Ehe. Der kleine Freiherr aber nahm es nicht übel. Und während die anderen arbeiteten, erklärte er weiter. Der schlanke Herr da mit den Schmissen im Gesicht war der Landrat von Döhlau, vor kurzem erst aus russischer Gefangenschaft befreit. In den wenigen Wochen aber, seit er sein Amt wieder übernommen, habe er mehr für Stadt und Kreis geschaffen, als andere vielleicht in Monaten vor sich gebracht hätten. Zusammen mit seinem getreuen Retter und Helfer, dem früheren Sozialistenhäuptling Kochanski. Man erwog ernsthaft in dem Kreise der Stadtverordneten, dem energischen und klugen Manne das Amt des Bürgermeisters anzutragen ...

So gedachte der Herr von Lindemann noch vieles zu erzählen, den Langen aber trieb die Ungeduld nach Hause. Er verabschiedete sich und ging die Bahnhofsstraße hinab ins Städtchen, in der Hoffnung, irgendwo ein Fuhrwerk zu finden, das ihn nach Orlowen brachte ...

An gar vielen ausgebrannten oder zerschossenen Häusern kam er vorbei, die stattlichen Gebäude um den Markt lagen in Trümmern. Von der alten Kirche, die noch aus der Ordenszeit stammte, standen nur die kahlen Mauern, Schiff und Dach und Turm waren ausgebrannt. Im Pfarrgarten aber blühten die Apfelbäume, und aus der Kirche kam heller Gesang von vielen Knaben- und Mädchenstimmen. Da trat Hermann in das von starken Streben gestützte hohe Portal, sah und hörte zu.

Ein junger Pfarrer hielt Einsegnung, paarweise standen die Jünglinge und Jungfrauen an der Stelle, wo früher der Altar sich erhoben hatte. Ein Schutthaufen war er jetzt, aber über ihm spannte sich der blaue Frühlingshimmel, und die liebe Sonne streute mit verschwenderischer Hand Licht und Gold durch die ausgebrannten Fensteröffnungen ... Dem Heimgekehrten aber schossen die hellen Tränen in die Augen. In diesem Raume hatte er auch einmal gekniet neben einer, die er

sich zu gewinnen gedachte, weil sie ihm als das beste Teil einer glücklichen Zukunft erschien. Wollte Gott, er kniete bald wieder neben ihr, aber zu anderer Einsegnung ...

In der Ausspannung des Königlichen Hofes fand er ein Fuhrwerk. Die beiden Gäule waren klapperdürr, aber der Kutscher meinte, das wäre nur äußerlich, sie könnten schon ganz ordentlich wieder traben. Da stieg er ein, und als sie aus dem Beldahner Walde kamen, empfand er's fast als eine Ungerechtigkeit, daß der alte Bergfried von Orlowen noch aufrecht stand. Die Russen hatten ihn verschont, auf höheren Befehl, weil das Gut eine Zeitlang einer Besitzerin gehört hatte, die als „freundlich" anzusehen war ... Na schön, auch das gehörte in die Vergangenheit, und deswegen brauchte er Turm und Haus jetzt doch nicht abzureißen ...

Auf einem großen Sommerroggenschlag nicht weit vom Park ackerte ein Dutzend gefangener Russen unter Aufsicht der Frau des Schmiedes Wisotzki. Er rief sie an: „Heda, Wisotzken, wer hat denn das angeordnet, daß hier schon Wirtschaft geführt wird?"

Die Schmiedsfrau schlug vor Erstaunen die Hände zusammen. „Härrjehs nei, unser Härr Baron!! Und wegen der Wirtschaft? Ja wissen der Härr Baron das nich? ... Das gnä'ge Fräulein Amelie, wo bei der Frau von Foucar drüben in Kalinzinnen zur Pflege is, hat das alles befohlen. Und ebend is se noch hier gewesen, is auf'm Weg nach'm Krähenberg lang gegangen ..."

„Dank' schön", sagte er, lohnte den Kutscher ab. Und er machte sich gemächlich auf den gewiesenen Pfad. So war's richtig, die zukünftige Brinckenwurffin baute schon an dem gemeinschaftlichen Nest! Er brauchte sich nicht zu beeilen, mit seinen bedeutend längeren Beinen holte er die — leider — etwas klein geratene Gorski schon ein. Und er kostete die Vorfreude aus, wie es war, wenn man den guten Kameraden um den Hals faßte.

Auch die Antwort konnte er sich schon denken: „Na, nur unter dem Gesichtspunkte, daß für uns arme Würmer jetzt die Auswahl leider recht beschränkt geworden ist! Und wenn du dir einbilden solltest, unsere Ehe wird so was wie 'ne Rosenkette — ein Irrtum, mein Lieber! Also zopp' noch zurück,

solange es Zeit ist. Ich kann nämlich, was dir sattsam bekannt sein dürfte, auch recht widerborstig sein ..."

„Is schon gut", sagte er darauf, „das wollen wir eben ausprobieren." Und er fing an, mit einem Male zu laufen, denn weit hinten, von Kalinzinnen her, sah er einen Einspänner kommen. Da hätte es ihm passieren können, daß er vor lauter Vorhergenießen bei seinem wirklichen Glück um einen ganzen langen Tag zu spät kam ...

* * *

Beachten Sie bitte
die folgenden Seiten:

RICHARD SKOWRONNEK

Grenzwacht im Osten

Ungekürzte Volksausgabe der beiden berühmtesten Skowronnek-Romane in einem Band: „Sturmzeichen", eine Prophezeiung vom Einbruch der Russen ins deutsche Grenzland, vor Kriegs-Ausbruch geschrieben, und „Das große Feuer", eine Schilderung des Kriegs-Ausbruchs und der ersten Kämpfe.

★

25. Tausend. In Ganzleinen 2 M 85

RICHARD SKOWRONNEK

Der Bauer ohne Gott

Gewissenskämpfe, leidenschaftliches Ringen um Gott, heiße Sehnsucht nach Familienglück und Nachkommenschaft erfüllen die Menschen dieses Buches so sehr, daß die Konflikte nicht still in der Brust zu Ende gekämpft werden, sondern in furchtbaren Ausbrüchen ans Tageslicht drängen.

★

12. Tausend.

Broschiert 3 M 50, in Ganzleinen 5 M

RICHARD SKOWRONNEK

Die Wölfe von Weesenberg

Von Menschen aus altem Schlag, an die das moderne Leben mit seinen Anforderungen und Zufälligkeiten herantritt, erzählt dieses schöne männliche Buch. Vom Lebenslauf zweier Brüder,— Freiherr und Gutsbesitzer der eine, strafentlassener Arbeiter der andere — erzählt es, der verschlungen in Höhen und Tiefen des Lebens führt und die Frage stellt: Frau oder Gewissen?

*

8. Tausend.

Broschiert 3 M 50, in Ganzleinen 5 M

RICHARD SKOWRONNEK

„Heimat, Heimat!“

Der dramatische Kampf zweier feindlicher Brüder. „Wie dieses Buch von des Autors eigener Liebe zu seiner ostpreußischen Heimat spricht, so vermittelt es mit der Anschaulichkeit seiner Natur- und Menschenschilderungen auch dem nicht im Grenzland Geborenen starke, bleibende Eindrücke.“

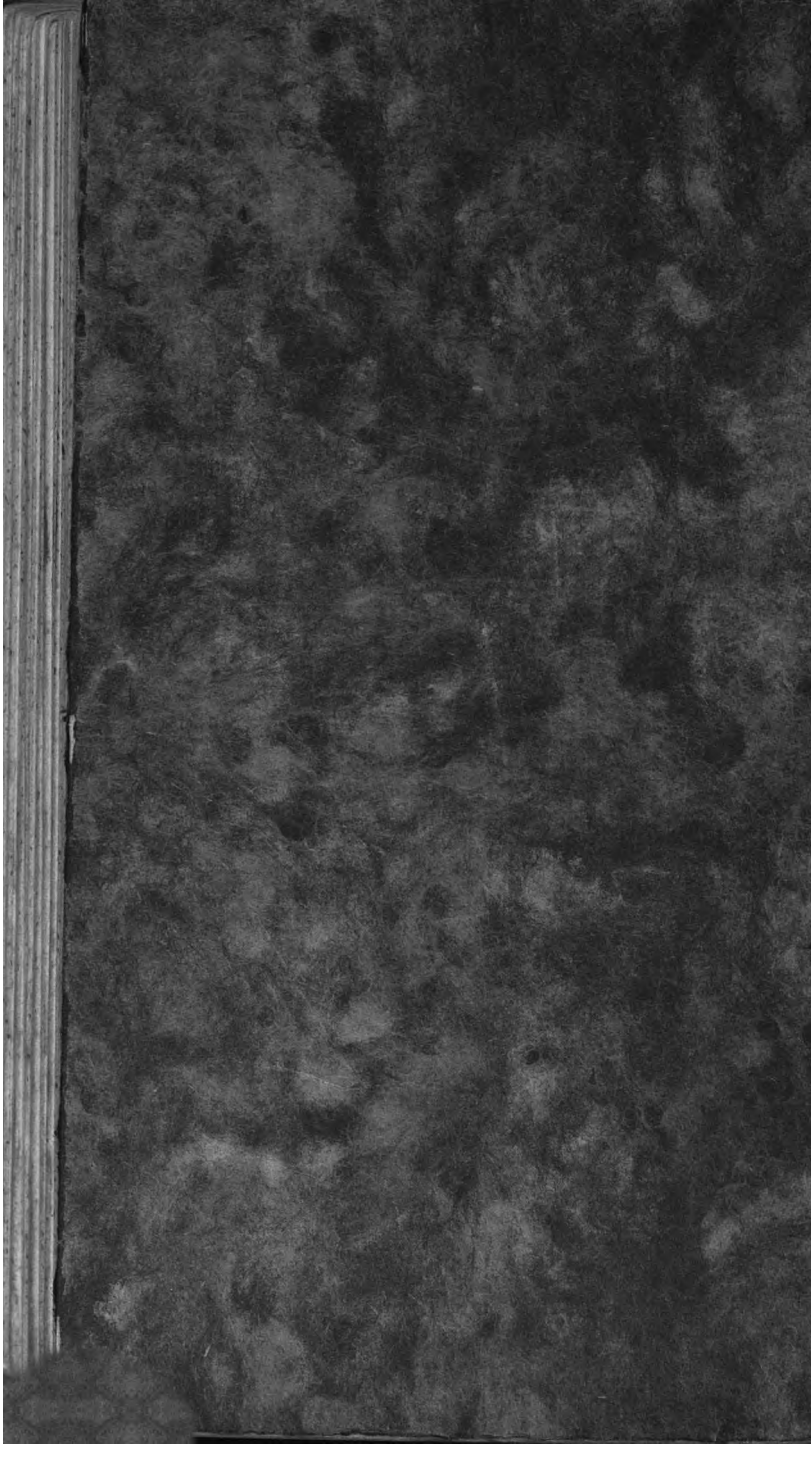
(Hannoverscher Anzeiger)

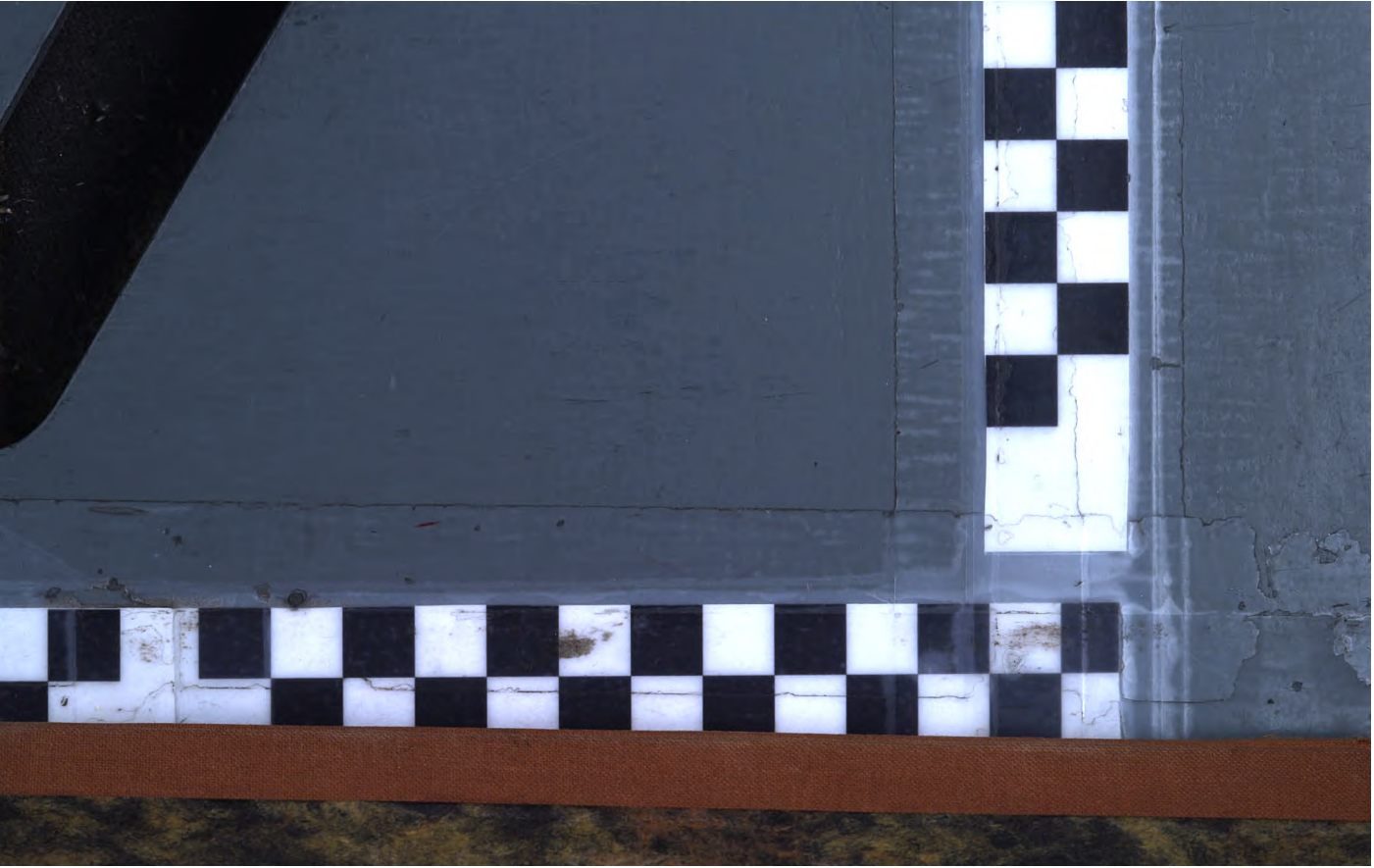
✶

15. Tausend

Broschiert 2 M 50, Ganzleinen 3 M 50

Gedruckt
im Ullsteinhaus
Berlin





LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Lesegebühr für 7 Tage 30 Pf.
Verlängebühr für je 3 Tage 15 Pf.
~~Leihpreis~~
pro Woche ~~20~~ Pfg

3853

Eigentum
der
Leihbücherei
„Süd-West"
E. Bast
Berlin SW. 29
Fidicinstr. 9

3853

Skowronnek
Die Sporck'schen Jäger

Eigentum
der
Leihbücherei
„Süd-West“
E. Bast
Berlin SW. 29
Fidicinstr. 9

Die Sporck'schen Jäger

Wilderer-Roman aus Masuren

von

Richard Skowronnek

Vollständige Ausgabe

98.—107. Tausend

Leih-Bücherei
Süd-West
E. Bast
BERLIN SW. 29
Fidicinstraße 12

Paul Franke Verlag
Inh.: Paul Franke & Rudolph Hentzel G. m. b. H.
Berlin

Alle Rechte,
insbeſondere das der Überſetzung,
vorbehalten.

Unter dem Titel „Bataillon Sporck“ erſchienen 93 000 Exemplare.

Druck von Hallberg & Büchting (Inh. E. A. Klepzig) Leipzig

Leih-Bücherei
Süd-West
E. Bast
BERLIN SW. 29
Fidicinstraße 12

PT 2639
SK 6 S6
1929

I.

Die dritte Kompagnie des Jägerbataillons Graf Sporck von Wartenstein kam im prallen Sonnenbrand von der Felddienstübung zurück. Der Vormittag war lang gewesen, und der kleine Hauptmann Rabenhainer, der auf seinem hochbeinigen Trakehner Halbblut an der Spitze ritt, hatte sich und seinen Leuten an Strapazen nichts geschenkt. Unter den Schirmen der Tschakos rann der Schweiß über krebsrote Gesichter, weißlicher Chausseestaub deckte Uniformen und Lederzeug, aber die Truppe marschierte in guter Haltung, und wenn der Hauptmann sich im Sattel wandte, reckten sich die Köpfe höher aus den Kragen, und sein Blick traf blanke Augen.

Ein Ende vor der breiten Steinbrücke, die den grünlich schimmernden Stadtgraben überspannt, lenkte er den Trakehner, den der Kompagniewitz wegen einer ausgesprochenen Hammelnase den „schönen Adolar" getauft hatte, in den Schatten einer breitästigen Linde.

„Die abgebrochenen Rotten aufmarschieren . . . marsch, marsch . . . halt!"

Wie eine Fanfare klang das Kommando. Nach ein paar Augenblicken kribbelnder Bewegung stand die Kompagnie in klarer Sektionsgliederung wie eine Mauer. Hauptmann Rabenhainer strich mit einer gewohnheitsmäßigen Bewegung den buschigen Schnurrbart in die Höhe und schmunzelte zufrieden. Reichlich

M 86126

vierzig Kilometer auf staubiger Chaussee und schwerem Gelände hatte die Kompagnie hinter sich, aber nicht eine Gewehrmündung rührte sich, und die Kerle drückten die Knie durch wie auf dem Exerzierplatze. Plötzlich aber zog er die Augenbrauen zusammen, und sein sonnenverbranntes Gesicht färbte sich um einen Schatten dunkler.

„J da soll doch gleich ein heiliges Donnerwetter über den Schlot! Feldwebel Thiel!"

„Herr Hauptmann?"

Der Feldwebel sprang aus dem Glied, die Linke faßte nach dem Säbel, die Rechte aber mit einem im Laufe der Jahre mechanisch gewordenen Griff nach dem zwischen dem zweiten und vierten Knopf steckenden dickleibigen Notizbuch.

„Schreiben Sie: Jäger Stengel drei Tage Mittelarrest wegen Kratzens unter angefaßtem Gewehr!"

Feldwebel Thiel klappte sein Notizbuch auf und führte den Bleistift mit einer zögernden Bewegung zum Munde. Aus langjähriger Erfahrung wußte er, daß bei seinem Kompagniechef zwischen raschem Urteil und Vollstreckung sich in der Regel die Frage nach mildernden Umständen einzustellen pflegte, und richtig! Der Hauptmann beugte sich im Sattel nach vorn und sah den Delinquenten scharf an.

„Oder haben Sie was zu Ihrer Entschuldigung anzuführen, Stengel?... Die andern: Gewehr ab ... rührt euch!"

Der dritte Mann vom Flügel der fünften Sektion hob den Kopf.

„Nein, Herr Hauptmann! Es biß mich was, und da hab' ich mich heimlich gekratzt. Ich glaubte, der Herr Hauptmann würden's nicht sehen."

Der kleine Hauptmann lachte kurz auf, daß unter

dem dicken blonden Schnurrbart die weißen Zähne blitzten.

„Haben Sie gehört, Feldwebel Thiel? Herr Stengel bildet sich ein, ich würde es nicht sehen, wenn ein Kerl im Glied plötzlich auf eigene Faust Freiübungen macht! ... Und nun stellen Sie sich mal vor, Jäger Stengel, außer Ihnen wären noch zehn Männerchen auf die verbrecherische Idee gekommen, sich unter angefaßtem Gewehr zu kratzen, und neben mir hielte hier der Herr Oberstleutnant! Also was würde der Herr Oberstleutnant da sagen?"

Ein wenig zögernd und betreten antwortete der Jäger Stengel: „Der Herr Oberstleutnant würden sagen, das ist ja eine ganz lausige Kompagnie!"

„Na sehen Sie, und deshalb fliegen Sie jetzt für drei Tage ins Loch! Es ist Ihnen doch hoffentlich klar, daß Sie die Strafe verdient haben?"

„Jawohl, Herr Hauptmann!" Der Jäger Stengel schluckte ein paarmal, und fast trotzig kam es von seinen Lippen: „Wenn ich gewußt hätt', daß der Herr Hauptmann sich so drüber ärgern, hätt' ich's nicht getan!"

„So, das tut Ihnen leid?... Na, mich freut's jedenfalls, daß Sie ehrlich die Wahrheit gesagt haben, statt mich mit irgendeiner faulen Ausrede anzulügen. Also, Feldwebel Thiel: Die Arreststrafe des Jägers Stengel ist infolge Eintrittes mildernder Umstände in einmaliges feldmarschmäßiges Antreten beim nächsten Sonntagsappell umgewandelt."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Der Feldwebel schob sein dickes Notizbuch wieder zwischen den zweiten und vierten Knopf, durch die Glieder der Kompagnie ging ein kaum hörbares Summen, und achtzig Augenpaare richteten sich auf den kleinen

hageren Mann im Sattel des hochbeinigen Trakehners. Fast wie ein stummes Gelübde war es, mit diesem Führer, wenn's drauf ankam, durch dick und dünn zu gehen...

Und der Hauptmann Rabenhainer spürte es. Er reckte den sehnigen Körper in den Steigbügeln.

„Na schön, Kerls! Jetzt aber flott und forsch das Jägerlied! Damit die andern Kompagnien, die hinter uns kommen, sich nicht einbilden, die Dritte wär' nach den paar Kilometern Sturzacker schlapp geworden." Seine Stimme stieg an, und das Kommando flog in die Mannschaft wie ein heller Schlag: „Stillgestanden!... Das Gewehr — über! Kompagnie — marsch!"

Die Gewehre gingen mit hörbarem Ruck in die Schultern, einen einzigen dumpf dröhnenden Klang gab es, als der erste Antritt den harten Chausseeboden traf. Drei, vier Schritte danach hob sich aus der Mitte der Truppe die rauhe Stimme des eben begnadigten Sünders Stengel:

„Ich schieß' den Hirsch im dunklen Forst."

Brausend fielen die andern ein:

„Im tiefen Wald das Reh,
Den Adler auf der Klippe Horst,
Die Ente auf dem See.
Kein Ort, der Schutz gewähren kann,
Wo meine Büchse zielt,
Und dennoch hab' ich harter Mann
Die Liebe auch gefühlt!"...

Vier Marschtakte Pause, dann erklang im letzten Gliede ein übermütig heller Tenor: „Jäger Meier!" Vorn antwortete ein grober Baß: „Was befiehlt der Herr Sergeant?" Und von neuem fiel der Chorus ein mit einem töricht-lustigen Zwischengesang:

„Das Kränzlein zahlt der Leutenant,
Weil er ein junges Herz verbrannt,
Im Bauernquartier;
Sporckſche Jäger, die ſind wir!“...

Die Kompagnie marſchierte im hurtigen Gleichſchritt dahin, der Klang der rauhen Stimmen brach ſich im Widerhall an den baumbeſtandenen Wällen des Städtchens, und es gab ein Getöſe ähnlich dem wilden Barditus der alten Germanen, die hinter vorgehaltenen Schilden ihre Feinde in Furcht und Schrecken brüllten. Der Hauptmann Rabenhainer aber hielt unter der Linde, deren Blätter der Chauſſeeſtaub grau gefärbt hatte, ließ die Sänger unter prüfendem Blick paſſieren und freute ſich. Freute ſich, daß ſeine Kerls nach all den Strapazen des Vormittags noch einen ſo erſchrecklichen Aufwand von Lungenkraft zu leiſten imſtande waren.

Der neben ihm ſtehende Oberleutnant von Dahlenberg, aus dem vornehmen Grenadierregiment Kurprinz zu den Sporckſchen Jägern neu verſetzt, machte ein mißvergnügtes Geſicht und hob die Rechte an den Tſchakorand.

„Pardon, Herr Hauptmann, wenn ich mir geſtatte: In meinem alten Regiment waren ſolche anzüglichen Verſe verboten.“

„Ach nee! Was ſangen Ihre Kerls denn da?“

„Die vorſchriftsmäßigen Texte des offiziellen Liederbuches für Heer und Marine.“

„Und gerne?“

Der Oberleutnant von Dahlenberg blickte ein wenig verwundert auf.

„Darüber habe ich keine Unterſuchungen angeſtellt, Herr Hauptmann.“

„Schade!“ Der kleine Rabenhainer hatte ſich eine

Zigarette angesteckt und sog den ersten Zug mit Wohlbehagen tief in die Lungen. „Sie würden dabei nämlich gefunden haben, daß der Mensch im allgemeinen und der Militärsoldat im besonderen meistenteils zu seinem eigenen Vergnügen singt. Weniger zu dem seiner Vorgesetzten. Im übrigen aber, mein lieber Herr von Vahlenberg, haben Sie wohl die Güte, mir nicht bei jeder Gelegenheit von dem Betrieb in Ihrem alten Regiment zu erzählen. Die Anhänglichkeit ehrt Sie, aber Sie sind jetzt ja Sporckscher Jäger."

Er lenkte seinen schönen Adolar mit einem Schenkeldruck an die Queue der Truppe, der Oberleutnant von Vahlenberg hob die braunbehandschuhte Rechte schweigend an den Tschako und biß ärgerlich auf den kurzgestutzten hellblonden Schnurrbart. Dieser kleine Jägerhauptmann hatte eine verdammt selbstbewußte Manier, wohlgemeinte und geziemend vorgebrachte Bemerkungen abzuschneiden. Und Ansichten entwickelte er dabei, zu denen man nur den Kopf schütteln mußte. Das Singen auf dem Marsche war doch Dienst, also wie konnte er's da dulden, daß die Kerle ihre vorgesetzten Leutnants zur Zielscheibe eines Spottverses machten?...

Die Kompagnie rückte durch ein altertümliches Ziegeltor in das auf einer fast kreisrunden Halbinsel des großen Lenzburger Sees gelegene Städtchen. Über niedrigen Häusern und Häuschen hob sich die alte Marienkirche mit ihrem stumpfen Turm wie eine dicke Gluckhenne über ihren Küchlein. Zu ihren Füßen lag der viereckige Marktplatz, und enge Straßenzeilen führten zu ihm hinauf, denn von der einen Seite wehrte das Wasser die Ausbreitung, von der schmalen Landseite her aber ein fester Wall mit Graben, und was den Vorfahren in schweren Kriegsnöten ein zuverlässiger Schutz gewesen,

wurde den Nachkommen ein Hindernis. Wegen des ſchlechten Baugrundes in der Nähe des Sees führte die Eiſenbahn in weitem Bogen vorbei, und nur zweimal täglich fuhr ein rumpeliger Omnibus zu der eine reichliche halbe Stunde entfernten Station. Wenn die Lenzburger nicht „ihre Jäger" gehabt hätten, wäre es übel um ſie beſtellt geweſen. Ein großer Teil der Einwohnerſchaft lebte von dem Bataillon: als Gaſtwirte, Krämer oder Handwerker, die ganz kleinen aber hatten einen Jäger in Penſion, denn nur die Hälfte des Bataillons lag in der Kaſerne. Die andere Hälfte wohnte wie in alten Zeiten im Bürgerquartier, und ihre Wirte beſtritten einen nicht geringen Teil des Lebens von dem kärglichen Solde ihrer militäriſchen Koſtgänger. Was Wunder alſo, wenn die Lenzburger an „ihrem Bataillon" mit ganz beſonderer Liebe hingen und auch das geringſte Ereignis in ſeinem Verbande mit inniger Teilnahme begleiteten...

In der Gemeindeſchule läutete die Glocke, aus einem Seitengäßchen quoll ein wimmelnder Strom torniſterbepackter kleiner Geſellen. Vor der die ganze Breite der Hauptſtraße füllenden Truppe ſtutzte die Spitze, plötzlich ſchrie einer auf: „Hurra, die Dritte!", und flugs drängte die Hälfte der dunklen Schar durch die Lücken der Sektionen, formierte ſich auf der andern Seite in Kolonne und marſchierte auf klappernden Holzpantinen mit. Jubelnd fielen die hellen Knabenſtimmen zum Nachgeſang des letzten Verſes ein: „Jäger Meier!" ... „Was befiehlt der Herr Sergeant?"

„Das Kränzlein zahlt der Leutenant,
Weil er ein junges Herz verbrannt,
Im Bauernquartier;
Sporckſche Jäger, die ſind wir!"

Auf dem Viereck des Marktplatzes vor der Hauptwache mit ihren zwei uralten Linden ließ Hauptmann Rabenhainer seine Kompagnie in Front zu zwei Gliedern antreten. Die kleine Schar auf Holzpantinen stand in achtungsvoller Entfernung, denn jetzt kam eine dienstliche Handlung, bei der Zivilpersonen nicht geduldet wurden.

„Feldwebel Thiel!"

„Herr Hauptmann?"

„Um drei Uhr Baden. Zur Aufsicht ich selbst. Vier Uhr dreißig Stiefelappell auf dem kleinen Exerzierplatz, die Mannschaft in Drillichzeug."

„Zu Befehl!"

„Weggetreten!"

Einen einzigen Ruck gab es in der strammen Kehrtwendung, die kleine Schar jubelte auf und stürzte sich mit einem wahren Indianergeheul auf die sich auflösende Truppe, ein jeder zu dem seiner Familie gehörigen Jäger. Und die schwere Flinte stolz auf der Schulter, marschierten sie eifrig schwatzend in die engen Gassen hinab, die sternförmig von dem in der Mitte des Städtchens gelegenen Marktplatze zum Seeufer führten, zum Seeufer, wo die ganz kleinen Leute wohnten.

„Die reine Bürgermiliz", mußte Oberleutnant von Vahlenberg denken. Von seiner alten Garnison Königsberg war er einen strafferen Dienstbetrieb gewöhnt. Und, als wenn der unheimliche kleine Hauptmann seine Gedanken erraten hätte:

„Herr von Vahlenberg!"

„Herr Hauptmann?"

„Würden Sie nachher die Liebenswürdigkeit haben, für einen Sprung zu mir herüberzukommen? Zu 'ner Zigarette und einer kurzen freundlichen Aussprache?"

„Sehr wohl, Herr Hauptmann, gerne!“

Hauptmann Rabenhainer ſchwang ſich aus dem Sattel, übergab ſeinen ſchönen Adolar dem wartenden Jäger und wandte ſich zu dem jüngſten Offizier der Kompagnie. Die Anſprache ſchien wenig erfreulich, denn der Leutnant von Naugaard drückte die Knie durch, und ſein Kompagniechef forderte ihn nicht auf, die Hand vom Tſchakorand zu ſenken.

„Herr Leutnant von Naugaard, ich habe die ganze Zeit über immer auf irgendein Wort von Ihnen gewartet.“

„Pardon, Herr Hauptmann, ich wüßte nicht?...“

„So, Sie wiſſen nicht? Na, dann muß ich Ihnen ſagen, ſo geht das mit uns beiden nicht weiter! Vor den Leuten mochte ich Sie nicht anſchreien, aber jetzt unter vier Augen: Alſo, Herr, wenn Sie mir noch einmal ſo ſchlapp Ihren Dienſt tun, wie heute vormittag, ſchicke ich Sie direktemang aus dem Gelände weg nach Hauſe und melde Sie dem Herrn Oberſtleutnant. Bei meinem Wort!... Ein junger Offizier in der ſchärfſten Ausbildungsperiode gehört die Nacht ins Bett, und Jagdpaſſion iſt ja 'ne ſchöne Sache, aber man darf drum nicht Kopp und Kragen riskieren!“

„Herr Hauptmann?“

Der Leutnant von Naugaard reckte ſich heraus, und in ſein hageres Windhundsgeſicht trat ein trotziger Ausdruck.

„Herr Hauptmann ſprechen da einen Verdacht aus, den ich ganz gehorſamſt, aber entſchieden zurückweiſen muß!“

Hauptmann Rabenhainer ſtützte ſich auf den Säbel, ſeine Augen weiteten ſich unter einem plötzlich aufſteigenden Argwohn.

„Erlauben Sie mal, was hätte ich? Einen Verdacht hätte ich ausgesprochen?"

Der Leutnant von Naugaard verfärbte sich plötzlich, und seine Stimme klang unsicher.

„Nun ... ich meinte eben, Herr Hauptmann beabsichtigten, mich mit den wiederholten Beschwerden des Herrn Forstmeisters Rüdiger in Verbindung zu bringen."

„Wegen der Wilddiebereien in seinem Revier?... Ist mir nicht eingefallen! Aber möchten Sie mir vielleicht jetzt erklären, weshalb Sie auf diese immerhin recht merkwürdige Idee gekommen sind?"

„Weil ... weil Herr Hauptmann eben bemerkten, ich würde bei meiner Jagdpassion Kopf und Kragen riskieren."

„So? ... Dann bitte ich um Entschuldigung, das lag nicht in meiner Absicht." Hauptmann Rabenhainer sprach langsam und wog sorgfältig jedes einzelne Wort: „Ich wollte nur sagen, Sie wären drauf und dran, sich bei Ihrer übermäßigen Jagdpassion die militärische Karriere zu verderben. Dabei aber setzte ich natürlich voraus, daß Sie diese Passion in vollkommen legaler Weise betätigen. Zum Beispiel jetzt durch einen wiederholten Nachtansitz auf den starken Keiler, der sich seit vierzehn Tagen in unserm eigenen Pachtrevier herumtreibt."

„Sehr wohl, Herr Hauptmann!" Der Leutnant von Naugaard atmete unmerklich auf. „Aber auch darin sind Herr Hauptmann im Irrtum. Ich hatte heute nacht etwas anderes vor. Ein kleines Abenteuer, über das ich mich aus leicht begreiflichen Gründen nicht näher verbreiten möchte. Ich verspreche, es wird nicht wieder vorkommen, und der Herr Hauptmann werden in Zukunft keinen Anlaß mehr haben, mit mir unzufrieden zu sein."

„Herr von Naugaard!“ Der Hauptmann Rabenhainer ſah ſeinen Untergebenen feſt an: „Was Sie mir eben erzählten, iſt die lautere Wahrheit?“

„Die lautere Wahrheit!“ Der junge Offizier erwiderte den Blick, aber in ſeinen dunklen Augen flimmerte ein unſtetes Licht.

„Scharmant! Dann wollen wir unter das Ganze einen dicken Schlußſtrich ziehen. Ich habe Ihr Verſprechen, und Sie mein Wort. Ich wünſche Ihnen nicht, daß ich in die Notwendigkeit verſetzt werde, es einlöſen zu müſſen. Guten Morgen!“ Er hob mit kurzer Bewegung zwei Finger der Rechten zum Tſchakorand und wandte ſich wieder zu ſeinem Gaſte, der zu Beginn der Unterredung taktvoll außer Hörweite getreten war. Der Leutnant von Naugaard aber ſtand noch einen Augenblick lang auf dem Platze, auf dem ihn ſein Hauptmann eben ſo gründlich abgekanzelt hatte. Es brannte ihm was in der Kehle, und all das Blut, das der jähe Schreck zum Herzen getrieben hatte, flutete in die ſonnverbrannten Wangen zurück. Donnerwetter, das war noch mal glimpflich abgegangen, nachdem man die faſt unbegreifliche Torheit begangen hatte, ſich durch die raſche Replik beinahe ſelbſt ans Meſſer zu liefern. Und alles die verdammten Nerven! Aber wenn man ſeit acht Tagen und Nächten nur mal in einer dienſtfreien Stunde ein paar Atemzüge Schlaf erwiſchte, war es kein Wunder. Und eklig dabei, daß man ſein Alibi ſozuſagen mit einer Lüge erkaufen mußte, aber was wußten die andern alle, der kleine Hauptmann Rabenhainer an der Spitze, von wirklicher Jagdpaſſion! Die ſchoſſen ihren bequemen Bock auf der Bataillonsjagd, wenn's hoch kam, mal auch einen geringen Hirſch, aber von jener ganz großen Paſſion, die den Herzſchlag ſtocken läßt,

hatten ſie keine Ahnung. Und niemand von ihnen kannte den kapitalen Vierundzwanzigender in den Fürſtlich Rohnſteinſchen Forſten ſo gut wie er! Weit über armlang reckten ſich die klobigen, dunkel geperlten Stangen, und die jetzt ſchon, im Juli, weißgefegten vierundzwanzig Enden, die ſich oben zu einer becherförmigen Krone ſchloſſen, glänzten im Mondesſtrahl wie poliertes Elfenbein. Eine Trophäe, wie ſie ſtolzer kaum ein kaiſerliches Jagdzimmer zierte, und die ſollte er einem andern laſſen? Dem alten Herrn vielleicht, der alle Jahr einmal im Winter auf ein paar Tage nach dieſem abgelegenen Teil ſeiner ungeheuren Begüterung kam, um die mit hohem Jagdzeug eingeſtellten und auf einen kleinen Platz zuſammengetriebenen Hirſche gleich wehrloſen Ochſen zu töten? Nur mit dem einzigen Unterſchied, daß er bei dieſem wenig weidmänniſchen Schlächtergeſchäft eine Büchſe handhabte?... Ah nein! Ihm gehörte der Hirſch, denn hundert ſchlafloſe Nächte hatte er ihm in dieſen letzten Jahren ſchon auf heimlicher Pirſch geopfert, ohne zum heiß erſehnten Ziel zu gelangen. Immer war eine unvorhergeſehene Störung dazwiſchengekommen, im letzten Augenblick; ſei es, daß der Kapitale von ſeinem gewohnten Wechſel vergrämt war, oder daß er ſelbſt bei ſeinem Anblick wegen des unſicheren Büchſenlichtes die Kugel im Rohr behielt. Wenn der Hirſch nicht mit tödlichem Blattſchuſſe im Feuer blieb, war die Trophäe verloren. Eine Nachſuche am andern Tag war unmöglich, denn das fürſtliche Forſtperſonal hätte ja aus lauter Schlafmützen beſtehen müſſen, wenn es ihn bei dieſem gefährlichen Beginnen nicht abgefaßt hätte!... Und heute nacht hätte es endlich glücken können, wenn... ja wenn nicht wieder im letzten Augenblick ein Malheur paſſiert wäre! Oder auch

ein glücklicher Zufall — wie man's nehmen wollte... Der Vollmond ſtand klar und groß am wolkenloſen Nachthimmel, jedes Buchenblatt war auf fünfzig Gänge ſcharf zu erkennen, und zwiſchen den weißlichen Stämmen rührte ſich kein Hauch. So ſtill war's in dem ſchlafenden Hochwald, daß der hinter einer mannshohen Tanne gedeckte Jäger den Pulsſchlag in den eigenen Schläfen hörte. Und plötzlich in dem brütenden Schweigen ein leiſe knackender Laut: der auf gewohntem Wechſel zur nächtlichen Suhle ziehende Hirſch hatte auf ein dürres Äſtlein getreten. Gleich danach ein ſeltſam klappendes Geräuſch, als wenn jemand mit wuchtigem Knüppel auf einen Holzklotz ſchlägt, der Kapitale hatte beim ſichernden Aufwerfen des Kopfes mit dem ragenden Geweih gegen einen Baumſtamm geſtoßen! Eine ſchier endloſe Pauſe danach, das Blut jagt wie raſend durch die Adern, leiſes Raſcheln in dem den Boden deckenden vorjährigen Laub, der Hirſch zieht näher und näher. Die Rechte ſaugt ſich feſter um den Kolbenhals. Die Linke fährt langſam und vorſichtig taſtend nach dem zum Nachtſchuſſe auf die Büchſe geſetzten Fernglaſe, ob man bei all der Aufregung nicht vergeſſen hat, die ſchützenden Lederkappen von den Gläſern zu entfernen... ſchon manchmal hat ſo törichtes Überſehen einer Selbſtverſtändlichkeit den Erfolg eines mühſamen Pirſchganges verdorben... Gott ſei Dank, alles iſt in Ordnung ... ſchon iſt der dunkle Körper des wieder ganz vertraut ziehenden Hirſches zwiſchen den hellen Buchenſtämmen zu erkennen, ein verirrter Mondſtrahl zittert auf den weißſchimmernden Enden der rechten Krone ... noch ein Dutzend Herzſchläge, und er ſteht — endlich — auf der hell beſchienenen Blöße! Ein letztes Anſpannen aller Nerven, um die jagenden Pulſe zur Ruhe zu zwingen, für den einzigen

kurzen Augenblick, bis man das Fadenkreuz im Fernglase und die tödliche Stelle, zwei Fingerbreit hoch und hinter dem Blatt des Hirsches beisammen hat, da plötzlich, kaum ein Jagen weit entfernt, ein lauter Hundeblaff. Der Kapitale wendet jählings auf der Stelle, prasselnd schlägt das Geweih zwischen die überhängenden Äste der Buchen. Der Jäger steht ein paar Augenblicke wie versteinert, den Finger noch immer am Abzug der Büchse und einen ingrimmigen Fluch auf den Lippen: Wie wenn der Teufel sein Spiel trieb, war es, oder ganz so, als wenn ihm jemand diese heimlichen Pirschgänge verschrien oder behext hätte!... Aber morgen kam ja noch eine Nacht mit klarem Mondschein, und hoffentlich hatte der Hirsch die Störung bei seiner gewohnten Suhle nicht übelgenommen ... Oder besser noch, man harrte aus, die Möglichkeit war ja vorhanden, daß der Kapitale nach ein paar Stunden wiederkam ... vielleicht auf dem Rückwechsel von der Äsung, um das versäumte Bad im moorigen Schlamm des kleinen Bruches vor Morgengrauen nachzuholen ... die erste Nacht war es ja nicht, die man im kühlen Hochwald verbrachte, und vor dem festen Einschlafen bewahrten einen Passion und Mücken... Aber, holla und schwere Not noch einmal, was war das... Ein leise miefender Laut, wie ein unterdrücktes Winseln, kaum noch zwanzig Schritte hinter ihm ... gleich danach eine hetzende Männerstimme: „Los, Wodan, hussa, faß, faß!..." Ein blitzähnliches Überlegen: Stehenbleiben oder Ausreißen? Hinter der krausen Tanne Deckung nehmen, den anlaufenden Beamten in den Schuß rennen lassen und die zweite Kugel dem anstürmenden Hunde?... Aber, pfui Teufel über den verbrecherischen Gedanken, so viel war auch der beste Hirsch nicht wert!

Also vorwärts los, das Heil auf die langen Beine gesetzt!

„Halt, stehengeblieben! Oder..."

Den Knall des Schusses vernahm er gar nicht in all der Aufregung, nur einen zischenden Laut neben seinem Ohr, als er sich mit jachem Satze seitwärts schwang. Höllisch nahe war die Kugel ihm am Kopfe vorbeigeflogen! So nahe, daß er den Luftdruck spürte: zwei Finger breit nach links, und es hätte Rest gegeben...

Wie ein gehetztes Tier jagte er vorwärts, den Hund an den Fersen. Ein-, zweimal schüttelte er ihn mit einem wohlgezielten Fußtritte ab, aufheulend flog der Brave zurück, um gleich danach mit blutendem Fang aufs neue anzustürmen. Und ein paar hundert Schritte weiter zurück rannte keuchend der Verfolger: „Hussa, Wodan, faß, faß!"

An der Stimme erkannte er ihn, es war der Forstmeister Rüdiger! Also da gab es kein langes Zaudern mehr. Im Rennen riß er den Hirschfänger aus der Scheide, wandte jählings auf dem Absatze und stieß zu. Der brave Wodan starb wie ein Held: Mit dem blanken Stahl im Halse biß er noch nach der Hand des Gegners. Ekelhaft, so ein ungleicher Kampf, und schad' um das tapfere Tier...

Danach ging's leichter. Ein paar Augenblicke hielt sich der verfolgende Forstmeister bei seinem verendeten Weidgenossen auf, aber der Vorsprung genügte. Noch fünfhundert Schritte rasenden Laufes, und es kam das rettende Seeufer. Mit weitem Satze schwang er sich über den hellen Uferstreifen, um in dem weichen Sande keine verräterische Spur zu hinterlassen, noch ein Dutzend Schritte im seichten Wasser, und er war in dem dichten Schilfe, das sich fast einen halben Kilo-

meter weit in den See hineinzog, geborgen. Aber noch eine endlose Stunde stand er lauschend und abwartend, ehe er daranging, den Heimweg zu gewinnen. Auf einem aus Binsen und Rohrstengeln gebundenen Floß lagen Kleider und Büchse, und als eine vorüberziehende dichte Wolke den Mond verfinsterte, schob er sich leise ins tiefe Wasser ... drüben im Städtchen blinzelte irgendwo ein spätes Licht, diente ihm als Wegweiser, aber fern im Osten hob sich schon der blasse Schimmer des nahenden Morgens, ehe er, todmüde, ans andere Ufer stieg, um durch den bis ans Wasser reichenden Kasinogarten in seine Wohnung zu schleichen ...

Und nach einer solchen Nacht sollte man Dienst tun, als wenn man ruhig in seinem Bette geschlafen hätte? Der Staub brannte in den Augen, die acht Nächte keinen Schlaf gesehen hatten, in den Knien zitterte noch die Anstrengung des Rennens und Schwimmens, und zuweilen schreckte man jählings auf aus einer Art von dösendem Dämmern, oder vielleicht hatte man auch im Gehen ein paar Dutzend Schritte fest geschlafen ...

Also der kleine Hauptmann Rabenhainer hatte schon ganz recht, dabei ging's um Kopf und Kragen. Und vielleicht war es wirklich am besten, nach seinem Worte einen dicken Schlußstrich zu ziehen, nie mehr einen Fuß ins Rohnsteiner Revier zu setzen. Aber solcher Gelübde hatte er schon mehrere abgelegt, sich in ruhigen Zeiten gar heftig verschworen! Was blieb davon, wenn der klare Vollmond über dem blauen Wasser des Lenzburger Sees schien und drüben unter den hohen Buchen der kapitale Vierundzwanzigender, vorsichtig Wind nehmend, auf vertrautem Wechsel zur Suhle zog? ... Wie ein Zwang saß es ihm dann im Nacken, das Blut trieb unruhig durch die Adern, und mit allen guten Vor-

sätzen war es vorbei. Kaum daß er die Zeit erwarten konnte, bis im Städtchen alles ruhig geworden, um sich auf den heimlichen Weg zu machen...

Der Leutnant von Naugaard atmete tief auf, das war stärker als er, dagegen gab es kein Auflehnen. Er ging langsam über den Marktplatz nach seiner Wohnung, überlegte, wie er es anstellen sollte, nach dem Lenzburger Fischerhofe eine dringende Botschaft zu senden, ohne vor den Nachbarn unliebsames Aufsehen zu erregen. Einen einzigen Menschen gab es im Städtchen, der um seine verschwiegenen Pirschgänge ins Rohnsteiner Revier wußte, ein liebes braunes Mädel, das ihm von Herzen zugetan war. Sie mußte erfahren, was es heute nacht gegeben hatte. Wenn nachher wieder die hochnotpeinliche Untersuchung kam, wußte sie ganz von selbst, was sie zu tun hatte — — — —

* *
*

Hauptmann Rabenhainer deutete auf den Eingang eines schmalen Gäßchens neben dem ragenden Massiv der alten Marienkirche, der Oberleutnant von Dahlenberg nahm unauffällig die Respektseite seines Vorgesetzten, und sie schritten mit klappernden Säbeln auf dem holprigen Pflaster dem Seeufer zu, zwischen niedrigen Häuschen und engen Gärtchen dahin. Hemdenmätze spielten im Rinnstein, hinter blinden Fensterscheiben mit kümmerlich blühenden Levkoientöpfen saßen blasse Frauen über eine Näharbeit gebeugt, und ab und zu kam aus einer geöffneten Haustür das rasselnde Geräusch einer Strickmaschine oder das taktmäßige

Klappen eines Webstuhls; surrend flog das Schiffchen durch den Aufzug, tapp, tapp, schlug der breite Kamm den Faden des Einschlages fest, und um den dicken Webebaum wickelte sich langsam die sture Leinwand ...

Der Hauptmann Rabenhainer ging, in schwere Gedanken versunken, dahin. Plötzlich griff er mit einer heftigen Bewegung in den Rockkragen, als müßte er sich Luft machen.

„Scheußlich wär' es, einfach scheulich!"

„Pardon, wie meinten Herr Hauptmann?"

„Ich!... Ach so, ich habe, wie's scheint, wieder mal laut gedacht. Und, verzeihen Sie, aber ich bin noch ganz benommen. Es handelte sich um eine mehr als ärgerliche Geschichte. Sie spielt schon seit ungefähr zwei Jahren und hat uns einen lieben alten Freund gekostet, aber ich darf im Augenblicke nicht darüber reden, ich habe — ein wenig voreilig vielleicht — mir selbst die Zunge gebunden. Nur Gott helfe dem andern, daß er's mit seinem Versprechen genau so ernsthaft nimmt wie ich mit meinem Wort!"

Sie hielten vor einem Hause aus rotem Ziegelbau, das sich mit seinen zwei Stockwerken inmitten der niedrigen Umgebung ausnahm wie ein Riese unter Zwergen. Ein schmales Vorgärtchen trennte es von der Straße, rankende Kletterrosen mit leuchtend roten Blüten zogen sich um den Türrahmen, und in einem der kleinen Fenster hingen kunstvoll gewickelte Bündel von Seilen neben hänfenem Gurtenzeug. Auf einem darüber befestigten Schilde stand in großen gelben Buchstaben: Heinrich Röper, Seilermeister.

Sie stiegen eine weißgescheuerte Holztreppe empor, aus der geöffneten Küchentür drang Kleinkindergeschrei und der brenzlige Geruch irgendeiner auf dem Herde

schmorenden Speise, oben kläfften ein Teckel und ein Foxterrier um die Wette, weil sie den heimkehrenden Herrn witterten.

„Haben Herr Hauptmann das alle Tage?" fragte der Oberleutnant von Vahlenberg nicht ohne ein gewisses Bedauern, und der kleine Rabenhainer zuckte gutmütig lächelnd die Achseln.

„Man muß sich damit abfinden. Frau Röper, meine Hauswirtin, legt anscheinend Wert darauf, mich jedesmal bei der Heimkehr über die Zusammensetzung ihres Menus zu unterrichten, und den kleinen Schreihals da unten hab' ich vor 'nem Vierteljahr über die Taufe gehalten. Seither bin ich verpflichtet, seine ziemlich geräuschvolle Existenz als höchst erfreulich zu empfinden."

Er schloß die Tür zu seiner Wohnung auf, die beiden Hunde überkugelten sich vor Freude und sprangen laut bellend an ihm in die Höhe, um sich, nach stattgehabter Begrüßung, gesittet wieder zu ihrer Lagerstelle zu begeben.

„Herr Moppke von Fox und Herr Gräber von Dackel," stellte der Hauptmann vor, „zwei ruhmreiche Vertreter ihrer edlen Geschlechter und der Schrecken ihrer Feinde. Aber wenn ich nicht zu Hause bin, muß ich sie hinter Schloß und Riegel halten. Die Rechnungen für zerrissene Hosen überstiegen fast mein kümmerliches Hauptmannsgehalt." Und während er zu einem Wandschränkchen ging, um die Zigaretten zu holen, hatte sein Gast Gelegenheit, sich mit flüchtigem Blick in der Wohnung umzusehen. Daß sein Kompagniechef in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte, hatte er schon am ersten Abend im Kasino gehört, aber so kärglich hatte er sich's doch nicht vorgestellt. Außer einem steiflehnigen Sofa, einigen Rohrstühlen und einem großen Schreibtische aus

gebeiztem Tannenholz war an Einrichtungsstücken nicht viel vorhanden. Ein schäbiger Teppich deckte die blank gescheuerten Dielen, und an den Wänden hingen als einziger Schmuck einige Geweihe, Rehgehörne und ein paar exotische Jagdtrophäen. Die halbmannslangen Spieße einer Antilope, ein Löwenfell, in dessen buschiger Mähne die Motten gehaust hatten, und zwischen Speeren, Pfeilen und Bogen ein durchschossener Lederschild mit dem Speer und Federschmuck eines afrikanischen Häuptlings. Ein kleines Messingplättchen hing daran mit der lakonischen Inschrift: „Es kam umgekehrt. Kilimatinde, 17. IV. 02."

„Ach," sagte der Oberleutnant von Vahlenberg, um nur irgend etwas zu sagen, denn in dieser spartanisch einfachen Umgebung kam er sich seltsam befangen vor, „Herr Hauptmann sind alter Afrikaner?"

„Zu dienen. Erst zwei Jahre im Osten, dann aber, als die Herero frech geworden, ebensolange in Südwest. Die paar Knochen da an den Wänden, ein schwarzweißes Bändchen im Knopfloch und bei kaltem Wetter ein leises Fieberfrösteln sind die einzigen Errungenschaften."

„Und der Schild da mit der merkwürdigen Inschrift? Das ist doch sicherlich eine Erinnerung an ein ganz besonders interessantes Erlebnis?"

„Der Schild da?" Hauptmann Rabenhainer strich lächelnd den buschigen Schnurrbart. „Das ist ein Erbstück. Ich erbte ihn an einem heißen Apriltage vor neun Jahren von dem afrikanischen König Mareale, eine Minute ungefähr nach seinem mißlungenen Versuche, mich hinterrücks zu spießen. Der freiwillige Reiter Kremzow stand nämlich neben mir und sprang dazwischen. Seine Majestät aber starben recht mißvergnügt,

denn ich hatte ihr im Niggerhimmel als weißer Leibsklave dienen sollen, und nun mußten sie sich höchstselbst da oben den königlichen Leib mit Palmkernöl salben. Die Herrschaften in Ostafrika nämlich schmieren sich täglich die Haut, wie wir etwa die hohen Stiebel, der Effekt des Wohlgeruches ist ungefähr derselbe!... Aber, bitte, nehmen Sie doch Platz! Rauchen Sie?"

Herr von Vahlenberg setzte sich in das steiflehnige Sofa und griff mit geheuchelter Bereitwilligkeit in die dargebotene Schachtel. Es war die billigste Kasinomarke, das Stück zu anderthalb Pfennigen ... Und als die Zigaretten brannten, legte sich der Hauptmann Rabenhainer behaglich in seinen harten Rohrstuhl zurück.

„Also jetzt, mein lieber Herr von Vahlenberg, zu dem, was ich freundschaftlich mit Ihnen besprechen möchte. Und da ist mir der eben genannte Reiter Kremzow eine willkommene Anknüpfung: die Affäre mit dem unfreiwilligen Erblasser des Schildes da an der Wand spielte sich nämlich nicht ganz so einfach ab, als ich vorhin erzählte. Während die heimtückische schwarze Bestie mit eingelegtem Spieß gegen mich rannte, warf sich der Reiter Kremzow mit bloßer Faust dazwischen, und es hing an einem Haar, daß er den mir zugedachten Stoß nicht mit der eigenen Brust parierte. Erst nach einigem Ringen, bei dem wir nicht einmal helfend beispringen konnten, gelang es ihm, die Pistole herauszureißen!... Und da meine ich nun, dieser Fall gestattet wohl eine kleine Nutzanwendung: Wenn der Reiter Kremzow nicht den jähen Zwang verspürt hätte, sich ohne Besinnen zwischen den ausfallenden Speer und seinen Stationschef zu werfen, würde ich wahrscheinlich schon seit etlichen neun Jahren in einem Palmenhain bei Kilimatinde

ruhen. Da er aber mein aufrichtiger Freund war, habe ich heute das Vergnügen, Ihnen hier gegenüberzusitzen."

Der Oberleutnant von Vahlenberg beugte sich höflich nach vorn und klappte die Hacken zusammen.

„Das habe ich gleich am ersten Tage gemerkt. Herr Hauptmann sind sehr beliebt bei den Leuten!"

„Ach was, beliebt!" Der kleine Rabenhainer machte eine unmutige Handbewegung. „Hängen sollen die Kerls an unsereinem wie an einem respektvoll verehrten Bruder. Und den Kompagniechef, der das Gefühl nicht zu wecken versteht, soll der Teufel holen!"

Er steckte sich die ausgegangene Zigarette wieder an und fuhr weniger lebhaft fort: „Sehen Sie, mein lieber Herr von Vahlenberg, und deshalb habe ich Sie zu mir heraufgebeten: Seit drei Tagen beobachte ich Sie, aber Ihre Art, mit der Mannschaft umzugehen, gefällt mir nicht, und andererseits lese ich deutlich auf Ihrem Gesicht, daß dieses Mißbehagen auf Gegenseitigkeit beruht. Ihnen wiederum gefällt die Art und Weise nicht, wie ich meine Leute behandle."

„Aber, Herr Hauptmann, ich bitte sehr, und wie sollte ich...?"

„Nein, weichen Sie mir nicht aus, es ist so! Sie kommen aus einem der altpreußischen Regimenter, die sich einbilden, sie hätten die überlieferte Strammheit in Erbpacht genommen, und dieses erstrebenswerte Ziel wäre nur durch strengen Drill zu erreichen. Ich wundere mich gar nicht, daß wir alle hier Ihnen zunächst als arge Bummelanten vorkommen, aber — verlassen Sie sich auf mein Wort — in vier Wochen werden Sie sehen, daß unsere Methode erfolgreich zum gleichen Schlußeffekte führt. Nur mit dem Unterschied, daß

unsere Kerls ihren vorgeschriebenen Dienst mit einer gewissen Freudigkeit tun."

Der Oberleutnant von Dahlenberg richtete sich steif auf.

„Herr Hauptmann werden verzeihen, wenn ich mir gestatte, mein altes Regiment in Schutz zu nehmen. Ob unsere Leute ihren Dienst freudig taten, habe ich niemals untersucht, aber der Dienst war stramm! Das kann ich Herrn Hauptmann versichern."

Und wieder machte der kleine Rabenhainer eine unmutige Bewegung.

„Mein Verehrtester, wir reden aneinander vorbei und verstehen uns nicht. Und verzeihen Sie, wenn ich als der nur wenig ältere — die paar Jahre Afrika haben mir über eine ganze Portion von Vordermännern hinweggeholfen — mich hier sozusagen als Schulmeister frisiere. Als Entschuldigung kann ich aber anführen, daß unser verehrter Kommandeur, der Herr Oberstleutnant Brinkmann, die gleichen Ansichten hegt. Ein prachtvoller Mann und Soldat, der die drei üblichen Jahre bei den Jägern nicht nur als Sprungbrett in die höheren Kommandostellen benutzt, sondern sich nach Kräften bemüht, etwas von seinem Geiste als ein wertvolles Vermächtnis hier lebendig zu erhalten, auch nach seinem Abgange. Der Herr Oberstleutnant ist also der Ansicht, daß wir in einer Zeit leben, die mehr erfordert als den altpreußischen Drill: ein Werben der Vorgesetzten um die Herzen ihrer Untergebenen!... Und er hat recht, denn was wir heute unter die Fahne kriegen, sind zur guten Hälfte Sozialdemokraten. Die sogenannten bürgerlichen Parteien haben keine Zeit, sich um die zukünftigen Vaterlandsverteidiger zu kümmern so in dem kritischen Alter zwischen vierzehn und zwanzig!

Also ich kriege im Spätherbst etwa fünfzig Jünglinge vorgestellt, aus denen ich Soldaten machen soll. Aus ihren Zeitungen und von ihren älteren Arbeitsgenossen haben sie alles mögliche gelernt, nur keinen Respekt vor der Obrigkeit. Über die Dinge dieser und jener Welt wissen sie besser Bescheid als der liebe Gott selber, den Dienst unter der Waffe aber sehen sie als einen Zwang an, der nur unter stetem Zähneknirschen zu ertragen wäre. Schlagworte wie Menschenschinderei, Knutenregiment und Moloch des Militarismus sind nur so Mittelwurf!

Und mit einem Male steht zu ihrer grenzenlosen Verwunderung statt eines zähnefletschenden Ungetüms ein gemütlicher kleiner Knopp von Hauptmann vor ihnen, sagt: ‚Na, meine Herren? Der steife Kragen drückt ein bißchen, was? Aber das gibt sich, man gewöhnt sich überraschend schnell daran! Überhaupt, meine Herren, Sie werden sehen, der Dienst ist lange nicht so schlimm, als man Ihnen vorerzählt hat. Täglich zehn Stunden Mörtel schmeißen oder Metall drehen ist viel langweiliger!‘ So rede ich noch eine ganze Weile fort, schmiere den Jungens Schlagsahne um die Backen, und mit einem Male brülle ich: ‚Stillgestanden!‘, daß die Bäume auf unserm alten Exerzierplatz wackeln. Die Jünglinge aber kriegen einen Mordsschreck, und ich komme zu den ernsteren Tönen. Vaterland, Pflicht zur Verteidigung des eigenen Herdes, wenn der Feind mit frecher Faust über die Grenze greift, und ein Hundsfott, wer da nicht beim ersten Tambourschlag zur schwarzweißen Fahne rennt. ‚In diesen Gesinnungen möchte ich euch erziehen, meine lieben Jungen,‘ so schließe ich, ‚und wer mir willig folgt, soll mein Freund sein und ich der seinige. Zu jeder Zeit will ich für ihn zu sprechen sein,

wenn er irgendeine Beschwerde hat, und hier meine Leutnants und Oberjäger sind ebenso gesonnen wie ich, sind meine treuen Helfer, daß bei allem strammen Dienst in der Kompagnie niemandem Überlast oder Unrecht geschieht!'

Na, und nach dieser allgemeinen Standpauke am ersten Tag kommt die Detailbehandlung. Bei jeder passenden Gelegenheit greife ich mir ein paar von den Jünglingen nacheinander heraus, gehe mit ihnen auf und ab und fange sie mir ein. Durch einige Teilnahme an ihrem bisherigen Ergehen, ein paar Fragen nach Eltern, Geschwistern, Aussichten in ihrem Beruf und so weiter... jedesmal, wenn der so Behandelte wieder in Reih' und Glied zurücktritt, habe ich einen neuen Freund gewonnen. Das ist vielleicht ein wenig zeitraubend, aber der Erfolg entschädigt. Wissen Sie z. B., was der Jäger Stengel, den ich vorhin mit feldmarschmäßigem Antreten beim nächsten Sonntagsappell bestrafte, in seinem Zivilberuf ist?"

„Ich hatte noch keine Gelegenheit, mich danach zu erkundigen, Herr Hauptmann."

„Maschinenschlosser in Hamburg und trotz seiner jungen Jahre schon Vertrauensmann der sozialdemokratischen Partei! Ich gebe mich ja nun nicht der Hoffnung hin, daß er nach seiner Entlassung konservativ wählen wird — offengestanden, ist mir das auch höchst schnuppe —, aber wenn man in seiner Gegenwart aufs Militär schimpft, wird er sagen: ‚Haltet das Maul, das versteht ihr nicht! Ich hab' meine zwei Jahre bei den Sporckschen Jägern abgedient, und ich sage euch, das war ein Vergnügen! 'ne Armee müssen wir haben zum Schutze unseres Vaterlandes, und wer da quatscht, das bißchen Soldatenspielen wär' in sechs Wochen zu

lernen und so, hat von militärischen Fragen überhaupt keine Ahnung!' Und dann kriegt er leuchtende Augen, fängt von seiner Dienstzeit zu schwärmen an, von *seiner* dritten Kompagnie und seiner Korporalschaft — lauter Kerle wie die Löwen waren das, die so 'nen Windbeutel von Franzosen zum Frühstück verzehrt hätten!... Ich aber hör' mir das an — im Geiste natürlich — und sage, ungeheuer selbstzufrieden: Kleiner Rabenhainer, das hast du wieder mal gut gemacht! Wieder mal einen Jungen in die Welt entlassen, der auf seine Dienstzeit nicht schimpft, sondern dem sie eine Quelle freudiger Erinnerungen ist! Das aber ist die Hauptsache, und darauf allein kommt es an. Wenn das Vaterland ruft, wird der Schlosser Stengel, und mit ihm Hunderttausende, die auch einen ordentlichen Kompagniechef hatten, mit Begeisterung zur Fahne eilen und aus innerer Überzeugung seine Pflicht tun!"

Hauptmann Rabenhainer hatte sich warmgesprochen, etwas von seiner impulsiven Art, die Dinge anzupacken, flog auf seinen Gast über.

„Ich danke Herrn Hauptmann für diese Viertelstunde," sagte er lebhafter als sonst und beinahe herzlich, „ich will mir aus ihr eine Lehre mitnehmen. Und wenn Herr Hauptmann vielleicht die Güte hätten, jetzt *mir* auf ein paar Fragen Auskunft zu erteilen: ich fühle mich noch so fremd in den hiesigen Verhältnissen..."

„Die hiesigen Verhältnisse? Aber mit Vergnügen! Und das ist eine sehr einfache Geschichte, läßt sich mit ein paar kurzen Worten erklären: Alles dreht sich hier um das Bataillon, wie in einem sorgfältig geordneten Planetensystem etwa um die Sonne. Oder, um's Ihnen plastisch zu demonstrieren: Hier dieser Aschenbecher meinetwegen, den ich in die Mitte der Tischplatte stelle,

ist das Bataillon, und drum herum ziehe ich drei Kreise ... so!" Und mit einem gutmütigen, halb entschuldigenden Lächeln fügte er hinzu: „Wenn Sie's noch nicht gewußt haben sollten, daß ich Junggeselle bin, würden Sie's jetzt gemerkt haben, Herr von Dahlenberg, aber auch das hat seine guten Seiten. Von der Staubschicht auf der Tischplatte hebt sich das eben gezeichnete Planetensystem recht deutlich ab!

Also der innerste Kreis hier, zunächst der licht- und wärmespendenden Zentralsonne des Bataillons, das sind die Familien, mit denen das Offizierkorps gesellschaftlich verkehrt. Die des Landrats, des Amtsrichters, Bürgermeisters und der beiden Pastoren, dazu etliche Gutsbesitzer und Domänenpächter der Umgegend. Wie ich gleich bemerken möchte, lauter liebenswürdige Herrschaften, die sich dem Bataillon durch jahrelange Freundschaft eng verbunden fühlen. Wenn wir im Kasino eines unserer bescheidenen Feste feiern, ist's wie eine einzige Familie!...

Den zweiten Kreis hier nun, in etwas weiterem Abstande, bilden die guten Bürgerfamilien von Lenzburg, ehrsame Kaufleute mit 'nem offenen Ladengeschäft, Gewerbetreibende und Ackerbaubeflissene, mit denen nach den nun mal üblichen Kastenanschauungen ein gesellschaftlicher Umgang ausgeschlossen ist. Aber auch sie stehen in nahem Zusammenhang mit dem Bataillon, denn bei ihnen verkehrt das Korps der Oberjäger, und schon so mancher unserer braven Grünröcke hat mit dem Forstversorgungsschein ein nettes Lenzburger Mädel mitgenommen, einen dicken Sack harter Taler dazu!...

Na und im letzten Kreise schließlich, dem größten, sitzen die ganz kleinen Leute, Handwerker, Tagelöhner und so weiter, aber auch sie stehen zum Bataillon in

engſter Fühlung, denn faſt jeder von ihnen hat einen oder mehrere unſerer Chaſſeure in Quartier! So, mein lieber Herr von Vahlenberg," ſchloß der Hauptmann Rabenhainer, „das wäre vorderhand alles. Zum Mittageſſen aber nachher werde ich Ihnen einen Zettel mitbringen mit den Namen der Herrſchaften vom engſten Kreiſe. Nächſten Sonntag nehmen Sie ſich dann den Krümperwagen und klappern die Beſuche alle auf einmal ab! Für unſere Freunde aus dem Stande der Agrarier aber empfehle ich Ihnen einen Magen mit Gummieinlage. Ehe Sie nicht bei jeder Viſite Ihre ausgewachſene Buddel Rotſpon im Leibe haben, werden Sie nicht vom Hof heruntergelaſſen!"

Der Oberleutnant von Vahlenberg ſtand auf und griff nach ſeinem Tſchako.

„Verbindlichſten und herzlichſten Dank! Aber — Verzeihung, wenn ich mir noch die eine kurze Frage erlaube — haben Herr Hauptmann bei der Aufzählung der Familien, mit denen das Offizierkorps geſellſchaftlich verkehrt, die des Herrn Forſtmeiſters Rüdiger auf Rohnſtein nur aus Zufall fortgelaſſen oder war das Abſicht?"

Über das bewegliche Geſicht des kleinen Hauptmanns flog ein Schatten.

„Leider ja, Herr von Vahlenberg, das war Abſicht. Aber haben Sie ein beſonderes Intereſſe an dieſer Frage?"

„Sehr wohl, Herr Hauptmann! Und da ich glaube, daß bei Herrn Hauptmann dieſe Mitteilung gut aufgehoben ſein wird: Ich habe Fräulein Rüdiger, die Tochter des Herrn Forſtmeiſters, bei meiner Herreiſe auf der Bahn kennengelernt, durch einen Zufall — ich durfte ihr bei einer Auseinanderſetzung mit einem

Schaffner einen kleinen Dienſt erweiſen. Die gemeinſchaftliche Bahnfahrt nachher dauerte nur ein paar kurze Stunden, aber, ich muß geſtehen, die junge Dame hat während dieſer Zeit auf mich einen ſolchen Eindruck gemacht, daß ich den lebhaften Wunſch empfinde, ſie näher kennenzulernen."

Der Hauptmann blickte auf.

„Was ſagen Sie da? Die kleine Elsbeth Rüdiger iſt wieder nach Hauſe gekommen?"

„Sehr wohl, Herr Hauptmann, ſchon vor einigen Tagen."

„Das iſt großartig!"

Der kleine Rabenhainer ging freudig auf und ab.

„Das iſt großartig!" wiederholte er und drückte ſeinen Beſucher in den Stuhl zurück.

„Aber nun ſetzen Sie ſich mal erſt ordentlich wieder hin, ſo was iſt nicht mit dem Hut in der Hand zu beſprechen!... Und noch 'ne Zigarette gefällig? ... Nicht?... Na, warten Sie nur, Sie werden die beſonderen Vorzüge dieſer Sorte ſchon noch ſchätzen lernen. Die Mücken auf unſerer Kaſinoveranda kneifen ſchaudernd aus, wenn die Ordonnanz bloß die Schachtel bringt!... Und jetzt ſchießen Sie mal los, lieber Dahlenberg, und erzählen Sie mir recht viel von der jungen Dame. Fräulein Elsbeth und ich waren mal ein paar dicke Freunde! Iſt ſie ſo hübſch geworden, wie ſie als Backfiſchlein verſprach?"

Der Oberleutnant von Dahlenberg ſetzte ſich wieder, in ſein hübſches, aber ein bißchen nichtsſagendes Geſicht trat ein Ausdruck, als täte es ihm leid, in einer plötzlichen Aufwallung des Augenblicks eine ſonſt peinlich gehütete Schranke aufgezogen zu haben.

„Ich besitze kein rechtes Talent für solche Schilderungen. Ich wiederhole, die junge Dame hat einen sehr netten Eindruck auf mich gemacht, in mir den Wunsch erweckt, sie näher kennenzulernen. Sollten sich aber Verhältnisse ergeben, die eine nähere Verbindung inopportun erscheinen ließen, so würde ich, wenn auch mit schwerem Herzen, auf eine Fortsetzung dieser flüchtigen Bekanntschaft verzichten müssen."

„So," sagte der kleine Rabenhainer, bedeutend ernüchtert, und steckte sich eine neue Zigarette an, „dann müßten Sie verzichten!" Und mit leiser Ironie fügte er hinzu: „Sehr vernünftig, denn ein Offizier hat bei der Auswahl seiner zukünftigen Gattin Rücksichten zu nehmen, und besser ist es schon auf alle Fälle, man geht vorsichtig zu Werke, statt sich unbesonnen in eine Leidenschaft zu stürzen, deren Abdämpfung nachher allerhand unbequeme Empfindungen mit sich bringt!" ... Und nach einer unbehaglichen Pause, während der sein Besucher angelegentlich die dicke Staubschicht mit den drei Kreisen auf der Tischplatte betrachtete, fuhr er fort: „Aber, ich glaube, solche Erwägungen in diesem Falle sind überflüssig. Und ich möchte Ihnen garantieren: Wenn Sie jetzt vor unserm Kommandeur ständen und sagten: ‚Herr Oberstleutnant, ich bitte gehorsamst um die Erlaubnis, meine Verlobung mit Fräulein Elsbeth Rüdiger veröffentlichen zu dürfen' ... ich bin überzeugt, Herr von Dahlenberg, er schließt Sie in die Arme und gibt Ihnen 'nen Freudenkuß auf die Backe!"

„Ach," sagte der Oberleutnant und hob erstaunt die wasserblauen, ein wenig vorstehenden Augen. „Herr Hauptmann bemerkten doch noch soeben ..."

„Sehr wohl, Herr von Dahlenberg, ich sagte, die Familie des Herrn Forstmeisters Rüdiger gehört zu

denjenigen, mit denen das Offizierkorps nicht verkehrt, aber ich habe ein deutliches „Leider" hinzugefügt. Früher nämlich zählte der alte Herr zu den engsten Freunden des Bataillons, die Lenzburger Jäger ohne der Rohnsteiner Forstmeister waren einfach undenkbar. Seit anderthalb Jahren aber hat eine tiefe Verstimmung Platz gegriffen, Herr Rüdiger machte uns den Vorwurf — ob mit Recht oder ohne Recht, sei vorläufig mal dahingestellt — also, er machte uns den Vorwurf, einer von uns mißbrauchte die Gastfreundschaft. Zur Erklärung muß ich hinzufügen, daß früher die Angehörigen des Offizierkorps in den Rohnsteiner Forsten — drüben, auf der andern Seite des Sees dehnen sie sich meilenweit — freie Büchse hatten. Mit einer gewissen Einschränkung natürlich. Wenn der alte Fürst alljährlich einmal seine sogenannte Hofjagd abgehalten hatte, ein mit hohem Zeuge eingestelltes Treiben, bei dem das edle Hochwild in Massen gestreckt wurde wie bei einer großen Hasenschlacht, kamen wir an die Reihe. Der Kommandeur kriegte seine zwei bis drei braven Hirsche, die vier Kapitäne je einen, und so weiter 'runter bis zu den jüngsten Leutnants, die sich beim Abschuß von Kahlwild betätigen durften. Sie werden mir zugeben, eine Jagdfreundschaft, wie sie idealer und großzügiger nicht gedacht werden kann!... Und mit einem Male gab es in diesem scharmanten Verhältnis, um das uns so ziemlich alles beneidete, was in deutschen Landen einen grünen Waffenrock trägt, einen Mißklang. Ein Wilddieb tauchte in den Rohnsteiner Forsten auf, ein verwegener Kerl, der dem alten Rüdiger die besten Hirsche sozusagen unter den schützenden Händen fortschoß, trotz aller Anstrengungen aber nicht zu greifen war. Als wenn er 'ne Tarnkappe

getragen hätte ... Und ein seltsamer Umstand war dabei: er nahm nur die Trophäe mit, das Geweih. Das Wildbret ließ er liegen und verludern!

Also ein Gentlemanwilderer sozusagen, der sein heimliches Handwerk nicht aus gemeiner Gewinnsucht trieb, sondern aus Passion. Aus glühender Passion, die den davon ergriffenen Mann wie ein Fieber schüttelt ... na, kurz und gut, es ist begreiflich! Wem's noch nie im Arm gezuckt hat, wenn drüben, jenseits der Grenze, auf hundert Gänge ein braver Hirsch steht, der soll den ersten Stein aufheben. Auf der andern Seite aber auch begreiflich, daß der alte Rüdiger Mord und Brand spuckte. Erst äußerte er ein wenig zaghaft den Verdacht, nach allen begleitenden Nebenumständen könnte dieser Gentlemanwilderer nur ein Offizier sein, der Kommandeur remonstrierte natürlich, verlangte positive Beweise. So ging das 'ne Weile hin und her, aus dem gegenseitigen Anknurren entwickelte sich eine immer feindseligere Stimmung, bis mit einem Male beim alten Forstmeister die helle Lohe zum Dache hinausschlug. Er war auf 'nem Liebesmahl gewesen im Kasino, hatte in vorgeschrittener Stunde, wenn die Stimmung anfängt, feuchtfröhlich zu werden, die Leutnants vermahnt: ‚Kinder, nehmt's mir nicht übel, einer von euch ist es, aber wir wollen einen nassen Schwamm nehmen, die ganze Tafel auslöschen, wenn von morgen an Friede ist' ...

So sprach er versöhnlich, und kein Mensch fand etwas dabei, denn wir alle wußten, wie er an seinen Hirschen hing. Und mit seiner vorgesetzten Behörde, dem fürstlichen Hofjagdamt, hatte er der fortgesetzten Wilddiebereien wegen grobe Anstände gehabt. Der Oberstjägermeister ist nicht sein Freund und wollte wohl

die Gelegenheit benutzen, ihn von seiner Stelle zu bringen.

An jenem Abend nun war im Kasino allgemeine, halb scherzhafte Urfehde. Ich war auch dabei, und es wurde barbarisch darauf getrunken. ‚Feuerzangbowle' nach altem pommerschen Rezept: halb Kognak, halb Portwein zusammengekocht, zwei Stücke Zucker auf 'ner Feuerzange hineintropfen lassen und das Ganze zum Schluß mit dem entsprechenden Quantum Champagner auf trinkbare Temperatur gekühlt. Wenn man den Sekt vorsichtig eingießt, ganz langsam und dicht am Rande des Gefäßes, schäumt und perlt das Zeug bis zum letzten Augenblick!

Sie schütteln den Kopf, lieber Herr von Vahlenberg, aber Sie werden's auch noch lernen, daß diese Mischung zu Winterszeiten in unserm Klima sehr bekömmlich ist. Nach den ersten Gläsern ist man zu jeder Heldentat bereit, später aber wird man lustig, und es ist sehr gut so. Wenn man nicht die Kontenance verliert, eine angenehme Unterbrechung der gleichmäßig auf den Dienst gestimmten Seele ... eine leichte Aufmischung des ganzen Menschen, und wir hier in dem einsamen Winkel entschädigen uns damit ab und zu für die Entbehrung höherer Reizmittel. Immer an den ewig langen Abenden gute Bücher lesen, geht nicht an, Skatspielen auch nicht, man verblödet dabei. Ja, wenn wir hier, wie Sie in Ihrer früheren Garnison, eine gute Oper hätten oder ein halbwegs leidliches Theater nur ...

Also an jenem Abend nun allgemeine freudige Verbrüderung, Versöhnungsfest ... drei Tage danach hatte der Forstmeister die wenig erfreuliche Quittung! Seine Beamten fanden mitten auf einer blanken Wiese einen

Eigentum
der
Leihbücherei

frisch geschossenen Hirsch, das Geweih natürlich abgeschlagen, die Haken ausgeschnitten, wie üblich. Und keine greifbare Spur: der Wilderer hatte in dem tiefen Schnee seine Fährte sorgfältig verwischt, bis er wieder auf die hartgefrorene Chaussee kam...

Da ließ der alte Herr sich vom Zorn übermannen, schrieb dem Kommandeur einen sackstiedegroben Brief, und seither war es aus zwischen dem Forstmeister Rüdiger und dem Bataillon, eine mehr als zwanzigjährige Freundschaft erloschen wie ein plötzlich ausgeblasenes Licht!"...

Der Oberleutnant von Vahlenberg klappte die Hacken zusammen und räusperte sich leicht.

„Pardon, Herr Hauptmann! Nach dem groben Brief ist doch nicht etwa ein prinzipieller Beschluß gefaßt worden von seiten des Offizierkorps, mit dem Herrn Forstmeister Rüdiger überhaupt nicht mehr in Verkehr zu treten?"

„Durchaus nicht!" Der kleine Rabenhainer lachte kurz auf, dieser überkorrekte und vorsichtige Freier kam ihm spaßig vor. „Im Gegenteil! In der Offiziersversammlung damals wurde allgemein und lebhaft der Wunsch geäußert, bei passender Gelegenheit die ärgerliche Streitaxt wieder zu begraben. Also, wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, fahren Sie am nächsten Sonntag nach Rohnstein hinüber. Vielleicht kriegen Sie's fertig, den alten Herrn zu einer Abbitte zu bewegen. Dann wäre alles auf einmal wieder in der schönsten Ordnung!"

Der Oberleutnant von Vahlenberg stand auf, verneigte sich korrekt, mit zusammengenommenen Hacken.

„Noch einmal verbindlichsten Dank, Herr Haupt-

mann, ich werde nach der empfangenen, detaillierten Auskunft mit mir zu Rate gehen!"

Ein kurzer Händedruck danach, eine erneute Verbeugung an der Tür, und der Besucher schritt mit klapperndem Säbel die weißgescheuerte Holztreppe hinab. Der Hauptmann Rabenhainer aber griff sich in den Kragen, sagte laut: „Ah, pfui Deuwel!" vor sich hin. „Zu Rate gehen!... Zu Rate gehen, wenn man ein Mädel lieb hat!"

Er schritt in sein Schlafzimmer hinüber, stieß die Fensterläden auf, die zum Schutze gegen den prallen Sonnenschein geschlossen waren, und lehnte sich aufatmend hinaus.

Unten auf dem spiegelglatten See zogen zwei fischende Haubentaucher dahin, lange Linien flossen von ihrer blendend weißen Brust, wenn sie, emsig rudernd, vorwärts schwammen. Von Zeit zu Zeit schossen sie kopfüber ins Wasser, wie eine silberne Wolke stob vor ihnen eine Schar gehetzter kleiner Fische empor, es gab eine kleine Rauhung der glatten Fläche. Gleich danach tauchten die beiden Räuber wieder auf, strählten mit spitzigem Schnabel das Gefieder und ruderten, gierig spähend, hinter ihrer Beute her, die als ein dunkler Schein, dem kundigen Auge leicht erkennbar, sich von der hellen Oberfläche abhob. Eine wimmelnde Schar von hunderttausend angsterfüllten kleinen Herzen ... Noch vor wenigen Augenblicken hatten sie harmlos im Sonnenlicht gespielt, und jetzt stand der Tod über ihnen, schoß jählings hinab, um wahllos sein Opfer zu packen...

Vom niedrigen Turm der Marienkirche schlug es langsam, in gemessenen Pausen, zwölf Uhr. Dumpf dröhnend verklang der letzte Schlag der großen Glocke,

ein bimmelndes Läuten ſchloß ſich daran, das mit gellendem Klingen die Weite erfüllte, übers Waſſer drang und von dem andern Ufer im Widerhall wieder zurückkam... Eine fromme Sage knüpfte ſich an dieſes mittagliche Läuten... Vor jenen grauen Jahren, als die Marienkirche noch katholiſch war, hatten zwei Nonnen des Kloſters ſich im Walde verlaufen, irrten weglos umher und gedachten ſchon, am Leben zu verzagen. Da plötzlich trug ihnen der Wind den ſchrillen Klang des Armeſünderglöckleins zu. Juſt um die Mittagszeit wurde ein arger Strauchdieb auf dem Marktplatze zum Tode geführt, den beiden frommen Schweſtern aber brachte das Glöcklein die Rettung. Aus dem Klange erkannten ſie die Richtung der Stadt, konnten ungefährdet den Heimweg gewinnen. Und zu ewigem Gedächtnis ſtifteten ſie eine Summe Geldes, damit der Küſter immerdar um die Mittagszeit den Strang des Armeſünderglöckleins zöge. Im Laufe der Jahrhunderte war dann das Kapital irgendwie abhanden gekommen, aber der Küſter der Marienkirche trug neben andern Laſten fortan auch die Zinſen dieſer frommen Stiftung, und allmittaglich nach dem letzten Glockenſchlag klang die gellende Stimme des Armeſünderglöckleins weit ins Land hinaus und über die Waſſer des großen Lenzburger Sees...

Der Hauptmann Rabenhainer ſtand am offenen Fenſter, blickte ſinnend zu dem andern Ufer hinüber, das mit ſeinen grünen Laubmaſſen im flimmernden Sonnenglanze verſchwamm. Zwiſchen hellen Buchenwipfeln hob ſich ein rotes Dach ab, das Forſthaus von Rohnſtein.

Wie lange war es her, mußte er denken, daß die kleine Elsbeth ihn auf dem Marktplatze begrüßt hatte,

mit dem Schulranzen auf dem Rücken? Oder da unten am Steg das Boot löſte, um nach dem Elternhaus zurückzukehren, immer um dieſe Zeit, wenn vom Marienturm das Glöcklein ſchrillte.

„Elsbeth, haſt du keine Angſt?“ rief er ihr manchmal zu, wenn der ſchwere Südweſt die Baumwipfel zauſte und das Schilf faſt bis aufs Waſſer drückte.

„I bewahre, Onkel Rabenhainer“, rief ſie zurück, zeigte lachend die weißen Zähne. Und dann ſpannte ſie das im Winde klatſchende Segel, faßte das Ruder mit der nervigen kleinen Fauſt, das ſchlanke Boot flog wie ein Sturmvogel über die Wellen... Er brauchte nur die Augen zu ſchließen, und er ſah das Bild ganz deutlich vor ſich...

Und mit einem Male war aus ſo einem kleinen Mädel ein erwachſener Menſch geworden, ein großes Fräulein, um das ſich ein aus der Fremde ins Bataillon geſchneiter Leutnant bewarb! Ein gar vorſichtiger und bedachtſamer Herr, der ſorgfältig alles Für und Wider gegeneinander abwog, ehe er dem Gefühl der ſogenannten Liebe in ſeinem Herzen Raum verſtattete, dieſer überkorrekte Herr von Dahlenberg!... Aber ſie mußte ihm doch gefallen haben, die blonde, kleine Elsbeth, und wie ſie wohl jetzt ausſehen mochte nach den zwei Jahren, die ſie fern von der Heimat verbracht hatte, da unten irgendwo in der Penſion?...

„Ich muß das Mädel fortſchaffen, lieber Rabenhainer,“ hatte damals der alte Rüdiger geſagt, „ſie verwildert mir ſonſt in dem mutterloſen Haus. Mit allen Leutnants duzt ſie ſich, den Herrn Bataillonskommandeur neckt ſie reſpektlos mit ſeiner mangelhaften Schießkunſt und mich lacht ſie aus. Alſo muß

ſie unter weiblichen Einfluß, Sofakiſſen ſticken und ſo, ſtatt ſegeln und mit der Büchſe im Wald 'rumlaufen, Hunde dreſſieren und abends mit mir Schach ſpielen ..." Als ſich aber der Zug in Bewegung ſetzte und die kleine Elsbeth aus dem geöffneten Fenſter mit dem Taſchentuch winkte, hatten ſie beide mit der Naſe geſchnüffelt, der Forſtmeiſter Rüdiger und der Hauptmann Rabenhainer, und beide mußten ſich was aus den Augen wiſchen. Der Qualm der Lokomotive wäre ihnen ins Geſicht geſchlagen, redeten ſie ſich aus ... Und als der Hauptmann Rabenhainer auf ſeinem ſchönen Adolar nach Hauſe ritt, hing er gar ſeltſamen Gedanken nach, in denen das Wort „Altersunterſchied" des öfteren vorkam, ab und zu aber auch der Ausdruck „alter Eſel". Aber war dieſer Herr von Dahlenberg etwa viel jünger? Wenn er den Tſchako abnahm, zeigte er einen im Mittelfeld blanken Schädel, und um die waſſerblauen Augen zogen ſich in zahlloſen Krähenfüßen die Spuren einer nicht gerade übermäßig ſoliden Jugend. Und er begriff ſich ſelbſt nicht, wie er dazu gekommen war, dieſem lauwarmen Freier ſo eifrig zuzureden. Die blonde Elsbeth mit ihrem ſtattlichen mütterlichen Vermögen brauchte doch gewiß nicht zu warten, bis ſich irgend ſo ein ältlicher Oberleutnant von den Kurprinzgrenadieren ihrer erbarmte, die konnte doch noch ganz andere Bewerber finden ...

„Onkel Rabenhainer", klang es irgendwoher hämiſch aus einer Ecke. Er wandte ſich um, hatte ein ſcharfes Wort auf der Lippe. Aber es war eine Täuſchung geweſen, nur der Jäger hatte das Zimmer betreten, ſtand an der offenen Tür und räuſperte ſich vernehmlich.

„Herr Hauptmann, eben war eine Ordonnanz da aus dem Bataillonsbureau. Der Herr Oberſtleutnant

wünschen die Herren Offiziere sofort im Kasino zu sprechen, und der Herr Bataillonsschreiber lassen sich entschuldigen, daß er keine schriftliche Meldung geschickt hat..."

„Schluß!" sagte der Hauptmann Rabenhainer, „in dem Befehl hat's doch geheißen: Sofort! Also jetzt wie'n geölter Blitz in den Kleiderschrank, die zweite Garnitur lange Büxen 'raus und den Überrock." Fünf Minuten später stand er auf der Straße, fing den Chef der zweiten Kompagnie ab, den dicken Hauptmann Rademacher, der ebenfalls mit eiligen Schritten dem Kasino zusteuerte.

„Haben Sie 'ne Ahnung, Kollege," fragte er ihn, „weshalb uns der Kommandeur so plötzlich zu 'ner Versammlung sprengt? Wir hatten doch erst gestern eine!"

„Keinen Schimmer! Irgendeiner von den Leutnants wird wohl was auf dem Kerbholz haben, und wir Kapitäne müssen achtungsvoll dabeistehen, wenn er sein Fett kriegt. Aber ich finde es direkt lieblos, ich wollte mir gerade die Serviette vorbinden zum Frühstück, da kam die Ordonnanz!" Und der dicke Hauptmann Rademacher nahm im Gehen die Mütze ab, fächelte sich mit dem Taschentuch Kühlung zu. Dem kleinen Rabenhainer aber fiel plötzlich die kurze Zwiesprache ein, die er, kaum 'ne halbe Stunde war es her, mit seinem jüngsten Offizier gehabt hatte. Eine bange Ahnung überkam ihn, daß auf dem blanken Schilde der Lenzburger Jäger ein häßlicher Spritzer saß, der sich zu einem bösen Schandfleck auswachsen konnte, wenn man ihn nicht im Entstehen schon tilgte. Und während er neben dem unbekümmerten Hauptmann von der Zweiten dahinschritt, ging er gewissenhaft mit sich zu Rate, was wohl in

dieſem Falle ſeine Pflicht wäre. Dem Kommandeur ſofort Meldung abzuſtatten von dem Verdacht, den er gegen den Leutnant von Naugaard gefaßt hatte, oder ſich den leichtſinnigen Jungen erſt mal unter vier Augen vorzubinden, zu verſuchen, ihn mit ordentlichem Zuſpruch und milder Hand wieder in den rechten Weg zu biegen...

II.

Fast eine geschlagene Stunde zu früh war der Forstmeister Rüdiger mit seinem schnittigen Schimmelpaar an dem Lenzburger Bahnhof vorgefahren. Jetzt war es halb eins, und der Berliner Zug kam erst ein Uhr fünfundzwanzig, aber lieber 'ne Stunde zu früh, als eine Minute zu spät. Man konnte ja auch nicht wissen, was unterwegs manchmal passierte. Ein Rad konnte brechen oder einer der Schimmel sich in den knochenharten Lehmgleisen den Fuß vertreten, so daß man beim Schrittfahren nicht mehr zur rechten Zeit kam...

Vor dem Stationsvorsteher entschuldigte er sich, die Rohnsteiner Uhren gingen nicht richtig; der brauchte ja nicht zu wissen, daß ihn die zehrende Ungeduld so früh von Hause fortgetrieben hatte, die Sehnsucht, sein kleines Schmaltierchen wieder in die Arme zu schließen, seinen Augentrost, den er vor zwei langen Jahren hatte in die Fremde geben müssen. Mit schwerem Herzen, aber auf die Erziehung von jungen Frauenzimmern verstand er sich nun mal nicht. Wenn das kleine weiße Bündel, das nebenan in der Wiege quäkte wie ein angeschossener Hase, während die überzarte Mutter ihren letzten Seufzer aushauchte; ja, wenn das damals ein Junge gewesen wäre, hätte sich's schon eher schaffen lassen! Der absolvierte die vorgeschriebene Ochsentour: Gymnasium, Lehre, Militär und Feldjägerkorps, Examina, und wurde nachher irgendwo Oberförster, um schließ-

lich, wenn der alte Herr ſich mit der langen Pfeife zur Ruhe ſetzte, in Rohnſtein Forſtmeiſter zu werden. Seit faſt hundertfünfzig Jahren war das der ordnungsmäßige Gang geweſen, immer folgte der Rüdigerſohn dem Rüdigervater in der Forſtmeiſterſtelle und der Gunſt des jeweilig regierenden Fürſten, und mit einem Male war da ein gänzlich unerwarteter Zwiſchenſchlag gekommen. Ein Zwiſchenſchlag, der ſich nicht mehr reparieren ließ, denn das zarte Frauchen, das er ſich, als ein Alternder ſchon, ins einſame Forſthaus geholt hatte, war nach einem kurzen Jahr wieder von ihm gegangen in das dunkle Land, von dem es keine Wiederkehr mehr gibt... Und er ſaß nun allein da mit ſeinem Kummer und dem quäkenden kleinen Bündel...

In der erſten Zeit ging es ganz leidlich, da kriegte er's nur zu ſehen, wenn die alte Trine, die Wirtſchafterin, es ſauber gebadet und getränkt hatte, dann aber fing es auf allen vieren zu krabbeln an, ſtand eines Tages aufrecht auf den dicken Beinchen, verleitete den ernſthaften Teckel Waldmann zu allerhand läppiſchen Spielen. Und wiederum kam ein Tag, an dem die alte Trine erklärte: „Herr Forſtmeiſter, ich komm' mit dieſem Wildfang nicht aus, ſie lacht mir ins Geſicht, es muß eine Gouvernante ins Haus. Eben, am heiligen Sonntag, hat ſie im Garten ein wildes Karnickel gegriffen, ſich an dem Stachelzaun den Rock und die Hoſen zerriſſen, aber da lacht ſie nur dazu, ſagt auf mich, ich wär' 'ne alte dumme Pute, die nichts von der Jagd verſtänd'."

Da lachte der Forſtmeiſter natürlich wohlgefällig, in dem kleinen Tierchen regte ſich eben das ererbte Jägerblut. Als er aber ein paar Tage ſpäter ſehen mußte, daß es dem alten Knecht Jochen nachmachte, wie er ſelbſtgebauten Tabak kaute und mit dem bräunlichen

Saft nach Fliegen ſchoß in der Geſindeſtube, da verging ihm das Lachen. Und es kam ein hochgebildetes, älteres Fräulein ins Haus, mit einem Klemmer auf der Naſe, das alle fünf Minuten „shocking“ ſagte oder „fi donc“, je nachdem es in der Stunde Engliſch gab oder Franzöſiſch. Zwiſchenein aber fand ſie Zeit, dem jungen Forſtſchreiber blanke Augen zu machen oder den verwitweten Hausherrn anzuſchmachten — je nachdem, wer gerade in ihrer Nähe war. Nach ſechs Wochen flog ſie zum Tempel hinaus, es kam eine neue Erzieherin, aber auch ſie fand keinen langen Verbleib, denn ſie machte gleich ihrer Vorgängerin den ſchon einmal mißlungenen Verſuch, den Forſtmeiſter zu den lockenden Verheißungen eines neuen Eheſtandes zu bekehren. Er aber verſpürte nicht die geringſte Luſt, ſeinem toten Liebchen, das unter vier ragenden Eichen auf dem Rohnſteiner Kirchhof den langen Schlaf ſchlief, eine Nachfolgerin zu geben. Alſo kam es, daß er fortan auf weitere Engagements von Gouvernanten verzichtete und die kleine wilde Hummel, die Elsbeth, vom achten Jahr an in die Lenzburger höhere Töchterſchule gab. Leider aber nur mit ſehr mangelhaftem Erfolge! In den Wiſſenſchaften des Rechnens, Leſens und Schreibens gab ſie zwar zu Tadel keinen Anlaß, dafür aber ließ ſie in der Fortentwicklung aller weiblichen Tugenden einen um ſo größeren Unfleiß erkennen. Sooft auch die alte Trine den Verſuch machte, ſie in die Handhabung der vier Stricknadeln oder die Geheimniſſe des Häkelhakens einzuweihen, ſie war wie ein Wieſel aus der Stube, ſaß mit dem Angelzeug im Kahn irgendwo hinter dichtem Schilf oder ſtreifte mit dem Teſching durch den Wald, hinter den Krähen her und den Eichhörnchen, denen ſie als argen Neſträubern grimme

Fehde geſchworen hatte. Eine ſchöne Puppe aber, die ihr die Gattin des damaligen Kommandeurs zu Weihnachten geſchenkt hatte, benutzte ſie als Apportierbock bei der Dreſſur der jungen Hühnerhunde, und in dem Strickbeutel der alten Trine legte ſie eine Zucht weißer Mäuſe an! Da machte der Herr Forſtmeiſter wohl ein brummiges Geſicht, raffte ſich auch zuweilen zu einer ermahnenden Anſprache auf, wenn aber die Kleine ihn mit den großen blauen Augen anlachte, ihrem beſten Erbteil von der Mutter her, wurde er wehrlos. Dann lachte er mit oder ging hinaus, ſchlug die Tür hinter ſich zu und haderte mit ſeinem Schickſal, das gerade ihn mit der Sorge um ein ſo unbändiges kleines Frauenzimmer belaſtet hatte. Einem Jungen, wenn er nicht Order parierte, konnte man ordentlich eins hinter die Löffel brennen, bei 'nem Mädel aber war ein ſo derbes Zugreifen doch ausgeſchloſſen. Alſo blieb alles beim alten, Fräulein Elsbeth tat, was ſie wollte, und die alte Trine erging ſich in allerhand unheilvollen Prophezeiungen, ſah ihr ſo oft geſcholtenes, heimlich aber heißgeliebtes Sorgenkind ſchon in Pumphoſen auf 'nem Zweirade ſitzen, gleich jenen aller weiblichen Schamhaftigkeit baren Frauensperſonen, die eines Sonntagnachmittags, aus der Großſtadt kommend, den Hof des Forſthauſes paſſiert hatten. Das aber erſchien ihrem einfachen Sinne als der Unweiblichkeit höchſter Gipfel. Von da an bis zum Zigarettenrauchen und Herumſcharmutzieren mit den Mannsleuten war nur ein Schritt...

In dieſer Zeit aber ſah der Herr Forſtmeiſter eines Tages zu ſeiner Verwunderung, daß ſein blondes Schmaltierchen, wie er die Tochter in zärtlichen Augenblicken nannte, um ein mächtiges Ende gewachſen war.

Wenn es ſich aufreckte, konnte es ihm ſchon die Arme um den Hals ſchlingen, ohne daß er ſeine mehr als ſechs Fuß hohe Geſtalt zu bücken brauchte. Bei ſeinem toten Liebchen hatte er ſich immer weit hinabbeugen müſſen, wenn es mal ſagte: „Komm her, Herr Forſtmeiſter, ich muß dich mal am Ohrläppchen reißen...“ Da fand er, daß für ein ſo großes Mädel das klapprige alte Teſching eine wenig entſprechende Waffe wäre, ſetzte ſich hin und verſchrieb aus Berlin einen leichten Drilling. Kaum fünf Pfund wog das Gewehr, ſah zierlich aus wie eine Puppe, aber alle drei Läufe ſchoſſen vortrefflich. Eine Stunde, nachdem der Poſtbote die Kiſte gebracht hatte, war Fräulein Elsbeth verſchwunden, und erſt bei ſinkender Nacht kehrte ſie heim, unter der Laſt eines ſchweren Rucksackes ſchwitzend und keuchend. Trat in das Wohnzimmer, in dem der Forſtmeiſter bei der Lampe über allerhand Holzabrechnungen ſaß, und warf den Rucksack auf die Diele. Aus dem Bund aber ſchaute der Kopf eines Rehbockes heraus, mit einem prächtigen Gehörn, ein gar ſchlauer, alter Burſch, dem der Kommandeur ſchon auf einem Dutzend vergeblicher Pirſchgänge, nachgeſtellt hatte.

„Da, Vatting, der Bock von den Seewieſen! Und weil der Herr Oberſtleutnant geſagt hat, er wär' überhaupt nicht zu kriegen, werden wir ihn morgen gründlich auslachen. Es war ein Kinderſpiel. In einem naſſen Graben hab' ich den Bock mehr angeſchwommen als -gekrochen, und wie er Unrat witterte und abpreſchte, ſchoß ich ihn ganz einfach flüchtig. Es war zum Schreien komiſch, wie er, mitten in der Flucht, radſchlug wie ein Haſe.“

Der Forſtmeiſter ſchmunzelte:

„Mädel, was wirſt du noch vorbeiſchießen im Leben,

nachdem es beim erstenmal so geschlumpt hat. Das ‚Flüchtigschießen' auf den abspringenden Bock oder den im Stangenholz vorbeipreschenden Hirsch ist so 'ne Sache. Ich kenne alte Jäger, die sich überhaupt nicht darauf einlassen, wegen Ungewißheit des Ausganges!" Und nachdem er das Gehörn des Bockes sachverständig geprüft hatte, tupfte er sich unauffällig die Augenwinkel. Hundert Taler hätte er drum gegeben, wenn das tapfere Mädel da ein Junge gewesen wäre...

Von diesem Tage an wurde das kleine Schmaltierchen sein liebster Weidgesell. Kaum daß es aus der Schule kam, saß es bei ihm auf dem Wagen, fuhr mit in das weitläufige Revier und ging ernsthaft neben ihm her, wenn er Kulturen besichtigte oder einen haureifen Schlag schätzte.

Dafür aber natürlich mußte es eine Belohnung geben. Bei der Heimfahrt stand ein guter Bock im Stangenholz oder zuweilen auch ein leidlicher Hirsch; nach zwei Jahren hatte Fräulein Elsbeth in ihrem Mädchenzimmer mehr Geweihe und Gehörne an der Wand als ein Forstassessor in hohen Semestern. Des Abends aber saß man bei der Lampe zusammen, spielend prüfte sie irgendeine lange Rechnung auf ihre Richtigkeit, sprach sachverständig mit in allen Fragen der Forstwirtschaft und Jagd, und auch bei dem geliebten Schachspiel stand sie ihren Mann. Der Forstmeister mußte höllisch aufpassen, um nicht durch einen klug berechneten Zug in schimpfliches Matt gesetzt zu werden. — Eines Tages aber trat die alte Trine als unbequeme Mahnerin vor ihn hin.

„Herr Forstmeister, das is allens ja ganz schön und gut, aber es geht nicht so weiter! Die Herren Leutnants machen blänkrige Augen, wenn sie mit dem Elsbethchen sprechen, und neulich hat sogar der Herr Hauptmann

Rabenhainer den Schnurrbart gestrichen, wie sie über den Zaun kletterte. Ihm hatte nämlich der Wind die Mütz' vom Kopf gerissen, sie aber sagte bloß: ‚Laß man, Onkel Rabenhainer, das werden wir gleich haben!'"

Da hob der Herr Forstmeister den Kopf wie ein alter Platzhirsch, dem ein verdächtiger Luftzug um den Windfang fuhr: „Was schwatzen Sie da, Sie törichte alte Spinatwachtel?"

Und die treue Trine erwiderte gekränkt: „Das is man ja bei Ihnen schon gewöhnt, Herr Forstmeister, daß die Samenkörner der guten Belehrung zwischen die Dornen und die Steine mang fallen. Aber ich wasche meine Hände in Unschuld, ich hab' zur rechten Zeit meine Stimme aufgehoben, Zion wache auf!"

So sprach die würdige alte Dame im Tone des verehrten Herrn Propstes von der Marienkirche, und am selben Mittag, als es mit dem Segelboot von der Schule zurückkehrte, sah der Forstmeister sich sein Schmaltierchen mit prüfendem Auge an. Als er aber dabei fand, daß die Zeiten vorbei waren, in denen man es als einen zufällig in Mädchenkleider geratenen Jungen ansprechen durfte, fuhr er am nächsten Tage ins Städtchen hinüber, zu dem alten Fräulein Dorschfischer, der Vorsteherin der Lenzburger höheren Töchterschule, und es gab eine lange Unterredung. Danach schrieb Fräulein Dorschfischer an die ihr seit langem befreundete Frau von Wilkenhagen in Weimar, die Vorsteherin eines namentlich in höheren Beamtenkreisen rühmlichst bekannten Mädchenpensionats, einen langen Brief, aber es vergingen fast acht Tage, ehe der Forstmeister Rüdiger sich ein Herz faßte, seinem Schmaltierchen die inzwischen längst eingetroffene, zustimmende Antwort der Frau von Wilkenhagen mitzuteilen, zugleich mit dem

felsenfesten Entschlusse, daß es nun eine Trennung geben müßte auf mindestens zwei Jahre. Denn so lange Zeit nämlich brauchte die Frau von Wilkenhagen nach ihrer Erklärung, um aus dem brieflich geschilderten Wildfang eine wohlerzogene junge Dame zu machen.

„Eher den Reitertod in der Schlacht," erklärte Fräulein Elsbeth mit einer kurzen Handbewegung, „und das Frauenzimmer hat keine Ahnung! Wer soll denn hier deine Rechnungen prüfen, wenn ich fort bin, oder abends mit dir Schach spielen?"

„Na ja," sagte der Forstmeister darauf und zuckte mit den Achseln, „das möchte ich auch gern wissen!" Mit diesen Schwierigkeiten hatte er schon acht Tage gerungen, ohne einen Ausweg zu finden...

Aber die alte Trine mit ihrem weiblichen Instinkt wußte Rat. In aller Stille ließ sie das Fräulein Seebach aus Lenzburg kommen, die tonangebende Schneiderin des weiblichen Offizierkorps und der in gleichem gesellschaftlichen Range befindlichen Damen des Städtchens samt seiner engeren und weiteren Umgebung. Wenn Fräulein Seebach nach sorgfältigem Studium der „Modenwelt" und der übrigen Zeitschriften entschied: „Gnädige Frau, das wird jetzt getragen", dann wurde es eben in Lenzburg getragen. Selbst wenn man bei einem gelegentlichen Besuche Berlins feststellen mußte, daß die Lenzburger Mode gegen die der Reichshauptstadt um einige Monate nachging. Aber das schadete nichts, dafür hatten die Roben der braven Seebach jenes unnachahmliche Cachet, nach dem man ihre Trägerinnen sofort als „Frau Leutnant" oder „Frau Hauptmann" ansprach, je nach dem Lebensalter. Eine geschickt betont militärische Form, an der man bei aller Gediegenheit des Stoffes und der Zutaten sofort die Offiziers-

frau erkannte, genau so wie den Leutnant in Zivil, wenn den Anzug ein Militärschneider geliefert hatte...

Besagtes Fräulein Seebach also trat eines Morgens im Rohnsteiner Forsthause an mit einer Hilfsschneiderin und einem ganzen Kasten voll zarter und duftiger Stoffe. In dem großen Saal tat sich eine Werkstätte auf, es wurde Maß genommen, gezeichnet, geschnitten und geheftet. Die mitgebrachte Nähmaschine klapperte, und von Zeit zu Zeit wurde Elsbeth zu einer Anprobe hereingerufen. Nur widerwillig folgte sie, spottete, wenn ihr die „bunten Lappen" an die schlanken Glieder geheftet wurden, aber dann ließ die listige Schneiderin ab und zu ein entzücktes Wörtlein fallen:

„Nein, wie goldig! Eine Prinzessin kann's nicht schöner haben bei der Aussteuer, und was der Leutnant Graf Schlippenberg wohl für Augen machen möcht', wenn er das Elsbethchen so im Staat sehen könnte!... Oder auch der Onkel Rabenhainer. ‚Donnerwetter!' möcht' er sagen und sich den Schnurrbart streichen, ‚was ist aus dem häßlichen kleinen Mädel für eine schöne junge Dame geworden!'"

„Quatsch!" erwiderte Fräulein Elsbeth darauf, „der Onkel Rabenhainer sieht gar nicht auf solche Äußerlichkeiten." Aber bei der nächsten Anprobe trat sie schon vor den hohen Wandspiegel, und nach acht Tagen, als die fertigen Kleider fein säuberlich nebeneinander auf einem weißen Tischtuch lagen, hatte die alte Trine ihr arglistiges Spiel gewonnen. Bei der abendlichen Schachpartie hob das Schmaltierchen mit einem Male den blonden Wuschelkopf:

„Du, Vatting, dann hilft es wohl nichts, dann muß ich doch wohl für 'ne Zeit nach diesem langweiligen Weimar gehen. Schon so wegen des äußerlichen

Schliffs, weißt du, denn ſchließlich bin ich doch kein Jung', ſondern ein Mädel!"

„Leider," ſagte der Forſtmeiſter darauf und ließ die geliebte Pfeife ausgehen. Der Tabak wollte ihm auf einmal nicht mehr ſchmecken, und er verpaßte die richtige Fortſetzung des Angriffs, mußte zuſehen, wie ihm unter Triumphgeſchrei der feindlichen Partei die Königin geſchlagen wurde...

Und es wurde gar einſam im Rohnſteiner Forſthauſe, als er mit dem Hauptmann Rabenhainer, der ihm von allen Offizieren des Bataillons am nächſten ſtand, das Schmaltierchen zur Bahn gebracht hatte. Noch einſamer als damals, nachdem man das zarte Frauchen auf den Kirchhof getragen hatte. „Jeſus, meine Zuverſicht" ſpielte die Bataillonskapelle, während die Schollen auf den Sarg praſſelten, nachher aber bei der Heimkehr: „Freut euch des Lebens!" Und in der Kinderſtube quäkte ein kleines weißes Bündel wie ein angeſchoſſener Junghaſe, man konnte es in die Arme preſſen und in dem verquollenen Geſichtchen nach den Spuren der Entſchlafenen ſuchen... Jetzt aber gab es keinen Widerhall in den leeren Stuben, man rief: „Holla, Schmaltierchen, wollen pirſchen fahren!" aber der helle Jauchzer, der ſonſt geantwortet hatte, blieb aus. Und man ſtieg allein in den Wagen, blieb des Abends allein mit den langweiligen Rechnungen und den trüben Gedanken. Da riß man denn wohl aus vor den leeren Stuben, ſpannte das Segel und fuhr hinüber nach dem Städtchen, ſuchte ſich Geſellſchaft im Kaſino oder am runden Tiſch im Ratskeller; trank mehr, als den alten Knochen dienlich war, und kehrte mit heißem Kopfe heim... Aber auch dieſe Zerſtreuungen hörten eines Tages auf. Denn es kam das

ſchwere Zerwürfnis mit dem Offizierkorps der Lenzburger Jäger, und der alte Herr verkroch ſich in ſeinen Bau wie ein grimmiger Dachs. Die treue Trine aber ging in einem Briſſeln und Brummen herum, ob er denn gar nicht an ſein Kind gedacht hätte, als er ſich mit den Herren Offizieren verfeindete. Mit wem ſollte das Elsbethchen wohl verkehren, wenn es als erwachſene Dame nach Hauſe kam und ſtieß in allen Familien, wo es ſeine Beſuche machte, auf verlegene Geſichter und kühlen Empfang? Denn das war nun mal ſo in der Lenzburger Geſellſchaft: wen die Herren Offiziere ſchnitten mit ihren Damen, den ſchnitten auch die übrigen Herrſchaften, als wenn man einen gelben Flecken am Rocke hätte, lief man herum! Und ſollte das Elsbethchen ſich nachher mit ihren achtzehn Jahren hier in die Einſamkeit vergraben, womöglich gar 'ne alte Jungfer werden wegen ſo ein paar plundriger Hirſche? Von dem Zeug trieb ſich doch genug im Wald herum, mit und ohne „Hörner", ſogar die Kartoffeln buddelten ſie einem aus den Mieten heraus, alſo was lag ſchon daran, wenn einer von den Herren Leutnants mal ſo ein Vieſt totſchoß? Dann ſchrie der Forſtmeiſter ſie in hellem Ärger an: „Machen Sie, daß Sie rauskommen, Sie törichte alte Spinatwachtel, und das verſtehen Sie nicht!" Innerlich aber mußte er der Braven halb und halb recht geben. Es war wirklich unnötig geweſen, die Angelegenheit ſo auf die Spitze zu treiben bei allem gerechten Zorn, und hundert verdächtige Indizien waren noch immer kein bündiger Beweis! Mit um ſo größerem Ingrimm aber warf er ſich darauf, dieſen Beweis nachträglich zu erbringen, dem Kommandeur den wildernden Leutnant an den Ohren vorzuführen: „Da ſteht er, Herr Oberſtleutnant, der Filou! Alſo, bitte, hatte ich recht?" ...

Und da seine Unterbeamten, wie er meinte, alle nicht den richtigen Schneid besaßen, fing er selbst an, dem geheimnisvollen Wilddieb nachzustellen, schon damit die ewigen Beschwerden des Hofjagdamtes ein Ende nahmen, aber alles Pirschen und Spähen und Lauern war vergebens. Wochenlang schlug sich der alte Herr den Schlaf um die Ohren, das Revier blieb ruhig. Kein Schuß zerriß die Stille der Nacht, aber wenn er nach solchen Strapazen todmüde auf sein Lager sank, kam unfehlbar von einer der Förstereien die Meldung, der Wilderer wäre wieder einmal bei der Arbeit gewesen, irgendwo an einer heimlichen Wiesenschlenke läge ein gestreckter Hirsch, das Geweih abgeschlagen und die Haken ausgeschnitten, wie üblich. Den alten Herrn aber schüttelte der ohnmächtige Zorn, und er verschwor sich hoch und heilig, einer von ihnen beiden müßte beim nächsten Vollmondschein daran glauben, der Wilderer oder er, und das alte Spiel fing von neuem an. Sechs, sieben durchwachte Nächte, wenn er sich aber endlich schlafen legte, und seine abgehetzten Beamten mit ihm, fiel irgendwo in dem weitläufigen Revier der Hirsch. Ganz als wenn der Wilderer einen Spion gehabt hätte, der ihm Meldung trug, daß in der Rohnsteiner Forst außer den Hirschen niemand auf den Läufen war...

Ein Gutes aber wenigstens brachten diese steten Aufregungen, die Zeit ging herum! Und ganz unversehens kam eines Tages aus Weimar die Depesche: „Morgen mittag bin ich da!" Der Forstmeister aber atmete tief auf: Ja, richtig, sein kleines Schmaltierchen! Das hatte ihm die ganze Zeit über gefehlt! Wenn es daheim geblieben wäre, wäre gar manches vielleicht anders gekommen...

*

Und jetzt stand er auf dem kiesbedeckten Bahnsteig vor dem Stationsgebäude, der Wind zauste ihm den grauen Bart, aber die scharfen Augen spähten unablässig nach dem Einschnitte in dem bewaldeten Hügelrücken, der den Ausblick nach Süden hin begrenzte. Aus dem Einschnitte mußte der Zug kommen, der — endlich! — sein Schmaltierchen wieder heimbrachte! Und ein paar Sekunden lang trübte sich sein Blick, ganz unversehens war ihm der Gedanke durch den Kopf geschossen, daß er allein hier stand. Die andere, deren Platz jetzt wohl an seiner Seite gewesen wäre, schlief seit achtzehn Jahren unter den vier Eichen auf dem Rohnsteiner Friedhofe, und keine Sehnsucht weckte sie wieder auf.

Über dem Einschnitt in dem Hügelrücken kräuselte sich heller Rauch, der Stationsvorsteher trat mit der Signalscheibe in der Hand auf den Bahnsteig, handwerksmäßig und gleichgültig, als wenn der ankommende Zug ein ganz gewöhnlicher gewesen wäre, wie jeder andere. Die Lokomotive fauchte und hielt ein paar Dutzend Schritte hinter der Station. Die Wagenräder kreischten unter der angezogenen Bremse, und die von den Trittbrettern springenden Schaffner rissen die Türen auf: „Lenzburg, fünf Minuten! Nach Niederseeheim, Golzbach, Brückendorf umsteigen!“

Da wäre der Forstmeister Rüdiger beinahe umgekehrt, mit einer schweren Enttäuschung im Herzen, sein Schmaltierchen war anscheinend nicht mitgekommen. Aus dem einzigen Kupee erster Klasse stieg ein junger Mann, den er nicht kannte, nach dem äußeren Aussehen ein Offizier in Zivil, und er bot einer hochgewachsenen jungen Dame die Hand, einer jungen Dame in elegantem Reisekleid, die gar nicht so aussah,

als wenn ſie hier erwartet würde. Erſt nach einigen freundlichen Worten an ihren Begleiter hob ſie den Kopf, ſah ſich ſuchend auf dem Bahnſteig um...

„Schmaltierchen!“ rief der alte Herr, denn jetzt hatte er ſie erkannt, aber die Begrüßung fiel anders aus, als er in den Stunden der Erwartung gedacht hatte. Die hochgewachſene junge Dame in dem eleganten Reiſekleid flog ihm nicht um den Hals, mit ſtürmiſcher Begrüßung und einem Dutzend atemraubender Küſſe. Sie beſchleunigte um ein weniges nur ihren Schritt und bot ihm die Wange unter der breiten Reiſemütze, die gleich einem Rieſenpilz ihren blonden Scheitel bedeckte.

„Ei ſieh da, Väterchen, das iſt aber nett! Und geſtatte: Herr Oberleutnant von Vahlenberg! Herr von Vahlenberg iſt zu unſerm Bataillon neu verſetzt und hat ſich meiner unterwegs recht liebenswürdig angenommen.“

Der junge Mann im Reiſezivil verneigte ſich reſpektvoll und lüftete den Hut über einem ſchon ſtark gelichteten Scheitel; der alte Forſtmeiſter aber rückte nur mit einem kurzen Brummen die Mütze. Mit den Lenzburger Jägern lag er ſeit mehr als anderthalb Jahren in Feindſchaft, und den jäh aufgeſtiegenen Groll barg er vorläufig mal im Herzen. Nur einen fliegenden Stich gab es in der Bruſt: Eine ſchöne Zierpuppe hatte dieſe Frau Wilkenhagen in den zwei Jahren aus ſeinem Schmaltierchen gemacht!...

Es folgte eine kurze Verabſchiedung von dem Oberleutnant von Vahlenberg, ſie ſtiegen in den Wagen, und der alte Jochen gab den ungeduldig auf der Stelle tretenden Schimmeln die Köpfe frei. Auch mit etlichem Ingrimm im Herzen, denn das gnädige Fräulein, wie man die heimgekehrte Deern von jetzt an wohl nennen

mußte, hatte bei seiner Begrüßung nur flüchtig mit dem Kopfe genickt: „Tag, Jochen. Auch noch zu Wege?“ Die ausgestreckte Hand schien sie gar nicht bemerkt zu haben, er aber hatte sich auf diesen Augenblick so gefreut! Sogar eine kurze Ansprache hatte er sich ausgedacht, wie sehr sie sich zu dritt gebangt hätten, die beiden Schimmel nämlich und er, und jetzt blieb die Rede ungesprochen...

Währenddessen — der Wagen war in den Rohnsteiner Wald gebogen und fuhr unter hohen Buchen auf ebener Straße dahin — schmiegte sich Elsbeth an ihren Vater und suchte unter der leichten Fahrdecke seine Hand.

„Jetzt laß dir richtig guten Tag sagen, Väterchen! Vorhin, als der Leutnant dabei stand, konnte man's doch nicht so zeigen...“

„So so,“ sagte der Forstmeister, „und ich hatte schon geglaubt!“... Was er geglaubt hatte, sagte er nicht, aber die Tochter verstand ihn. Schlang ihm den Arm um den Hals und küßte ihn mitten in den weißen Bart.

„Unsinn, Vatting! Nur, weißt du, man trifft da auf der Reise endlich einen Leutnant von unserm Bataillon, einen ganz neuen noch dazu, und da muß man sich doch ‚benehmen‘. Sonst erzählt er womöglich im Kasino, er hätte unterwegs ein ganz merkwürdiges Frauenzimmer kennengelernt, das in der Jagd besser Bescheid wüßte als in der modernen Literatur, und alle übrigen Leutnants schreien: ‚Das kann nur die Elsbeth aus Rohnstein gewesen sein!‘“

Da lachte der alte Herr übers ganze verwitterte Gesicht, sein Schmaltierchen war noch das alte geblieben, trotz der zwei Jahre in der vornehmen Pension. Nur größer geworden war es und schöner, und Donner-

wetter noch mal, würden die guten Bekannten ringsum Augen machen, wenn er ſich mit ſeiner Tochter in den Wagen ſetzte, um in der Nachbarſchaft und im Städtchen die üblichen Viſiten zu ſchneiden!... Aber da fuhr ihm etwas in die Kehle, daß er plötzlich huſten mußte, der „gelbe Flecken" fiel ihm ein, von dem immer die alte Trine geſprochen hatte. Und während Elsbeth munter und luſtig von allerhand großen und kleinen Penſionserlebniſſen plauderte, ſann er über einen fürchterlichen Ukas, der allen Hofinſaſſen ſtrengſtes Stillſchweigen zur Pflicht machte. Weshalb ſollte er ſeinen heimgekehrten Liebling unnütz betrüben, wenn's anders zu ſchaffen war? Vielleicht war das Zerwürfnis mit den Lenzburger Jägern ein paar Tage lang zu verheimlichen, inzwiſchen aber mußte irgend etwas geſchehen, das die verfahrene Lage in Ordnung brachte. Im allerſchlimmſten Falle pochte man an die Tür des Kommandeurs: „Lieber alter Freund Brinkmann, da bin ich wieder! Und hoffentlich laſſen Sie mich den herben Kelch der Abbitte nicht bis auf den Boden leeren?" — —

Zu Hauſe nachher gab es erſt die rechte Begrüßung. Als der Wagen ins Hoftor bog, ſtand die alte Trine in blütenweißer Schürze auf der Freitreppe mit dem übrigen Geſinde, der Kuhhirt entlockte ſeinem langen, mit Baſt umwundenen Horn eine Folge greulicher Töne, die eine Freudenfanfare darſtellen ſollten, und der Pferdejunge ließ einen Kanonenſchlag ſteigen, den er ſich heimlich aus der Stadt beſorgt hatte. Ganz unſinnig jedoch vor Freude gebärdete ſich die Schar der Hunde. Die Teckel kläfften, der Hühnerhund Robbie, der ſeinerzeit an der Puppe der Kommandeuſe das Apportieren gelernt hatte, machte down, ſtieß aber da-

bei ein ganz unkommentmäßiges Heulen aus, sogar Wodan, der edle Schweißhund, der neben seiner Gattin Fricka auf einem tischartigen Lager thronte, hob den ernst blickenden Kopf. Ein Luftzug hatte ihm die Witterung der jungen Herrin zugetragen, mit der er so manches liebe Mal im hohen Buchenwald die Schweißfährte gearbeitet hatte. Da stand er gravitätisch auf, kam gemessen näher und gab mit der glockenähnlichen Stimme den Freudenlaut, mit dem er den gestreckten Hirsch bestätigte. Am liebsten hätte er ja auch getanzt, wie die lustigen kleinen Teckel, die sich immer rückwärts überschlugen vor Freude, aber das ziemte sich nicht für einen seit sechzehn Generationen rein gezogenen Schweißhund.

Nach dieser allgemeinen Begrüßung kamen die Jägerlehrlinge an die Reihe. Sie bliesen kunstvoll unter Aufsicht des Forstschreibers den Fürstengruß auf blinkenden Waldhörnern, und während Elsbeth in heller Rührung ein Dutzend Hände schüttelte, blickte der Forstmeister in etlicher Ratlosigkeit zu der getreuen Alten hinüber, die er in ärgerlichen Stunden „törichte Spinatwachtel" zu titulieren pflegte. Und sie verstand ihn ohne viel Worte.

„Ich werd' morgen wieder die Seebachin kommen lassen, das gibt Ruh' auf acht Tage. In der Zwischenzeit aber müssen Sie Rat schaffen, Herr Forstmeister, so oder so!"

„Na schön," erwiderte er, „und morgen haben wir Vollmond. Da wird sich's entscheiden. So oder so..."

*

Ganz heimlich hatte sich gegen Abend der Forstmeister fortgemacht, durch den Obstgarten und um die Scheune

herum. Niemand auf dem Hofe brauchte zu wiſſen, daß er wieder einmal auf den Wilddieb unterwegs war. Erſt als er im Rande der dichten Fichtenſchonung ſtand, die von der Seeſeite her das Feld begrenzte, ſchob er zwei Finger der Rechten zwiſchen die Zähne, ſtieß einen weithin ſchallenden Pfiff aus. Wodan, der Schweißhund, hob daraufhin den Kopf auf ſeinem tiſchähnlichen Lager, richtete ſich auf, reckte ſich einen Augenblick lang in den verſchlafenen Gliedern und kam in langen getragenen Sätzen über das freie Feld gejagt. Mit einem leiſen Aufmiefen rieb er den Kopf mit den langen Behängen an dem Knie des Herrn: Gott ſei Dank, es gab wieder Arbeit nach der tatenloſen, faulen Frühjahrszeit. Der Forſtmeiſter aber ſchob zwei Patronen in die Läufe ſeiner Doppelbüchſe, ſagte: „Recht ſo, brav ſo, Weidgeſell", und ſie ſchritten ſelbander die breite Schneiſe in der Schonung entlang, dem Hochwald zu. Jeder in ſeine eigenen Gedanken verſunken. Der edle Wodan in einem ſanften Dämmern, ob es jetzt, zur ungewohnt frühen Sommerszeit, wohl ſchon gälte, eine Schweißfährte auszumachen, ſein Herr aber bohrend und grübelnd wie ein alter Seemann, der zwei Tauenden in der Hand hielt und nicht wußte, wie ſie zuſammenzufügen wären. Am Spätnachmittage nämlich hatte es Beſuch im Forſthauſe gegeben, und ganz merkwürdigerweiſe war ihm der Gedanke gekommen, daß dieſer Beſuch mit den Freveltaten des Wilddiebes in irgendeinem geheimnisvollen Zuſammenhang ſtehen mußte.

Die Tochter des Fiſchereipächters Retelsdorf aus Lenzburg war es geweſen, die den wöchentlichen Tribut brachte in Geſtalt eines zehnpfündigen Hechtes.

Den Tribut, den ihr Vater neben einem geringfügigen

Pachtschilling an die Fürstlich Rohnsteinsche Forstverwaltung zu entrichten hatte, und bei dem er, gleich seinen Vorfahren, ein schwerreicher Mann geworden war, denn seit urewigen Zeiten besaßen die Retelsdorfs ein verbrieftes Pachtrecht auf den Lenzburger See. Ein Retelsdorf hatte einmal einen Prinzen von Rohnstein aus schwerer Leibesgefahr errettet, und ihm wurde danach das Recht verliehen, den Lenzburger See zu befischen, soweit ein aufrechter Mann bis zum Halse ins Wasser waten und eine Pflugschar nach der Mitte zu werfen vermochte. Das aber war bei den flach verlaufenden Ufern ein ganzes Ende, so daß für andere Gerechtsame kein lohnender Platz mehr blieb. Die Retelsdorfs zahlten dafür hundert Silbergroschen im Jahr, allwöchentlich ein gutes Gericht Fische und wurden wohlhabende Leute. Liehen Geld auf Zins, die jüngeren Söhne aber zogen aufs Trockene, wurden Ackerbürger, und wenn man in den Dörfern der Umgebung einen stattlichen Hof sah, gehörte er sicherlich einem Retelsdorf...

Die Mike Retelsdorf also, des gegenwärtigen Erbpächters einzige Tochter, hatte ihren Hecht abgeliefert, saß mit der alten Trine auf der Veranda bei einer Tasse Kaffee, unterhielt sich von diesem und jenem. Und ganz zufällig kam der Forstmeister hinzu.

Das schlanke Mädel mit dem hübschen, sonnengebräunten Gesicht und den seltsam verschleierten Augen stand ehrerbietig auf. Er fragte nach dem Ergehen des gichtgeplagten Vaters und fügte scherzend hinzu: „Na, Mike, wann wird die Hochzeit sein? Wenn der Alte nicht mehr zu See fahren kann, muß es doch einen Nachfolger geben?"

„Ach Gott, Herr Forstmeister," erwiderte sie, und

das Blut ſchoß ihr unter die gebräunte Haut, „das hat noch gute Wege, und überhaupt, wenn's nach mir ginge...“ ſie brach ab und ſah mit ihren ſeltſamen Augen ins Leere. Wie ein Paar mattgeſchliffene Achatſteine ſtanden ſie in dem dunkeln Geſicht...

Die alte Trine ging mit einer ſcherzenden Bemerkung ins Haus zurück. Sie war gerufen worden, um bei einer wichtigen Entſcheidung in der Schneiderſtube ihr Urteil abzugeben, und im Abgehen meinte ſie, das hätten die jungen Deerns in dem Alter ſo an ſich, das Heiraten zu verſchwören. Wenn der Rechte käme, würden ſie gar ſchnell andern Sinnes. Der Forſtmeiſter aber trat näher, ihn intereſſierte der Fall. In dem Geſicht des jungen Mädchens war etwas wie ein ſchwerer Kummer zu leſen...

„Na, Mike, und jetzt mal Farbe bekannt! War das wirklich nur eine leere Redensart, oder?...“

Da brannten ihr die Wangen wie ein Paar dunkelrote Roſen, und ſie ſenkte verlegen das Kinn auf die Bruſt: „Wenn man den nicht kriegen kann, den man gern haben möcht', und aus den andern macht man ſich nichts, da iſt es wohl beſſer, man bleibt ledig!“

„Na ja,“ ſagte der Forſtmeiſter darauf, „das iſt dann ja wohl beſſer. Aber in deinem Alter, Mikchen, heilt ſich's vielleicht aus, und du kriegſt noch mal einen ordentlichen Fiſcher zum Mann!“

„Niemals!“ erwiderte ſie leidenſchaftlich und ſchüttelte den Kopf mit dem ſchweren braunen Haar. Es entſtand eine etwas verlegene Pauſe, Mike Retelsdorf ſpielte mit ihrem Schürzenband, plötzlich aber blickte ſie auf, in ihre Augen trat ein ſpähender Ausdruck:

„Faſt hätt' ich's vergeſſen, der Vater läßt ſich Herrn Forſtmeiſter ſchön empfehlen. Und wo Herr Forſtmeiſter

doch auch nicht mehr der Jüngste wären, möchten Sie sich nicht zu viel anstrengen mit dem Wilddieb und so! Das Reißen wär' ein böser Gast. Auf eins ist er da, aber ans Fortgehen denkt er nicht."

Der Forstmeister hob den Kopf wie ein Hühnerhund, der achtlos an einem Kartoffelschlag 'lang bummelt, und auf einmal trägt ihm ein leichter Windhauch irgendeine leise Witterung zu. Was in aller Welt ging das Mädel da sein Wilddieb an? Aber scheinbar ganz arglos erwiderte er:

„Grüß' deinen Vater wieder, sag' ihm, ich kann schon einen gehörigen Ruck vertragen. Und vor dem Wilddieb hab' ich jetzt 'ne Weile Ruhe, die Hirsche gehen noch im Bast, haben ihre Geweihe nicht blank gefegt. Bis auf einen, den Kapitalen im Jagen sechzehn, der trägt seine vierundzwanzig Enden schon klar, daß es eine wahre Pracht ist."

Das war eine arglistig gestellte Falle, und wenn nicht alle Zeichen trogen, hatte sie ihre Schuldigkeit getan. In den blauen Augen da drüben blitzte es für den Bruchteil einer Sekunde auf.

„Na, dann dank' ich auch recht schön, Herr Forstmeister, ich werd's dem Vater ausrichten."

Mike Retelsdorf hob ihren Fischkorb und wandte sich mit einem Knicks zum Gehen. Der Forstmeister aber blickte ihr eine ganze Weile lang nach, wie sie unten am Seeufer den Kahn löste und sich kraftvoll in die Ruder legte. Ganz als wenn sie's heute besonders eilig gehabt hätte, wieder nach Hause zu kommen...

In diesem Augenblick beschloß er, die Nacht im Walde zu verbringen, und eine Ahnung sagte ihm, daß es heute zwischen ihm und dem Wilddieb ein Zusammentreffen geben dürfte... Irgendwo in der Nähe des Jagens

ſechzehn, wenn ſeine Rechnung richtig war. Dort hatte der Kapitale ſeinen Stand, der ſchon im vorigen Jahre vierundzwanzig Enden geſchoben hatte, nur ſein diesjähriger „Kopf" war noch bedeutend ſtärker, prahlte ordentlich mit den armdicken Stangen und der becherförmigen Krone! In einer dichten Fichtenſchonung hatte er ſein heimliches Quartier, zog von dort durch Jagen ſiebzehn und achtzehn, zwiſchen Buchen zur Suhle, um nachher, ſpät in der Nacht, irgendwo draußen in einem Haferfeld zur Äſung auszutreten. Und faſt reute es den Forſtmeiſter, daß er ſo leichthin den Wechſel ſeines beſten Hirſches einem plapperhaften Mädchenmund preisgegeben hatte, aber ohne Einſatz kein Gewinn! Mochte den Vierundzwanzigender der Teufel holen, wenn er nur den Wilddieb bekam! Wie ein Ungewitter wollte er dem Kerl über den Hals kommen, ihn knebeln und binden oder über den Haufen ſchießen, wie es kam. Nur haben mußte er ihn, um endlich die Gewißheit zu beſitzen, ob er im Rechte war oder die andern, die ſeinen wohlbegründeten Verdacht als eine beſchimpfende Zumutung zurückgewieſen hatten...

So ging der Forſtmeiſter ingrimmig grübelnd dahin, nur eins wollte in ſeinen Berechnungen nicht ſtimmen: Noch niemals hatte er von der Mike Retelsdorf Nachteiliges gehört. Faſt jedem der hübſchen Lenzburger Mädels wußten ſie am runden Tiſch im Ratskeller etwas anzuhängen. Die Mike Retelsdorf aber bildete eine merkwürdige und viel beſtaunte Ausnahme. Auch die böſeſten Zungen mußten ihr das Zeugnis ausſtellen, daß ſie einen einwandfreien Lebenswandel führte. Die Rechnung hatte alſo doch wohl ein Loch, und der jäh aufgeſtiegene Argwohn entbehrte der Begründung...

Der Forſtmeiſter blieb an dem Quergeſtell zwiſchen Jagen ſiebzehn und achtzehn ſtehen. Der ab und zu ſich leiſe hebende Luftzug ſtand richtig, kam vom Wechſel des Hirſches her, und auch ein vortrefflicher Beobachtungspoſten war in der Nähe. Eine breitäſtige Tanne ſchickte ihre tiefhängenden Zweige faſt bis auf den Boden hinab. Man trat in ihren Schatten, hatte durch die Lücken der Zweige einen bequemen Ausblick und blieb ſelbſt ungeſehen. Auf drei Schritte konnte man den Wilddieb anlaufen laſſen, ehe man ihn anrief... Der Forſtmeiſter ſchob ſich hinter die herabhängenden Zweige, nahm das Gewehr unter den Arm und griff mit der Linken ſeinem getreuen Begleiter in die faltige Nackenhaut.

„Obacht, Wodan! Das Hochwild, das wir heute jagen, iſt von beſonderer Art. Auf zwei Läufen ſteht's, und das da iſt ſeine Witterung."

So ſprach er und ſtülpte die hohle Hand über die feine, ewig Witterung nehmende und ſich bewegende Naſe. Nach dem alten Jägerglauben, der da befahl, dem Schweißhunde, wenn's auf die Menſchenjagd ging, durch Auflegen der Hand die Wildwitterung zu nehmen. Und es ſchien, als hätte der Edle ihn verſtanden. Lautlos ſchmiegte er ſich ihm ans Knie, und ſeine Rückenhaut ſchütterte in fiebernder Erwartung... Der Forſtmeiſter aber lehnte ſich gegen den harzigen Stamm, ſpähte unabläſſig die Geſtelle ab, und während ſeine ſcharfen Augen wanderten, liefen ihm die Gedanken kraus durcheinander ſpazieren. Wer viel erlebt hat in einem langen Leben, langweilt ſich nicht, auch wenn er ſich zu einem ſtundenlangen Ausharren anſchickt... An den Tag mußte er denken, an dem man ihm ſein Schmaltierchen als ein quäkendes kleines Bündel ge-

bracht hatte: „Herr Forſtmeiſter, und die gnädige Frau loſſen ſich entſchuldigen, aber es wär' leider bloß ein Mädel!" Da hatte er nach der erſten Enttäuſchung hell aufgelacht: „Bloß ein Mädel!" war gut. Beim nächſten Mal gab es ſicherlich einen Jungen!... Am andern Tage jedoch nahm ihn der Arzt beiſeite: „Herr Forſtmeiſter, es tut mir leid, aber Sie müſſen ſich auf das Schlimmſte gefaßt machen..." Und er griff dem andern mit der gewaltigen Fauſt in die Schulter, daß der faſt in die Knie ſank: „Sie ſind wohl plötzlich ein bißchen verrückt geworden, lieber Doktor!"... Und wie hieß doch gleich der Leutnant vom Bataillon Sporck, der ihm ſchon bei der erſten Vorſtellung auf dem Bahnhofe ſo gründlich mißfallen hatte, der patente Kerl?... Herr von Fohlenberg oder ſo ähnlich, genau hatte er den Namen nicht behalten, eins aber war ihm in dieſen Tagen klar geworden, ſein Schmaltierchen bangte ſich!... Ging ruhelos in dem weitläufigen Hauſe umher, aus der Schneiderſtube in ihre Mädchenkammer und von dort an das kleine Giebelfenſter, von dem man über die grünen Buchenwipfel und über den See blicken konnte, ob von drüben her, vom Städtchen, nicht ein Boot gefahren kam, mit einem ganz beſonders erwarteten Beſucher. Die alte Trine aber zuckte mit den Achſeln:

„Herr Forſtmeiſter, da iſt doch nichts zum Verwundern. Mit der Sehnſucht im Herzen iſt ſie nach Haus gekommen, und er war der erſte. Das gab denn wohl eine gewiſſe Vermengelierung mit der Heimat. Wie er ſagte, ‚ich bin Sporckſcher Jäger', iſt das kleine Herz ſo in die Höhe geſprungen vor Freude!" Und ſie reckte den von ewiger Arbeit gekrümmten Arm über den grauen Kopf hinaus.

„Na ja," ſagte er darauf, „und das iſt wieder ein-

mal mein Pech. Es hätte doch ebensogut ein anderer sein können, einer, der auch mir gefiel!"... Und im innersten Herzen setzte er seine Hoffnung auf die Wiederversöhnung mit dem Bataillon. Da gab es doch wohl einen oder den andern, der das Zeug dazu hatte, diesen von der Infanterie gekommenen Leutnant auszustechen. Einer von denen, die er seit Jahren kannte und schätzte, und wo es ihm nicht als ein drohender Verlust erschienen wäre, sein Schmaltierchen auf die andere Seite des Sees zu geben...

Der klare Vollmond schwamm hoch oben zwischen hauchzarten Wölkchen seine Bahn, in seinem hellen Lichte konnte man hundert Schritte und mehr die Gestelle hinabblicken. Und plötzlich huschte etwas über die Schneise wie ein Schatten, nur einen Augenblick lang, und es war wieder verschwunden. Dem Forstmeister aber fuhr es wie ein Schlag durch die Glieder, und eine Erregung schüttelte ihn, wie vor jenen langen, langen Jahren, als er noch mit dem Hirschfieber zu ringen hatte, wenn ihm der Vater als halbwüchsigem Jungen einen Geweihten freigegeben hatte... Aber nur ein paar Augenblicke währte die Erregung. Er beugte sich hinab und strich seinem Getreuen den klugen Kopf.

„Hast du ihn gesehen, Wodan? Das war er, und in einer halben Stunde haben wir ihn fest! Gott sei Dank, einmal richtig gerechnet!"...

Es folgten unsäglich lange Minuten fiebernder Erwartung, weit hinten auf dem Quergestell zeigte sich endlich der Hirsch. Eine ganze Weile lang stand er sichernd und äugend, ehe er vorsichtig unter die hohen Buchen trat, um zur Suhle zu ziehen, und der Forstmeister hatte ihn mit seinem scharfen Glase noch einmal genau mustern und betrachten können. Ein Jammer

war es, den Edlen so in sein Verderben rennen zu lassen, aber es ging nicht anders: wenn er den Wilddieb haben wollte, mußte der Hirsch geopfert werden! Aber noch war es nicht Zeit. Erst wenn der Frevler in trunkener Siegesfreude neben seiner Beute stand und sich daranmachte, die Trophäe abzuschlagen, kam der richtige Augenblick für einen erfolgverheißenden Angriff... Er öffnete geräuschlos die Büchse, prüfte noch einmal die beiden Kugelpatronen, an denen sein Leben hing, oder das des andern — es war alles in Ordnung.

„Komm, Wodan," sagte er leise, „und in St. Huberti Namen!"...

Da aber gab es einen ärgerlichen Zwischenfall. Robbie, der Neidhammel von Hühnerhund, hatte zu Hause gemerkt, daß sein Herr mit dem hochmütigen Wodan zur Jagd ausgezogen war, und nach einigem Umherstreifen hatte er die Fährte gefunden. Da setzte er sich, die scharfe Nase dicht am Boden, in Galopp, und binnen kurzem hatte er die Gesuchten eingeholt, fuhr, vor Freude laut aufheulend, zwischen die tief herabhängenden Zweige der Tanne am Kreuzgestell. Sein Herr aber holte zornig zum Schlage aus, der Teufel sollte dem jagdneidischen Köter das Nachrennen gesegnen!... Und er band ihn mit fester Lederschlinge an einen der niederhängenden Äste. Eine kleine Weile später hätte er ein Vermögen darum gegeben, wenn er den tüchtigen Robbie zu der Jagd auf den Wilddieb mitgenommen hätte...

Der Hirsch war auf das laute Hundegebell natürlich umgekehrt, stürmte auf seinem Wechsel zu der deckenden Schonung zurück, daß die Geweihstangen prasselnd an die Buchenstämme schlugen, jetzt galt es kein Zaudern mehr, wenn man den Wilddieb noch an der Suhle

treffen wollte. Und zu Anfang ging es vortrefflich. Wodan fiel sofort die Fährte an und arbeitete so rasch vorwärts, daß sein Herr Mühe hatte, gleichen Schritt zu halten. Schon wurde es unter den hohen Stämmen lichter, knapp dreißig Schritte waren es noch bis zu dem Rande der Blöße, in deren Mitte die moorige Suhle lag. Der Schweißhund sträubte die Nackenhaare und miefte kaum hörbar auf, fast wie eine Warnung klang es. Da löste er ihm den haltenden Riemen: „Los, Wodan, hussa, faß, faß!“ ... Und gleich danach: „Halt, stehengeblieben! Oder ...“

Wie ein Schatten löste sich der Kerl von einer krausen Tanne, schwang sich mit jähem Satz zur Seite. Der Forstmeister riß den Kolben der Büchse an die Wange und jagte ihm eine Kugel nach; aber bei dem ungewissen Lichte gab es ein schlechtes Abkommen, der Schuß hatte nicht gesessen.

Und jetzt fing die Hetzjagd an, schon nach den ersten paar hundert Schritten mußte er merken, daß er dem da vorne an Schnelligkeit nicht gewachsen war. Wie ein Hirsch rannte der Kerl zwischen den Buchen dahin, leichtfüßig und mit langen Sätzen, der Hund hatte Mühe, ihm an den Fersen zu bleiben! Und alle vierzig, fünfzig Schritte fand er noch Zeit, seinen Verfolger für eine kurze Weile abzuschütteln, ein zorniges Aufheulen kam jedesmal danach, und die Jagd ging weiter. Da nahm der Forstmeister mit einer gewaltigen Anstrengung seine letzten Kräfte zusammen, vielleicht, daß es doch noch gelang, den Kerl zu Gesicht zu bekommen und ihm die tödliche Kugel anzutragen ...

Auf einmal wurde es da vorne still, nach einem zornigen Läuten und Stürmen, und da wußte der Forstmeister: bei seinem treuen Weidgenossen hatte es Rest

gegeben. Schon von weitem ſah er ihn in dem kurzen Heidelbeerkraut liegen, das den Boden bedeckte, noch ein halbes Hundert Schritte rannte er in heißem Schmerz und Zorn über die Stelle hinaus, nach der Richtung, aus der die brechenden Tritte des Wilddiebes zu hören waren, dann kehrte er um. Eine weitere Verfolgung war nutzlos, und vielleicht war da rückwärts noch etwas zu retten von dem edlen Leben, das mit dem roten Blute aus der breiten Halswunde dahinfloß... Als er aber eilends hinzutrat, mußte er ſehen, daß er zu ſpät gekommen war: die nervigen Glieder reckten ſich im letzten Kampf, und der feingeſchnittene Kopf mit den langen Behängen fiel ſchwer auf den Boden.

„Wodan!" rief der Forſtmeiſter mit erſtickter Stimme, aber der Getreue vernahm ihn nicht mehr, war ſchon hinübergewechſelt in das andere Land. Da rannen ihm die hellen Zähren in den Bart, und er ſchämte ſich ihrer nicht. Um einen ſo adligen Hund durfte ein Menſch wohl weinen.

Er brach einen grünen Buchenzweig, deckte ihn über den im ungleichen Kampf Gefallenen und ging langſam nach Hauſe. Und hinter der gerechten Trauer hob ſich rieſengroß der grimmige Zorn, der Tag der Vergeltung würde ſchon kommen...

Gewiß, morgen wollte er ins Städtchen fahren, dem Kommandeur die Hand zur Verſöhnung bieten, denn der ſchlüſſige Beweis war ihm wieder einmal — leider — mißglückt. Und das heimgekehrte Schmaltierchen ſollte ihm keine Vorwürfe machen, er hätte ihm den Weg zum Glücke verlegt durch ſein Zerwürfnis mit dem Bataillon Sporck. Dann aber gedachte er ein unabläſſiges Forſchen und Suchen zu beginnen, nur auf einem heimlicheren Wege als bisher. Heute nachmittag

das seltsame Zusammentreffen hatte ihm ja deutlich die Richtung gewiesen...

Er schritt quer über den weiten, im Mondlichte hell daliegenden Hofraum, pochte gegen die Tür der Knechtekammer: „Jochen, steh auf!"

Und sofort danach klang die Antwort. Das Alter hat einen leichten Schlaf:

„Gleich, Herr Forstmeister, gleich! Und was gibt es?"

„Komm mit nach Jagen achtzehn an die Suhle. Wir müssen den Wodan begraben."

Der alte Knecht sprang im Hemde an die Tür, schob den hölzernen Riegel zurück:

„Um Gottes willen, Herr, was? Den Wodan?"

„Der Wilddieb hat ihn mir totgestochen! Du aber machst dich von morgen ab an die Retelsdorfschen Fischerknechte heran, ob die braune Mike es nicht doch mit einem von den Leutnants hält. Und hundert Taler für dich, Jochen, wenn du mir den Hundeschläger herauskriegst."

Über das von Wind und Wetter braungebeizte Gesicht des alten Knechtes flog ein ingrimmiges Leuchten:

„Nicht nötig, Herr Forstmeister, ich tu's auch umsonst. Und wenn ich mich deswegen mit dem Retelsdorf seinen Fischern zehnmal betrinken müßt'! Einer von ihnen wird wohl den Mund aufmachen, wenn er was weiß..."

Sie schritten zum Walde zurück, einem Getreuen unter hohen Buchen ein würdiges Grab zu bereiten. Als sie aber den Hof verlassen hatten, mußte der Forstmeister sich eine Weile lang auf das Holzgeländer stützen, das sich am Wege hinzog. Die verdammte Schwäche hatte ihn wieder einmal überfallen, wie schon öfter in dieser Zeit, blanke Funken tanzten vor seinen Augen. Aber die Medizinen des alten Doktors Fedderſen im Städt-

chen da drüben mochte ein anderer ſchlucken. Und keine Aufregungen mehr und keinen ſchweren Wein. Für die Aufregungen ſorgte ſchon der Wilddieb, und ſollte mar ſeinen gerechten Ärger vielleicht mit Brunnenwaſſer hinunterſpülen?...

III.

Das Offizierskasino der Sporckschen Jäger lag in der Kaserne der ersten und zweiten Kompagnie, einem weitläufigen, spätgotischen Bau mit zwei rechtwinklig zur Straße vorspringenden Flügeln, die einen gepflasterten Hof umschlossen. Vorzeiten hatte das Gebäude nicht so profanen Zwecken gedient. Die frommen Schwestern vom Orden der heiligen Ursula hatten darin ihren Sitz, bis der durch die Lande brausende Sturm der Reformation sie vertrieb und ihrem stillen Wirken ein Ende setzte. Und im Laufe der Jahrhunderte hatte das Haus gar manchen Wandel erfahren, war zu einem Kornspeicher umgebaut worden und zu einer Gemeindeschule, beherbergte die Landarmen der ganzen Provinz und in einem der Seitenflügel das Stadthospital, bis in den Sechzigerjahren die Sporckschen Jäger zu dauerndem Aufenthalt einzogen. Da blieben von dem alten Hause nur die Umfassungsmauern stehen und im Erdgeschosse die unzerstörbaren Kreuzgänge. Aus den schmalen Klosterzellen wurden geräumige Kasernenstuben, und über den breiten Sandsteinplatten mit halbverwischten Inschriften, unter denen die Schwestern vom Orden der heiligen Ursula auf den Ruf des Erlösers harrten, schritten Soldatenfüße dahin mit Eisennägeln unter den groben Sohlen... Und die Gegenwart wußte nichts von der Vergangenheit, höchstens, daß einmal ab und zu ein derber Unteroffizierswitz daran erinnerte. Wenn im Vorfrühling die Rekruten der ersten und zweiten

Kompagnie auf dem inneren Hofe den langſamen Schritt übten, ſchrie wohl einer der Oberjäger in dem Getöſe der durcheinander kommandierenden Stimmen: „Nicht ſo zaghaft, mein Sohn! Biſt ja kein Kloſterfräulein, das frühmorgens zur Meſſe trippelt...“

In dem Mittelbau war das Kaſino untergebracht. Über dem Portal, von deſſen Supraporte her vor jenen Zeiten die heilige Urſula den Eintretenden gegrüßt hatte, prangte ein mächtiges Hirſchgeweih, deſſen Träger einer der verfloſſenen Kommandeure in den Rohnſteiner Forſten erlegt hatte, als noch kein Zerwürfnis das überlieferte Freundſchaftsverhältnis zwiſchen dem Offizierkorps und dem auf der Forſtmeiſterſtelle ſitzenden Rüdiger getrübt hatte.

Das ehemalige Refektorium der frommen Schweſtern diente als Speiſeſaal, in dem geräumigen Staatsgemach der Priorin war das Leſezimmer eingerichtet worden, und ſtatt bibliſcher Legenden grüßten von den Wänden die Bildniſſe glorreicher Heerführer.

Aus den ſpitzbogigen Fenſtern aber bot ſich eine prächtige Ausſicht über die Roſenbeete und Laubengänge des Gartens und die blauende Fläche des Sees bis zu den weit hinten im dunſtigen Flimmer verſchwindenden Laubmaſſen der Rohnſteiner Waldungen.

Und gar mancher Flaſche Schaumwein war da unten in übermütiger Stunde der Hals gebrochen worden. Die luſtigen Leutnants, die beim ſommerlichen Liebesmahl durch den Garten tollten, wenn es galt, den Geburtstag eines Kameraden zu feiern, kehrten ſich wenig daran, daß vor jenen grauen Jahren züchtige Kloſterſchweſtern durch dieſelben Laubengänge geſchritten waren, den Roſenkranz zwiſchen den ſchmalen Händen. — — —

Das Offizierkorps war verſammelt, ſtand im Leſezimmer und wartete auf den Kommandeur. Alle waren ſie eiligen Schrittes angekommen, die vier Hauptleute, die Oberleutnants und das Dutzend jüngerer Offiziere, die einzelnen Chargen hatten ſich zu Gruppen zuſammengezogen, und man unterhielt ſich flüſternd, was die ſo plötzlich anberaumte Offizierverſammlung wohl bringen würde. Irgend etwas Beſonderes mußte geſchehen ſein. Sonſt hätte der Kommandeur doch nicht die Ordonnanzen durch das ganze Städtchen gejagt, mit dem Befehl, er wünſchte die Herren Offiziere ſofort zu ſprechen. Und in dem Kreiſe der Leutnants herrſchte eine beklommene Stimmung, denn einem von ihnen ging es ſicherlich ans Leder, fragte ſich nur, wen das anziehende Wetter traf. Der Leutnant hat bekanntlich immer etwas auf dem Kerbholz. Wenn er ſelbſt ſich auch ganz unſchuldig dünkt, der hohe Vorgeſetzte weiß es beſſer...

Als letzter trat Herr von Naugaard zu der Gruppe der jüngeren Offiziere, nachdem er ſich bei dem anweſenden rangälteſten Kompagniechef wegen der kleinen Verſpätung gebührend entſchuldigt hatte. Er glaubte zu wiſſen, weshalb der Kommandeur das Offizierkorps ſo plötzlich zuſammengerufen hatte, aber nach dem erſten lähmenden Schrecken hatte er ſeine Sicherheit wiedergefunden. Wer wollte es ihm denn beweiſen, daß juſt er geſtern nacht dem Rohnſteiner Forſtmeiſter den edlen Schweißhund erſchlagen hatte, wenn er nur ſich ſelbſt keine Blöße gab und mit kecker Stirn leugnete? Zudem, noch war es ja nicht ſo weit, daß er hier als Angeklagter ſtand. Niemand hegte gegen ihn Verdacht, niemand hatte ihn geſehen, als er beim erſten Morgengrauen da unten im Jagdzeug durch die Laubengänge

des Kaſinogartens nach ſeiner im Seitenflügel gelegenen Wohnung ſchlich. Und das bißchen Verplappern vor ſeinem Hauptmann war ohne Belang, zurzeit wurde im Städtchen ja von nichts anderem geſprochen als von dem geheimnisvollen Wilddiebe im Rohnſteiner Revier. Was Wunder alſo, wenn er unwillkürlich in den mahnenden Worten ſeines Kompagniechefs eine Bezichtigung ſah und ſich energiſch dagegen zur Wehr ſetzte? Wenn's aber dennoch hart auf hart kam, wußte er ſich, Gott ſei Dank, einen glaubwürdigen Entlaſtungszeugen. Sein liebes braunes Mädel, das ohne Wimperzucken bereit war, eher die eigene Ehre preiszugeben, als ihn im Stiche zu laſſen...

Ein Lächeln flog über ſein leichtſinniges Geſicht, und unwillkürlich mußte er daran denken, wie wacker ſie ihm ſchon bei ſeinem erſten Hirſch geholfen hatte, als ein Zufall in ihm die Paſſion an dem gefährlichen Handwerk geweckt hatte.

In mondheller Winternacht kehrte er auf dem Rade von einer Treibjagd heim, die einer der kleineren Beſitzer der Umgebung veranſtaltet hatte, den Kopf heiß vom reichlichen Trunke, über dem Rücken den Drilling. An einer Wildfütterung im Rohnſteinſchen ſtand ein braver Hirſch, warf nur den Kopf auf, als er ihn in trunkenem Mute anſchrie. Da glitt er vom Rade, hob ohne Überlegen das Gewehr, und dröhnend klang der Schuß durch die ſchweigende Winternacht. Ein paar Augenblicke ſpäter ſtand er neben dem Gefällten, prüfte in fiebernder Erregung das kapitale Geweih. Ein Kinderſpiel war es geweſen, den Hirſch zu erlegen, wie aber ſollte er die koſtbare Trophäe bergen? Und als er nach vergeblicher Arbeit mit dem Weidmeſſer ſchon verzweifeln wollte, kam ihm plötzlich ein erleuchteter

Einfall. Eine halbe Stunde danach klopfte er mit leiſem Finger an ein Fenſter im Fiſcherhauſe: „Mike, biſt du noch wach?“ Und ebenſo leiſe kam die Antwort zurück: „Um Gottes willen, Hans, wenn dich nun jemand geſehen hat?“ Da beruhigte er ſie, im Städtchen wäre längſt ſchon alles dunkel, beichtete mit haſtigen Worten ſeine halb im Rauſche begangene Wilderertat und ſchloß mit der Bitte, ob ſie ihm nicht helfen könnte. Das Geweih müßte er haben, und wenn er's zwiſchen einem Dutzend aufpaſſender Forſtbeamten herausholen ſollte. Sie erwiderte nur: „Ich komme“, und eine kleine Weile ſpäter ſtand ſie neben ihm in ihrem kleidſamen Pelzmützchen und der kurzen Jacke aus Otternfell, holte ihr Rad aus dem Geräteſchuppen und eine ſcharfe Baumſäge.

„Wie?“ ſagte er verwundert, „du willſt doch nicht etwa mitkommen?“

„Aber natürlich,“ gab ſie luſtig zurück, „oder glaubſt du vielleicht, ich laſſe meinen Herrn Liebſten allein ſtehlen gehen? Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“

Da lachte er mit, und ſie fuhren zu zweien durch das ſchlafende Städtchen, zum alten Tor hinaus und auf der vom Winde blank gefegten Chauſſee nach den Rohnſteiner Buchen. Aber erſt in der Nähe der Wildfütterung merkte er, weshalb ſie ihn eigentlich begleitet hatte. Sie ſprang vom Rade und vertrat ihm den Weg, bat inſtändig, ſie zunächſt einmal allein zu dem erlegten Hirſch gehen zu laſſen. Wenn auf den Schuß hin vielleicht einer der Förſter irgendwo in der Nähe heimlich Wache hielte, könnte er doch ungefährdet das Weite ſuchen!

Die Vorſicht war unnötig, denn an der Fütterung ſtanden ſchon wieder ein paar Stücke Mutterwild, ein

ſicheres Zeichen, daß nichts Verdächtiges unterwegs war. Ihm aber ſtieg es heiß im Herzen empor: Wie lieb mußte ihn das Mädel haben, wenn es ohne Zaudern für ihn in die Gefahr ging! Und ſchade, daß man den tapferen kleinen Kerl nicht heiraten durfte. Das war ein anderer Schlag als die gebildeten Zierpuppen, denen man in ſogenannten Geſellſchaften Komplimente drechſelte und den Hof machte; aber leider war er ein armer Teufel von Leutnant, darauf angewieſen, als Soldat ſein Brot zu verdienen, und ſie die Tochter des Fiſchers Retelsdorf. Ein braves, liebes Mädel, weit über den Durchſchnitt gebildet, aber an den Markttagen ſtand ihre Mutter an der Mauer der Marienkirche, pries ihre Ware an:

„Schöne friſche Braxen, meine Herrſchaften, das Pfund zu fünfzig Pfennigen, Schleie, Hecht' und Aale."

* * *

Der Bataillonsadjutant, Leutnant Voßberg, öffnete die zum Vorplatz führende Tür, ſagte halblaut: „Meine Herren, der Herr Oberſtleutnant!"

Die leiſe geführten Geſpräche verſtummten, das Offizierkorps ordnete ſich zu einem Halbkreiſe, den Rücken zu den hohen Fenſtern, die vier Hauptleute am rechten Flügel. Ein leichtes Sporenklirren auf dem Flur, durch die von dem Adjutanten reſpektvoll offengehaltene Flügeltür kam der Kommandeur. Ein noch jugendlich ausſehender Herr, auf einem elaſtiſchen und ſehnigen Körper ein ſcharfgeſchnittener, bartloſer Gelehrtenkopf, um die blauen Augen aber ein Zug liebenswürdiger Güte.

Ein Dutzend Stiefelabsätze klappten zusammen, der Oberstleutnant Brinkmann verneigte sich leicht.

„Guten Tag, meine Herren, bitte rühren. Und entschuldigen Sie, daß ich Sie so plötzlich hergesprengt habe, aber ich wollte die freudige Nachricht nicht länger als nötig bei mir behalten."

Von der Seite des Halbkreises, auf der die Leutnants standen, kam bei den Worten: „freudige Nachricht" ein deutlicher Erleichterungsseufzer, über das Gesicht des Kommandeurs flog ein Lächeln.

„Ja, meine Herren, unsere Versammlungen können doch auch mal eine frohe Veranlassung haben! Und ich muß gestehen, so leichten Herzens habe ich Sie noch niemals zusammengerufen. Jetzt aber kurz und rund: Ein alter, lang entbehrter Freund hat sich wieder zu uns gefunden! Vor einer halben Stunde war Herr Forstmeister Rüdiger bei mir, nahm feierlich den Verdacht zurück, der vor anderthalb Jahren zu dem so beklagenswerten Zerwürfnisse geführt hatte, erklärte, er hätte inzwischen triftige Gründe gefunden, den Wilddieb ganz wo anders zu suchen als in dem Offizierkorps meines Bataillons. Ich glaube in Ihrem Sinne gehandelt zu haben, meine Herren, wenn ich dem Herrn Forstmeister danach den Rückzug möglichst leicht machte. Ich ließ ihn gar nicht erst ausreden, schloß ihn in die Arme und sagte nur: ‚Lieber alter Rüdiger, ich freue mich unbändig!'"

„Bravo!" versetzte der rangälteste Kapitän von der Zweiten halblaut und respektvoll, und durch den Halbkreis der Offiziere lief ein verständnisinniges Schmunzeln. In dem Keller des Rohnsteinschen Forsthauses lag ein prachtvoll milder alter Rheinwein, und böse Zungen behaupteten, dem dicken Hauptmann Rademacher wäre

es bei dem bedauerlichen Zerwürfnis weniger um die Hirsche als um den schmerzlich entbehrten guten Tropfen gegangen.

Der Kommandeur verneigte sich lächelnd:

„Verbindlichsten Dank, Herr Hauptmann, es freut mich, daß ich auch Ihnen aus dem Herzen gesprochen habe. Sie aber, meine Herren, wissen ja nun wohl, was Sie zu tun haben. Ich schätze so, Sie werden den Besuch des Herrn Forstmeisters baldigst erwidern. Und falls einer von Ihnen danach öfter nach Rohnstein hinüberfahren sollte, meinen Segen! Es soll da nämlich jemand zurückgekommen sein. Jemand, den wir alle als unscheinbare Raupe kannten, inzwischen aber ist, sicherem Vernehmen nach, ein ganz scharmanter Sommervogel daraus geworden. Gesegnete Mahlzeit, meine Herren!"

Der Oberstleutnant verabschiedete sich frohgelaunt, die verheirateten Herren folgten ihm, unter den zum Mittagessen Zurückgebliebenen herrschte lebhafte Erregung. Alles sprach auf einmal durcheinander, man schüttelte sich die Hände, und es gab eine allgemeine Freude, als wäre dem Bataillon eine ganz besondere Auszeichnung widerfahren. Als aber das jüngste Kücken des Offizierkorps, der Leutnant Reimers, der erst seit dem Frühjahr die Epauletten trug, sich laut erkundigte, wen der Kommandeur wohl mit dem „scharmanten Sommervogel" gemeint hätte, erhob sich unauslöschliches Gelächter. Und der lange Oberleutnant Kuntze, der sich gern ein kleines Scherzchen machte, legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Die alte Wirtschafterin Trine drüben in Rohnstein, sie soll sich einen neuen Hut gekauft haben, sieht um sechzig Jahre jünger aus. Und es ist sehr lohnend, ihr

den Hof zu machen, in Kirschkuchen mit Schlagsahne ist sie unübertrefflich..."

Nur einen gab es unter allen Offizieren, dem die Freude nicht von Herzen kam, dessen Lachen bloß Grimasse war, weil er allein mit schlechtem Gewissen unter den Fröhlichen stand...

Der Kasinooberjäger erschien in der geöffneten Tür des Speisesaales, sah den Tischältesten an und meldete: „Es ist angerichtet, Herr Hauptmann."

Da ging der kleine Rabenhainer auf seinen Leutnant zu und bot ihm den Arm:

„Wollen Sie heute mein Gast sein, lieber Naugaard? Mit mir eine Flasche Sekt trinken und mir's nicht weiter nachtragen, daß ich Sie in einem falschen Verdacht hatte?"

„Aber ich bitte sehr, Herr Hauptmann", erwiderte der andere und versuchte den geraden Blick seines Vorgesetzten, so gut es ging, zurückzugeben. „Herr Hauptmann hatten ja ganz recht, nur ich weiß selbst nicht, wie ich heute vormittag zu der törichten Antwort gekommen bin."

„Na schön," sagte der kleine Rabenhainer wohlwollend und herzlich, „das ist ja nun, Gott sei Dank, nach der Erklärung des Herrn Forstmeisters abgetan. Ich gebe Ihnen die Versicherung, mir fielen bei den Worten des Herrn Oberstleutnants ein paar schwere Steine vom Herzen. Und wenn Sie mir noch den Gefallen tun wollen, Ihren Dienst so stramm wahrzunehmen wie früher, werden wir wieder die dicksten Freunde werden."

„Ich will mir die größte Mühe geben, Herr Hauptmann", erwiderte der Leutnant von Naugaard. Und

wie in einem Traum befangen nahm er zur Rechten seines Kompagniechefs Platz, stürzte nach der Suppe das erste Glas Sekt in die trockne Kehle, wunderte sich und grübelte. Gestern nacht hatte er dem Rohnsteiner Forstmeister den edlen Wodan erschlagen, seinen liebsten und treuesten Weidgesellen, und heute kam der alte Herr plötzlich her, bot ganz von selbst die Hand zur Versöhnung, statt ungestüm und zornig, wie es doch sonst seine Art gewesen war, eine scharfe Untersuchung zu fordern?... Also, da mußte irgend etwas geschehen sein, was diesen seltsamen Umschwung erklärlich scheinen ließ, und mit einem Male schoß es ihm durch den Kopf: Das alles war nichts anderes als ein geschickt gelegtes und sorgsam verwittertes Eisen. Wehe ihm, wenn er von jetzt an nicht aufmerkte, mit arglosem Fuße zwischen die fängisch gestellten Bügel trat!...

Schon gestern abend, als sein braunes Mädel ihm triumphierend die Nachricht brachte, der kapitale Vierundzwanzigender stände im Jagen sechzehn, hatte er gestutzt, dann aber lächelnd erwidert: „Liebe kleine Mike, den Wechsel kenne ich vielleicht besser als der Herr Forstmeister selber, seit fünf Nächten schon treibe ich mich in seiner Nähe herum, aber es hat immer nicht glücken wollen. Und bist du ganz sicher, ob der alte Herr nicht vielleicht eine ganz bestimmte Absicht hatte, als er dir's erzählte?"

„Aber wieso denn?" versetzte sie und blickte verwundert auf, „er kann doch gar keine Ahnung haben, wie wir miteinander stehen. Kein Mensch weiß es überhaupt, außer meiner Mutter, na und die spricht doch nicht darüber."

„Es ist gut," hatte er darauf gesagt und sich spätabends, als in dem Städtchen die Lichter erloschen

waren, wieder einmal auf den Weg gemacht. Jetzt aber wurde ihm klar, daß er es nur einem Zufall dankte, wenn er heute nacht mit heiler Haut davongekommen war, vielleicht bloß dem Hundeblaff, der den schon auf die Blöße tretenden Hirsch wieder umkehren ließ. Sonst aber stimmte alles vortrefflich zusammen, es hatte nur eine ganze Kleinigkeit gefehlt zum Gelingen des so fein eingefädelten Planes: daß er nämlich in trunkener Siegesfreude über dem erlegten Hirsch kniete, mit scharfer Säge das Geweih vom Kopfe trennte! Dann hätte es wohl noch einen kurzen Anruf gegeben, ein paar Atemzüge danach für den Anfang des Vaterunsers, und — halali! — aus — erledigt. — Ein Weidmann starb, ein hirschgerechter...

Sein Kompagniechef trank ihm freundlich zu:

„Prost, Naugaard, und weshalb so schweigsam?"

Er entschuldigte sich, ihm ginge noch der leider Gottes verdiente Tadel vom Vormittag im Kopfe herum. Da tröstete ihn der gutmütige Hauptmann Rabenhainer, warnte ihn jedoch gleichzeitig, sich mit der „jungen Dame aus dem Bürgerstande", für die augenblicklich wohl sein Jünglingsherz schlüge, allzu weit einzulassen. Der Beispiele gäbe es gar viele, wo ein solches Verhältnis einem sonst ganz braven Jungen den Kragen gekostet hätte. Und ganz ausführlich erzählte er die traurige Geschichte eines Kameraden aus seinem Jahrgange, des Freiherrn von Eckhenstein, der um einer Schankwirtstochter willen seinen Abschied nehmen mußte. Wie eine Klette hätte sich das kleine Frauenzimmer an ihn gehängt, ließ ihn nicht los, bis er schließlich das dem Kommandeur gegebene Ehrenwort brach, als ein schimpflich Ausgestoßener über das große Wasser ging. Das Mädel aber heiratete hinterher hier im Städtchen

Eigentum
der
Leihbücherei

einen braven Ackerbürger, kümmerte ſich den Teufel darum, was da drüben aus ihrem ehemaligen Liebſten geworden war...

Der Leutnant von Naugaard hörte nur mit halbem Ohre zu. Während ſein Kompagniechef ſprach, hatte ein Gedanke Beſitz von ihm genommen, jagte ihm einen kalten Schauer nach dem andern über den Rücken: Wie ſah denn ſeine Lage aus, wenn auch ſein braunes Mädel ihn nicht losließ, ſich womöglich gar auf die andere Seite ſchlug?... Und der Gedanke war durchaus nicht ſo ſinnlos, als es im erſten Augenblick den Anſchein hatte...

Daß er ſie nicht heiraten dürfte trotz aller heißen Liebe, hatte er ihr hundertmal ſchon geſagt, und ſie war anſcheinend damit zufrieden geweſen. Weinte ein Endchen, küßte und biß ihn faſt, wenn er aber in ſolchen Minuten begehrlich den Arm nach ihr reckte, entwand ſie ſich ihm, und ihre Augen wurden dunkel. Und er ging nach Hauſe, lachte über ſich ſelbſt... Lachte ſich aus, daß er ſeit faſt zwei Jahren einem kleinen Mädel nachlief aus den unterſten Kreiſen des Städtchens, ſich aber halten mußte, wie weiland der Ritter von Toggenburg. Wenn es jedoch auf die Schummerſtunde ging, ſtahl er ſich durch den dichten Taxusgang im Kaſinogarten bis zu der ſchadhaften Stelle in der Mauer, über die man nur hinwegzuſteigen brauchte, um im Roſengarten des Fiſcherhofes zu ſtehen. Tauſendmal hatte er ſchon beim Abſchied gebettelt: „Liebe kleine Mike, komm mit, kein Menſchenauge wird dich ſehen", ſie aber hatte nur den Kopf geſchüttelt. Oder war zornig aufgefahren, wenn er gar zu eindringlich bat. „Genug iſt's jetzt, und bleib doch fort, wenn du's nicht glauben willſt, daß ich beſſer bin als alle die andern..."

Jetzt war ihm ja die Absicht klar, er sollte langsam an seiner Leidenschaft eingefangen werden wie vorzeiten der Freiherr von Eckhenstein! Und er glaubte auch zu wissen, weshalb man ihm im Fischerhofe bei seinen Wilderergängen allen Vorschub lieh. Einmal ereilte ihn dabei doch sein Schicksal, und ein schimpflich davongejagter Leutnant, der nichts weiter gelernt hatte als das bißchen Soldat, mußte schließlich froh sein, wenn er als Schwiegersohn des reichen Fischers Retelsdorf einen Unterstand bekam. Irgendwo weitab von der alten Garnison und den Kameraden ein Gut kaufen und als Landwirt sein Leben beschließen... Mißachtet von den früheren Standesgenossen, verfemt und bemakelt... sein Name wurde nur noch bei solchen Gelegenheiten genannt, wie eben jetzt der des Herrn von Eckhenstein, wenn es galt, einen jüngeren Kameraden zu warnen...

Bei dem üblichen Vorgericht der Kasinomahlzeiten, dem gewässerten Hering mit grünen Bohnen und Pellkartoffeln mit Butter, wurde im Anschluß an die Rede des Kommandeurs ringsum an der Tafel wiederum einmal das bis zum Überdrusse schon durchgesprochene Thema von den Wilderern im grünen Offiziersrock erörtert. Von dem berühmten Herrn von Heckenberg sprach man von den Gardejägern, der mit tausend verwegenen Stücklein die Forstwärter des Grunewalds genarrt hatte, bis ihn sein unrühmliches Schicksal ereilte. Eine kohlenbeladene Zille fuhr ihn zu Tode, als er mit einem schweren Lendenschusse durch die Havel schwamm, um das andere Ufer zu erreichen. Und ähnlich hatten alle übrigen geendet, der Herr von Eickstedt von den Ersten Jägern, der dem Grafen Kersien auf Jablonowo die erlegten Damhirsche an den Wegweiser hängte, und der kleine Mansar vom vierzehnten Bataillon, der auf dem

Gute eines Verwandten tief im Ostpreußischen sein Leben fristete nach dem Abschiede, bis ihn ein Forstbeamter in der Schoreller Forst über einem gestreckten Hirsche zusammenschoß. Aus allen den oft genug gehörten Erzählungen klang ein gewisses verstehendes Mitgefühl, als Nutzanwendung aber kam jedesmal die Genugtuung danach, daß nach dem eben gehörten Eingeständnis des Rohnsteiner Forstmeisters das eigene Bataillon, Gott sei Dank, keinen dieser blindwütigen Jäger beherbergte, die über ihrer Passion alle dem Offizier gezogenen Grenzen vergaßen!

Sonst hatte er diesen und ähnlichen Erörterungen mit einem gewissen Hochgefühl gelauscht, sich einen Teufelskerl gedünkt, daß keiner der herumsitzenden Kameraden von seinen verschwiegenen Wildererfreuden eine Ahnung hatte. Zuweilen sogar im Übermute hatte er eins der eigenen Abenteuer als ein Stücklein der vielgenannten „Helden" der andern Bataillone erzählt. Heute aber brannte ihm zum ersten Male die rote Scham in den Wangen, und er verschwor sich heftig beim Andenken seines verstorbenen Vaters, von jetzt an einen untadeligen Lebenswandel zu führen, die braune Mike Retelsdorf zu meiden und niemals mehr wieder zu verbotenem Tun den Fuß in das Rohnsteiner Revier zu setzen. — —

Die aufwartende Ordonnanz hatte die Schüssel mit der großen Kalbskeule vor dem Grafen von Schlippenberg niedergesetzt, dem jüngsten Mitgliede der Kasinokommission, dem unter anderm auch das Amt des Bratenschneiders oblag, indessen ein erprobter Feinschmecker unter den Leutnants den Salat anrührte mit Essig, Öl, dem Gelben eines Eis und einem leisen Hauch der Knoblauchwurzel, die der bauchigen Schüssel zur

Erzielung eines besonderen Wohlgeschmackes sozusagen nur von weitem gezeigt werden durfte.

Der Graf wetzte unter allgemeiner Aufmerksamkeit das Messer, stieß die große Gabel in die schwellende Keule. Dann aber hob er sein Glas, meldete unter feierlichem Schweigen:

„Herr Hauptmann, die Gabel steckt im Braten!"

Und der Tischälteste, der Hauptmann Rabenhainer, stand auf, verneigte sich, mit dem Glase in der Hand, nach allen Seiten, brachte nach altem Brauche den ritterlichen Trinkspruch aus, der jede Kasinomahlzeit in deutschen Landen allmittäglich geleitete:

„Meine Herren — die Damen!"

Ein allgemeines Zutrinken fand statt, verbindliche und scherzhafte Worte wurden gewechselt. An dem Platze der Oberleutnants stand der Herr von Vahlenberg, wartete, bis das Durcheinander sich gelegt hatte. Dann erst hob er sein Glas in der gepflegten Hand, an deren kleinem Finger ein glänzender Rubin funkelte:

„Herr Hauptmann Rabenhainer — auf alles, was wir lieben! Und heißen Weidmannsdank für die gütigst gewiesene Fährte!"

Der kleine Rabenhainer leerte sein Glas: „Weidmannsheil, Herr von Vahlenberg!" Als er sich aber niederließ, empfand er einen bitteren Nachgeschmack. Vor einer kurzen halben Stunde hatte der korrekte Herr Oberleutnant bedeutend vorsichtiger gesprochen, inzwischen jedoch war der Kommandeur dagewesen, hatte den über dem Rohnsteiner Forsthause hängenden Bann gelöst. Und er konnte nicht lachen, gleich den übrigen Tischgenossen, als der lange Oberleutnant Kuntze mit feierlichem Gesichte um die Tafel schritt, mit dem kleinen Leutnant Reimers auf die alte Trine anzustoßen. Wegen

des Kirſchkuchens mit Schlagſahne, und weil die eben aus dem Ei geſchlüpften Kadetten doch immer noch ein Faible hätten für die höchſten Güter ihrer Groß-Lichterfelder Jugend...

* * *

Von dem niedrigen Turm der Marienkirche ſchlug es ſechs Uhr, der Nachmittagsdienſt war eigentlich zu Ende. Der Jäger Weber ſtand ſchon längſt mit dem „ſchönen Adolar" unter der breitäſtigen Linde, die den Eingang zum kleinen Exerzierplatz beſchattete. Moppke, der Foxterrier, und Gräber, der Teckel, tobten in ausgelaſſenem Rundlaufe über den von unzähligen Soldatenfüßen kurzgetretenen Raſen, aber der Hauptmann Rabenhainer dachte noch nicht an ein Aufhören. Immer wieder kam er in Gegenwart des Kompagnieſchuſters und Kammeroberjägers auf die zweckmäßigſte Art zurück, einem entzweigelaufenen Paar Stiefelſohlen eine über die allgemein übliche Zeit hinausgehende Lebensdauer zu verleihen, und als der Stiefelappell zu Ende war, vertiefte er ſich mit dem Feldwebel Thiel in eine Erörterung über den Stand der dritten Garnitur. Allmählich aber ging ihm der Geſprächsſtoff aus, ebenſo wie dem Feldwebel Thiel, die Mannſchaft zog mit den revidierten Stiefeln heimwärts durch das alte Ziegeltor, und er ſtand vor der Notwendigkeit, über den Reſt des Nachmittags endlich einen Entſchluß zu faſſen. Als er mit ſeinem Leutnant Naugaard beim Mittageſſen die Flaſche Sekt trank, hatte er ſich natürlich vorgenommen, ſofort nach Rohnſtein hinüberzureiten, dem alten, ſo lange entbehrten Freunde die Hand zu ſchütteln. Als er jedoch draußen ſtand auf dem kleinen Exerzierplatze, und in der friſchen Luft die treibenden Weingeiſter-

chen verflogen, waren ihm einige Bedenken gekommen. Ganz plötzlich war ihm nämlich klar geworden, daß es ihm bei dem erhofften Wiedersehen um ganz wen anders ging als den alten Herrn Forstmeister Rüdiger! Und da hatte es erst ein jähes Stutzen, dann aber ein eindringliches Nachdenken gegeben.

Eigentlich war es für einen ernsthaften Mann in gesetztem Alter doch geradezu lächerlich, sein Herz an ein junges Mädchen zu hängen, das kaum die Kinderschuhe vertreten hatte. Aber das Gefühl war da, ließ sich nicht wegdisputieren. Und er entsann sich, daß es seinen Anfang genommen hatte lange vorher, ehe die Unterredung mit dem vorsichtigen Herrn von Vahlenberg erst seine Entrüstung geweckt hatte, und dann die bittere, am Herzen fressende Eifersucht...

An einem stürmischen Frühlingstage war es gewesen, der feuchte Südwest trieb den See in langausrollenden Wellen, an Bäumen und Sträuchen standen die schwellenden Knospen. Und er hielt auf dem Hofe des Forsthauses, sah sich nach dem alten Jochen um, der sonst immer eilends hinzukam, ihm den Gaul abzunehmen. Im Umwenden aber fuhr ihm der Wind unter die locker sitzende Mütze, trug sie in weitem Bogen durch die Luft, um sie dann durch etliche Pfützen des Hofes in den Obstgarten zu rollen. Und vom Brunnen her klang eine helle Stimme: „Laß nur, Onkel Rabenhainer, werden wir gleich haben!" Ein schlankes Mädel mit fliegendem Blondhaar schwang sich über den Stangenzaun, er aber sah mit Wohlgefallen zu, wie die geschmeidigen Glieder ohne merkliche Anstrengung das Hindernis nahmen. Als sie jedoch auf demselben Wege zurückkehrte, blickte er zur Seite, dankte mit kurzem Gruß und schämte sich. Schämte sich in seinem ehrlichen

und keuschen Mannesherzen, als hätte er mit unziemlichen Gedanken ein reines Heiligtum betreten. Und abends auf dem Heimwege grübelte er darüber, wie schade es eigentlich war, daß man sich aus dem Stande eines gesetzten Hauptmannes nicht um etliche Jahre zurückschrauben konnte, um Jahre, die man im Dienste auf dem Kasernenhofe verbracht hatte oder draußen im schwarzen Afrika. Aus Lust an wechselnden Abenteuern und zehrendem Ehrgeiz. Viel lohnender aber wäre es vielleicht gewesen, daheim bei einem lieben kleinen Kameraden zu bleiben, zu wachen, daß aus einem halbwüchsigen Mädel der prachtvolle Mensch wurde, der vielleicht mehr wert war als alle Auszeichnungen in der Ochsentour des Avancements.

Die erste Kompagnie, die auf der andern Seite des Exerzierplatzes den Nachmittag beim kleinen Dienst verbracht hatte, mit Zielübungen und Turnen, kam in Sektionskolonnen vorüber, die Kerle sangen ein übermütiges Soldatenlied, das ihre Vorfahren schon gesungen hatten, als sie zum Sturme auf Turin zogen. Es hatte die gleiche Melodie wie damals, nur der Text hatte sich geändert. Statt „Marlborough s'en va-t-en guerre" klang es jetzt: „Ein Fähnrich zog zum Kriege, vidibum, juchheirassa, ein Fähnrich zog zum Kriege, Gott weiß, kehrt er zurück!" ...

Der Leutnant Graf Schlippenberg, der an der Queue marschierte, hob die Hand an den Mützenschirm und trat auf ihn zu.

„Sehen wir uns nachher in Rohnstein, Herr Hauptmann?"

„Wieso?" gab er ein wenig kurz zurück, und der andere erwiderte:

„Weil ich angenommen hatte, Herr Hauptmann wür-

den in Anbetracht der früheren engeren Beziehungen als erster den Besuch des Herrn Forstmeisters erwidern. Wir Jüngeren gedenken gegen Abend anzutreten, wie die Heuschrecken wollen wir einfallen, endlich mal wieder Rohnsteiner Schinken futtern und guten Mosel trinken!"

„Aber natürlich," sagte er darauf, „und ich bin überzeugt, der alte Rüdiger wird sich mächtig freuen. Also denn auf Wiedersehen, lieber Schlippenberg!"

Der andere beeilte sich, die marschierende Kompagnie einzuholen. Der Hauptmann Rabenhainer aber schwang sich auf seinen „schönen Adolar", pfiff den beiden Hunden Moppke und Gräber und gab dem Gaul die Sporen. Wie die entscheidende Stimme des Schicksals war ihm die Anrede des Grafen Schlippenberg gekommen, alle Welt sah es als selbstverständlich an, daß er als erster den Besuch des Forstmeisters erwiderte! Und weit hinter sich ließ er alle Bedenken.

Dem vorsichtigen Herrn von Dahlenberg hatte er sich als ein ehrlicher Berater erwiesen, kein Mensch konnte es ihm verargen, wenn er jetzt seinen eigenen Zielen nachging. Zunächst einmal prüfte, ob das so plötzlich wiedererwachte Gefühl von Bestand war, dann aber den andern beiseitenahm: „Mein Verehrtester, Sie werden sich daran gewöhnen müssen, mich von jetzt an hier öfter in Rohnstein zu sehen. Und dann werden wir ja alles Weitere erleben!" ... Wenn der Herr von Dahlenberg jedoch etwa aufbegehrte, legte man ihm die Hand auf die Schulter: „Keine unnützen Emotionen, mein lieber Herr, es ist ein ganz ehrliches Abkommen. Paßt es Ihnen nicht, brauchen Sie's nur zu sagen! Aber vielleicht kommt's auch ganz anders: die junge Dame, bei der ja doch wohl allein die letzte Entscheidung liegt, lacht uns am Ende alle beide aus. Mit irgend-

einem jungen Dachs von Leutnant, an den wir eingebildete alte Esel nicht im Traume gedacht haben..."

Der „schöne Adolar", der eine halbe Meile weit im gestreckten Galopp hatte gehen müssen, beschloß zu streiken. Nach dem schweren Vormittage erschien ihm diese Anstrengung als eine durchaus unziemliche Zumutung, er fiel in seinen gewöhnlichen, recht gemächlichen Kompagnieschritt und schlackerte, unwillig schnaubend, mit dem Kopfe. Da lachte sein Herr und klopfte ihm begütigend den feuchtglänzenden Hals, auf dem die weißen Schaumflocken standen.

„Hast recht, Alter, wozu die Eile? Und es würde ja aussehen, als könnten wir gar nicht mehr die Zeit abwarten!..."

Auf dem weiten Hofraum des Forsthauses bellten die Hunde, Moppke und Gräber waren vorausgeeilt, als die hohen Buchen sich zu lichten anfingen, und es hatte nach der langen Trennung eine gar stürmische Begrüßung gegeben. Robbie, der Hühnerhund, heulte vor Freude, die Rohnsteiner Teckel sprangen an den langentbehrten Lenzburger Gästen in die Höhe, schrien mehr als sie bellten, und es fand ein allgemeines Überkugeln statt, ein freundschaftliches Zerren und Beißen. Schließlich setzte sich die ganze Gesellschaft in Kurzgalopp, raste vom Hofe herunter nach der nahen Schonung am Feldrande, um nach alter Weise die Karnickelbaue zu revidieren. Die Teckel schlieften ein in die engen Röhren, Moppke aber und Robbie paßten draußen auf, um rechtzeitig bei der Hand zu sein, wenn eine der kleinen, grauen Kugeln ins Freie fuhr. Einen raschen Sprung gab es dann jedesmal, ein leises Aufquäken danach, und einer der Erbfeinde hatte sein Leben gelassen. Denn das war so alt wie die Welt, daß zwischen den

Hunden und Karnickeln Feindschaft herrschte, nur die Karnickel konnten wie immer nichts dafür.

Der alte Jochen trat in die Tür des Pferdestalles, beschattete mit dem Handrücken die Augen gegen das grelle Licht der schon im Westen stehenden Sonne, als er aber sah, daß vor der Freitreppe ein Reiter im grünen Waffenrocke hielt, sprang er so rasch hinzu, als die steifen Knochen es erlaubten. Der Hauptmann Rabenhainer schwang sich aus dem Sattel, wollte dem alten Knechte den Auftrag geben, den „schönen Adolar" eine Weile lang auf dem Hofe herumzuführen, ehe er ihn in den kühlen Stall einstellte, aber er kam nicht dazu.

„Onkel Rabenhainer", klang es von oben auf der Freitreppe, und eine schlanke junge Dame im hellen Kleide sprang in zwei langen Schritten die Stufen hinab. Und ehe er sich's recht versah, lagen ihm ein paar weiche Arme um den Hals, zwei rote Lippen küßten ihm stürmisch den schnurrbärtigen Mund: „Onkel Rabenhainer! Nein, ist das eine Freude ... ist das eine Freude!" ...

Da erwiderte er natürlich die herzhafte Begrüßung, hielt den schlanken Mädchenkörper ein Weilchen länger fest, als es vielleicht nötig gewesen wäre.

„Elsbeth, Schmaltierchen!" ... Und nach einer kurzen Pause, in der sie Gesicht an Gesicht standen in enger Umarmung, sagte er in ehrlicher Bewunderung: „Donnerwetter, Mädel, bist du aber hübsch geworden!" ...

Sie entwand sich ihm errötend, trat einen Schritt zurück.

„Onkel Rabenhainer! Du machst mir Komplimente?!" ...

Da entschuldigte er sich natürlich, die Bemerkung wäre ihm nur so unversehens entschlüpft, und strich sich nachdenklich den buschigen Schnurrbart. „Onkel Rabenhainer!" In den beiden Worten lag die ganze Erklä-

rung für die stürmische Begrüßung. Dem andern wäre sie natürlich nicht so an den Hals geflogen, aber es fragte sich, was für den Begrüßten wertvoller war. Der harmlose Kuß oder eine scheue Zurückhaltung, hinter der sich die aufkeimende Liebe barg?...

Sie schritten in das Haus. Elsbeth bat um Entschuldigung für den abwesenden Vater, der einen kurzen Gang zur nächsten Försterei unternommen hätte, und sie saßen sich in dem dämmrigen Gemache, an dessen Wänden zahllose Hirschgeweihe und Rehkronen hingen, gegenüber. Breitästige Linden, zwischen deren blütenbeschwerten Zweigen honigtragende Bienen summten, beschatteten die Fenster. Auf dem Schreibtische stand ein kunstvoll in Pastellfarben ausgeführtes Bild der in jungen Jahren verstorbenen Frau Forstmeisterin. Ein gar liebreizendes Gesichtlein mit einem schalkhaften roten Mund und dunkelblau leuchtenden Augen unter schwerem Blondhaar, und wenn der Hauptmann Rabenhainer die der Mutter gleichende Tochter anblickte, fing er an zu verstehen, daß der alte Herr Forstmeister ein Leben lang um sein früh verlorenes Glück zu trauern vermochte. Köstlich mußte es sein, sich einen so lieben Kameraden zu gewinnen, ein Schlag aber, der den innersten Lebensnerv traf, ihn nach kurzer Frist wieder herzugeben...

Nach der lebhaften Begrüßung rann das Gespräch nur spärlich dahin. Fräulein Elsbeth sah unter sich, kämpfte anscheinend mit einer schweren Befangenheit, und der Hauptmann Rabenhainer glaubte zu erraten, was sie bedrückte.

„Elsbethchen, nicht wahr, jetzt ist's dir peinlich? Du hattest in der ersten Wiedersehensfreude wohl nicht daran gedacht, daß du in den zwei Jahren eine große

junge Dame geworden bist? Also, wenn's dir recht ist, will ich von jetzt an ‚Sie' zu dir sagen und ‚mein gnädiges Fräulein'!"

„Unsinn," erwiderte sie rasch, „was hat sich denn in den zwei Jahren geändert? Daß ich ein bißchen längere Röcke trage, ist alles! Sollen wir beide deswegen wie fremde Menschen verkehren?"

„Natürlich nicht", versetzte er, aber die Erkenntnis machte ihn nicht froh, daß er von der jungen Dame da drüben als ein ungefährliches Neutrum eingeschätzt wurde, das für lebhaftere Herzensregungen nicht mehr in Betracht kam. Und der weitere Verlauf des Gespräches verminderte sein Mißvergnügen durchaus nicht. Nach einigen gleichgültigen Bemerkungen hin und her kam die unter den obwaltenden Umständen eigentlich selbstverständliche Frage nach dem andern, dem Oberleutnant von Vahlenberg. Nicht so direkt natürlich, mit der Tür ins Haus, sondern auf Umwegen. Ob im Bataillon Sporck alles beim alten geblieben wäre, oder ob es in den zwei Jahren einen Zuwachs gegeben hätte. Da antwortete er: „Wir haben einen neuen Oberleutnant gekriegt — einen gewissen Herrn von Vahlenberg von den Kurprinzgrenadieren", und als bei dem Namen über das Gesichtlein da drüben ein Aufleuchten flog, gab es ihm einen Stich im Herzen. Gar manche Länge hatte er aufzuholen, bis er mit dem andern wieder Kopf an Kopf ritt...

„Ich habe ihn flüchtig kennengelernt auf der Heimreise," sagte Fräulein Elsbeth und bemühte sich, ein harmloses Gesicht zu machen, „aber nach einer so kurzen Begegnung kann man selbst bei aller Menschenkenntnis kein richtiges Urteil haben. Also, wie gefällt er dir denn eigentlich?"

Da hätte der Hauptmann Rabenhainer den Vorsprung seines Nebenbuhlers mit einem Schlage wettmachen können mit einigen abträglichen Bemerkungen und ohne der Wahrheit irgendwie Gewalt anzutun. Er brauchte nur zu sagen: „Gar nicht gefällt er mir, dieser Herr von Vahlenberg! Ein Kerl, wie eine Hundenase so kalt und so vorsichtig, daß er sich nicht zu verlieben getraut, ehe er über die Verhältnisse der Angebeteten die sorgfältigsten Erkundigungen eingezogen hat!"... Aber so heimtückische Kampfesweise widerstrebte seinem ehrlichen Sinn, und da erwiderte er ernsthaft und ausführlich: „Ja, sieh mal, liebe Elsbeth, ich kenne den Herrn von Vahlenberg auch erst seit ein paar Tagen, viel zu kurze Zeit, um mir über ihn irgendeine begründete Meinung zu bilden. Wenn dir aber damit gedient ist: Er stammt aus guter Familie, seine Verwandten sind, glaube ich, in der Gegend von Danzig angesessen. Rittergutsbesitzer mit einem Adel neueren Datums, sein Großvater war noch Holzhändler. Daher kommt wohl seine übertriebene Feinfühligkeit in allerhand Fragen, die von Leuten mit älteren Traditionen etwas selbstverständlicher behandelt werden... die ungewohnte Helmzier ist ihm wie ein neuer Topf, den man mit beiden Händen umspannen und schützen muß, damit er nicht an irgendeiner scharfen Ecke kaputt geht."

„Onkel Rabenhainer," sagte sie und schob unwillig die Unterlippe vor, „du sprichst wie die alte Dame aus der griechischen Mythologie, die auf 'nem Dreifuß saß über Weihrauchwolken. Was soll ich mir nun aus diesem Orakel entnehmen?"

Er zögerte erst ein Weilchen, dann sprach er: „Liegt dir denn so viel daran, über diesen Herrn von Vahlen-

berg eine ganz genaue Auskunft zu haben?" Seine Stimme klang rauh, als wäre ihm etwas in die Kehle gefahren. Und das Schmaltierchen antwortete nicht, zuckte nur mit den Achseln, sah in die blühenden Linden hinaus, indes sich die zarten Wangen mit purpurner Röte färbten...

Die alte Trine kam nach kurzem Anklopfen ins Zimmer, berichtete unter einem Schwall von Worten und in erheblicher Aufregung, soeben wäre eine Ordonnanz aus dem Kasino dagewesen, hätte das ganze Offizierkorps nebst seinen Damen für den Abend zu Besuch angesagt. Sie aber wüßte nicht, wo ihr der Kopf stände und wo zuerst anfangen mit allen Vorkehrungen.

Elsbeth sprang auf.

„Laß nur, Trine, ich helf' dir! Und du entschuldigst mich wohl, Onkel Rabenhainer? Papa muß ja jeden Augenblick zurückkommen."

Sie wartete die Antwort nicht ab, verließ eilig das Zimmer, als wäre sie froh, daß es in dem so verfänglich zugespitzten Gespräch eine willkommene Unterbrechung gegeben hatte. Die alte Trine folgte ihr mit trippelnden Schritten, und der Hauptmann Rabenhainer blieb allein zurück in dem dämmerigen Gemache mit den vielen Hirschgeweihen an den Wänden und den blühenden Linden vor den Fenstern. Allein mit seinen langenden Gedanken...

Eigentlich wäre es nun am besten gewesen, still wieder den Weg zu reiten, den er gekommen war. Wie Fräulein Elsbeth gesonnen war, darüber wußte er ja nun Bescheid, und wie sollte er's anfangen, ihre Meinung ins Gegenteil zu verkehren? Vielleicht scharmutzieren und verliebte Phrasen drechseln wie irgendein

junger Fant von Leutnant? Da hätte sie ihn nur ausgelacht, oder, wie vorhin, erstaunt die Augen gehoben: „Onkel Rabenhainer, du machst mir Komplimente?" ... Und eigentlich wußte er nicht, zum erstenmal vielleicht in seinem Leben, wie er sich weiter verhalten sollte ...

Wenn er zurückdachte bis in seine früheſten Jünglingsjahre, hatte ihm niemals ein weibliches Wesen sonderlich den Sinn beschwert. Leichtfertige Liebschaften anzuknüpfen, dazu hatte er weder Lust noch Zeit gehabt bei seiner ernsthaften, ein wenig schwerblütigen Auffassung des Lebens. Arbeiten und Vorwärtskommen, das war der Wahlspruch seiner Jugend gewesen, während er als einziger Sohn einer armen Hauptmannswitwe die Schulbank drückte in Groß-Lichterfelde, und später war der Ehrgeiz hinzugekommen. Der Ehrgeiz, es zu einer ganz besonderen Stellung zu bringen in dem Geschlechte der Rabenhainer, die allesamt treue Diener des Königs von Preußen gewesen waren. Als Beamte, Richter und Offiziere, ohne über ein gewisses Mittelmaß hinauszuragen. Da hatte er sich's gelobt, nicht zu rasten noch zu erlahmen, ehe er es bis zum Höchsten gebracht hätte, was ein Soldat in Friedenszeiten erreichen konnte, zu der alleroberſten Sprosse auf der Stufenleiter der militärischen Hierarchie. Und der Anfang war gar vielversprechend gewesen. Als blutjunger Leutnant mit knapp siebzehn Jahren kam er von der Kadettenanstalt in die Truppe, schon nach der Ableistung der Kriegsakademie übersprang er ein Dutzend Vorderleute, und nach den vier Jahren in Afrika trat er mit einem Patent in die Armee zurück, das ihn mitten unter die älteren Hauptleute rangierte. Sein Kommandeur war ihm wohlgesonnen, nach kurzer Frist winkte ihm die höhere Adjutantur, und gleich

danach kam das Bataillon. Die Berufung in den Generalstab später, und zum Schluß eine ehrenvolle und glatt verlaufende Bahn, Regimentskommandeur, die Brigade, Division und ganz weit hinten das Korps...

Also da gab es wenig Zeit für alles, was nicht in dem Worte Dienst zusammenzufassen war, am wenigsten jedoch für solche unnützlichen Dinge wie Liebe und dergleichen. Nur manchmal, wenn er in kalter Tropennacht bei dem verglimmenden Lagerfeuer saß und die Gedanken in die Heimat und Zukunft schickte, schwebte ihm etwas vor von einem lieben kleinen Kameraden, der einem in sorgenvollen Stunden die Falten aus der Stirn strich. Blond mußte er sein, wie das Frauenbild da auf dem Schreibtische, und rein wie ein unbeschriebenes Blatt... Als erster mußte er in das kleine Herz einziehen, um es nie wieder zu verlassen...

Und da schreckte es ihn doch, daß er erst einen andern verdrängen sollte, der sich darin eingenistet hatte. Auf einen Kampf hatte er sich gefaßt gemacht, als er hinausritt — jetzt aber wußte er nicht, ob der Preis den Einsatz verlohnte. Ein liebreizendes Kind, das töricht dachte und schwatzte, ein Spielzeug vielleicht nur, das in dem Leben eines ernsthaft gesonnenen Mannes eigentlich keinen Platz haben durfte. Also Schluß, aus, man schwang sich wieder auf seinen Gaul, pfiff den beiden Hunden, und holla!... Wenn nur nicht noch etwas anderes dabei gewesen wäre, was aller kühlen Überlegung spottete, etwas, was glühendheiß durch die Adern rann. Ein sinnloses Begehren, das ihm die Augen verdunkelte, wenn er daran dachte, wie er — kaum zehn Minuten war es her — das blühende junge Leben in seinen Armen gehalten hatte. Und das sollte einem andern gehören, wenn er sich jetzt zurückzog?...

Es wurde ihm plötzlich zu heiß in dem dämmerigen Gemach mit den blühenden Linden vor den Fenstern, er griff nach seiner Mütze und ging hinaus, einige Schritte quer über den Hof, den Weg entlang, auf dem er dem heimkehrenden alten Freunde begegnen mußte...

IV.

Der Abend hatte die angesagten Gäste gebracht; in den beiden großen Fährbooten des Fischers Retelsdorf waren sie über den See gekommen, und Haus und Garten füllten sich mit fröhlichen Menschen. Das ganze Offizierkorps war erschienen, mit dem Kommandeur an der Spitze, die Verheirateten hatten ihre Damen mitgebracht, und es war wie eine stille Verabredung unter allen, das schwere Zerwürfnis, das sie so lange dem gastlichen Forsthause ferngehalten hatte, mit keinem Worte zu erwähnen. Die kluge und liebenswürdige Gattin des Kommandeurs hatte gleich im ersten Augenblick den richtigen Ton angeschlagen, als Elsbeth in einiger Verlegenheit vor ihr stand und sie mit einem Knicks willkommen hieß. Da hob sie die Errötete auf und küßte sie herzlich auf den Mund.

„Wir waren furchtbar neugierig, was aus unserm kleinen Wildfang geworden ist in den zwei Jahren, und da sind wir alle zusammen gekommen. Grüß Gott in der Heimat, mein liebes Kind, wir freuen uns mit Ihrem Herrn Papa, daß wir Sie wiederhaben!"

Elsbeth bedankte sich, der Forstmeister schüttelte dem Oberstleutnant Brinkmann in etlicher Rührung die Hand, und alles war so wie früher in alten Zeiten. Eine mächtige Erdbeerbowle stand auf dem langen Tische im Garten. Die alte Trine hatte den größten Schinken geopfert, der in der Speisekammer hing, und

während sie mit scharfem Messer daumendicke Scheiben schnitt, strahlte sie über das ganze verrunzelte Angesicht, daß ihre lieben Leutnants wieder da waren, daß neues Leben eingezogen war in das so lange verödete Haus. Ein loses Völkchen war es, das an dem unteren Ende der Tafel saß, übermütige junge Krieger, die mit dem alten Faktotum ihr Späßchen trieben, ein über das andere Mal versicherten, sie hätten sich in den anderthalb Jahren zu Tode gebangt nach ihrer teuren Freundin. Sie erwiderte schlagfertig, die Sehnsucht hätte wohl weniger ihrer Person gegolten als der guten Verpflegung, und während sie sorgsam darauf achtete, daß die bei Tisch bedienenden Hausmädchen die leeren Gläser aus der Bowle füllen ließen, die vor dem Platze des jüngsten Leutnants stand, spähte sie von Zeit zu Zeit nach dem andern Ende der Tafel hinüber.

Dort saß der Oberleutnant von Dahlenberg neben ihrem geliebten Sorgenkind, sehr geschickt hatte er's verstanden, bei dem Gange zu Tisch den Platz neben der Haustochter zu erobern. Und jetzt sprach er eifrig auf sie ein, machte ihr anscheinend den Hof, aber die alte Trine konnte nicht finden, daß er in Wirklichkeit so „blendend schön" aussehe wie in der begeisterten Schilderung, die sie nach Elsbeths Heimkehr hatte anhören müssen. Ein nicht mehr ganz junger Herr, dem sich auf dem Scheitel schon die Haare lichteten, ordentlich lächerlich kam es ihr vor, daß so etwas auf Freiersfüßen ging, sich noch dazu um ein blutjunges Mädel bewarb, das kaum den Kinderschuhen entwachsen war. Außerdem aber ein hochmütiger Patron, der sie bei der allgemeinen Begrüßung vorhin gar nicht beachtet hatte. Wenn sie auch jetzt in der weißen Schürze am unteren Ende der Tafel stand, Schinken aufschnitt und für das

Wohlergehen der Gäste sorgen mußte wie eine gewöhnliche Wirtschafterin, kam ihr doch hier ein ganz besonderer Platz zu, den alle engeren Freunde des Hauses gebührend respektierten. Sogar die Gemahlin des Herrn Kommandeurs, die Frau Oberstleutnant Brinkmann, hatte ihr die Hand geschüttelt: „Na, Fräulein Katharina, wie geht es uns denn immer?“ ... „Danke der gütigen Nachfrage, gnädige Frau,“ hatte sie darauf mit einem Knicks erwidert, „man quält sich so weiter auf diesem irdischen Leidensweg!“ ... Danach hatten die andern Damen des Bataillons ihr ebenfalls die Hand gegeben mit freundlichen Worten, und bei der Begrüßung der Herren Leutnants hatte sie mit Stolz empfunden, welche allseitige Verehrung sie in dem Offizierkorps genoß. Nur dieser neue Herr von Dahlenberg hatte sich ferngehalten, als wäre es unter seiner Würde gewesen, sich der alten Wirtschafterin vorstellen zu lassen. Und da beschloß sie, es ihm heimzuzahlen, wenn sie vor dem Schlafengehen dem Schmaltierchen die langen blonden Haare strählte ...

Und noch ein anderer spähte des öfteren zu dem Platze von Fräulein Elsbeth hinüber. Bei dem Gange zu Tisch hatte er ihr den Arm bieten wollen, aber sein Nebenbuhler war ihm zuvorgekommen; er mußte sich mit der Gattin des Hauptmanns Rademacher begnügen, einer gefürchteten Dame, die ärger „fachsimpelte“ als ein wider Willen verabschiedeter Major, und lange Vorträge zu halten pflegte über allerhand militärische Fragen, vornehmlich über die schlechten Avancementsverhältnisse in der Armee, denen nur durch einen frischfröhlichen Krieg wieder auf den Schwung zu helfen wäre. Wobei sie natürlich im Innern ihres Herzens für den eigenen Herrn Eheliebsten eine Stellung er-

hoffte, in der man am zuverläſſigſten ſeine Vordermänner überlebte, weit hinter der Front, in der die böſen Bleikugeln flogen; als Etappenoffizier oder Chef einer Erſatzkompagnie, die ſo lange Rekruten ausbildete, bis vorne nicht mehr geſchoſſen wurde. Für den heutigen Abend hatte ſie für die Unterhaltung mit ihrem Tiſchherrn das Thema der neuen Bekleidungsvorſchrift gewählt, verbreitete ſich mit bedeutendem Sachverſtändnis über die Vorzüge der feldgrauen Uniform im Ernſtfalle und plädierte aus Gründen der Sparſamkeit eifrig für eine radikale Einführung auch in Friedenszeiten. Dabei fand ſie jedoch Zeit, ab und zu einen warnenden Blick zu dem Gatten hinüberzuſchicken, der ſich dem Genuſſe der köſtlichen Erdbeerbowle ausgiebiger widmete, als es in Gegenwart des enthaltſamen Kommandeurs rätlich war. Und der Hauptmann Rabenhainer mußte ihr aufmerkſam zuhören, von Zeit zu Zeit eine direkte Frage beantworten, während er viel lieber herausgekriegt hätte, was ſchräg gegenüber auf der andern Seite des Tiſches verhandelt wurde. Das Thema ſchien intereſſanter als die neue Bekleidungsvorſchrift für die Armee, denn Fräulein Elsbeth hatte rote Wangen, die blauen Augen ſtreiften zuweilen mit einem bewundernden Blicke das Geſicht ihres lebhaft plaudernden Tiſchherrn, der mit kluger Berechnung ſeinem Ziele zuſteuerte. Scheinbar abſichtlos alles hervorhob, was ihn vorteilhaft von dem Gros der Kameraden unterſchied, ſeine weiten, in Urlaubszeiten unternommenen Reiſen, den rieſenhaften Beſitz, der ihm einmal als Erbteil zufallen mußte, und nur ab und zu flocht er eine vorſichtige Huldigung in ſeine lebhaften und intereſſanten Schilderungen. Wieviel ſchöner der Genuß aller ſolcher Herrlichkeiten wohl ſein müßte, wenn man ihn mit einer

lieben Gefährtin teilen könnte! Und seine Tischnachbarin verstand ihn. Bei jeder dieser versteckten Huldigungen senkte sie das zierliche Köpfchen mit der schweren blonden Haarkrone, und eine dunkle Blutwelle färbte ihr feines Gesicht bis zu den rosigen kleinen Ohren... Der Hauptmann Rabenhainer aber drüben sah die Fortschritte, die sein Gegner machte, und verzehrte sich vor Eifersucht, kaum daß er die Selbstbeherrschung fand, seiner Dame mit geheucheltem Interesse zuzuhören. Und es half wenig, daß er sich innerlich anschrie, sich energisch daran erinnerte, daß er doch bis vor wenigen Stunden noch ein leidlich vernünftiger Mensch gewesen sei. Die Leidenschaft für das holdselige Kind da drüben war über ihn gekommen wie ein heißer Wind, und er mußte sich scharf zusammennehmen, um keine Torheiten zu begehen, die einem gesetzten Kompagniechef gar übel angestanden hätten...

Das frugale Abendessen, das in der Hauptsache aus dem berühmten Rohnsteiner Schinken bestanden hatte, war abgetragen. Die Gattin des Kommandeurs wandte sich lebhaft zu der Haustochter:

„Was höre ich eben von Ihrem Herrn Papa, Fräulein Elsbeth? Man hat in der Pension in Weimar Ihre Stimme entdeckt?"

„Ach Gott," erwiderte sie, „die Entdeckung hat nicht viel zutage gefördert, ich krähe so ein bißchen für den Hausgebrauch. Aber wenn Sie ein wenig Nachsicht üben, gnädige Frau, will ich gerne etwas vortragen." Und sie erhob sich ohne Ziererei, ihre Laute zu holen. Danach sang sie ein paar jener einfachen Liedchen aus der Großmutterzeit, die eine Modelaune aus verstaubter Vergessenheit wieder vorgeholt hatte, sang mit kleiner, aber wohllautender Stimme, die sich mit ihrem natür-

lichen Liebreiz in die Herzen der Hörer schmeichelte. Und gar manches kam hinzu, die Wirkung zu verstärken. Der laue Sommerabend mit dem leise fächelnden Wind, der von dem blühenden Garten her den schweren Duft des Jasmins brachte, mit dem lieblichen Geruche der zahllosen Rosen, und fern über dem dunklen Saum des schweigenden Waldes der langsam aufsteigende Mond... Den rauhen Kriegern, die um den Tisch saßen, wurde es ordentlich fromm zumute, schweigend blickten sie vor sich hin, und keiner war wohl unter ihnen, der in diesen Augenblicken nicht etwas Erhebendes gedacht hätte, etwas, das über den Alltag mit seinen Sorgen hinausreichte. Der Hauptmann Rabenhainer aber mußte sich wehren, daß ihm die samtweiche Stimme da drüben nicht die Tränen ins Auge trieb. An die einsamen Abende in seiner kärglichen Wohnung dachte er, wenn er beim Scheine der blakenden Petroleumlampe die vielfältigen Schreibarbeiten eines Kompagniechefs erledigte oder an seinem Lebenswerke schaffte, einer kritischen Darstellung der Napoleonischen Feldzüge, von der er sich eine erhebliche Mehrung seines Ansehens versprach und, damit verbunden, eine Beschleunigung des Avancements. Jetzt, wenn er mit arbeitheißen Wangen vom Schreibtische aufstand, über die knarrenden Tannendielen schritt, hoben die beiden Hunde den Kopf, Moppke und Gräber, die in ihrem Korbe neben dem Ofen lagen, knurrten verschlafen, wenn er sie anrief. Und es gehörte wenig Phantasie dazu, sich eine freundlichere Umgebung für seine Arbeit vorzustellen. Ein behagliches Heim und im Nebenzimmer die holdselige Gefährtin, das Köpfchen über ein Buch gebeugt oder über eine jener im letzten Grunde überflüssigen Handarbeiten, mit denen sich die Frauen ihre Zeit ver-

trieben. Man trat hinzu, sprach sich über die Aufgabe aus, die einem den Sinn beschwerte, oder, besser noch, vergaß einmal in törichtsüßem Getändel die ehrgeizige Arbeit.

Elsbeth hatte geendet, ein paar leise Akkorde, die sich verschwimmend von den Saiten der Gitarre lösten, zitterten durch die laue Abendluft. Ein allgemeines Schweigen folgte einige Augenblicke lang, dann aber brach ein wahrer Sturm des Beifalls los, namentlich die jüngeren Leutnants am unteren Ende der langen Tafel konnten sich gar nicht genug tun in Bravo- und Dakaporufen. Der Herr von Vahlenberg aber schwang sich gewandt zum Herrn der Situation auf: „Meine Herren Kameraden," rief er mit seiner hellen Kommandostimme, „gestatten Sie, daß ich mich zum Dolmetsch Ihrer Gefühle mache", küßte der Sängerin die Hand. „Schlemmer!" rief der Oberleutnant Kuntze zurück, und die ein wenig rührselig gewordene Stimmung löste sich in allgemeine Heiterkeit. Der Oberleutnant von Vahlenberg aber griff jetzt ebenfalls nach der Gitarre, bat mit chevalereskter Verneigung gegen die anwesende rangälteste Dame, die Frau Oberstleutnant Brinkmann, um Gehör und begann nach kunstvollem Vorspiel zu singen. Sang mit blühendem und wohlgeschultem Tenor eine altfranzösische Romanze, die vor der naiven Zuhörerschaft schon durch die Fremdartigkeit des Eindruckes sicher war, fügte daran die Ballade von den drei Königstöchtern und schloß mit dem dankbaren Sange von der Krone im Rhein, bei dem sein weicher Tenor ohne merkliche Anstrengung und in prachtvoll ansteigender Kadenz das hohe C nahm. Als er jedoch nach dem kunstvollen Schlußakkord mit der ringgeschmückten Hand die klingenden Saiten dämpfte,

applaudierten die Damen mehr als die anwesenden Herren, die ein wenig neidisch dreinblickten, und der Hauptmann Rabenhainer leerte ingrimmig sein Glas. Wie ein balzender Birkhahn kam ihm dieser geschniegelte Herr von Dahlenberg vor, der vor den im Kreise sitzenden Hennen sich blähte und drehte, das Gefieder spreizte und die lockende Stimme erschallen ließ. Und alle machten ihm blanke Augen, sogar die dürre Frau Hauptmann Rademacher sah ihn schmachtend an, und der Blick, den sie gleich nachher zu ihrem trunkfesten und wohlbeleibten Gatten hinübersandte, zeigte deutlich, daß sie soeben in ihrem Innern einen für den Gemahl wenig schmeichelhaften Vergleich gezogen hatte...

*

Es ging auf zehn Uhr. Der bestellte Krümperwagen war vorgefahren, und der Oberstleutnant Brinkmann mit seiner liebenswürdigen Gattin verabschiedete sich unter lebhaftem Danke für die gehabten außergewöhnlichen Genüsse. Ein ungeschriebenes Gesetz gebot den Kommandeuren, nur so lange in der Gesellschaft der Untergebenen zu verweilen, als ihre Anwesenheit nicht wie ein lästiger Zwang empfunden wurde, der berechtigte Fröhlichkeit hemmte. Immer mußte ein ganz bestimmter Abstand gewahrt bleiben, wenn auch manchmal mit unfrohem Herzen... Und auch die Frau Hauptmann Rademacher nahm die Gelegenheit wahr, ihre enge Zugehörigkeit zu der obersten Kommandostelle zu demonstrieren, wie es der ältesten Kapitänsfrau des Bataillons zukam, wenn der Herr Gemahl kurz vor dem Range des etatsmäßigen Majors stand. Bescheiden fragte sie, ob auf dem Krümperwagen vielleicht noch zwei Plätze frei wären gegen entsprechende Übernahme eines Anteils der Kosten, und als die Gattin des Kommandeurs

bejahte, wandte sie sich mit gleißnerischer Freundlichkeit zu dem seßhaften Eheliebsten: „Na, Männe? Du wolltest doch vorhin schon aufbrechen?“... Und der dicke Hauptmann Rademacher erhob sich mit innerlichem Brummen, sah bedauernd auf die erst halb geleerte Bowle und fügte sich in sein Schicksal, das ihn mit einer streberischen Frau gestraft hatte. Nicht im Traume war es ihm eingefallen, einen solchen törichten Wunsch zu äußern, gerade wo die Bowle erst anfing, richtig nach Erdbeeren zu schmecken, jene Zartheit bekam, die sich aus der innigen Vermählung der würzigen Frucht mit einem trinkbaren Mosel ergab, aber es half nichts, es mußte Abschied genommen werden. Und ein wahres Kreuz war es mit dieser Frau: immer wußte sie ihn zu erwischen, wenn ihm durch äußere Rücksichten jede Möglichkeit eines Widerspruches abgeschnitten war...

Nach dem Abschiede der obersten Kommandostellen hatte eine der lebenslustigen jungen Leutnantsfrauen den Vorschlag gemacht, den schönen Abend durch ein Tänzchen zu beschließen. Die ganze Gesellschaft zog in den großen Saal des Forsthauses. Die Lichter wurden angesteckt, die Gattin des Kompagniechefs der Vierten, Frau von Schmitt, setzte sich an das Klavier, und es wurde mit Liebe und Ausdauer gewalzt. Weil aber die anwesenden Damen bei weitem nicht für die Zahl der Tänzer ausreichten, tanzten die Herren bald untereinander, wie nach einem Liebesmahl im Kasino, und eine ungebundene Fröhlichkeit entwickelte sich wie in einem engen Familienkreise...

Der Hauptmann Rabenhainer lehnte an den kühlen Fliesen des mächtigen weißen Kachelofens und sah dem lustigen Treiben zu. Schon dreimal in der kurzen Zeit hatte Elsbeth mit dem Herrn von Dahlenberg getanzt,

und immer fanden sich ihre Augen wie bei einem richtigen Liebespaare, das heimlich miteinander Zwiesprache hielt. Da ging er unauffällig hinaus, pfiff den beiden Hunden Moppke und Gräber, die sich in der Nähe der Küche herumtrieben, und befahl dem an der Freitreppe stehenden Knecht, den Gaul zu satteln. Mit allerhand verwegenen Hoffnungen war er ausgeritten, und als ein ruhmlos Geschlagener kehrte er heim. Und recht geschah es ihm! Weshalb hatte er in der kärglichen Jugend statt militärischer Wissenschaften nicht lieber die gefällige Kunst gelernt, ein Mädchenherz zu erobern?...

Der alte Forstmeister, der sein Fortgehen bemerkt hatte, kam ihm nach:

„Na, Rabenhainer, schon nach Hause?"

„Ja, lieber Freund, morgen ist auch noch ein Tag. Um fünf Uhr stehen meine achtzig Männerchen auf dem kleinen Exerzierplatze, brennen vor Eifer, sich unter meiner Leitung in die tägliche Felddienstübung zu stürzen."

„Eine komische Nation seid ihr Soldaten", sagte der Forstmeister darauf. „Andere Leute werden doch mal mit ihrer Arbeit fertig. Ihr aber fangt jeden Tag von neuem an..."

Und es kam eine längere Pause, während der sie schweigend zuhörten, wie aus der offenen Tür des Pferdestalles allerhand Geräusche kamen: ein helles Aufwiehern der aus dem Schlafe geweckten Gäule und dazwischen die beruhigende Stimme des Knechtes. Wenn man anderthalb Jahr zur Seite gesehen hatte bei zufälligen Begegnungen in dem engen Städtchen, stellte sich nur langsam wieder das alte Verhältnis ein.

Der alte Jochen führte den „schönen Adolar" vor, der Hauptmann Rabenhainer schwang sich in den Sattel.

„Gute Nacht, Forſtmeiſter, und heißen Dank für die freundliche Bewirtung!“...

„Gute Nacht, Rabenhainer“, erwiderte der alte Herr und gab ihm bis zum Hoftor das Geleite, mit einem Geſicht, als hätte er noch irgend etwas auf dem Herzen. Der Hauptmann aber ſetzte dem Gaul die Sporen ein, die Frage konnte er ſich denken! Was ſein neuer Oberleutnant für ein Menſch wäre, und ob man ihm wohl das Schickſal eines geliebten Kindes anvertrauen dürfte?... Da konnte man es ihm doch, weiß Gott, nicht verargen, wenn er darauf eine Antwort vermied!... Und er ritt heimwärts durch den ſchweigenden Buchenwald, mußte ſcharf auf den Weg paſſen, denn der „ſchöne Adolar“, der alte Eſel, ſcheute vor jedem Baumſchatten, den der Mond auf die helle Straße warf. Hatte wohl zuviel Hafer gekriegt im Rohnſteiner Stalle und bildete ſich nun ein, er müßte jugendliches Feuer markieren. Sein Herr aber lachte kurz auf: das Wohlleben hatte nicht lange gedauert, morgen früh fing wieder der Alltag an mit den gewöhnlichen Rationen! Und unwillkürlich ſtellte ſich ihm in Gedanken ein Vergleich ein: auch für ihn kam morgen wieder der graue Alltag, aber er ſollte ihn gerüſtet finden. Kein flüchtiges Zurückdenken mehr, daß auch einen andern alten Eſel der Hafer geſtochen hatte, daß der Hauptmann Rabenhainer ein paar kurze Stunden verliebt geweſen war wie ein törichter junger Leutnant, man mußte ſich eben zuſammennehmen und vergeſſen. Verzichten und Entſagen war ihm ja nichts Neues mehr in ſeinem äußerlich ſo kärglichen Leben. Wie manches Mal war er ſchon ſtill nach Hauſe gegangen an ſeine ſtrenge Arbeit, wenn die Kameraden ſich zu einem fröhlichen Feſte ſchickten. Und mit einiger Willenskraft gelang alles,

sogar der schwere Sieg über den Neid gegen die Glücklicheren, die unter einem günstigeren Stern zur Welt gekommen waren.

* *
*

Der Forstmeister ging langsam zum Hause zurück. Aus den geöffneten Fenstern des Saales drangen die einschmeichelnden Klänge eines Walzers, lautes Lachen und der schlürfende Tritt tanzender Paare. Deutlich konnte er in dem hellen Rahmen eines Fensters die Silhouette seiner Tochter erkennen, wie sie wieder einmal im Arme dieses Herrn von Dahlenberg dahinflog. Da gab es also keinen Widerstand, er mußte sein Schmaltierchen hergeben, ohne daß er viel gefragt wurde, ob es ihm auch recht wäre. Und er entsann sich ähnlicher Ereignisse, die mehr als ein halbes Menschenalter zurücklagen. Damals wollte auch der Vater einem jungen Mädchen abraten, einem viel älteren Manne in die Ehe zu folgen. Sie hatte nur dazu gelacht, war mit ihm gezogen, und ihr letzter Hauch war ein Dank für das Glück gewesen, das er ihr bereitet hatte. Wie sollte er also der Tochter verwehren, was der Mutter recht gewesen war?... Alles, was auf dieser Welt geschah, war Bestimmung, nur kurzsichtige Menschen, die gleich Blindschleichen nicht über die eigene Nase hinaussahen, vermochten sich einzubilden, es gäbe einen Zufall. Wer aber ein Leben lang im Walde verbracht hatte als ein gelehriger Schüler der Natur, der wußte, daß alles Lebende urewigen, von Anbeginn vorausgegebenen Gesetzen unterworfen war, jedem war der Tag des Entstehens und Vergehens vorherbestimmt. Wenn die Windsbraut mit grimmig zausender Hand

durch die Wipfel fuhr, fielen nur die Stämme, die längst schon gezeichnet waren für diesen Tag. Und ähnlich war es mit allem andern... Wenn sein Schmaltierchen gerade diesen Herrn von Vahlenberg kennengelernt hatte am Tage der Heimkehr, so war das ihm ebenfalls vorausbestimmt von Anbeginn an. Die Zeit mußte ergeben, was daraus entsprang, Glück oder Leid. Und mit einiger Beschämung mußte er sich eingestehen, daß ihm das Schicksal der Tochter im Augenblicke weniger am Herzen lag als der mit grimmem Zorn gepaarte Kummer um den erschlagenen Weidgesellen. Wie eine Kränkung empfand er es, daß ein ganzer Tag vergangen war, ohne daß er sich der rächenden Abrechnung auch nur um einen Schritt genähert hatte...

Der alte Jochen trat zu ihm, zog die Mütze.

„Herr Forstmeister, aus den Kerls vom Fischer Retelsdorf, die mit den zwei Fährbooten gekommen sind, ist nichts herauszubringen. Duhn sind sie, daß ich Angst hab', sie bringen die Herrschaften nicht mehr sicher über den See zurück, aber sie verschwören sich, was ihre Herrntochter wär', die Mike, der wär' nichts Unrechtes nachzusagen. Und sie müßten es doch zu allererst wissen, wo sie den ganzen Tag auf dem Fischerhofe sind..."

„Es ist gut," sagte der Forstmeister, „hoffentlich hast du es ihnen nicht zu auffällig gemacht mit deinen Fragen, so daß sie morgen davon weitererzählen. Und wenn etwas nicht auf einem Wege glückt, muß es auf einem andern versucht werden. Das Fischerhaus stößt mit der Rückseite an den Kasinogarten, da müßte man sich vielleicht ein paar Abende auf die Lauer legen, ob nicht jemand über die Mauer steigt."

„Ich verstehe, Herr Forstmeister," sagte der Knecht

und rückte an der Mütze, „wenn einer von hinten ins Haus kommt, der braucht vorne nicht gesehen zu werden. Aber wieso glauben der Herr Forstmeister, daß es gerade der ist, wo uns den Wodan erstochen hat?"

Der alte Herr zog unwillig die buschigen Augenbrauen zusammen.

„Frag' nicht so dumm, ich hab' meine Gründe. Wenn sie falsch sind, wird sich's erweisen. Aber ich sag' dir, einer von denen, die da oben tanzen, hat gestern nacht seine Beine zu was anderm gebraucht. Alle sind sie da, die Herren Leutnants, einer von ihnen ist gestern um diese Zeit an der Suhle im Jagen achtzehn zur Seite gesprungen, als ich ihn anschrie. Wenn ich genau wüßte, welcher, würd' ich ihn jetzt in dieser Minute am Kragen fassen: ‚Hundeschläger, verdammter, und du wagst es noch, mein Haus zu betreten?'" ... Ein Blick voll glühenden Hasses flog zu den hell erleuchteten Fenstern des Saales empor.

Oben die Musik brach ab, es gab ein plötzliches Schweigen, eine fast beängstigende Stille nach dem lustigen Lärm, man vernahm deutlich die leisen Stimmen der warmen Sommernacht. Das Zirpen eines Heimchens, das irgendwo im Gemäuer schrillte, vom nahen Seeufer den pfeifenden Ruf der Wasserhühner und zu Häupten den huschenden Flug der Fledermäuse, die im Dunkeln angesegelt kamen, um vor den hellerleuchteten Saalfenstern jählings zu stutzen ... Und plötzlich zwischen all diese heimlichen Geräusche der Hall eines Büchsenschusses. Ganz klar und deutlich kam er aus der Ferne durch die stille Nacht geflogen, brach sich mit leisem Widerhall in dem zum Walde offenen Viereck des Hofes.

„Verflucht noch mal, wo war das?"

„Ja, Herr Forſtmeiſter, das iſt wohl ſchwer zu ſagen hier mitten im Gehöft. Aber ich mein', es wär' aus dem Jagen achtzehn gekommen, von der Suhle."

Einen Augenblick lang ſah der alte Herr unſicher vor ſich hin. Wenn das richtig war, ſtimmten alle ſeine Berechnungen nicht. Der Wilderer konnte doch nicht gleichzeitig auf zwei Stellen ſein, da oben in ſeinem Hauſe als anſcheinend harmloſer Gaſt und an der Suhle, zu der um dieſe Zeit der kapitale Vierundzwanzigender zog... Mit zwei langen Schritten eilte er die Treppe empor, ein paar Minuten ſpäter ſtand er wieder auf dem Hofe, die Büchſe in der Hand.

„Jochen, wenn jemand nach mir fragen ſollte, ſo ſagſt du, ich wär' ſchon ſchlafengegangen. Niemand braucht zu wiſſen, daß ich im Wald bin."

Der alte Knecht rückte die Hacken zuſammen.

„Zu Befehl, Herr Forſtmeiſter. Aber ſoll ich nicht lieber vielleicht mitkommen? Oder den Forſtſchreiber wecken, damit der Herr Forſtmeiſter doch nicht ohne Begleitung ſind? Ordentlich gruſelig kann es einem werden — ſo unheimlich iſt das alles!"

„Altes Waſchweib," knurrte der Forſtmeiſter zurück, „ſchaff' dir doch 'ne Kinderfrau an, die dich zu Bett bringt, wenn du allein Angſt haſt. Und mir geht's um die Ehre, ich bin doch kein Narr, der faſt zwei Jahre lang einem Hirngeſpinſt nachgelaufen iſt!"...

Mit weiten Schritten verließ er den Hof, eilte quer über das Feld dem Hochwalde zu, jede Minute war koſtbar, wenn er an der Suhle noch zur Zeit kommen ſollte. Robbie, der Hühnerhund, war ihm ſtill nachgeſchlichen; unter den erſten Buchenſtämmen, als er nicht mehr befürchten mußte, wieder nach Hauſe zurückgejagt zu werden, machte er ſich durch ein leiſes Win-

ſeln bemerkbar. Und der ſonſt ſo rauhe Herr klopfte ihm die erregt atmende Bruſt.

„Recht ſo, brav ſo, ſuch' voran!"

Da eilte er ein paar Dutzend Schritte voraus, hob die ſcharfe Naſe in den feinen Luftzug, als hätte er begriffen, um was es ſich handelte. Und der Forſtmeiſter folgte ihm mit haſtigen Schritten, bei aller Tapferkeit war es gut, einen aufmerkſamen Gefährten im Vorgelände zu haben. Wer im Walde ging zur Nachtzeit, war immer im Nachteil, wenn ſein Gegner ſtillſtand und ſich abwartend verhielt. Und gegen eine heimtückiſche Kugel aus dem Hinterhalt war kein Kraut gewachſen...

Aber nichts Verdächtiges zeigte ſich unterwegs, auch die Blöße lag mit ihren Wieſenrändern im hellen Mondlicht da, anſcheinend ohne die geringſte Spur irgendeiner verbrecheriſchen Tat.

Zur Sicherheit aber ſuchte er mit dem Hunde den Rand der Suhle ab, und plötzlich, dicht vor dem ausgetretenen Wechſel, ſtutzte der brave Robbie einen Augenblick lang, um ſich dann mit einem kurzen Aufblaffen an die Fährte zu hängen. Der Forſtmeiſter riß die Büchſe von der Schulter, ſchob die Sicherung zurück und eilte ihm nach. Ein raſcher Blick auf den Wechſel, der wie ein von Menſchenfüßen getretener Steg in die moorige Wieſe ſchnitt, hatte ihm gezeigt, was geſchehen war. Ein paar tiefe Eingriffe der Schalen hatten die ſchwarze Erde hinausgeſchleudert, daß ſie in Brocken umherlag, eine ausgequirlte Stelle in dem weichen Grunde wies an, wo der Kapitale ſich mit der tödlichen Kugel gewälzt hatte vor den letzten Fluchten, und gleich danach kamen die dunklen Schweißplacken, die ſich ſcharf von dem grünen Untergrunde hoben. Wenn man mit der

Hand darüber fuhr, färbte sie sich rot. Und fünfzig Schritte weiter unter den hohen Buchenstämmen gab der brave Robbie Laut, verbellte tot mit stürmendem Hals!

Da lag der verendete Hirsch in einem alten Stubbenloche, wie ihn der letzte Todessprung hineingeworfen hatte, und beim ersten Hinblicken stutzte der Forstmeister, holla, was war das? Hatte der Wilddieb in seiner Mordgier vielleicht ein Stück Kahlwild gestreckt? Dann aber sah er, daß er sich getäuscht hatte. Zwischen den Lauschern des erlegten Wildes schimmerte es rot, das prangende Geweih war abgeschlagen, ganz kunstvoll und sorgfältig abgeschnitten mit scharfer Säge bis auf die Nasenschnebbe, genau so, wie der geheimnisvolle Wilderer die Geweihe abzuschneiden pflegte. Auch die Haken waren ausgebrochen mit einem einzigen kunstgerechten Schnitt, und der Forstmeister stand da, konnte als alter Weidmann sich einer abergläubischen Regung nicht erwehren. Da ging doch etwas nicht mit rechten Dingen zu, wenn er in all dieser Zeit seine Sinne beisammen gehabt hatte!... Wer war nun dieser geheimnisvolle Wilddieb, der ihm hier den kapitalen Hirsch gestreckt hatte?...

Der brave Robbie drängte vorwärts von dem letzten Wundbette des Hirsches, lief mit gesenkter Nase ein Ende zwischen die Buchen hinaus, um mit auffordernem Winseln zurückzukehren. Da folgte ihm der Forstmeister, nahm ihn an den Riemen und freute sich bei allem Unmute, wie sicher der Hund die stehende Fährte des Wilderers arbeitete. Wie an einer Schnur ging er vorwärts durch die hohen Buchen, führte sicher über die zahlreichen Rinnsale, die zum Seeufer zogen, und fiel schließlich einen schmalen Weg an, der in Winterzeiten zur Holzabfuhr diente. Da hielt ihn sein Herr für

eine kurze Weile an und beugte ſich an einer vom Monde hell beſchienenen Stelle ſpähend auf den weichen Boden hinab. Wenn irgendwo, mußte hier die Fährte des Wilderers zu leſen ſein. Aber nur der Abdruck eines barften Frauenfußes zeigte ſich, von einer Beerenleſerin vielleicht, die bei ihrem mühſeligen Geſchäft denſelben Weg gegangen ſein mochte... Da wollte er ſeinen Weidgeſellen ſchon einen dummen Kerl ſchelten, der ihn ins Gelach hinein ſpazierenführte, als ihm plötzlich mitten im Sande eine kleine, dunkle Kugel auffiel, ein Erdklümpchen wie nach dem Aufſchlagen eines Regentropfens. Er griff danach, und die Fingerſpitzen färbten ſich rot von friſchem Schweiße. Da erkannte er, daß Robbie, der Hühnerhund, eine Fährte ebenſo ſicher zu arbeiten verſtand wie einſt der edle Wodan. Hier dieſen Weg entlang war das abgeſchlagene Geweih getragen worden! Die roten Schweißtropfen ließen keinen Zweifel!... Er klopfte dem braven Weidgeſellen die keuchende Bruſt, löſte den haltenden Riemen und hetzte ihn an. Wie ein abgeſchoſſener Pfeil flog der Hund auf der Fährte vorwärts, und der Forſtmeiſter rannte hinterdrein. Wenn es noch eine Möglichkeit gab, den Vorſprung des Wilderers aufzuholen, mußte ſie genutzt werden. Vielleicht, daß er ſich dem Hunde ſtellte, und man fand — endlich — die Gelegenheit, ihm die verdiente Kugel anzutragen! Plötzlich aber bog Robbie links vom Wege ab, zog nach einem kurzen Bogenſchlagen zum Seeufer hinab und verſchwand zwiſchen den dunklen Erlenbüſchen, die über einem quelligen Bruchlande wucherten. Heller Wahnſinn war es eigentlich, ihm dorthin zu folgen, denn der aufgeſchwemmte Boden war tückiſch, unter anſcheinend feſter Decke barg ſich ſchlammiges Moor, das den unvorſichtig Hinein-

geratenen mit ſaugenden Fangarmen umſchlang, ihn langſam in die unergründliche Tiefe ſchluckte... Aber der Haß war ſtärker als die Vorſicht, und der Wilddieb war doch auch nur aus Fleiſch und Bein, war vor ihm denſelben Weg gezogen! Der Forſtmeiſter bog den erſten Erlenbuſch beiſeite, ſchwang den ſchweren Körper zu dem nächſten, der feſten Halt verhieß, aber der Sprung war zu kurz geweſen, bis an die Hüften verſank er in dem zähen Schlamm. Da ſtieß er einen gotteslästerlichen Fluch aus, pfiff den Hund ab und arbeitete ſich mühſam zum feſten Boden zurück. Der Zorn ſchüttelte ihn, daß ihm die Zähne aufeinanderſchlugen, aber nichts war zu ändern, das Ergebnis blieb genau ſo kläglich wie in der Nacht zuvor. Nur mit dem einzigen Unterſchied, daß es diesmal wenigſtens nicht den tapferen Weidgenoſſen gekoſtet hatte, einen braven Hund, um den es ſchade geweſen wäre bei ſeinen prächtigen Anlagen...

Vom See her klang es wie das Plätſchern eines Ruderſchlages, der Forſtmeiſter hob das Glas und ſpähte über die niedrigen Erlenbüſche hinaus, aber von dem raſchen Laufe und all den Anſtrengungen flimmerte es ihm vor den Augen. Nur undeutlich glaubte er in dem hellen Streifen, den der Mond auf das Waſſer legte, ein leeres Boot zu erkennen, aber das konnte auch eine Täuſchung ſein. Das Glas war angelaufen, Moorſpritzer ſaßen daran, und ein langes Jägerleben hatte ihn gelehrt, Wahrnehmungen in ungewiſſem Mondlichte nicht für bare Münze zu nehmen. Und langſam ging er wieder heimwärts, der Mißerfolg drückte ihm auf die Schultern. Wo ſollte er von jetzt an den Wilddieb ſuchen?

Während hier an der Suhle im Jagen achtzehn der Hirſch gefallen war, tanzten die Leutnants oben im

Saal seines Hauses, nicht einen gab es, der am Abend zur Feier der endlichen Wiederversöhnung ferngeblieben wäre. Die Oberjäger des Bataillons aber kamen nicht in Betracht, unter den engen Verhältnissen, in denen sie lebten, wäre es keinem von ihnen möglich gewesen, das heimliche Handwerk eines Wilderers ohne Verrat auch nur ein paar Wochen zu üben. Und seine eigenen Beamten?... Schon manchmal zwar war es vorgekommen, daß ein bestellter Heger sich ungetreu erwies in blindwütiger Passion, aber wenn er sein zahlreiches Forstpersonal in Gedanken durchmusterte, war keiner darunter, dem so schnöder Eidbruch zuzutrauen war. Als letztes Ergebnis aller Nachforschungen blieb der Abdruck eines schmalen Frauenfußes und daneben ein paar rote Schweißtropfen auf dem Sande des Weges. Aber das war ja blanker Unsinn, ein Frauenzimmer ging doch nicht wilddieben zu nächtlicher Zeit! Und er, der Forstmeister Rüdiger, sollte sich anderthalb Jahre lang von einem Unterrock haben äffen lassen? — —

* * *

Die beiden Boote, die am Abend die Gäste gebracht hatten, fuhren wieder zurück über den See, hielten sich auf Bitten der Damen dicht nebeneinander, denn die Fährleute hatten auf dem Wege zu dem Landungssteg einen bedenklich unsicheren Schritt gezeigt, in der Gesindestube des Forsthauses war es anscheinend ebenso gastlich hergegangen wie vorne im großen Saale. Die Angst vor einem Unfalle jedoch war unnötig, die beiden alten Fischerknechte schwankten merkwürdigerweise nur auf dem festen Lande. Auf dem vertrauten Boden ihres Kahns standen sie sicher in ihren schweren Stiefeln, und der alte Traugott Claassen meinte treuherzig: „Wegen

das büschen Duhnsein bruken Se kein Bangen nich to hebben, mine Daamens! Dat Rodern hebbt wi utleernt, un'n Fischer ohne Köhm, dat is wie'n Schipp ohne Kompaß!"

Da beruhigten sich die Damen, gaben sich ganz dem Genusse der köstlichen Fahrt hin, bei Mondschein und windstillem Wetter, und die empfindsame Frau Oberleutnant Tielemann, die aus Frankfurt an der Oder stammte, meinte, es wäre eine jener seltenen Stunden, die das Leben in der Kleinstadt erträglich machten wegen der innigen Berührung mit der Natur. Der lange Kuntze pflichtete ihr gleißnerisch bei: „Ganz Ihrer Ansicht, gnädige Frau. Nichts geht über den Naturgenuß in Gestalt eines milde geräucherten Schinkens, und wenn ich den Mond durch ein volles Bowlenglas betrachten darf, werde ich ebenfalls versöhnt gestimmt, verzeihe der wohllöblichen Militärverwaltung, daß sie das Bataillon Sporck nach Lenzburg gelegt hat statt nach dem immerhin größeren Frankfurt an der Oder!"

Es erhob sich einige Heiterkeit auf Kosten der Frau Oberleutnant Tielemann, die bei jeder Gelegenheit zu betonen pflegte, daß sie als geborene Großstädterin sich nur schwer an die engen Verhältnisse des kleinen Lenzburg zu gewöhnen vermöchte, und ganz von selbst wandte sich das Gespräch zu den Ereignissen des heutigen Abends. Nur eine Stimme des Lobes herrschte über die vortreffliche Bewirtung, die sich ganz in dem Rahmen dessen gehalten hätte, was man selbst bei passender Gelegenheit zu erwidern imstande wäre, und allgemein war die Freude, daß die alten Beziehungen zu dem gastfreien Hause wieder aufgenommen wären; die Herren Hauptleute und Oberleutnants dachten an die Hirsche, die bei der Regelung des Abschusses auf

ihr Teil kamen, die Damen aber an den Überfluß wirtschaftlicher Produkte, die von der alten Trine den Haushaltungen des befreundeten Bataillons gegen billigen Entgelt geliefert wurden. Und als die Frau Hauptmann von Schmitt betonte, auch in gesellschaftlicher Beziehung wäre die Wiederversöhnung erfreulich, wegen des Gewinnes einer scharmanten jungen Dame, die eine Zierde der winterlichen Vergnügungen zu werden verspräche, fand sie allgemeine Zustimmung. Die anwesenden Hauptmanns- und Leutnantsfrauen lobten einhellig das liebenswürdige Wesen der heimgekehrten Haustochter, ihre anmutige Haltung und das bescheidene Auftreten, das einem so hübschen jungen Mädchen doppelt gut anstände. Von keiner Seite kam eine Einschränkung dieses Lobes, wie zuweilen in ähnlichen Lagen, wenn Damen über eine Geschlechtsgenossin ihr Urteil abgaben, und das lag vielleicht zum Teil an dem Umstande, daß der Oberleutnant von Vahlenberg im selben Boote saß. Sein Benehmen an dem eben vergangenen Abend war so auffällig gewesen, daß es nur eine Deutung zuließ: eine in gemessener Frist bevorstehende Verlobung! Er hatte Fräulein Elsbeth Rüdiger in einer Art und Weise den Hof gemacht, die nicht mißzuverstehen war, namentlich, wenn man in Betracht zog, daß er doch kein leichtfertiger Springinsfeld mehr war, sondern ein gesetzter und korrekter Oberleutnant, der für die Folgen seines Verhaltens einzustehen hatte. Und einige der Damen konnten sich eines leisen Neidgefühls nicht erwehren, obwohl sie selbst doch eigentlich schon längst versorgt waren. Da kam so ein kleines Mädel frisch gebacken aus der Pension zurück und hatte das Glück, sich gleich den reichsten Offizier des ganzen Bataillons zu erobern! Drei Reitpferde hatte er sich mit-

gebracht, logierte im Hotel zum Ratskeller, weil die im Städtchen vorhandenen Wohnungen nicht seinem Geschmack entsprachen, und wenn ihm der Dienst nicht mehr paßte, zog er sich auf seine Güter zurück. Das kleine Forstmeistermädel fuhr mal viere lang; saß als Herrin auf einem Schloß, während man hier sich mit einem knappen Oberleutnantsgehalte einteilte und den Zinsen des Kommißvermögens... Und man hatte es sich eigentlich ein wenig anders gedacht, als der Gatte die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des neuen Oberleutnants heimbrachte, einen längeren Logierbesuch der unverheirateten Schwester erwogen, mit allerhand „Vielleicht" und „Warum nicht?" Schon manchmal hatte ja die ältere Schwester die jüngere verheiratet in demselben Truppenteil, aber jetzt kamen all diese schönen Pläne anscheinend post festum...

In dem Boote der Leutnants herrschte eine wesentlich andere Stimmung, helle Begeisterung und eine akute Verliebtheit, die jedoch eines gefährlichen Charakters entbehrte, weil sie auch sonst nach ähnlichen Anlässen epidemisch aufzutreten pflegte. Und der kleine Leutnant Reimers, der bei der herrlichen Erdbeerbowle, die er als Jüngster einschenken mußte, ein wenig zuviel des Guten getan, legte mit einem leichten Aufschluchzen dem neben ihm sitzenden Herrn von Naugaard den Arm um den Hals.

„Ist Ihnen auch so zumute, so furchtbar elend?... Und was macht man da, wenn sich ein älterer ... ein Oberkamerad sozusagen, an den ge... liebten Gegenstand heranschlängelt? Ob man ihn vielleicht pro... provoziert und abschießt?"

„Selterwasser trinken und ausschlafen ist besser", erwiderte Herr von Naugaard unter der Heiterkeit der

übrigen, aber auch er sandte den Blick nach dem hohen Giebel zurück, der zwischen Buchenstämmen da hinten am Rohnsteiner Ufer aufragte. Ein einsames Lichtlein blinzelte herüber, und bei seinem Scheine ging ein liebes Mädel zur Ruhe, um das es sich wohl verlohnt hätte, ein anderer Mensch zu werden...

Nur widerwillig hatte er sich am Nachmittage entschlossen, die Kameraden zu begleiten, bloß weil er sich gesagt hatte, sein Fernbleiben von diesem allgemeinen Besuche könnte unnützen Verdacht erregen. Er gedachte den Abend woanders zu verbringen und zu anderm Zwecke. Was er sich zugeschworen hatte, wollte er auch halten, es mußte aus sein zwischen ihm und der Mike Retelsdorf. Aber zu dieser Auseinandersetzung war es ja noch Zeit, wenn er aus Rohnstein zurückkam... Da war er mitgefahren in der lustigen Gesellschaft, hatte sich vorgenommen, gleich nach dem Nachtessen wieder aufzubrechen; aber schon nach kurzer Frist war er andern Sinnes geworden. Elsbeth Rüdiger kam von der Freitreppe her, die Gäste zu begrüßen, wie eine junge Königin schritt sie die Stufen hinunter in dem leichten Sommergewande, das Hals und Arme freiließ, neigte sich anmutig vor der Gattin des Kommandeurs, und als sie ihr errötend die Lippen bot zu begrüßendem Kusse, schien sie ihm wie eine der holdseligen Engelsgestalten, die auf frommen Heiligenbildern standen, er weitete die Augen vor Staunen, und über den Rücken flog ihm ein Schauder... wenn man über sein eigenes Grab schritt, so hieß es im Volksglauben, flog einen dieser Schauder an. Und in einer Art von Geistesabwesenheit stand er da. Als bei der allgemeinen Begrüßung die Reihe an ihn kam, schrak er ordentlich zusammen. Elsbeth streckte ihm die Hand entgegen, und in ihrem bewegten Ge-

sichtlein stand eine freudige Überraschung: „Gott nein, Herr von Naugaard! Wie wir uns das letztemal sahen, waren Sie ja noch Fähnrich!"

Er schickte sich zu einer Antwort an, wollte ein feines Kompliment schmieden des Inhalts etwa, auch sie hätte sich ja in der Zwischenzeit zu ihrem Vorteil verändert, aber der lange Oberleutnant Kuntze, der mit seiner losen Zunge überall dabei sein mußte, kam ihm zuvor:

„Mein liebes Fräulein Elsbeth," sagte er, „das hat schon der Militärschriftsteller Schiller so schön ausgedrückt in seinem zu Kaisers Geburtstag gedichteten Wallensteins Lager: ‚Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken!' Oder in deutlicherer Fassung: ‚Der Fähnrich wird ein Leutenant, das Kalb wird größer Ochs genannt!'"

Er wollte zornig aufbegehren, aber der Oberleutnant Kuntze legte ihm begütigend die Hand auf den Arm: „Mein lieber Naugaard, wozu denn? Ich war doch auch einmal so ein Kälbchen von Fähnrich, und jetzt bin ich ein kolossaler O... O... Oberleutnant!"

Alles, was herumstand, brach in lautes Lachen aus, nur Elsbeth schüttelte ihm ernsthaft die Hand, mit einem unwilligen Blick auf den spottsüchtigen Herrn Oberleutnant: „Wir sehen uns noch, lieber Herr von Naugaard!"...

Für diesen Blick hätte er auf der Stelle sein Leben einsetzen mögen in irgendeiner Heldentat, in ein brennendes Haus wäre er gesprungen ohne Wimperzucken, wenn sie es befohlen hätte, die holdselige junge Königin. Wie schal und kläglich kam ihm mit einem Male alles vor, woran bisher sein Herz gehangen hatte...

Und wirklich, das Versprechen war nicht bloß eine leere Redensart gewesen, bei all ihren Pflichten als

sorgende Haustochter fand sie Zeit, sich ihm ein paar — viel zu kurze — Minuten zu widmen. Von ihrer Jugend hatten sie gesprochen, die nun schon um etliche Jahre zurücklag, von den Begegnungen auf dem Marktplatze, und wie sie einander früher so gar nicht respektiert hätten, er als Fahnenjunker und sie als halbwüchsiger Backfisch mit dem Schulranzen auf dem Rücken. Das sollte von nun an aber anders werden, gute Freundschaft wollten sie halten, und Elsbeth versprach ihm großmütig einen Rehbock in dem väterlichen Jagdrevier. Ihre Passion wäre nicht mehr so groß wie früher, zuweilen sogar käme es ihr vor, als schickte es sich nicht für eine junge Dame, so eifrig auf die Jagd zu gehen. Da lächelte er nachsichtig, er hatte inzwischen ja gefährlichere Jagdfreuden genossen als den Abschuß eines harmlosen Rehbockes! Aber die Widmung nahm er dankbar an, als ein Zeichen besonderen Interesses. Und als Elsbeth sich zu andern Gästen wenden mußte, blieb er in einem seligen Träumen zurück. Weshalb nicht und warum nicht? Was hatte er denn so Schweres begangen, daß es nicht durch eine ehrliche Abbitte zu sühnen gewesen wäre? „Herr Forstmeister, hier stehe ich und klage mich selbst an! Das junge Jägerblut hat mir die Sinne verwirrt, aber ich gebe Ihnen mein Wort, Ihre Hirsche werden fortan Frieden vor mir haben.“ Und es focht ihn wenig an, daß Elsbeth im weiteren Verlaufe des Abends sich mehr diesem neuen Oberleutnant von Vahlenberg widmete. Geradezu lächerlich wäre er sich vorgekommen, wenn er mit seinen zweiundzwanzig Jahren es nicht fertiggebracht hätte, diesen alten Knaben und überfeinen Patentbonzen auszustechen. Jugend zu Jugend! Und allerhand verwegene Hoffnungen zogen in sein Herz, zugleich mit einem

reinen und keuschen Gefühl. Ein rosenrot leuchtendes Tor tat sich vor ihm auf, und ebene Wege führten in eine lachende Zukunft...

Der Kiel des Bootes stieß knirschend auf den Sand: „Wi sin to Hus", sagte der alte Traugott Claassen. Da fuhr er empor aus seinen Träumen, neben dem vorderen Boote, das an dem langen Stege des Fischerhauses angelegt hatte, stand die Mike Retelsdorf! Nicht im letzten Winkel seines Herzens hatte er mehr an sie gedacht. Aber es war keine Täuschung, sie stand da in ihrem kurzen blauen Rock und der kleidsamen hellen Bluse, half den Damen beim Aussteigen. Nichts Merkwürdiges war dabei, wenn die Tochter des Fischers Retelsdorf sich darum kümmerte, daß die Fährleute ihres Vaters ordentlich den Dienst versahen; er allein wußte, daß etwas Außergewöhnliches passiert war! Unauffällig richtete er es so ein, daß er als letzter das Boot verließ, als letzter an ihr vorüberschritt. Sie aber raunte ihm zu: „Komm nachher an die Mauer, Hans, ich hab' dir was Wichtiges zu sagen!"...

Auf dem Marktplatz, im Schatten der alten Marienkirche, fand eine allgemeine Verabschiedung statt, oben die Turmuhr schlug eins nach Mitternacht, und die jüngeren Kameraden beschlossen, noch für einen Steh-schnitt im Ratskeller vorzusprechen. Hinter den gelblichen Gardinen schimmerte Licht, es war anzunehmen, daß dort nach dem wöchentlichen Kegelabend der Agrarier etliche Landjunker saßen, mit dem Würfelbecher auf dem Tische. Die „lustige Sieben" oben, rechts und links aber die Zahlen von zwei bis zwölf. Die Würfel klapperten, und im Augenblick wußte man, ob man gewonnen oder verloren hatte. Ein Ukas des nüchternen Kommandeurs drohte zwar mit strenger Be-

ſtrafung, aber wenn man hinter einem Kalbfell herlief, jeden Augenblick bereit, auf höheren Befehl das Leben herzugeben, probierte man's in trägen Friedenszeiten auch mal mit dem rollenden Würfel. Der Anreiz war nicht ganz ſo ſtark, immerhin aber gab es eine Abwechſlung. Ein bißchen Landsknecht ſteckte in jedem Berufsſoldaten, und am beſten hatte die Pſychologie des jungen Leutnants wohl jener berühmte Jägerkommandeur erkannt, der ſpäter als oberſter Heerführer den Aufſtand in Südweſt niederſchlug. „Meine Herren," hatte er geſagt, als er das Kommando des Bataillons Sporck übernahm, „vor allem warne ich Sie vor dem Jeu! Ich ſelbſt habe als junger Dachs von Leutnant dabei mein halbes Vermögen verloren." Und der jetzige Kommandeur ſah auch nicht ſo aus, trotz aller ſoldatiſchen Strenge, als wenn ihm Menſchliches allzu fremd geweſen wäre...

Der Leutnant von Naugaard kämpfte einen ſchweren Kampf, als die andern ſäbelraſſelnd die Stufen zum Ratskeller hinabſchritten, aber es ging auf den Letzten des Monats, nur dünn klapperten noch die Zechinen im Beutel, und gar zu kläglich wäre er ſich vorgekommen, wenn er ſchon nach den erſten paar Schlägen hätte aufhören müſſen. Unbar ſpielte er nicht; wenn das Leben als Einſatz ſtand, wußte er ſich andere Zerſtreuungen, da drüben unter den hohen Buchen der Rohnſteiner Forſt...

Langſam ging er vom Marktplatz hinunter, an dem eiſernen Gitter der Kaſerne präſentierte der Poſten, leiſe ſchritt er die langen Korridore entlang, an Mannſchaftsſtuben vorbei, aus denen dröhnendes Schnarchen klang; es bangte ihm doch ein wenig vor der Auseinanderſetzung, die jetzt kam. Was konnte das arme Mädel dafür, daß er plötzlich ſeinen Sinn geändert hatte und

ihm den Abschied zu geben gedachte? Und wie wurde alles, wenn Mike ihn nicht freigab, sich klammernd an ihn hielt? Ohne einen gutwilligen Verzicht gab es keinen Schritt weit in das erträumte neue Leben...

Ein paar Minuten später stand er in einem dunkeln Räuberzivil an der Mauer des Kasinogartens, schwang sich hinüber, und auf der andern Seite fingen ihn ein paar weiche Mädchenarme auf.

„Gott sei Dank bloß, daß ich dich wiederhab', Hans, Gott sei Dank!"

„Weshalb denn?" erwiderte er ein wenig unwirsch, denn etwas in seinem Innern bäumte sich gegen die unverdiente Liebkosung. „Ist denn was passiert, daß du um mich Angst hattest?" Da berichtete sie hastig: gegen Mittag wäre der alte Jochen aus Rohnstein im Fischerhofe gewesen, unter einem nichtigen Vorwande, hätte allerhand törichte Fragen gestellt und wäre schließlich mit der Erzählung herausgerückt, der Wilddieb hätte in der vergangenen Nacht den Wodan erschlagen, und der Herr Forstmeister würde sich nicht mehr kennen vor Zorn. „Bei diesen Erzählungen aber", so schloß sie, „sah er mich immerfort scharf an, und ich merkte: Da ist was nicht richtig, sie sind dir auf der Spur!"

Der Leutnant von Naugaard lachte höhnisch auf, ein schöner Aushorcher, der so unbeholfen zu Werke ging! Aber das Lachen kam nicht von Herzen, innerlich war ihm recht beklommen zumute.

„Na, und?"

Die Mike Retelsdorf sah, scheinbar ganz gleichgültig, über ihren blühenden Rosengarten ins Weite, in ihren mattschimmernden Augen spiegelte sich ein Mondstrahl.

„Nichts Besonderes. Ich hab' dir nur ein Alibi gemacht, wie es immer in den Gerichtsverhandlungen

heißt. Wenn einer mit den übrigen Leutnants im Rohnsteiner Forsthaus zu Besuch ist, kann er doch nicht zu derselben Zeit im Wald gewesen sein! Als der Vater schlafen gegangen war, holte ich seine Scheibenbüchse aus dem Schrank, fuhr im Kahn über den See und schoß den Hirsch tot!"

Hans von Naugaard griff ihr über den Arm:

„Was hast du getan, Mädel?"

Sie entwand sich ihm mit einem leisen Wehlaut:

„Autsch, sei doch nicht so grob! Den großen Hirschbullen hab' ich totgeschossen im Jagen achtzehn."

„Den Vierundzwanzigender?"

„Ich hab' die vielen Hörner nicht gezählt, aber es mag schon stimmen. Unter den alten Netzen im Geräteschuppen liegt das Geweih, kannst es dir ansehen. Fein bis auf die Nasenschnebbe abgeschnitten, weil du doch immer sagst, ohne das hätt' es überhaupt keinen Wert."

Er schüttelte mit dem Kopfe; erst als er im Geräteschuppen die kapitalen Stangen in der Hand hielt, fing er an zu glauben.

„Mädel, wie hast du das bloß angestellt?"

Mike zuckte mit den Achseln.

„Das war furchtbar einfach, und ich versteh' nicht, wie ihr Jäger immer so 'ne große Heldentat daraus macht! Ich stand kaum an der Suhle, da kam er, der Hirsch, auf zehn Schritt von mir, und wir sahen uns beide an. Dann nahm ich die Büchse an den Kopf, sah durch den kleinen Einschnitt, wie es immer der Vater gezeigt hatte, wenn man Zentrum schießen sollte auf die Scheibe, und drückte ab. Blubb! sagte die Kugel, und der Hirschbulle fiel auf die Seite, schlug um sich, dann aber lief er wieder fort, ich ihm nach, bis er in eine alte Stubbenkuhle plumpste und ganz mausetot war. Da

hab' ich ihm das Geweih abgeschnitten mit der Baumsäge, wie damals, weißt du, und nachher hab' ich mit dem alten Herrn Forstmeister ein bißchen Versteck gespielt in dem großen Erlensumpf. Da muß man leichte Füße haben, wenn man über die grünen Moderplacken läuft; er fiel mit seinen schweren Stiefeln gleich im ersten bis an die Hüften hinein... Gott, was hab' ich gelacht, wie ich ihn fluchen hörte! Ich aber nahm meinen Kahn, warf das Geweih 'rein, und damit mich der Forstmeister nicht vielleicht von oben sehen sollte, bin ich ein ganzes Ende weit nebenher geschwommen... Na, hab' ich das nun nicht gut gemacht?" schloß sie mit einem Aufatmen und strich sich eine widerspenstige Haarsträhne aus dem braunen Gesicht. Und als er nicht gleich antwortete, griff sie in die Tasche, holte ein kleines, in blutiges Papier gewickeltes Päckchen heraus: „Da sind auch die Zähne von dem Hirschbullen, oder, wie du immer sagst, die Haken. Und wie ist's nun? Soll ich das Geweih in eine große Garnkiste packen und an deine Mutter nach Hause schicken, wie immer schon früher die andern?"

Hans von Naugaard stand schweigend da, tausend widerstreitende Gefühle rangen in seiner Brust. Dem tapferen Mädel sollte er den Abschied geben? Aber wie hatte der Hauptmann Rabenhainer am Mittag gesagt? Die Kraft müßte man finden, endlich einmal Schluß zu machen. Sonst hängte so ein kleines Frauenzimmer sich wie eine Klette an einen, ließ nicht los, bis man als ein schimpflich Ausgestoßener unter die Torfbauern geriet oder übers große Wasser flog. Und das sollte der Ausgang sein für den Letzten eines alten Geschlechts, der mit brennender Ehrbegier das Handwerk seiner Vorfahren ergriffen hatte? Und was wurde aus dem

neuen Leben, in das er an der Hand einer andern zu schreiten gedacht hatte wie in ein reines Heiligtum?

Seine Stimme klang rauh, als er endlich zu sprechen anfing.

„Liebe Mike, ich danke dir herzlich, du bist ein famoses Mädel, daß du so für mich eingesprungen bist, aber eigentlich beschämt es mich und ist mir peinlich."

„Was?" sagte sie und starrte ihm mit vorgestrecktem Kopfe ins Gesicht, „es ist dir peinlich? Ich hatte geglaubt, du würdest mir um den Hals fallen, mich küssen wie toll, und dann wollten wir beide zusammen lachen?!"...

„Na ja," erwiderte er verlegen und griff nach dem spärlichen Schnurrbärtchen, „aber sieh mal, wohin soll das alles führen? Und man muß doch auch einmal an die Zukunft denken, sich sagen, daß das mit uns beiden nicht so weitergehen kann in alle Ewigkeit. Ich kann das doch nicht so hinnehmen, daß du deine Jugend an mich hängst, und nachher tut es dir vielleicht leid?"

„Du," sagte sie und drängte sich dicht an ihn, „seit wann fragst du, was aus mir werden soll? Sei doch zufrieden, wenn ich nicht danach frag'... Und hab' ich's vielleicht um dich verdient, daß du mich so behandelst?"

„Nein, Mike, weiß Gott nicht! Aber..."

Er brach ab, denn er fand nicht die Kraft, dem lieben Mädel da so brutal ins Gesicht zu sagen, daß auf einmal alles zu Ende sein müßte. Und sie schlang ihm die Arme um den Hals, küßte ihn, sprach allerhand erregte Worte:

„Na also, dann laß es doch ruhig so weitergehen!... Aber, wer weiß, vielleicht kommt mal ein Tag, und du sagst dir, es hat dich keine so liebgehabt wie die kleine dumme Mike!... Sieh mal, es braucht ja nicht gleich zu sein... Du hast vielleicht keinen Spaß mehr am

Dienſt, und mein Vater iſt reich ... all das dumme Volk hier hat ja keine Ahnung, wie reich wir ſind, — und wir brauchen ja nicht hier zu bleiben, die Welt iſt weit ..."

Hans von Naugaard hatte wie in einer Erſtarrung geſtanden. Da kam es herangekrochen, das Schickſal, das er ſich ſelbſt bereitet hatte, legte ſich klammernd um ſeine Glieder und zog ihn langſam hinab ...

Mit einer kurzen Bewegung machte er ſich frei und trat einen Schritt zurück.

„Schluß jetzt mit dem Unſinn, Mike, ich habe dir oft genug geſagt, das kann es zwiſchen uns beiden nicht geben. Und jetzt laß uns auseinandergehen, ohne Groll, ehe es zu ſpät iſt. Wir haben uns nichts vorzuwerfen. Ich hab' dir manchmal deswegen gezürnt, aber jetzt bin ich froh!"

Sie duckte ſich zuſammen wie unter einem Schlag, griff rückwärts mit der braunen kleinen Hand in die Netzwinde, die neben allerhand anderm Fiſchergerät unter dem Schuppen ſtand.

„Es iſt gut, und ich hab's gewußt. Ich hab' ſie geſehen, wie ich geſtern nachmittag den Hecht hinbrachte, ſie iſt viel ſchöner als ich. Ob ſie dich aber ſo liebhaben wird wie ich, das weiß ich nicht."

Er gab ſich Mühe, ihren anklagenden Blick auszuhalten und zuckte die Achſeln.

„Das iſt natürlich Unſinn, ich verbitte es mir, daß du mir ſolche Beweggründe unterſchiebſt. Aber wenn du mir nicht glaubſt, geh' doch hin nach Rohnſtein und zeig' mich an! ‚Herr Forſtmeiſter, ich weiß, wer Ihnen den Wodan totgeſchlagen hat!'"

„Hans!" ſchrie ſie auf und flog ihm an den Hals, biß ihn faſt und erſtickte ihn mit ihren Küſſen. „Schwör' mir, daß du nicht an ſie denkſt!"

Und da ſchwor er mit lächelnden Lippen. Was lag ſchon an einem ſolchen Schwur vor törichten kleinen Mädchenohren.

Sie umſchlang ihn feſter, trank das Wort von ſeinem Munde. Und er fühlte, jetzt hätte er nehmen können, worum er früher ſo manches Mal vergebens gebettelt hatte. Aber er riß ſich los, ſchwang ſich über die Mauer zurück in den Kaſinogarten. So verworfen war er nicht, um mit dem Bild einer andern im Herzen dem lieben Mädel da einen Schimpf anzutun, das ihm doch immer ein treuer Kamerad geweſen war.

„Gute Nacht, Mike!“

„Gute Nacht, Hans“, kam es durſtig zurück.

Und er ging langſam durch die verſchwiegene Taxushecken im Kaſinogarten, blickte nicht einmal mehr zurück. Wie Blei hing es an ſeinen Sohlen. — — —

V.

Heinrich Kremzow, der zweite Sohn des Fischereipächters Kremzow vom großen Wittensee da oben am Kaiser-Wilhelm-Kanal, wo man die grünen Heringe in Bütten fing, stand vor der Familie seines neuen Brotherrn und sagte den Innungsspruch auf, mit dem der arbeitsuchende Geselle seit alters her um Einstand bat.

„Gott grüß' das Handwerk und segne den Fischfang!

Ein fremder Fischer spricht dem Meister, der Frau Meisterin nebst werter Familie und den Gesellen zu! Gott erhalte den Meister bei langem Leben zu beständigem Segen aller, die ihm verbunden sind!

Wir nehmen den Kahn und fahren dahin in beständiger Gefahr, aber Gott der Herr ist mit uns, weil Petrus auch ein Fischer war.

Des Fischerstandes beliebtes Wesen ist von jeher berühmt gewesen. Schon in der Bibel kann man lesen, wie würdig ist der Fischerstand gewesen.

Zu Noahs Zeiten tat man eine Arche bauen, tat Karpfen, Schleie und Forellen hinein nebst allem andern Getier zur Erhaltung der Art. Auch Petrus sprach zu seinen Gesellen: Fahret hinaus in die offene See und tobenden Wellen! Dort sollt ihr eure Netze stellen.

Kaum war dies geschehen, fing der Nordwind an zu wehen, und manche Mutter weint um ihr Kind, wo in den Wellen begraben sind.

Wir fangen einen edlen Fisch und bringen ihn auf

des Königs Tisch. Speisen Kaiser, Edelmann und Bauer, das ganze Land! Der Lachs war ein schlauer Fisch, gerät in des Fischers Hand, wir verkaufen ihn um den höchsten Preis, die Köchin ihn zu bereiten weiß.

Mit Gunst und Erlaubnis spricht der fremde Fischer den Meister um Arbeit an!"...

„Mit Gunst", sagte der alte Retelsdorf und streckte dem neuen Gesellen die Hand entgegen. „Willkomm', Heinrich Kremzow, und alles übrige wissen wir ja! Hier, dies ist meine Frau" — er zeigte auf eine arg korpulente ältere Dame, die ihre massigen Glieder zum Empfange des neuen Hausgenossen in das sonntägliche Schwarzseidene gezwängt hatte — „und das da meine Tochter Mike. Werdet gute Freunde miteinander und haltet gute Zucht!"

Heinrich Kremzow machte einen zierlichen Kratzfuß.

„Mit Gunst und in Ehren, Frau Meisterin, bitt' ich um Eintritt in dies Haus."

„Mit Gunst und in Ehren", erwiderte die dicke Retelsdorfin, versuchte ein recht hochmütiges Gesicht zu machen, aber das hatte seine Schwierigkeiten vor dem neuen Gesellen. Wie ein rechter Schlagetot stand er da, über sechs Schuh groß, und das stolze Aufwerfen des Nackens hatte eine Grenze an dem Höhenunterschied und dem steifen Panzer aus Fischbein, der die Fülle des Leibes umspannte.

Heinrich Kremzow nickte ihr freundlich zu. „Strapazieren Se sich nich, Frau Meisterin, mein Mutting is auch so dick wie Sie", und er schüttelte ein Dutzend rotbraune Hände, wie Kahnschippen so groß, denn die Fischerknechte standen nach altem Brauche im Kreise hinter ihrer Herrschaft bei der Begrüßung. „Gooden Jnstand", sagten sie und erwiderten nach Kräften den

Händedruck. Der alte Traugott Claaſſen, der Fite Bohn, der Detlof Ringeſen und all die andern. Alles mußte ſeine Art haben im Fiſchergewerbe, denn das war eine vornehme Hantierung, kam gleich hinter der Jagd, die die Herren betrieben. Wegen der Gefahr und des ungewiſſen Ertrages. „Mit Gott", ſagte man jedesmal, wenn man das Netz ausſtellte...

Alle zogen ſie in die gute Stube des Fiſcherhauſes, ſetzten ſich um den weißgedeckten Tiſch, und Mike brachte die große Kaffeekanne. Ein labbriges Getränk, das aber bei feierlichen Gelegenheiten zur Einleitung gebräuchlich war, bis nachher die ſchärferen Sachen kamen, das Bier und der doppelt eingebrannte Korn. Die verwitterten alten Knechte hielten in einiger Verlegenheit die ungewohnte Zigarre zwiſchen den groben Fingern, etliche von ihnen benutzten ſie mehr zum Kauen als zum Rauchen. Und man ſprach von der unterſchiedlichen Fiſcherei auf dem Lenzburger und Wittenſee. Wie merkwürdig es wäre, daß die Heringe ſich durch den Kanal in das Brackwaſſer gezogen hätten, und wie lohnend, den Segen mit den Netzen nur ſo in den Kahn zu heben. Der alte Traugott Claaſſen aber meinte, das wäre kein Fiſchfang mehr, ſondern ein Geſchäft. Und langweilig müßte es ſein, immer genau vorher zu wiſſen, was man mit den Netzen herauszöge.

So ging die Rede bedächtig hin und her, Heinrich Kremzow aber ſah mit Wohlgefallen der Haustochter zu, wie ſie den Kaffee einſchenkte und den Kuchen ſchnitt. Ihr Weſen gefiel ihm, und er gedachte für längere Zeit Einſtand zu nehmen im Lenzburger Fiſcherhofe. Durch einen freundlichen Mittelsmann war nach Wittenſee die Nachricht gekommen, der alte Retelsdorf würde froh ſein, wenn er die lohnende Erbpacht einem

tüchtigen Schwiegersohne abgeben könnte, und da hatte er sich aufgemacht. Ansehen stand frei, verpflichtete zu nichts. Man schnürte sein Bündel mit Vergunst und zog weiter... Von diesem schlanken Mädel aber ging etwas Aufreizendes aus, etwas wie ein drohender Kampf, ganz anders schien sie in ihrer Art als die sanften blonden Haustöchter da oben in seiner Heimat, die man ihm bisher zugefreit hatte. Der heiße Wunsch regte sich in seinem Herzen, ihr Wohlgefallen zu erringen, wenn es nicht anders ging, sie zu erobern, auch gegen ihren Willen. Braun schimmerte es auf ihren Wangen, wie über einer reifen Haselnuß, braun waren die flinken kleinen Hände und braun die schweren Flechten, die den zierlichen Kopf umrahmten. Am reizvollsten aber dünkten ihn die seltsamen Augen ohne Glanz, die wie ein Paar große Türkise unter den an der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen standen. Oder wie die mattschimmernde Fläche des Wassers, wenn die Sonne sich hinter dichten Wolken barg: immer mußte man grübeln, was sich darunter in der Tiefe regen mochte. Und er entsann sich eines düsigen Morgens im Herbst, wie geschmolzenes Metall lag das stille Wasser des Wittensees, er aber trieb den Kahn mit leisen Ruderschlägen dahin, spähte nach dem Zug der kleinen Fische, die sich von Zeit zu Zeit durch ein Schnellen an der Oberfläche verrieten, suchte einen lohnenden Platz, die Steuerangeln zu werfen. Mitten in dem Gewimmel der Kleinen schwammen die Großen, fraßen und mordeten ohne Unterlaß... Und plötzlich schossen zwei Ungetüme von Hechten aus der Tiefe empor, der Stärkere hatte den Schwächeren über das Genick gepackt mit scharfen Zähnen. Es gab einen kochenden Strudel, weit spritzte der Gischt bei dem schweigsamen Ringen, ein paar

Augenblicke ſpäter aber lag die mattblaue Fläche ſo ſtill wie zuvor, nur ein paar weit ausziehende Kreiſe wieſen die Stelle, an der das unheimliche Leben der Tiefe zutagegetreten war...

Mike Retelsdorf ſtellte die bauchige Flaſche mit doppelt gebranntem Kümmel auf den Tiſch, ſetzte ſich auf das ſteiflehnige Sofa neben die Mutter und legte die braunen Hände in den Schoß. Schweigſam hörte ſie der Unterhaltung der Männer zu, dem neuen Geſellen ſchenkte ſie keine Beachtung. Da ärgerte der lange Heinrich von Wittenſee ſich zuerſt ein wenig, dann aber ſtrich er ſich den weißblonden Schnurrbart, der wie ein heller Schein in ſeinem ſonnenverbrannten Geſicht ſtand. Dieſe hochmütige Sorte mußte anders behandelt werden als die beſcheidenen blonden Mädels da oben rings um den Wittenſee. Wenn man ſie gewinnen wollte, mußte man mit gleicher Münze zahlen! Und er tat, als wäre die braune Mike gar nicht vorhanden, unterhielt ſich nur mit dem Vater, gab bereitwillig auf alle Fragen Auskunft, die ſich eingehend mit ſeiner Familie beſchäftigten. Wieviel Brüder und Schweſtern ſie wären in dem Fiſcherhauſe am Kaiſer-Wilhelm-Kanal, ob der Älteſte einmal allein das ganze Geweſe bekäme, oder ob den jüngeren Geſchwiſtern ein ordentliches Ausgedinge ſichergeſtellt wäre. Fragen, die notwendig waren, wenn man einen neuen Geſellen annahm, und er ſollte einmal vielleicht zum Hauſe in ein näheres Verhältnis treten!... Nur ärgerte es ihn, daß der alte Retelsdorf mit ſeinem kurzen Atem allein die Fragen ſtellte, die Frau und Tochter hörten hochmütig zu, als ginge ſie das alles nichts an. Da wäre er am liebſten aufgeſtanden, hätte den Stuhl zurückgeſchoben: Mit Verlaub, Frau Meiſterin, wenn Sie ſich für Ihre

Tochter einen Grafen suchen, brauchen wir uns nicht weiter zum Narren zu halten! Ich fahr' nach Wittensee zurück und holla!... Aber wozu gleich die Bütte mit den Fischen ausschütten, was wußte die Braune da drüben denn, was er eigentlich für ein Kerl war?

Und er fing an, von den vielfältigen Abenteuern zu erzählen, die er im fernen Afrika erlebt hatte, als die Schwarzen sich gegen die deutsche Oberhoheit empörten.

Er hatte nämlich für die Schutztruppe kapituliert, weil ihm der Sinn schon immer in die Ferne stand. Von der seltsamen Natur erzählte er, die so ganz anders wäre als zu Hause, von den schwarzen Menschen, die nackt herumliefen, wie der liebe Gott sie erschaffen hatte, von Märschen in heißem Sonnenbrand und kalten Nächten, während um das Lager die Wilden gleich Wölfen heulten und vergiftete Pfeile durchs Dunkel flogen. Ein feiner Ritz nur, und man war ein stiller Mann!... Oder die Kolonne zog in langer Reihe dahin, einer hinter dem andern auf dem schmalen Niggerpfad in mannshohem Gras. Und plötzlich schrie einer auf, ein scharfer Speer steckte in seinem Rücken! Von Glück konnte er sagen, wenn der Stoß gleich tödlich war!... Da kam es einem kindisch vor, wenn die Brüder daheim von Gefahr sprachen bei einem Herbststurm, der die Wasser des Wittensees durcheinanderwarf. Gegen die Wellen konnte man sich wehren, aber gegen einen Pfeilschuß aus dem Hinterhalt war man machtlos. Genau so wie bei dem Fieber. Wochenlang tat man gesund seinen Dienst, auf einmal fiel es einen an, ganz unversehens, man kriegte hohle Backen und glänzende Augen, die Glieder wie Blei, aber an Liegenbleiben war nicht zu denken. Vorwärts, solange es ging, wer zusammenbrach, war verloren... Hinter den keuchenden Menschen

kam die Wildnis, die heulenden Schakale und die Schwarzen, die oft schlimmer waren als die Tiere...

Heinrich Kremzow erzählte schmucklos, wie ihm der Schnabel gewachsen war, nicht von einer einzigen Heldentat wußte er zu berichten, bei der er eine Rolle gespielt hätte. Um so stärker aber war der Eindruck bei den Hörern. In den matten Augen da drüben leuchtete es auf, und die alten Fischerknechte rings um den Tisch knackten vor Aufregung mit den Fingergelenken. Der alte Traugott Claassen meinte, mit diesen schwarzen Menschenbrüdern müßte man sich überhaupt nicht einlassen, denn sie hätten keine Manieren. In Hamburg hätte er mal auf dem Dom gesehen, wie so ein wilder Kerl ein lebendiges Meerschweinchen fraß, und der Fite Bohn fragte, ob dort in Afrika alle Menschheit ohne Unterschied nackt herumginge. Für einen anständigen Menschen müßte das doch sehr genierlich sein. Der alte Retelsdorf aber bemerkte, sie hätten hier in Lenzburg auch einen, der in Afrika gewesen, den Herrn Hauptmann Rabenhainer von der dritten Kompagnie, und ob er dem da drüben wohl zufällig begegnet wäre?

Da sprang der lange Heinrich auf und seine Augen blitzten.

„Was, mein alter Chef aus Kilimatinde? Der ist hier?"... Und er begann ein langes Loblied auf den kleinen Rabenhainer, wie er immer der erste voran gewesen wäre, wenn ihn auch das Fieber schüttelte, wie er mit seinen Leuten jede Not und Entbehrung geteilt hätte, damals, in jenem wilden Aufstandsjahr. Und ganz schlicht erzählte er, wie es ihm vergönnt gewesen, dem verehrten Chef alle Fürsorge und Treue zu vergelten.

„Wir hatten wieder einmal so einen von den aufrührerischen Königen gefangengenommen, den Mareale

von Kilimatinde. Das heißt, ‚König‘ ist ein bißchen viel gesagt auf diese dreckigen Kerle, so was wie Dorfschulzen sind sie, nur mit dem Unterschied, daß sie das Recht haben, ihren Untertanen die Nasen und Ohren abzuschneiden, was bei uns wohl nicht erlaubt ist. Also es ging nun an die Unterhandlungen, wieviel Ochsen der König zu bezahlen hätte für seine Aufsässigkeit, und daß er schwören müßte, sich nie mehr wieder gegen die deutsche Oberhoheit zu empören. Das nennt man ein Schauri abhalten, und es ist eine langweilige Geschichte, weil alles von einem Dolmetscher hin und her übersetzt werden muß. Na, schließlich war alles in Ordnung. Der König hatte geschworen und kriegte auf Befehl des Chefs seine Waffen zurück. Und gerade, wie der Oberleutnant Rabenhainer ihm die Hand geben wollte zum Abschied, schreit hinter uns im Lager eins von den gefangenen Frauenzimmern auf, so gräßlich und schrecklich, daß wir uns alle umdrehten. Das aber war eine geheime Verabredung gewesen, eine niederträchtige Verräterei, um uns Weiße hinterrücks umzubringen.

Zum Glück sah ich im Umdrehen, gerade noch so im letzten Augenwinkel, daß dieser König eine Bewegung machte, und da schmiß ich mich auf eins dazwischen, der Spieß, den er unserm Chef in den Leib rennen wollte, flog an die Seite, und ich nun mit dieser Bestie ans Ringen, aber es war ein banniges Stück Arbeit, denn sie glitschte einem wie'n Aal durch die Finger, wegen dem vielen Öl, womit sie sich immer einschmieren. Aber zuletzt kriegte ich ihn doch so handgerecht, daß ich ihm die Faust zwischen die falschen Augen setzen konnte. Na, da war er geliefert, der König Mareale. Ich nahm meine Pistole und schoß ihn durch den Kopf, der Herr Oberleutnant Rabenhainer aber

sagte: ‚Recht so, Kremzow! Mit diesem Gehirnkasten wird er keine Schlechtigkeiten mehr ausbrüten.‘“

Die alten Fischerknechte drückten die Fäuste zusammen, als täte es ihnen grimmig leid, nicht dabeigewesen zu sein. Der neue Geselle hatte im Handumdrehen ihre sonst so schwerfälligen Herzen gewonnen, und sie versprachen sich noch manche Stunde so aufregender Unterhaltung, wenn sie nächtlicherweile mit ihm zum Fischen fuhren. Aber leider sah es nicht so aus, als wenn er längeren Einstand nehmen würde im Lenzburger Fischerhofe. Die dicke Retelsdorfin setzte noch immer ihr hochmütiges Gesicht auf, und die Mike saß wieder ganz teilnahmslos da, als wüßte sie nicht, weshalb der Heinrich Kremzow bei ihrem Vater in Lohn und Arbeit getreten wäre. Und da half auch nicht viel, daß der Meister Retelsdorf vor Ärger über seine Weibsleute einen roten Kopf kriegte. In seinem eigenen Hause hatte er gar wenig zu sagen, nur draußen auf dem See, vor den Gesellen und Knechten, konnte er den Mund aufreißen...

Danach geriet das Gespräch ins Stocken, nach der Feierlichkeit des Einstandes war es Zeit, wieder zu See zu gehen, im Fischergewerbe reißt die Arbeit nicht ab. Ein Teil der Knechte mußte an die Stellnetze, die andern, sechs Mann hoch, an die Nachtfischerei mit dem Sommergarn, und der Rest an die Aalschnüre.

Als der lange Heinrich mit dem schweren Lederschurz vor den Knien in den Kahn steigen wollte, stand die braune Mike auf dem Steg. Aber sie sah an ihm vorbei, sprach mit dem alten Traugott Claassen, erinnerte ihn, daß für das Offizierskasino zu Sonntag acht Pfund Mittelschleie zu liefern wären, und Heinrich Kremzow glaubte zu wissen, daß das nur ein Vorwand war. Sie wollte von ihm angeredet sein, aber den Gefallen tat

er ihr nicht. Und da fing sie von allein an, fragte scheinbar ganz nebenher, wie es ihm denn in Lenzburg so im allgemeinen gefiele. Er dankte höflich der gütigen Nachfrage, setzte jedoch ein gleichgültiges Gesicht auf und meinte, man müßte abwarten. Nach einem kurzen halben Tag könnte kein Mensch ein Urteil fällen.

„Meinetwegen können Sie schon morgen wieder Ausstand nehmen", sagte sie feindselig und strich die krause, kleine Locke zurück, die ihr immer in die Stirn fiel. Heinrich Kremzow aber sprang in den Kahn und lachte kurz auf, daß seine weißen Zähne blitzten.

„Männersachen gehen nicht nach Weibsgedanken. Und ich hab' Zeit, ob's hier nicht vielleicht anders wird."

Sie zuckte mit den Achseln, ging langsam zum Hause zurück, er aber sah ihr nach, strich sich lächelnd den hellen Schnurrbart. Er glaubte zu wissen, daß es in ein paar Tagen schon bei der braunen Mike ganz anders aussehen würde.

Und als sie drüben an der Rohnsteiner Seite die Aalangeln auslegten — er vorne an der Halbtonne, in der die lange Schnur sorgfältig geordnet lag, die spitzen Haken dicht bei dicht über den Rand gehängt —, wandte er sich lächelnd zu dem alten Traugott Claassen um, der im Stern des Bootes saß, mit fast unhörbarem Schlag die Scharkante hielt.

„'n nüdlichen lütten Fisch hett de ohl Retelsdorf in sien Hütkasten. Awerst stachlig as 'n Kaulbars!"

„Ehe," sagte der Alte bedächtig, wälzte den dicken Priem auf die andre Seite des Mundes, „schon mehr as een hett sick dran de Finger bloodig räten un dat Hart verbrennt dartau." Und hochdeutsch fügte er hinzu: „Ein ganz aasiges kleines Frauenzimmer!"

„Ist wohl immer noch nicht der Rechte gekommen",

erwiderte Heinrich Kremzow und reckte die lange Gestalt. Der alte Traugott Claaſſen aber verhielt ſich ſchweigſam, paßte ſcharf auf den Kurs des Kahnes, damit die mit kleinen Weißfiſchen beköderten Haken immer an die Stelle fielen, wo das flache Uferland jäh in die Tiefe abſchoß; denn die Aale ſtrichen auf der Suche nach Beute ſtets die Scharkante entlang, und dieſe verlief gar wechſelvoll. Zog ſich zuweilen weit hinaus in den See als ein ſpitzes Horn, um dann wieder ſich ein Ende weit dicht am Ufer zu halten. Jahre gehörten dazu, um alle Landmarken kennenzulernen, nach denen man ſich zu richten hatte... Und erſt nach einer ganzen Weile, in der er alles Für und Wider ſorgfältig erwogen hatte, begann er zu ſprechen:

„Segg, Hinrich, du gehſt mit der ernſthaften Abſicht um, unſere Mike zu heiraten?"

„So wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stund'. Noch nie hab' ich 'ne Deern getroffen, wo's mir ſo einen Riß gegeben hat gleich im erſten Augenblick."

„Che," ſagte der alte Claaſſen, „is 'ne merkwürdige Deern, un männigmal wundert man ſich, daß die dicke Retelsdorfin dazu die Mutter ſein ſoll. Wenn du in die Marienkirche kommſt, gleich an dem erſten Pfeiler links, hängt da ein altes Bild von 'ner hilligen Mutter Gottes, ſo ſieht ſie aus... Meine Großmutter hat immer erzählt, ſie hätt' von ihrer Großmutter wieder gehört, vor dieſem Bild mußten immer die armen Sünder knien, bevor daß ſie um einen Kopf kürzer gemacht wurden, und alle hundert Jahre einmal würd' das Bild unter den Lenzburger Deerns wieder leibhaftig. Aber das is wohl man bloß 'n dummer Snack, ebenſo wie, daß die Deern jedesmal ſchon in jungen Jahren an der Liebe ſterben müßt'. Ich möcht' ſagen hingegen, mit

'nem frisch geschnittenen Haselstock wär' da manches zu kurieren, aber zuerst bei der Mutter! Wenn ich, und ich wär' der Meister Retelsdorf, würd' ich der Dicken von dieser Medizin dreimal täglich eingeben eine gehörige Portion, und ich glaub', der Hochmutsteufel sollt' sie wohl wieder verlassen. Hat man schon wohl gehört, 'ne Fischersfrau, die einen Leutnant zum Schwiegersohn haben möcht'? Zum Lachen wär's, wenn's für die dumme kleine Deern nicht so traurig wär'!"

Heinrich Kremzow hob jäh den Kopf, die gleitende Schnur in seiner Hand verwirrte sich.

„Du, Fischerskamerad, wat snackste dorher? De Mike hätt' was mit 'n Leutnant?"

„Woll, woll," erwiderte der Alte eifrig, „schon fast zwei Jahre. Und sie kann einem leid tun, denn sie bild't sich natürlich ein, das müßt' 'ne Heirat geben."

Der andere vorn im Kahn richtete sich auf:

„Eck dank schön! Eck bin de Hinnerk Kremzow ut Wittensee, un wann eck friegen sull, möt allens klar sien. Un rinlichet Geschirr! An en Teller, wo schon 'n annerer gegäten, da sett eck mi nich ran!"

„Ehe," meinte Traugott Claassen gedankenvoll, „in eine lütte Stadt mit viel Soldaten is das so 'ne Sache. Zuerst laufen die Deerns immer den bunten Kragen nach, wir von's Zivil kommen erst an die Reih', wenn's ans Heiraten geht! Hier aber hat am meisten die Mutter schuld. Die Mike kenn' ich, wie sie noch mit die lütten Poten nach meine rote Nase griff, weil sie meint', das wär' was zum Spielen. Und da möcht' ich befürworten, sie wär' viel zu stolz, als daß sie sich in Unehren mit diesen Leutnant von Naugaard abgegeben hätt'!"

„So, so," sagte der lange Heinrich von Wittensee, „von Naugaard heißt dieser Leutnant. Den Namen

muß man ſich von jetzt an wohl merken!" Und er blickte mit haßerfüllten Augen nach dem Städtchen hinüber, das in unſicheren Umriſſen im Mondlichte dalag. Wie ein rieſenhaftes Ungeheuer ſtand die maſſige Marienkirche darüber mit ihrem kurzen Turm, vor dem die niedrigen Häuschen ſich duckten. Irgendwo da drüben ſaß der, der ihm vorweg geſtohlen hatte, was vielleicht das Köſtlichſte ſeines Lebens hätte werden können. Saß da im Kreiſe der luſtigen Kameraden und lachte über die dumme Fiſchersdirn', die ſich einbildete, ſie könnte einen Leutnant heiraten! Da wuchs ihm der Haß in der Bruſt, ſchnürte ihm faſt den Atem ab...

Danach ſchwiegen ſie beide, warfen mit aller Gewiſſenhaftigkeit die Aalſchnur aus. Nur als das letzte Ende ins Waſſer fiel, mit dem großen Schwimmer aus zuſammengebundenen Korkſtücken, hob der alte Claaſſen das von Wind und Sonne braungegerbte Geſicht.

„Du, Kamrad, was ich dich eben erzählt hab', war natürlich nur für dich. Kein Menſch in der Stadt weiß davon, die Retelsdorfin is immer hellſchen vorſichtig geweſen. Und bei uns gilt das ſo: Upt Water blöwt, wat upt Water ſpraken. An Land is allens wedder vergäten!"

Heinrich Kremzow griff nach dem vorderen Ruder, in ſein offenes Geſicht trat ein ſtolzer Ausdruck.

„Kein' Angſt, Traugott Claaſſen, ich kenn' Fiſchergebrauch. Und vierzehn Tage muß ich's ja wohl hier noch aushalten, bis ich wieder weiterzieh'! Aber Gott helf' dieſem Herrn Leutnant, daß er mir in der Zeit nicht unter die Hände kommt!"...

*

Als Mike Retelsdorf wieder ins Haus kam mit ihrem ſchweren Herzen, fand ſie die Eltern in heftigem Streit.

Die Mutter stelzte aufgeregt in der Stube herum wie eine dicke Kropftaube, der Vater aber schlug mit der harten Faust auf den Tisch und schrie so laut, als es ihm sein kurzer Atem erlaubte, was sie an diesem neuen Bewerber um die Hand der Tochter wohl auszusetzen hätte! Aus gutem Hause wäre er, im Handwerk wohlerfahren und ein weitgereister, kluger Mann, dessen man sich vor der Verwandtschaft nicht zu schämen brauchte. Das törichte Gehabe mit diesem Herrn von Naugaard aber müßte endlich aufhören, könnte zu nichts anderm führen, als die Mike unnütz in böses Gerede zu bringen. Die Mutter erwiderte zornig, er sollte sich um das Schicksal der Tochter nicht kümmern, das wäre ihre Sache! Nicht umsonst hätte sie das Kind in der höheren Bildung erzogen, das teuere Schulgeld bezahlt, sondern weil sie mal ein anderes Leben führen sollte, als eine gewöhnliche Fischersfrau! Und wozu hätte man all das viele Geld gespart? Vielleicht um es im Kasten schimmeln zu lassen, oder um all dem Volke in der Runde zu zeigen, daß die geliebte einzige Tochter es nicht nötig hätte, auf der gleichen Stufe zu bleiben. „Wer sich unter die Treber mischt," so schloß sie, „den fressen die Schweine. Wer sich aber stolz abseits hält, kann seinen Kopf hoch tragen!"

„Ja," schrie der alte Retelsdorf höhnisch zurück, „wie der Steinpilz, als ihm der Fichtenklotz auf den Hut fiel!"

Da trat die Mike dazwischen, hob die braune, kleine Hand.

„Vater, laß nach, und schad' dir nicht in deiner Gesundheit! Zwischen mir und dem Herrn Leutnant von Naugaard ist es aus!"

„Was?" sagte die Mutter und griff sich nach dem dicken Hals. „Ich hab' wohl nicht recht gehört? Und

ich will nicht hoffen, daß du dich gegenüber dem Herrn Leutnant vielleicht unpassend benommen hast?"

Mike zuckte mit den Achseln und sah ins Leere.

„Wenn's unpassend ist, sich selbst in Gefahr zu begeben, um den andern zu retten, dann wohl!"

„Ein bißchen deutlicher, mein Kind! Hast du ihm den Abschied gegeben oder er dir?"

„Er mir", erwiderte Mike und senkte das braune Gesicht, das sich vor jäh emporschießender Scham dunkel färbte. „Er könnte es nicht mehr ertragen, sagt er, daß ich nutzlos meine Jugend an ihn hängte, wo er mich doch nie und nimmer heiraten dürfte! Und seit zwei Tagen haben wir uns nicht mehr gesehen. Am Abend stand ich immer an der Mauer, aber nicht mal sein Jäger kam, um mir zu sagen, ich möcht' nicht vergebens warten..."

Der Vater wollte aufbegehren, die Mutter aber schnitt ihm mit einer kurzen Bewegung die Rede ab. Und in ihrem Zorne vergaß sie die vornehme hochdeutsche Sprache.

„Legg di slapen, Retelsdorf, un äwerlat dat mi! Daför bin eck Manns genoog, um mit dissen Herrn Leutnant awtoräknen, wie de Käksch mit den Hahn! Eck wär' emm dat schonst betahlen, uns' Kind twei Johr lang an de Näs' romtoföhren!"

„Mutter," schrie die Mike auf und hing sich ihr an den Arm, „Mutter, sei vernünftig, er kann doch nichts dafür!... Mehr als hundertmal hat er mir's schon gesagt, es könnt nichts werden zwischen uns, wir müßten still wieder auseinandergehen, trotz aller Liebe. Nur ich war so dumm, hab' bis zuallerletzt noch gehofft und bin ihm immer wieder nachgelaufen!"

„Schad't nix, mien Deern, he ward di schon friegen!"

„Aber Mutter! Begreifſt du denn nicht, daß es 'ne Schande für mich wär', wenn er's nicht freiwillig tät'?"

Die dicke Retelsdorfin ſtieß ſie heftig zurück.

„Ach wat, eck fläut up all ſo 'ne Redensoarten! Un wat ſeggt hei? ‚Nutzloſe Jugend'?... Wär' dat vielleicht ‚nutzlos', dat hei hier immer 'n kumplettet Nachtäten värgefunnen hat in diſſe goode Staw, wann de Ohlen up See wär? Dat räkent hei woll nich, de adelig Hungerlieder, und ook nich den Deſſähr, wenn eck dumme Trin' to emm ſäd: ‚Ich laſſe Sie jetzt allein mit meiner Tochter, Herr Leutnant'... Na ſchön, dat ward hei mi allens jetzt betahlen! Wenn eins nich mehr Leutnant is, braucht er ja wohl keine ‚Standesvorurteile' mehr zu haben!"

Mike ächzte auf.

„Mutter, ich hab' all dieſe Tage ſo viel im ſtillen geweint, ich kann nicht mehr!"... Sie griff mit der Hand ins Leere und brach mit einem jähen Wehlaut auf der Diele zuſammen.

Der alte Retelsdorf ſprang hinzu, ſo raſch als ſeine gichtigen Füße es erlaubten, hob ſie auf und ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme. Sprach ihr gütig zu und ſah ſeine Frau feindſelig an. Die aber zuckte nur mit den fetten Schultern unter dem ſtraffen ſchwarzen Seidenkleid.

„Sie wird ſchon wieder zu ſich kommen! Und wer ſeine Kinder zum Guten führen will, muß ihnen wehtun manchmal. In vier Wochen wird ſie's mir danken!"...

Sie ging hinaus, in ihren tiefliegenden kleinen Augen blitzte es bösartig auf. Und während ſie in der Schublade nach Papier und Bleiſtift kramte, entſchied ſich das Schickſal des Leutnants von Naugaard vom Bataillon Sporck. — —

VI.

Das Wunderwerk von Besuchstoilette, das die Seebachin in achttägiger Arbeit im Rohnsteiner Forsthause nach den neuesten Schnittmustern aus hellblauem Chiffon und weißer Seide als Untergrund geschaffen hatte, war endlich fertiggeworden. Fräulein Elsbeth stieg in den Kutschwagen, die beiden Schimmel bissen ungeduldig in die Zügel, und die alte Trine schlug bewundernd die runzligen Hände zusammen.

„Wie 'ne Prinzessin! Und wenn du über den Marktplatz fährst, sieht hoffentlich ein gewisser Jemand zum Fenster 'raus!"

Mit diesem „gewissen Jemand" meinte sie den Oberleutnant von Vahlenberg, mit dessen Bewerbung sie einverstanden war, nachdem Elsbeth ihr erklärt hatte, er wäre bei weitem der feinste und vornehmste Offizier im ganzen Bataillon. Er diente gewissermaßen nur zu seinem Vergnügen, denn nach dem Tode seines Vaters müßte er das große Majorat übernehmen, da weit hinten in Westpreußen, mit einem richtigen Schloß und zahlloser Dienerschaft. Da fand sie es begreiflich, daß ein so vornehmer Herr einer einfachen alten Wirtschafterin keine Beachtung schenkte, und wenn er am Spätnachmittag auf seinem prächtigen Schweißfuchs geritten kam, verging sie fast vor Demut und Ergebenheit. Als fürchtete sie, an ihr könnte es vielleicht liegen, wenn ihrem geliebten Sorgenkind diese glänzende Partie noch im letzten Augenblick entgehen sollte.

Der Forſtmeiſter ſchob ſie unwirſch zur Seite: „Machen Sie mir das Mädel nicht ganz verdreht, Trine!“

Der alte Jochen in ſeiner feinen blauen Feiertagslivree mit den blanken Knöpfen ſchnalzte mit der Zunge, gab den Schimmeln die Köpfe frei, und das Geſpann flog vom Hofe, geleitet von der Schar der Teckel, die ein Ende weit kläffend mitrannten, bis ſie von ſelbſt wieder umkehrten, weil ihre krummen Kurzbeine das Tempo der Fahrt nicht aushielten.

Elsbeth legte ſich in das Wagenpolſter zurück und begann ein ſeliges Träumen. Immer noch kam es ihr wie ein Wunder vor, daß der Einzige, Herrliche gerade ſie, das unbedeutende kleine Mädel, vor allen andern erwählt hatte. In der Erinnerung koſtete ſie noch einmal alles aus, was ſich zugetragen hatte ſeit der erſten Begegnung in der Bahn bis zu dem Augenblicke geſtern abend im Garten, wo er ihre Hand an die Lippen zog: „Fräulein Elsbeth, noch heute werde ich meinem Papa von dem tiefen Eindrucke berichten, den Sie auf mich gemacht haben. Ich vermute, er wird demnächſt herüberkommen, um ſich eine gewiſſe junge Dame perſönlich anzuſehen.“ Da hatte ſie den Kopf geſenkt in ſcheuer Demut, und das Herz war ihr ganz groß und weit geworden in der Bruſt. Vornehmlich, wenn ſie daran dachte, was man bei der Frau von Wilkenhagen in Weimar wohl ſagen würde, wenn ſie, kaum ein paar Tage nach dem Verlaſſen der Penſion und als erſte ihres Jahrgangs, ſich verlobte. Die erſtaunten und neidiſchen Geſichter hätte ſie ſehen mögen!... Und ſie ſchwelgte ordentlich in ihrem Triumphe als eine echte Evastochter, deren Glück erſt vollkommen wird, wenn ein paar andre ihres Geſchlechts ſich darüber ärgern.

Und gar zu gerne hätte ſie ſich dem Vater anver-

traut, ihm ebenso das Herz ausgeschüttet wie der Trine, wenn die ihr vor dem Zubettgehen die langen blonden Haare strählte und mit lüstern schmatzenden Lippen all die großen und kleinen Ereignisse des Tages abhörte. Aber der alte Herr saß schweigsam da, die dicke Zornader auf seiner weißen Stirn ging überhaupt nicht mehr fort, als wenn ein tiefer Ingrimm an seinem Herzen nagte. Und des Abends, wenn sie nach alter Weise mit ihm eine Partie Schach zu spielen gedachte, verwies er sie unwirsch in ihr Zimmer und ging stundenlang ruhelos auf und ab. Sprach laut mit sich selbst, und wenn sie morgens herunterkam, standen auf dem Schreibtische drei, vier in der Nacht geleerte Flaschen. Aber sie getraute sich nicht zu fragen, was ihm wohl den früher so gleichmütigen Sinn bedrücken mochte, denn im stillen befürchtete sie, ihr eigenes Glück könnte dabei einen Schaden nehmen. Schon auf dem Bahnhofe hatte sie gemerkt, daß der Herr von Vahlenberg ihrem Vater wenig genehm war, und auch später machte er aus seiner Abneigung keinen Hehl. Wenn's auf den Spätnachmittag ging, schützte er fast immer eine dringliche Besichtigung vor im Revier, und es wurde ihr allgemach peinlich, immer wieder dieselbe Phrase aufzusagen: „Den Papa müssen Sie gütigst entschuldigen, Herr von Vahlenberg, er ist durch Amtsgeschäfte plötzlich abgerufen worden." Die alte Trine zuckte auf alle Fragen nur mit den Achseln: „Er wird dienstlichen Ärger haben, das ist alles! Und auf ihre späten Jahre werden die einspännigen Wittmänner manchmal sonderlich, grunzen bei jeder Gelegenheit wie die alten Keiler. Wenn bloß 'ne Mück' ihnen ums Gebrech fliegt, fangen sie schon ein gewaltiges Wesen an."

Damit mußte sie sich wohl zufrieden geben, aber zu-

zuweilen ſchien es ihr, als wenn hinter dem finſteren und verſchloſſenen Gehaben des Vaters mehr läge als bloß ein dienſtlicher Ärger. Und ein Angſtgefühl legte ſich um ihr Herz, wie vor einem nahenden Unheil... Am liebſten hätte ſie ſich ja einmal mit dem Onkel Rabenhainer über all dieſe Sorgen ausgeſprochen, die ſich ſtörend in ihr junges Liebesglück drängten, aber ſeit dem erſten Tage, an dem das ganze Offizierkorps dageweſen war zu dem luſtigen Begrüßungsabend, hatte er ſich im Rohnſteiner Forſthauſe nicht mehr blicken laſſen. Früher hatte er faſt alle Nachmittage vorgeſprochen zu einem kurzen Steigbügeltrunk, trotz allem Dienſt, weshalb alſo blieb er jetzt auf einmal fort, wo ſie ihn gar nötig zu einer klärenden Ausſprache gebraucht hätte?... Und ſie beſchloß, ihm bei nächſter Gelegenheit einmal gründlich den Text zu leſen. Ob das wohl die unwandelbare Freundſchaft wäre, die ſie ſich gegenſeitig gelobt hätten, ehe ſie in die Penſion nach Weimar ging...

Der alte Forſtmeiſter biß an ſeiner Zigarre und ſah brütend vor ſich hin. Nur widerwillig hatte er ſich entſchloſſen, die Tochter auf ihrer Beſuchsfahrt zu begleiten; wenn's nicht gegen alles Herkommen geweſen wäre, hätte er das Mädel allein fahren laſſen, ſich in ſeine vier Pfähle geſperrt mit ſeinem Zorn. Wie einer, der zum Spießrutenlaufen verurteilt war, kam er ſich vor, wenn er an alle die neugierigen Fragen dachte, die ihn drüben im Städtchen erwarteten. Und was ſollte er darauf antworten? Vielleicht: „Ja, meine Herrſchaften, es hat ſchon ſeine Richtigkeit, ich bin ein ſo unfähiger alter Krümper geworden, daß ich's nicht mehr fertigkriege, einen plundrigen Wilddieb zur Strecke zu bringen. Da ſteht's ja ſchwarz auf weiß im Lenzburger An-

zeiger: Dreitausend Mark Belohnung hat die Fürstlich Rohnsteinsche Forstverwaltung auf die Ergreifung des Wilddiebes ausgesetzt. Über meinen Kopf hinweg und ohne mich zu fragen! Und ich verstehe den Wink ja ganz gut, aber die Herrschaften werden sich wegen meines Abschiedsgesuches noch ein wenig in Geduld fassen müssen. Erst gedenke ich mir die ausgelobten dreitausend Mark selbst noch zu verdienen, um ihnen nachher den ganzen Bettel auf einmal vor die Füße zu werfen!"...

So sprach er im stillen mit sich selbst, und der Ingrimm schüttelte ihn, daß er Mühe hatte, sich vor dem neben ihm sitzenden Kinde zu beherrschen. So ungeheuerlich kam ihm der Schimpf vor, den man ihm nach fast dreißigjähriger untadeliger Dienstzeit angetan hatte.

Mit dem Fürstlichen Oberstjägermeister in der Residenz hatte er niemals sonderlich gut gestanden, scharfe Briefe waren gewechselt worden in der Wilddiebsangelegenheit, und auf die letzte Vorhaltung im vergangenen Winter hatte er kurzerhand erwidert, das Rohnsteiner Revier mit seinen fünfundsechzigtausend Morgen wäre keine Rocktasche, die man zusperren könnte, wenn der Wilddieb drinnen wäre. Wenn die Herren vom Hofjagdamt es besser aber verständen, sollten sie es an Ort und Stelle ausprobieren. Und darauf war gestern nachmittag die Antwort gekommen!

Zuerst die fettgedruckte Anzeige im Lenzburger Blättchen — er hatte die Zeitung sofort zerrissen und in den Papierkorb geworfen, damit niemand im Hause sie zu sehen bekam — und heute früh hatte die Post zu dieser Anzeige die nähere Erklärung gebracht. Einen Brief aus der Residenz, in dem das Hofjagdamt ihm mitteilte, in Anbetracht des Umstandes, daß er anscheinend nicht

imſtande wäre, dem Wildererunweſen in dem ihm unterſtellten Revier zu ſteuern, hätte man ſich entſchloſſen, zu energiſcheren Maßnahmen zu greifen. Seine Durchlaucht wären über den letzten Fall, den Diebſtahl an dem beſten Hirſche im Rohnſteiner Revier, höchſt aufgebracht geweſen und hätten befohlen, den Wilderer in kürzeſter Friſt zu angemeſſener Beſtrafung zu bringen. Aus dieſem Grunde aber hätte das unterzeichnete Hofjagdamt ſich veranlaßt geſehen, nach Rohnſtein eine jüngere Kraft zu entſenden, einen mit beſonderen Vollmachten ausgerüſteten Forſtaſſeſſor, deſſen Anordnungen er, der Forſtmeiſter Rüdiger, ſich in jeder Hinſicht zu fügen hätte!...

Dieſen Brief hatte er ebenſo zerriſſen und in den Papierkorb geworfen wie den Lenzburger Anzeiger, aber damit war ſeine Wirkung nicht aus der Welt geſchafft. Und es wurde ihm dunkel vor den Augen vor Zorn, wenn er daran dachte, daß er in wenigen Tagen in dem Revier, über das er ein Menſchenalter frei geherrſcht hatte wie ein König, nichts mehr zu ſagen haben würde! Höchſtens nur noch: „Sehr wohl, Herr Aſſeſſor", und: „Ganz, wie Sie es für gut befinden!..."

Alſo das war unerträglich. Wenn er ſeine Laufbahn mit leidlichen Ehren beſchließen wollte, durfte er dieſen Abgeſandten des Fürſtlichen Hofjagdamtes nicht anders empfangen als: „Sie können ruhig wieder in die Reſidenz zurückreiſen, Herr Aſſeſſor, meinen Wilddieb habe ich indeſſen ſelbſt gefangen!..."

Und während die ſchnittigen Schimmel vor dem Wagen dahinflogen, daß der von den Rädern aufgewirbelte Staub auf der ausgetrockneten Straße weit zurückblieb, begab er ſich von neuem an das fruchtloſe

Grübeln, von dem's ihm in dem alten Kopf allgemach ſchon herumging wie ein wirbelndes Mühlrad. Er war doch ſchließlich kein mit allen Salben geſchmierter Detektiv, ſondern ein ſchlichter und ehrlicher Forſtmann!...

Und je mehr er grübelte, deſto unerklärlicher und verwickelter wurde der Fall. Woher wußten die Herren im Hofjagdamt zum Beiſpiel ſchon, daß der kapitale Vierundzwanzigender im Jagen achtzehn zur Strecke gekommen war? Das war doch nur ihm allein bekannt und dem andern, der ihn erlegt hatte! Und er hatte ſich gehütet, irgendeinen ins Vertrauen zu ziehen. Schon die Scham allein über den Mißerfolg band ihm die Zunge. Alſo konnte doch nur der andere an das Fürſtliche Hofjagdamt geſchrieben haben, aber aus welchem Grunde? Bloß, um ſich über ihn luſtig zu machen?... Das wäre doch mehr als töricht geweſen, denn ein ſo unnützes Großtun forderte naturgemäß eine um ſo ſchärfere Aufſicht heraus, und ein Wilderer, der ſo paſſioniert war, daß er bei jedem heimlichen Gange ſein Leben einſetzte, verſperrte ſich doch nicht ſelbſt den Weg zur Wiederkehr?...

Alſo, wo man auch hingriff, überall faßte man ins Dunkle! Nichts blieb übrig als eine unſichere Mutmaßung, die wiederum ſo lächerlich war, daß man ihr kaum mehr als ein paar Augenblicke nachhängen konnte: Der Wilderer mußte einen weiblichen Spießgeſellen haben! Während die Leutnants alle im Rohnſteiner Forſthauſe waren, hatte ſich dieſer Spießgeſelle aufgemacht, den Hirſch an der Suhle umgelegt. Am andern Morgen in aller Herrgottsfrühe hatte er noch einmal ſorgfältig alles abgeſpürt, auf dem Wege zum Seeufer ſtand keine andere Fährte zu leſen als die eines nackten kleinen Frauenfußes ... zum Verrücktwerden

war das, wenn man nicht annehmen wollte, daß sich dahinter eine dunkle Liebesgeschichte barg, mit einer Eifersuchtstragödie am Schluß. Und eine gab es wohl in Lenzburg, der man allerhand Verwogenheiten zutrauen durfte, die braune Mike Retelsdorf mit den mattblauen Augen, die so aussahen, als wenn sie eine ganze Truhe voll von Geheimnissen hinter sich verschlössen. Das Mädel ruderte wie ein gelernter Fischer, schwamm wie eine Otter, aber eins stimmte nicht: Sie hatte keinen Liebsten, wie sonst wohl die kleinen Bürgermädchen in der Stadt! Und von wem sollte sie es wohl gelernt haben, mit einer Büchse umzugehen? Der alte Retelsdorf holte doch nur einmal im Jahr sein Schießeisen aus dem Schrank, wenn er am Schützenfesttage mit den Bürgern des Städtchens ausmarschierte, einen Blumenstrauß oben im Lauf. Am Scheibenstand aber überließ er das Geschäft des Schießens irgendeinem Oberjäger, für den er den Einsatz bezahlte, während die Treffer ihm angerechnet wurden. Er selbst verankerte sich mit anderen Schützen seines Kalibers hinter einer Batterie Rotweinflaschen und verlegte sich auf das bequemere Geschäft des Zuschauens und Klugredens...

Also man stand bei diesem ergebnislosen Forschen wie ein Schweißhund da, dem die ursprüngliche klare Fährte von einem desselben Weges gezogenen Rudel vertreten war. Schlug Bogen um Bogen mit witternder Nase, aber nirgends ergab sich eine Fortsetzung, die zum Ziele geführt hätte. Nichts blieb übrig als die Hoffnung auf einen Zufall und der würgende Ingrimm, daß man binnen kurzer Frist vor dem Abgesandten des Fürstlichen Hofjagdamtes seine Unfähigkeit eingestehen müßte. Und das sollte dann der letzte Ausgang für einen weidgerechten Forstmann sein, der fast ein Men-

schenalter lang allen Berufsgenossen weit und breit ein leuchtendes Vorbild gewesen war?! —

*

Der Forstmeister Rüdiger mit seiner Tochter war weitergefahren auf seiner Visitentour bei den Verheirateten des Bataillons; der Kommandeur winkte von dem Balkon seiner am Marktplatze gelegenen Wohnung dem davonrollenden Wagen mit gemachter Freundlichkeit nach. Und als er mit der Gattin wieder in den einfach ausgestatteten Salon zurücktrat, fragte er mit sorgenvoll zusammengezogener Stirn: „Na, Liebchen, was meinst du nun zu alledem?"

„Wieso?" gab sie lächelnd zurück. „Es ist doch alles wieder in der schönsten Ordnung?... Und ich freue mich, daß die Kleine zu uns ins Bataillon kommt. Mein Scharfblick hat mich doch nicht getäuscht, als ich dir neulich schon, auf der Rückfahrt von Rohnstein, sagte, zwischen unserer neuesten Akquisition, dem Herrn von Vahlenberg, und der Tochter des Forstmeisters spänne sich was an. Als du mit dem Papa ins Herrenzimmer gingst, um eine Zigarre zu rauchen, hat das liebe Mädel ein Zipfelchen von ihrem heimlichen Glück gelüftet. Ich glaube, es wird nicht mehr lange dauern, bis der Herr von Vahlenberg vor dich hintritt: ‚Herr Oberstleutnant, ich bitte gehorsamst um die Erlaubnis, meine Verlobung mit Fräulein Elsbeth Rüdiger veröffentlichen zu dürfen.'"

Der Oberstleutnant Brinkmann steckte sich die ausgegangene Zigarre wieder an.

„Meinen Segen! Aber wenn man ihm einen Rat geben dürfte, müßte man ihm sagen, beeilen Sie sich, lieber Vahlenberg, ehe Ihr Herr Schwiegervater für das Bataillon wieder unmöglich wird!"

Frau Brinkmann blickte erschreckt auf.

„Um Gottes willen, Adalbert! Und weshalb denn nur?“

Der Oberstleutnant legte der Gattin den Arm um die Schulter.

„Ja, Kind, hast du denn nicht gemerkt, wie der Mann in den paar Tagen abgefallen ist? Ich bin ordentlich erschrocken, als ich ihn wiedersah! Die Nase steht ihm spitz im Gesicht, und die Augen glühen wie im Fieber. Begreiflich! Die niederträchtige Annonce des Fürstlichen Hofjagdamtes in unserm kleinen Stadtblatt mußte einem ehrliebenden Beamten an Herz und Nieren gehen. Das ist ungefähr dasselbe, als wenn Seine Exzellenz, der Kommandierende, zu mir im Manöver sagen würde: Sie sehen mir recht angegriffen aus, mein lieber Oberstleutnant Brinkmann! Und wie wäre es? Möchten Sie nicht vielleicht das strapaziöse Amt eines Kommandeurs mit dem geruhsamen Leben in Wiesbaden vertauschen? Der dortige Sprudel wird allgemein sehr gerühmt für erholungsbedürftige Offiziere außer Diensten!“

„Adalbert,“ schrie die Frau Oberstleutnant auf, „mal' nicht den Teufel an die Wand! Das Herz kann einem dabei ja stillstehen vor Angst! Und der Forstmeister hat dir noch vor wenigen Tagen feierlich erklärt, er bereute es aufs tiefste, unser Offizierkorps in einem unbegründeten Verdacht gehabt zu haben wegen der Wilddiebereien in seinem Revier?“

Der Oberstleutnant zuckte mit den Achseln.

„Ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube, das war nur Maske. Wegen der Tochter. Im Innersten seines Herzens ist er noch genau so gesonnen wie früher; er hat einen meiner Leutnants im Verdacht. Wenn ich

das Gespräch nicht mit Gewalt auf ein anderes Gleis geschoben hätte, wäre es schon wieder zu einem irreparablen Zusammenstoß gekommen. Er meinte nämlich, ob es nicht angängig wäre, die jüngeren Leutnants an ihrem Ehrenwort zu fassen, um endlich Klarheit in die verfahrene Angelegenheit zu bringen. Da hab' ich ihm kurz erklärt, er als gewesener alter Reserveoffizier müßte doch selbst am besten wissen, daß das ganz unmöglich wäre, und bog rasch ab in ein anderes Thema. Holte das Modell unserer neuen Jägerbüchse aus dem Gewehrschrank und bat um sein sachverständiges Urteil."

Frau Brinkmann drängte sich an den Gatten.

„Ja, aber weshalb denn nur, Adalbert? Ich finde den Vorschlag sehr vernünftig. Wenn dir unsere Leutnants auf ihr Wort erklären, sie hätten mit dieser ärgerlichen Wilddiebsgeschichte nicht das geringste zu tun, wäre doch alles in Ordnung?"

„Gewiß," sagte der Oberstleutnant und faßte seiner treuen Gefährtin ans Kinn, „nur ich als Kommandeur darf diesen anscheinend so einfachen Weg nicht gehen. Das Wort ist das Höchste, was ein Offizier zu vergeben hat. Wie ein Heiligtum ist es, das nur im alleräußersten Notfalle entblößt werden darf. Und nun stell' dir mal vor, ich baue mich vor meinem Offizierkorps auf: ‚Meine Herren, es ist schon wieder der unbestimmte und wenig begründete Verdacht laut geworden, einer von Ihnen schieße dem Forstmeister in Rohnstein niederträchtigerweise seine besten Hirsche tot. Bitte, reinigen Sie sich von diesem Verdacht, indem Sie mir einzeln Ihr Ehrenwort abgeben!'... Also da müßte doch der Älteste von ihnen vortreten: ‚Herr Oberstleutnant, ich gestatte mir gehorsamst, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie die Grenzen Ihrer Befugnisse über-

schreiten. Setzen Sie einen von uns in Anklagezustand und bringen Sie Ihre Beweise! Mit einer so hochnotpeinlichen Drangsalierung aber ist es nicht getan' . . ."

Frau Brinkmann ließ kleinlaut die Arme sinken.

„Wenn aber der Forstmeister mit seinem Verdachte recht hätte?"

Der Oberstleutnant sog heftig an seiner Zigarre.

„Das wollen wir, vorläufig mal, für ausgeschlossen halten!... Aber ich stecke in den jungen Dächsen ja nicht drin, kann nur immer predigen: Meine Herren, bitte, halten Sie sich in jeder Lebenslage so, wie es einem Offizier zukommt! . . . Uns Kommandeuren geht es da wie den Königen. Je größer das Reich, desto loser der Zusammenhang, man muß sich auf die Berichte seiner Minister verlassen."

„Und wenn man schlecht informiert ist? Wenn wider alles Erwarten doch einer von unsern Leutnants der Täter sein sollte?"

Der Oberstleutnant richtete sich auf, zog mit einem energischen Ruck den Uniformrock über der hageren Gestalt zurecht.

„Dann ist es aus, mein Kind! Dann geht man zu seinem vorgesetzten höchsten General: ‚Exzellenz, es tut mir leid, ich habe das Vertrauen nicht rechtfertigen können. Ich habe es nicht verstanden, mein Offizierkorps so zu führen und zu erziehen, daß jedes einzelne Mitglied sich seiner Pflichten voll bewußt gewesen wäre. An dem jetzigen Gestank, der sich so unliebsam vor aller Öffentlichkeit bemerkbar macht, trage ich mein Teil Schuld, also ich bitte gehorsamst um meinen Abschied.' Und der Exzellenzherr darauf mit einigem Bedauern: ‚Mein lieber Brinkmann, tut mir außerordentlich leid, das ist der verdammte Ziegelstein, der manchmal dem

Besten auf den Kopf fällt. Na schön, und auf Wiedersehen in Wiesbaden. Ich komme bald nach!'"...

Frau Brinkmann warf dem Gatten die Arme um den Hals.

„Adalbert! Geh, sag', du willst mir wohl bloß einen Schreck einjagen!"

Der Oberstleutnant zog sie an sich, küßte sie zärtlich auf die Stirn.

„Mein Liebchen, mit so ernsthaften Dingen scherzt man nicht. Wir können nur beten, daß dieser Kelch noch einmal gnädig an uns vorübergehe!... Und wo sich nun die Dinge durch das Eingreifen des Fürstlichen Hofjagdamtes so zugespitzt haben, sind mir leider die Hände gebunden. Ich kann nicht einmal den Versuch machen, auf den Forstmeister durch einen Mittelsmann einzuwirken, ihm nahezulegen, er möchte sich bei seinen Nachforschungen mit mir in Fühlung halten. Um im gegebenen Falle vielleicht das Ärgernis vor der Öffentlichkeit nicht zu groß werden zu lassen. Es geht um seine Ehre, und da würde er sich wohl jede Einmischung höchst energisch verbitten!"

„Ja, um Gottes willen," sagte Frau Brinkmann erregt, „deswegen brauchen wir doch nicht stillzusitzen und ergeben zu warten, bis das Unglück zu uns kommt? Wenn auch nur die entfernte Möglichkeit vorhanden ist, daß einer von deinen jüngeren Offizieren sich so schwer vergangen hat, mußt du doch vorher den Unwürdigen selbst bestrafen und entfernen!" Und eilig holte sie vom Schreibtische des Gatten die Rangliste, las die Namen der Leutnants im Bataillon Sporck laut vor, vom ältesten angefangen, dem neu eingetretenen Oberleutnant von Vahlenberg, bis zum letzten in der Reihe, dem kleinen Reimers. Hinter jedem einzelnen machte sie mit

fragendem Blick eine Pause, der Oberstleutnant aber zuckte nur mit den Achseln.

„Da ist keiner dazwischen, dem ich's zutrauen möchte. Passionierte Weidmänner sind sie alle, laufen in jeder freien Stunde auf die Jagd. Außerdem aber lauter ehrliebende junge Männer, die da wissen, was sie ihrem Rocke und Stande schuldig sind. Und ich möchte sagen, sie hängen alle viel zu sehr an mir persönlich, als daß sie es fertigbekämen, mir einen solchen Kummer anzutun."

Frau Brinkmann klappte ärgerlich das dicke Buch zusammen. „Gewiß, aber nicht, wenn's dabei um die Jagdpassion geht! Die ist manchmal schlimmer als das Kartenspielen und die Liebe, und du selbst hast mir ja oft genug erzählt, wie viele Leutnants schon in Jägerbataillonen wegen Wilderns um die Ecke gegangen sind."

„Na ja," meinte der Oberstleutnant ein wenig kleinlaut, „aber wen soll ich mir nun da aus der Liste meiner Leutnants herausgreifen? Ich gebe dir die Versicherung, in dieser ganzen Zeit hat sich nicht das geringste zugetragen, was mir gestatten würde, auf irgendeinen von ihnen auch nur einen bestimmten Verdacht zu werfen. Also gib dich zufrieden, mein Kind, es ist dabei wirklich nichts weiter zu machen als ruhig abzuwarten." Er wollte sich unter dem Vorwande einer dringlichen Arbeit in sein Zimmer zurückziehen, aber seine energische und kluge Gattin blieb hartnäckig, hielt ihn am Rockärmel zurück.

„Ah, nein, lieber Adalbert, sondern es muß gehandelt werden, und zwar sofort, ohne jede Verzögerung. Besprich dich mit deinen vier Hauptleuten oder beruf' eine Offiziersversammlung, was du für besser hältst, ist mir gleich. Aber irgend etwas muß doch geschehen, damit du vor dem Kommandierenden wenigstens sagen kannst:

‚Exzellenz, ich kann gegen mich selbst nur in bedingtem Maße einen Vorwurf erheben, ich habe das meinige zur Ermittlung des Schuldigen getan!‘ Und sieh mal,“ fuhr sie dringlicher fort, „der Forstmeister Rüdiger muß doch irgendeinen triftigen Grund haben, sonst wäre er auf seinen alten Verdacht nicht wieder zurückgekommen? Was du mir vorhin aber sagtest, ist kein Beweis. Im schlimmsten Falle würde es nur dafür sprechen, daß der Wilderer es versteht, mit geradezu raffinierter Schlauheit seine Spur zu verwischen und seine Umgebung zu täuschen.“

„Es ist gut,“ sagte der Oberstleutnant und klingelte nach Säbel und Mütze. „Ich glaube ja noch immer, wir ängstigen uns mit einem selbstgeschaffenen Gespenst, aber schließlich bin ich's dir und mir schuldig, die Hände nicht in den Schoß zu legen. Vielleicht ist's manchmal ein Fehler, wenn man selbst zu anständig ist. Man setzt dann immer bei allen andern die gleiche Gesinnung voraus.“

„Ja,“ erwiderte Frau Brinkmann eifrig, „bis man unliebsam vom Gegenteil überzeugt wird!“ Und sie wartete, bis der Gatte das Haus verlassen hatte, um sich dann selbst zu einem eiligen Ausgange zu rüsten. Nach der Anciennität der Verheirateten im Offizierkorps konnte sie ungefähr ausrechnen, wo der Forstmeister mit seinem Töchterchen auf der Besuchsreise wohl zu treffen wäre. Dort aber gedachte sie ihm so energisch zuzusetzen, bis er einsah, daß es bei der ganzen leidigen Angelegenheit auch um das Schicksal des eigenen Kindes ging! Das war so Männerart, sich blindlings zu verrennen, bis es kein Zurück mehr gab. Da mußte dann eine kluge Frauenhand eingreifen, solange es noch Zeit war, alles wieder auf den rechten Weg zu führen...

VII.

Hauptmann Rabenhainer saß in der bequemen Litewka vor seinem Schreibtische, baute mit Hilfe der Generalstabskarte an der Felddienstaufgabe für seine beiden Oberjäger, die morgen im Gelände zeigen sollten, ob sie für die Beförderung zum Vizefeldwebel reif waren. Keinen der gewöhnlichen „Türken", das heißt Übungen, die sich schematisch Jahr für Jahr an derselben Stelle wiederholten, und deren Gang der Prüfling jedem älteren Oberjäger abfragen konnte, sondern Aufgaben, die stets etwas Neues brachten, irgendeine kleine Überraschung, bei der der zukünftige Offizier zeigen konnte, daß er die wichtigste Eigenschaft eines Führers besaß, nämlich in schwieriger Lage einen raschen Entschluß zu fassen. Während ihm aber sonst die Arbeit an solchen Aufgaben eine besondere Freude bereitet hatte, saß der Hauptmann Rabenhainer heute mißmutig da, zeichnete allerhand Schnörkel auf den Rand der Karte und ließ seine Gedanken ungehindert spazierengehen. Überall wo anders, nur nicht in dem Gelände, auf dem morgen früh die beiden Oberjäger einander bekriegen sollten.

Und mit einem Male sah er sich vor seinem obersten Kommandierenden stehen, in Waffenrock und Leibbinde, den Tschako in der Hand. Der hohe Herr, der ihm immer ein besonders wohlwollender Vorgesetzter

gewesen war, fast ein väterlicher Freund, hob den mächtigen Kopf mit dem kurzgeschorenen weißen Haar.

„Tag, kleiner Rabenhainer, was ist denn los?"

Und er darauf: „Exzellenz werden verzeihen, ich möchte gehorsamst darum bitten, mich, wenn angängig, mit möglichster Beschleunigung in einen andern Truppenteil zu versetzen."

„Nanu, auf einmal? Und wo brennt's denn? Gefällt es Ihnen nicht mehr in Lenzburg, oder haben Sie mit meinem alten Freund Brinkmann Krach gehabt?"

Na, und da galt es denn, Farbe zu bekennen.

„Keins von beiden, Exzellenz, sondern die Gründe für meine Bitte liegen lediglich in meiner eigenen Person. Ich alter Kerl hab' mich da in eine junge Dame verliebt, sie aber hat sich anscheinend für einen der jüngeren Herren entschieden im Bataillon, und — Exzellenz werden mir das vielleicht nachfühlen — ich möchte nicht als Zaungast bei dem Glück eines andern stehen. In den engen Verhältnissen ist an ein Aus-dem-Wege-Gehen nicht zu denken."

Da fragte der hohe Herr wohl nicht mehr weiter, ließ sich an dem gegebenen Grunde genügen. Und wenn das Glück gut war, hatte man in einigen Wochen seine Versetzung in der Tasche. In vierzehn Tagen ging's ja sowieso fort ins Eickstedter Lager zu den Übungen im größeren Verbande, von dort gleich ins Manöver, und man brauchte nur noch ein einziges Mal nach Rohnstein hinüberzureiten, zum Abschied...

Seine Brust hob sich unter einem tiefen Atemzuge: das war nicht nur der bequemste Ausweg, sondern überhaupt die einzige Lösung, wenn er hoffen sollte, je wieder sein inneres Gleichgewicht zu finden. Es schnitt ihm ins Herz, wenn er daran dachte, den grünen

Jägerrock da, den er bis auf die paar Jahre in Afrika vom ersten Tage seiner Soldatenlaufbahn getragen hatte, mit irgendeiner Infanteristenuniform zu vertauschen. Aber es ging nicht anders, wenn er sich nicht selbst an eine nutzlose und im letzten Grunde lächerliche Leidenschaft verlieren wollte!...

Als er vor wenigen Tagen vom Rohnsteiner Forsthause wieder heimwärts ritt, hatte er sich's gar leicht und einfach vorgestellt, den kurzen Glückstraum zu vergessen. Nichts weiter gehörte dazu als einige Energie und der feste Vorsatz, nicht mehr daran zu denken. Aber mitten im Dienst erwischte er sich bei einem leisen Dahindämmern, oder kostete in der Erinnerung einen seligen Augenblick aus, in dem er einen blühenden jungen Mädchenkörper in seinen Armen gehalten hatte. Und wenn er seinen glücklicheren Rivalen vor sich sah, mußte er sich zusammennehmen, um den dienstlichen Ausstellungen nicht eine Schärfe des Tones zu geben, die weit über das einem Vorgesetzten gestattete Maß hinausging. Gewiß, der liebe Gott hatte diesen steifleinenen Infanteristen im Zorn zum Jägeroffizier gemacht, er aber, als ein zur Gerechtigkeit und Selbstzucht neigender Mann, mußte sich sagen, daß ohne die am Herzen fressende Eifersucht sein Urteil vielleicht weniger schroff ausgefallen wäre. Und der Herr von Vahlenberg trug's ihm seltsamerweise nicht nach, suchte im Kasino und auf der Heimkehr von den Felddienstübungen immer seine Seite. Erzählte von seinen Zukunftsplänen und wie angenehm er sich das Leben in Lenzburg einzurichten gedächte. Eine Villa wollte er sich vor dem Stadttor bauen, weil ihm die im Städtchen vorhandenen Wohnungen nicht genügten, fehlte nur noch, daß er erzählte: „Jetzt habe ich auch die

passende junge Frau für das neue Haus, die blonde Elsbeth aus Rohnstein hat mir ihr Jawort gegeben!"...

Also das war auf die Dauer nicht zu ertragen, es mußte einen Umschwung geben, der ihn aus diesen Verhältnissen herausbrachte. In neuer Umgebung und vor neuen Aufgaben war es vielleicht leichter, zu vergessen und wieder der alte Hauptmann Rabenhainer zu werden, der nichts kannte als seinen Dienst und das ehrgeizige, vorwärts drängende Streben...

Der Jäger trat ins Zimmer.

„Herr Hauptmann!"

„Was gibt's, Weber?"

„Ein Herr in Zivil ist draußen, ich glaub', der neue Geselle vom Fischer Retelsdorf, und er möchte den Herrn Hauptmann sprechen."

„Hat er nicht gesagt, in welcher Angelegenheit? Oder seinen Namen genannt?"

„Nein, Herr Hauptmann! Ich sollt' Herrn Hauptmann nur das eine Wort ausrichten, was da oben unter dem Schild steht: Kilimatinde."

Der kleine Rabenhainer sprang auf: „Was hat er gesagt? Kilimatinde?" Und er eilte zur Tür, riß sie weit auf: „Heinrich Kremzow!"

Der Lange in seinem blauen Sonntagsanzuge stand auf dem Vorplatze, drehte ein wenig verlegen den steifen Hut zwischen den rostbraunen Händen, wie ein Paar mäßige Ruderblätter so groß.

„Ja, ich, Heinrich Kremzow aus Wittensee, früher freiwilliger Reiter in der Schutztruppe für Ostafrika. Und der Herr Chef werden gütigst verzeihen, wenn ich . . ."

„Unsinn, verzeihen," sagte der Hauptmann Rabenhainer, „herein, herein, du lieber Gast!" Und er strahlte

übers ganze Geſicht, als er den unverhofften Beſucher an der Hand ins Zimmer führte, auf den Ehrenplatz ſetzte in dem ſteiflehnigen Sofa.

„Weber, flink in den Keller, eine Flaſche Moſel, von unſerm beſten, mit zwei Gläſern! Und was wollen Sie rauchen, Kremzow? 'ne Zigarre oder 'ne Zigarette?"

Der lange Heinrich blickte etwas unbeholfen auf ſeine groben Fäuſte.

„Lieber ſchon eine Zigarre, wenn ich gehorſamſt bitten darf. Dieſe kleinen Papierdinger verbrennen einem bloß die Finger. Kaum, daß man ſie angeſteckt hat, muß man ſie ſchon wieder fortwerfen."

Da lachte der Hauptmann Rabenhainer auf und ſtrich ſich den buſchigen Schnurrbart. Dieſe klobigen Hände hatten ihm ja vor neun Jahren das Leben gerettet! Und er zeigte auf den Schild an der Wand mit den bunten Federn und dem danebenhängenden Spieß: „Beſinnen Sie ſich noch, Kremzow?"

Der Lange warf einen flüchtigen Blick darauf.

„Ja, richtig! Das iſt wohl ſchon 'ne Ecke her, ſeit Herr Hauptmann da drüben dieſe ſchwarzen Rebellen zur Räſon gebracht haben. Aber ich bin nicht deswegen gekommen. Jeder andere hätte an meiner Stelle wohl dasſelbe getan für unſern Herrn Oberleutnant damals. Weil ich gerade am nächſten ſtand, war ich eben der nächſte dazu. Und jetzt — ich bin nämlich bei dem Fiſcher Retelsdorf in Arbeit — wollte ich doch dem Herrn Hauptmann guten Tag ſagen und mich nach ſeinem Befinden erkundigen."

Dem kleinen Rabenhainer ſtieg es heiß in den Augenwinkeln empor. Welch ein zartfühlendes Herz barg ſich da in dem ungeſchlachten Rieſen! Das Herz eines Edelmannes, das ſich wegen einer vollbrachten Heldentat

faſt ſchämte, wenn ſie auf dem offenen Markte ausgerufen wurde.

„Es iſt gut, Kremzow," ſagte er und ſchüttelte dem Langen die Hand, „wir beide wiſſen ja Beſcheid! Und ich kann mir ſchon denken, weshalb Sie beim alten Retelsdorf eingetreten ſind. Die braune Mike iſt ein ganz famoſes Mädel, ich gönn' ſie Ihnen von Herzen! Aus meiner eingehenden Kenntnis des Städtchens kann ich wohl ſagen, ſie hält ſich anders als die übrigen jungen Damen aus dem Bürgerſtande. Wer ſie mal heimführt, trägt was Sauberes in ſein Haus!"

„Ja," ſagte der lange Heinrich, „und deswegen bin ich ja wohl nach Lenzburg gekommen!" Biß die Zähne zuſammen und ſah zu dem hellen Fenſter hinaus auf den niedrigen Turm der Marienkirche mit dem im Sonnenglanze funkelnden Kreuz. „Und weil mir auch von anderer Seite berichtet worden iſt, was Herr Hauptmann eben beſtätigten..."

Der Wein ſtand in den Gläſern, ſie ſtießen auf die Vergangenheit an und eine glückliche Zukunft. Danach aber vertieften ſie ſich in ihre gemeinſamen Erinnerungen, fochten noch einmal die wilde Aufſtandszeit durch, damals vor jenen neun Jahren in dem fernen Afrika. Sprachen von den heißen Tagen im glühenden Sonnenbrand und den kalten Nächten beim kärglich wärmenden Lagerfeuer, von manchem braven Kameraden, den das böſe Fieber ausgelöſcht hatte oder ein heimtückiſch aus dem Dunkel geſchnellter Wildenpfeil. Und beide ertappten ſich auf dem ſeltſamen Heimweh der alten Afrikaner, jener heimlichen Sehnſucht, alle Ziviliſation zu verlaſſen und wieder hinauszuziehen in das Land mit den unendlichen Buſchſteppen, den tauſend Abenteuern und Gefahren, der Kühnheit und Freiheit. Keine

andere Schranke weit und breit als das Geſetz in der eigenen Bruſt...

So ſprachen ſie allerhand mit leuchtenden Augen, bis die gemeinſamen Erinnerungen ein Ende nahmen, die Unterhaltung bisweilen ins Stocken geriet. Und da merkte der Hauptmann Rabenhainer, daß ſein Beſucher wohl noch zu einem andern Zwecke gekommen war, als nur ſeinem alten Chef im Vorbeigehen die Hand zu drücken. Der lange Heinrich aus Wittenſee griff nach ſeinem Hute, zur Andeutung gewiſſermaßen, daß er nun nicht mehr lange ſtören würde, und ſah gedankenvoll vor ſich hin.

„Manch einem wär' es überhaupt beſſer, er hätt' niemals die Heimat wiedergeſehen. Die da drüben liegen in der ſchwarzen Erde, haben's aus dem Kopf."

„Nanu, Kremzow! 'nem Kerl wie Ihnen kann's doch zu Haus nicht fehlen?"

„Wohl, wohl, Herr Hauptmann, das denkt man ſo! Aber da gerät man unverſehens an ein Mädel. Es gefällt einem, man hängt ſein Herz daran, und mit einemmal heißt es, der Platz iſt ſchon beſetzt!"

Dem Hauptmann Rabenhainer gab es einen ſchmerzhaften Stich in der Bruſt, aber er bemühte ſich, ſeiner Stimme einen leichten Klang zu verleihen.

„Na ſchön, Heinrich Kremzow, dann ſchnürt man eben ſein Bündel, zieht 'ne Haustür weiter!" Und er dachte an das eigene Verſetzungsgeſuch, das er vor einer kurzen Viertelſtunde beim Bauen der Felddienſtaufgaben erwogen hatte. Der Lange auf dem Sofa aber verſchränkte die Hände ineinander, preßte ſie zuſammen, daß die groben Gelenke knackten.

„Wohl, wohl, Herr Hauptmann, hatt' ich mir auch vorgenommen am erſten Tag. Aber auf einmal merkt

man, es hat doch tiefer eingehakt, als man dachte, und man weiß sich keinen Rat! Aber nichts für ungut, Herr Hauptmann, ich möcht' dann wohl nicht länger stören!"

„I bewahre," sagte der kleine Rabenhainer, drückte den Gast wieder in seine Sofaecke zurück, „erst müssen wir doch unsere Flasche Wein austrinken!"

Er steckte sich eine neue Zigarette an, von seiner billigen Kasinosorte, und beschloß, in das Gespräch einen Zwischenschlag zu fügen, um der eigenen Bewegung Herr zu werden, und weil er niederdeutsche Art aus langjähriger Erfahrung kannte. Wenn man neugierig fragte, verstockten sie sich, die langen Kerle. Wenn man sie aber ruhig gewähren ließ, schlossen sie ihre Herzen auf. Und er schritt zu dem Korbe am Ofen, in dem die beiden Hunde lagen, und hob den drömelnden Teckel Gräber an der langen Nackenhaut in die Höhe.

„Da, Kremzow! Und an wen erinnert Sie der wohl?"

„Herrgott, Herr Hauptmann, doch nicht an unsern alten Gräber? Wie der, auf dem dritten Tagmarsch nach Daressalam, dem Leoparden an den Hals fuhr, der tapfere kleine Kerl. Und wir hatten alle Not, den tiefen Kratzer wieder auszukurieren, den er über den Rücken gekriegt hatte."

„Es ist sein Enkel", sagte der kleine Rabenhainer ernsthaft, setzte den zappelnden Teckel wieder in seinen Korb zurück. Und das stürmende Gekläff, das Gräber danach mit seinem Genossen Moppke erhob, entschlug ihn der Erklärung, wie es ihm geglückt wäre, nach der Heimkehr sich einen Sprößling seines in Afrika verbliebenen Gefährten zum Begleiter zu erziehen.

„Das kann ich wohl begreifen," sagte Heinrich Kremzow, „es war eine gute Art. An dem tapfern kleinen

Hund konnte sich mancher Mensch ein Beispiel nehmen." Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Also, was der Herr Hauptmann vorhin von der Mike Retelsdorf bemerkten, das hatte ich auch geglaubt! Auch mein Mittelsmann, der nach Wittensee kam, um mir die Partie vorzuschlagen. ‚Heinrich,' sagte er zu mir, ‚das ist was Besonderes, sauber wie ein neues Linnentuch, und kein Mensch kann ihr was nachsagen.' Da machte ich mich auf den Weg, das reizte mich. Denn der Herr Hauptmann werden wohl wissen, wie das bei uns kleinen Leuten zugeht. Man erkundigt sich vorher, ob auch alles stimmt, ehe man sich auf die Freite begibt!"

„Genau wie der korrekte Herr von Vahlenberg", mußte der kleine Rabenhainer denken, aber er hütete sich, den andern in seiner schwerfällig einhergehenden Rede zu unterbrechen.

Und der lange Heinrich fuhr fort:

„Also man kommt her, es stimmt alles mit dem Vermögen und der Schönheit, nur eines stimmt nicht: Es ist schon ein anderer vorher dagewesen, man ist nicht mehr der erste! Da kriegt man's mit dem kalten Zorn, möchte diesem andern ans Leder, aber es geht nicht. Das Mädel tut einem leid, wie es sich barmt und grämt, und noch etwas kommt hinzu: sie hat Vertrauen zu einem, fragt in ihrer Hilflosigkeit und Verlassenheit um Rat! Fragt gar nicht, wie es unsereinem zumut ist, trampelt einem auf dem Herzen 'rum und will, daß man ihr helfen soll."

Der Hauptmann Rabenhainer mußte sich zum Fenster wenden. Er entsann sich einer ähnlichen Situation vor wenigen Tagen, und es dauerte eine ganze Weile, bis er wieder ruhig sprechen konnte.

„Das ist das erste, was ich über die Mike Retels-

dorf höre. Hier in dem kleinen Neſt hockt man nahe beieinander, und ich hab' mir immer erzählen laſſen, ſie wär' anders als die jungen Mädels im Städtchen."

Heinrich Kremzow zerdrückte die ausgegangene Zigarre zwiſchen den groben Fingern.

„Anders wohl, Herr Hauptmann, aber ich weiß nicht, ob beſſer. Vielleicht nur heimlicher, oder mehr die Mutter, denn die hat immer ängſtlich geſorgt, daß die Tochter vor den Leuten nicht ins Gerede kommt."

„So, ſo," ſagte der kleine Rabenhainer, „das muß ja ein ausgemachter Hundsfott ſein, der ſo ein liebes Mädel an der Naſe herumführt!"

Heinrich Kremzow ſtand auf, ſtützte ſich ſchwer auf den Tiſch.

„Dieſer Hundsfott dient in Ihrer Kompagnie, Herr Hauptmann. Es iſt der Leutnant Hans von Naugaard!"...

Der kleine Rabenhainer fuhr auf, ſeine ſtahlblauen Augen wurden dunkel vor jäh aufſteigendem Zorn.

„Kremzow, Sie haben viel bei mir zugute, aber wahren Sie Ihre Zunge! Sie ſprechen von einem Offizier des Bataillons Sporck!"

„Wohl, wohl," erwiderte der andere, „von dem Herrn Leutnant von Naugaard. Aber wie würden Herr Hauptmann ſonſt einen Menſchen bezeichnen, der ſich mit einem anſtändigen Mädel faſt zwei Jahre lang herumzieht, allerhand Hoffnungen aufwuchern läßt, ſozuſagen, und ſich nachher nicht mehr zu erkennen gibt? Wo die Deern ihr eigenes Leben eingeſetzt hat, um ihn vor dem Verdacht wegen dem Wilddieben zu bewahren?... Während die Herren Leutnants alle drüben in Rohnſtein zu Beſuch waren, iſt ſie hingegangen, hat dem Herrn Forſtmeiſter ſeinen beſten Hirſchbullen totgeſchoſſen."

„Sie ſind verrückt, Kremzow", ſagte der Hauptmann Rabenhainer, griff mit unruhiger Hand nach einer neuen Zigarette. „Oder das Mädel wollte ſich vielleicht vor Ihnen ein bißchen intereſſant machen!"

Der andere aber drüben auf dem Sofa ſchüttelte den harten Langſchädel mit dem kurzgeſchnittenen, weißblonden Haar.

„Herr Hauptmann ſprachen vorhin von den engen Verhältniſſen im Städtchen, im Lenzburger Fiſcherhof geht's noch enger zu. Nur nach außen hin halten die alten Fiſcherknechte zuſammen, laſſen ſich lieber die Zähne ausbrechen, ehe ſie zu 'nem Fremden ein Wort über die Herrentochter ſprechen. Aber mit mir iſt das was anderes, ich bin doch ‚Couleur' mit ihnen. Und vielleicht haben ſie Mitleid mit mir, weil ich's gar zu deutlich gezeigt hab', wie es in mir ausſieht wegen der braunen Mike. Das übrige aber hat mir die Deern ſelbſt erzählt in ihrer Angſt und Ratloſigkeit. Der Herr von Naugaard hat immer die Hirſche totgeſchoſſen, die Geweihe aber hat ſie in 'ner Garnkiſte verpackt und am andern Tag in ſeine Heimat geſchickt."

„Es iſt gut," ſagte der kleine Rabenhainer, „und ich nehme von Ihrer Anzeige Kenntnis, Herr Kremzow. Ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß Sie Ihre Ausſagen werden beſchwören müſſen."

Da kam es aus der breiten Bruſt da drüben wie ein dumpfes Grollen, eine grobe Fauſt fiel ſchwer auf den Tiſch, daß Flaſche und Gläſer klirrten.

„Mit Vergunſt, Herr Hauptmann, ich bin kein Denunziant. Mir geht's nur um das Mädel und Sie! Weil ich immer gehört hab', ein Kompagniechef muß ſeinen Dienſt aufgeben, wenn einer von ſeinen Herren

Leutnants ſich als ein heimlicher Verbrecher erweiſt, und er hat nichts davon gemerkt."

„Na alſo los, ſprechen Sie", ſagte der kleine Rabenhainer, und der lange Heinrich entſchuldigte ſich erſt wegen ſeines ungebührlichen Aufbegehrens, ehe er mit ſeinem Berichte begann.

„Das hab' ich Herrn Hauptmann ſchon erzählt, daß der Herr Leutnant Naugaard der Mike den Abſchied gegeben hat. Da iſt nun die dicke Retelsdorfin hergekommen, ſie würde ihn ſchon zur Räſon bringen, und ſie hat leider das Schreiben gelernt. Hat einen Brief an das Fürſtliche Hofjagdamt geſchrieben, der Wilddieb hätt' wieder ſeine Tätigkeit eröffnet im Rohnſteiner Revier mit einem Vierundzwanzigender, und alle Welt hier in Lenzburg würde ſchon drüber lachen, daß der Herr Forſtmeiſter ihn nicht greifen könnte. Danach iſt dann wohl die Annonce gekommen in der hieſigen Zeitung, dem Herrn von Naugaard aber will ſie hier das Genick abdrehen mit einer Anzeige beim Herrn Forſtmeiſter. Wenn er nicht mehr Leutnant wär', meint ſie, wird er zu ihrer Tochter ſchon paſſen!... Alſo da hab' ich mich aufgemacht, mit dem Herrn Hauptmann Rückſprache zu nehmen. Hätt' ich's früher erfahren, wär' ich früher gekommen, aber vielleicht iſt es noch Zeit, daß der Herr Hauptmann für ſich ſelbſt einen Ausweg finden und den Herrn von Naugaard vermahnen, er möchte ſich nach ſeinem Abſchied zu der Mike Retelsdorf ehrlich verhalten. Es ſchneid't einem in das Herz, wenn man ... ja, wann man dorbie ſteiht un kann nich helpen. So 'ne lütte, vermooſte Deern, un ſei kann doch nix darför?"... Er ſprach mit einem Male platt, zog ein großes rotes Taſchentuch und putzte ſich umſtändlich die Naſe.

Der Hauptmann Rabenhainer aber ſtand ein paar Augenblicke wie in einer Erſtarrung. Wie ein Sturzregen war das alles, der ihm plötzlich auf den ungeſchützten Kopf pladderte. Er eilte an den Schrank, griff nach Überrock und Mütze. Erſt als er ſich haſtig umgezogen hatte, ſchüttelte er ſeinem Beſucher die Hand.

„Ich danke Ihnen, Kremzow, und bitte Sie zugleich um Verzeihung, herzlich und aufrichtig, ich wollte Sie nicht kränken. Nur, Sie werden mich verſtehen: mit uns Offizieren iſt das ebenſo wie mit Ihren alten Fiſcherknechten. Nach außen hin halten ſie wie Stahl und Eiſen zuſammen.“

Draußen war er, eilte ſporenklirrend die Treppe hinab. Heinrich Kremzow aber ſtand langſam auf, trank bedächtig ſein Glas leer, wie es ſich wohl gehörte in einem Hauſe, in dem man zu Gaſte war, und ſteckte ſich die ausgegangene Zigarre wieder an.

Zu dem hereintretenden Jäger aber ſagte er:

„Sie, alſo wenn der Herr Hauptmann mich wieder zu ſprechen wünſchen, ich wohn' dicht beim Fiſcherhof in dem Webergang, beim Hochtboiſten Pillmann, der immer die große Poſaune bläſt in der Bataillonsmuſik, na, Sie wiſſen ja wohl ſchon. Dort bin ich immer um die Mittagszeit 'rum zu finden.“

Er ſtieg die ſteile Treppe hinab, und es wurde ihm ein wenig leichter zumute als auf dem Hinwege. Er hatte ſeine Schuldigkeit getan gegen das arme kleine Mädel, das ſich in Angſt und Herzensnot verzehrte. In ein paar Tagen aber war ſeine Zeit herum, es ging wieder fort von hier, irgendwo anders hin, wo man zwei ſtarke Arme und einen in jeder Art der Fiſcherei bewanderten Mann gebrauchen konnte. Aber nicht mehr auf die Brautſchau! Für dieſes Leben hatte er

im Innern wohl seinen Knacks weg, und er glaubte nicht, daß ihm eine andere je wieder so gefallen könnte wie die braune Mike vom Lenzburger Fischerhof. —

* * *

Der Hauptmann Rabenhainer eilte die schmale Gasse hinauf, die zum Marktplatz führte, auf dem halben Wege begegnete ihm der Kommandeur. Und schon von weitem winkte er ihm zu.

„Lieber Rabenhainer, ich wollte zu Ihnen, zu einer kurzen Besprechung im Vertrauen. Soeben war der Forstmeister Rüdiger bei mir, kam wieder auf diese vertrackte Wilddiebsgeschichte zurück, und ich muß sagen, das hat mich doch sehr beunruhigt. Man müßte vielleicht ... "

„Verzeihung, Herr Oberstleutnant," sagte der Hauptmann erregt, fiel seinem Vorgesetzten wider alles Herkommen ins Wort, „der Forstmeister hat recht. Der Wilddieb ist einer von unsern Offizieren. Der Leutnant von Naugaard von meiner Kompagnie!"

Der Oberstleutnant richtete sich auf, in sein glattrasiertes Gesicht trat ein strenger Ausdruck.

„Herr Hauptmann Rabenhainer, ich nehme an, daß Sie diese schwere Beschuldigung nicht aussprechen würden, wenn Sie dafür keine zwingenden Beweise hätten!"

„Sehr wohl, Herr Oberstleutnant, die habe ich — leider!" Und mit kurzen Worten berichtete er, was ihm der Fischer Heinrich Kremzow vor wenigen Minuten erzählt hatte. Der Kommandeur hörte ihm schweigend zu, nickte nur ein paarmal dazwischen mit dem Kopfe.

„Es ist gut, Rabenhainer, kommen Sie, vielleicht können wir noch das Allerschlimmste abwenden."

Seine Stimme klang heiser, und er blickte ins Leere,

als glaubte er ſelbſt nicht mehr an dieſe Hoffnung. Danach ſchritten ſie quer über den Marktplatz nach der andern Seite des Städtchens, gingen ſo eilig dahin, als es möglich war, ohne vor den an offenen Fenſtern ſitzenden Damen des Zivils eine unnötige Neugier zu erregen. Der Poſten vor dem Kaſino präſentierte das Gewehr, der Hauptmann Rabenhainer fragte kurz:

„Iſt der Leutnant von Naugaard zu Hauſe?“

„Sehr wohl, Herr Hauptmann. Ich habe nicht geſehen, daß der Herr Leutnant fortgegangen ſind.“

„Sonſt was Neues?“

„Sehr wohl, Herr Hauptmann! Der Herr Forſtmeiſter aus Rohnſtein war hier, fragte nach der Wohnung vom Herrn Leutnant. Da hab' ich ihn 'reingelaſſen.“

„Und iſt der Herr Forſtmeiſter noch hier?“

„Nein, Herr Hauptmann! Er hat ſich drinnen nur ein paar Minuten aufgehalten, iſt gleich wieder in die Stadt zurückgegangen.“

„Danke,“ ſagte der Hauptmann Rabenhainer, und zu dem Kommandeur gewandt, fügte er halblaut hinzu: „Wir brauchen uns wohl nicht mehr ſo zu beeilen, Herr Oberſtleutnant, ich fürchte, wir kommen zu ſpät!“...

* *
*

Der Leutnant von Naugaard wollte bei dem unverhofften Eintritt ſeiner Vorgeſetzten aufſpringen, aber er mußte ſich an der Tiſchkante emporziehen, die zitternden Knie verſagten ihm den Dienſt. Und ein Bild des Jammers ſtand er da, die Haare zerzauſt und die Augen vom Weinen verquollen, das hellblonde Schnurrbärtchen von Blut rot gefärbt.

„Um Gottes willen, Naugaard, was iſt nur geſchehen?“ Der Kommandeur trat teilnahmsvoll einen

Schritt näher, stützte sich auf seinen Säbel. Und der Leutnant von Naugaard wollte antworten, aber nur ein lautes Aufschluchzen kam aus seiner Brust. Und es dauerte eine ganze Weile, bis er in abgerissenen Worten berichten konnte:

„Herr Forstmeister Rüdiger stand auf einmal hier in meinem Zimmer. Ich war natürlich sehr überrascht... und ja, wie dann alles kam... Also dann, ja, zeigte er mir einen Zettel, ob das wahr wäre, was drauf stände. Darauf sagte ich etwas, und dann geschah das Fürchterliche." Er schlug die Hände vors Gesicht, die Tränen quollen ihm zwischen den Fingern hindurch, und nur stoßweise kamen die Worte: „Entehrt... beschimpft und geschlagen... Wie einen Lappen schüttelte er mich hin und her..."

Der Oberstleutnant mußte sich abwenden, ein dicker Knäuel stieg ihm im Halse empor. Der Hauptmann Rabenhainer aber trat näher, und seine Stimme klang hart:

„Herr von Naugaard, ich sehe an der Wand Ihren Degen hängen. Ich wundere mich, daß er noch so blank dahängt!"

Der Leutnant von Naugaard ließ die Hände sinken, sah seinen Kompagniechef aus den verquollenen Augen hilflos an.

„Wie sollte ich wohl, Herr Hauptmann?... Ich hatte mir schon seit dem Abend in Rohnstein ... ja, da hatte ich mir vorgenommen, ehrliche Abbitte zu leisten ... vielleicht, daß man mir verziehen hätte. Und es war ja wohl ein bißchen verrückt, aber ich bildete mir ein, ich würde... also ich könnte vielleicht an Fräulein Elsbeth Rüdiger eine Fürsprecherin bei ihrem Herrn Vater gewinnen..."

„Verdammt!“ ... Der Hauptmann Rabenhainer biß die Zähne aufeinander, und er mußte ſich räuſpern, ehe er wieder mit klarer Stimme ſprechen konnte.

„Weshalb haben Sie mich da belogen, Herr von Naugaard, als ich Sie neulich nach der Felddienſtübung auf Herz und Nieren fragte?“

„Ich bitte, mir die Antwort zu erlaſſen, Herr Hauptmann.“

„Schön! Aber jetzt geſtehen Sie ein, Sie haben in dem Revier des Herrn Forſtmeiſters ſeit anderthalb Jahren gewilddiebt?“

„Sehr wohl, Herr Hauptmann!“

Der kleine Rabenhainer trat näher, auf ſeiner weißen Stirn zeichnete ſich eine feine blaue Ader ab.

„Und, Herr, nicht einmal iſt Ihnen der Gedanke dabei gekommen, daß Sie das Gaſtrecht brachen, dem Offizierkorps, dem Sie anzugehören die Ehre hatten, einen ſchimpflichen Makel anhefteten?“

Der Leutnant von Naugaard antwortete nicht, ſah ſcheu zu Boden. Sein Kompagniechef ſtieß zornig die Säbelſcheide auf die Diele.

„Es iſt gut, davon wird an anderer Stelle zu reden ſein. Ich werde Ihnen jetzt unſern gegenwärtigen Älteſten ſchicken, den Herrn Oberleutnant von Vahlenberg. Beſprechen Sie ſich mit ihm! Und ich glaube, der Herr Oberſtleutnant werden mit mir der Anſicht ſein, daß hier einer jener Fälle vorliegt, in denen ein Offizier auch ohne vorherige Befragung des Ehrenrates eine Forderung ergehen laſſen darf.“

Der Kommandeur machte nur eine zuſtimmende Handbewegung, der Leutnant von Naugaard ſtöhnte auf, ſtützte ſich ſchwer gegen die Tiſchplatte.

„Ich glaube, das wird ... nutzlos sein, Herr Hauptmann... Als der Herr Forstmeister ging, sagte er, ich sollte mir keine Mühe geben. Einem ... also einem ehrlosen Hundeschläger gäbe er keine Genugtuung!"

Danach entstand in dem Zimmer eine lange Pause des Schweigens, man hörte die Fliegen, die mit einem leisen Summen gegen die Fensterscheiben stießen. Endlich hob der Hauptmann Rabenhainer den Kopf, sagte halblaut: „Wenn der Herr Oberstleutnant keine Befehle mehr haben sollten? ... Ich glaube, für den Augenblick ist hier nichts mehr zu tun."

Der Oberstleutnant Brinkmann machte eine unsichere Bewegung nach dem jungen Offizier, der mit niedergeschlagenen Augen neben dem Tische stand. In seinem gütigen Gesicht arbeitete es. Dann aber neigte er den Kopf, schritt schweigend zu der Tür hinaus, die der Hauptmann ihm geöffnet hatte.

„Adieu, Naugaard", sagte der kleine Rabenhainer leise, folgte dem Kommandeur. Als er die Tür hinter sich schloß, glaubte er einen unterdrückten Schrei zu vernehmen, aber er kehrte nicht um...

Sie gingen in das leere Lesezimmer des Kasinos hinüber. Der Hauptmann Rabenhainer schickte eine Ordonnanz an den Herrn Oberleutnant von Vahlenberg im Ratskeller, er möchte sich in einer äußerst dringlichen Angelegenheit sofort zu dem Herrn Leutnant von Naugaard begeben. Danach standen sie schweigend, sahen in den Kasinogarten hinab, in dem auf dem großen Mittelbeet die vielfarbigen Rosen blühten. Die liebe Sonne leuchtete darüber, die sich hinter den Rohnsteiner Buchen langsam zum Untergange neigte, vergoldete die bunten Blüten und grünen Hecken mit warmem Glanz.

Der Oberstleutnant atmete tief auf, griff sich mit der

Hand in den Rockkragen, als wäre er ihm plötzlich zu eng geworden.

„Es ist Ihnen wohl nicht recht zum Bewußtsein gekommen, Herr Hauptmann, daß Sie vorhin so etwas wie ein Todesurteil ausgesprochen haben?"

Der kleine Rabenhainer richtete sich auf, seine Stimme klang heiser.

„Doch, Herr Oberstleutnant! Da es der Kommandeur nicht tat, mußte ich's wohl tun!"

Der Oberstleutnant Brinkmann sah vor sich hin, in seinen Augenwinkeln schimmerte es feucht.

„Ich bin wohl nicht aus dem harten Holz wie Sie! Und ich hatte ihn gern! Jetzt, wo ich ihn verlieren soll, am liebsten eigentlich von meinen grünen Jungens."

„Ich auch! Obwohl er mich belogen hat neulich, als ich ihn auf dem Marktplatz stellte. Wenn wir vor einem Feldzuge ständen, würde ich ihn pardonnieren, in unsern faulen Friedenszeiten aber ist er ein Schädling, der abgestoßen werden muß im stillen, damit das Ganze nicht unter ihm leidet. Und den Respekt vor nutzlosen Menschenleben verlernt man, wenn man vier Jahre dort unten in Afrika gewesen ist."

Der Oberstleutnant wandte den schmalen Kopf:

„Na und wir beide? Wir können jetzt wohl in die Herrengasse gehen zu dem tüchtigen Hutmacher Reinbott. Uns rechtzeitig ein paar Zylinder besorgen für den Abmarsch ins dunkle Zivil?"

„Ich nicht, Herr Oberstleutnant", erwiderte der kleine Rabenhainer, in sein Gesicht trat ein trotziger Ausdruck. „Ich bin mit Leib und Seele Soldat, möchte nicht irgendwo kümmerlich als Postmeister enden mit dem Zivilversorgungsschein, oder als Agent abgegriffene

Klingelzüge ziehen! Ich setze mich zur Wehr, wenn man mir aus diesem Fall von oben her ans Leder will, und ich gedenke, meine Stellung siegreich zu behaupten."

„Ich möchte wissen, wie?" sagte der Oberstleutnant und hob den Kopf.

„Sehr einfach! Und wenn Herr Oberstleutnant gestatten, will ich den Fall in wenigen Worten klarstellen. Also! Der Leutnant von Naugaard hat seine verbrecherische Tätigkeit so geschickt zu verschleiern gewußt, daß nicht einmal seine gleichaltrigen Kameraden, die mit ihm täglich zusammen waren, eine Ahnung davon hatten. Wie sollte ich also davon erfahren, wo ich ihn nur im Dienst sah und mittags die kurze Stunde bei Tisch? Und noch viel weniger Sie, Herr Oberstleutnant! Herr Oberstleutnant waren doch lediglich auf meine Berichte angewiesen, und da diese Berichte ausblieben, konnten Sie sich unmöglich ein eignes Urteil bilden!"

„Das ist richtig", versetzte der Kommandeur und atmete unmerklich auf, der Hauptmann Rabenhainer aber strich sich den buschigen Schnurrbart.

„Dann weiter!... Vor einigen Tagen stellte ich den Leutnant von Naugaard wegen der Wilddiebereien im Rohnsteiner Revier — der Anlaß ist gleichgültig —, und trotz wiederholter Ermahnung log er mich an. Versicherte, er spräche die lautere Wahrheit. Mein Verdacht schlief darauf ein, und als Herr Oberstleutnant bei der Offiziersammlung im Kasino hier die Mitteilung machten, der Forstmeister hätte reuevoll zugestanden, sein Wilddieb wäre ganz wo anders zu suchen, nur nicht im Bataillon Sporck, bin ich so weit gegangen, dem Herrn von Naugaard meinen Verdacht feierlichst abzubitten. Daß der Forstmeister Rüdiger seine Bekundung nur abgab, um ganz ungestört seine Nach-

forſchungen anzuſtellen, konnten wir nicht ahnen. Weder ich noch Sie, Herr Oberſtleutnant!"

Der Kommandeur ſchüttelte mit dem Kopf.

„Das iſt Sophiſterei!"...

Der Hauptmann Rabenhainer aber reckte die ſehnige Geſtalt, in ſeinen blauen Augen blitzte es auf.

„Ach nein, Herr Oberſtleutnant, nur die gerechte Notwehr zweier Männer, die in einer zu den höchſten Zielen führenden Laufbahn nicht über einen kleinen Taugenichts von Leutnant ſtraucheln wollen. Und, es klingt vielleicht ein wenig anmaßend: Ich bin mir zu ſchade dazu! Mein Kopf ſoll dem Vaterlande noch etliche Dienſte erweiſen, aber nicht mit einem verbeulten Zylinder oben drauf, und unten an den Beinen ein paar ſchiefgetretene Stiefelabſätze!"...

Der Kommandeur ging zum Fenſter, ſah in innerlichem Kampfe hinaus über den Garten und den im letzten Sonnenglanze gleißenden See. Eine dunkle Wolke hatte ſich über die obere Hälfte der Sonne gehängt, purpurn glühte es an ihr auf, und wie Blut lag es über dem flimmernden Waſſer.

Der Hauptmann Rabenhainer trat näher an ſeinen Chef heran, ſeine Stimme klang eindringlich.

„Herr Oberſtleutnant, was ich vorhin ſagte, war die Wahrheit. Der Forſtmeiſter Rüdiger hat uns getäuſcht. Aus welchem Grunde, müſſen *wir* doch nicht unterſuchen! Alſo, wie wäre es, wenn Herr Oberſtleutnant noch heute einen kurzen Bericht aufſetzten an das Generalkommando und morgen mit dem Früheſten ſelbſt hinüberführen? Eine perſönliche Ausſprache mit Seiner Exzellenz dürfte ſehr von Nutzen ſein!"

„Ich will's mir überlegen", ſagte der Kommandeur,

griff nach seiner Mütze. „Jedenfalls danke ich Ihnen und bitte, mich auf dem laufenden zu halten."

Der Hauptmann Rabenhainer gab ihm das Geleit. Als er hinter dem Abgehenden die Tür schloß, flog es um seine Lippen wie ein geringschätziges Lächeln. Und unwillkürlich kam ihm ein Bild wieder in den Sinn aus jenen Jahren im fernen Afrika. Im Hintergrunde ein brennendes Dorf und vorn eine Anzahl geschaufelter Gruben, schwarze Gestalten davor, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Der Feldwebel, der das Peloton kommandierte, sah zu ihm hinüber, er aber senkte schweigend den Degen.

„Feuer!" klang das Kommando, die schwarzen Gestalten sanken hinten über, kaum daß der rote Strahl aus den Gewehrmündungen gefahren war. Das Schwächere machte Platz, und das Stärkere ging seinen ehernen Pfad...

Er schritt wieder zu der Tür, drückte auf die Klingel, die Ordonnanz kam herein.

„Herr Hauptmann befehlen!"

„Gehen Sie hinüber zum Herrn Leutnant von Naugaard und sagen Sie dem Jäger, für alle Fälle wäre ich hier im Lesezimmer zu finden."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Die Ordonnanz trat wieder ab, er griff nach einer auf dem runden Tische liegenden Zeitung und versuchte zu lesen. Aber die Buchstaben verschwammen ihm vor den Augen, immer mußte er nach dem langen Gang hinhorchen, ob nicht, ein paar Stuben weiter, ein dumpfer Hall erdröhnte, ein Zeichen, daß ein armer Junge seinem verpfuschten Leben das Ende gesetzt hatte...

*

Ein ſporenklirrender Tritt erklang vor der Tür, das Klappern eines Säbels. Der Hauptmann Rabenhainer blickte von der Zeitung auf, ſein Oberleutnant von Vahlenberg ſtand im Zimmer. In ſichtlicher Aufregung, kaum daß er ſich die Mühe nahm, zu grüßen und die Anrede des Vorgeſetzten abzuwarten.

„Herr Hauptmann, ich komme ſoeben von Herrn von Naugaard. Er hat mich beauftragt, dem Herrn Forſtmeiſter Rüdiger in Rohnſtein eine ſchwere Forderung zu überbringen. Da es ſich um eine heimtückiſch ausgeführte tätliche Beleidigung handelt, könnte von einer vorherigen Befragung des Ehrenrates Abſtand genommen werden."

„Das iſt die Wahrheit," erwiderte der kleine Rabenhainer, „ich ſelbſt habe es im Verein mit dem Herrn Oberſtleutnant vor einer Viertelſtunde etwa feſtgeſtellt. Und ich wundere mich ein wenig, daß Sie nicht ſchon längſt unterwegs ſind!"

Der Oberleutnant von Vahlenberg richtete ſich auf.

„Verzeihung, Herr Hauptmann, es iſt mir wohl bekannt, daß ſolche Angelegenheiten im allgemeinen mit der größten Beſchleunigung zu behandeln ſind. Ich möchte nur perſönlich bemerken, ich hatte die Abſicht, zu dem Herrn Forſtmeiſter in ein nahes verwandtſchaftliches Verhältnis zu treten. Der Auftrag des Herrn von Naugaard iſt mir alſo im höchſten Grade peinlich, und ich möchte gebeten haben, damit vielleicht einen der andern älteren Kameraden zu betrauen."

Der Hauptmann Rabenhainer ſchlug ſich mit der flachen Hand vor die Stirn.

„Ja, richtig, daran hatte ich bei all der Aufregung nicht gedacht ... Aber entſchuldigen Sie, Herr von

Vahlenberg: Sie ſagten ſoeben, Sie ‚hatten!‘ Darf ich fragen, ob dieſe Abſicht noch weiter beſteht?“

Der Oberleutnant warf den Kopf in den Nacken zurück, in ſein Geſicht trat ein hochmütig-abweiſender Ausdruck.

„In dieſer Frage habe ich wohl nur mir ſelbſt Rechenſchaft abzulegen! Aber, wenn es Herrn Hauptmann intereſſiert: Nach den Aufklärungen des Kameraden von Naugaard beſteht die vorhin erwähnte Abſicht natürlich nicht mehr. Ich habe mit ſchwerem Herzen einen Schnitt vollziehen müſſen.“

„Um Gottes willen“, ſagte der kleine Rabenhainer, trat erſchreckt einen Schritt auf den andern zu. „Das arme Mädel kann doch nichts dafür?... Und Sie, Herr von Vahlenberg, wären doch in der Lage, nach nichts anderm zu fragen, als nur nach dem eignen Herzen. Wenn es Ihnen nicht mehr paßt, können Sie den grünen Rock da jeden Tag ausziehen!“

„Sehr wohl, Herr Hauptmann, das könnte ich! Aber es geht nicht an, daß ich meiner Familie eine junge Dame zuführe, deren Vater die Ehre eines Offiziers mit Füßen getreten hat!“

Den kleinen Rabenhainer übermannte jählings der Zorn, er knitterte das Zeitungsblatt, das er noch immer in der Hand hielt, zuſammen. Aber wer ein Leben lang gewöhnt war, ſich in ſtraffer Selbſtzucht zu halten, fand ſich raſch wieder zurecht.

„Es iſt gut, Herr von Vahlenberg, an Ihrem außerdienſtlichen Verhalten, ſoweit es ſich mit den einem Offizier zukommenden Anſchauungen deckt, habe ich keine Kritik zu üben. Ich ſetze als ſelbſtverſtändlich voraus, daß Sie zu niemand als zu mir von Ihrer vormaligen

Absicht gesprochen haben, Fräulein Elsbeth Rüdiger zu Ihrer Gattin zu machen?"

Der Oberleutnant von Vahlenberg blickte unsicher auf.

„Der Sinn dieser Frage ist mir nicht recht verständlich, Herr Hauptmann?"

„Es ist sehr einfach", sagte der kleine Rabenhainer langsam, wog jedes einzelne Wort. „Falls Sie diese Frage bejahen müßten, würden mit mir wohl sämtliche Kameraden der Ansicht sein, Sie hätten eine in jeder Beziehung achtbare junge Dame der hiesigen Gesellschaft in frivoler und unzulässiger Weise kompromittiert. Da aber ein solches Verhalten mit den vorhin erwähnten, einem Offizier zukommenden Anschauungen unvereinbar wäre, könnten Sie sich die weiteren Folgen selbst ausmalen."

Das Gesicht des Herrn von Vahlenberg verfärbte sich.

„Ich verstehe, Herr Hauptmann. Ich gebe die Versicherung, daß diese Angelegenheit von mir mit aller notwendigen Diskretion behandelt worden ist."

„Das genügt mir vorläufig. Alles übrige haben Sie wohl mit sich selbst abzumachen. Und nun ersuche ich Sie, den Auftrag Ihres Kameraden Naugaard ohne jede weitere Verzögerung auszuführen."

„Herr Hauptmann?" Der Herr von Vahlenberg trat betroffen einen Schritt zurück: „Soeben gestattete ich mir doch zu bemerken, daß diese Mission mir unter den obwaltenden Umständen im höchsten Grade peinlich sein müßte!"

„Danach geht's nicht im Dienst, Herr von Vahlenberg. Und wer über ein so robustes Gewissen verfügt, wie Sie, braucht sich wohl nicht an solchen Kleinigkeiten zu stoßen. Nachdem Sie sich in wenigen Minuten

entſchloſſen haben, Fräulein Elsbeth Rüdiger den Traditionen Ihrer Familie zu opfern, wird es Ihnen doch gewiß auch ein leichtes ſein, ihrem Herrn Vater eine Forderung zu überbringen?"

Der Herr von Vahlenberg klappte die Hacken zuſammen, ſeine Linke preßte ſich um den Säbelkorb.

„Herr Hauptmann, die in dieſen Bemerkungen enthaltene Kritik meiner Handlungsweiſe muß ich mir gehorſamſt verbitten!"

„Sie können ſich über mich beſchweren, wenn Sie ſich dadurch verletzt fühlen!"

„Außerdem aber," fuhr der Oberleutnant in ſteigender Erregung fort, „glaube ich zu wiſſen, woher die offenkundige Feindſeligkeit ſtammt, mit der Herr Hauptmann mich vom erſten Tage an behandeln."

Der kleine Rabenhainer ſchloß einen Moment lang die Augen. Er brauchte nur zu ſagen: „Sie irren ſich, Herr von Vahlenberg. Wenn Sie für ‚Feindſeligkeit' den Ausdruck ‚Verachtung' ſetzen wollten" — und er hatte den andern dort, wohin er eigentlich gehörte, vor der Mündung einer Piſtole. Aber dem Bataillon Sporck war ſchon genug Unheil geſchehen an dieſem Tag... Er atmete tief auf und ließ die ſchon erhobene Hand wieder ſinken.

„Sie haben recht, Herr von Vahlenberg, ich bin Ihnen nicht wohlgeſonnen. Und jetzt glaube auch ich zu wiſſen, weshalb Sie gerade mich zum Vertrauten Ihrer Zukunftspläne erwählten."

„Sehr wohl, Herr Hauptmann! Sie ſind auf dem richtigen Wege. Es war eine kleine Revanche für allen mir zugefügten Ärger!"

Um den ein wenig weichlich geſchnittenen Mund des Herrn von Vahlenberg flog ein bösartiges Lächeln.

„Und da wir gerade dabei sind, uns das letzte zu sagen, was Männer in unsrer Lage sich zu sagen haben: Ich habe Sie wohl beobachtet heute vor acht Tagen in Rohnstein. Der Weg ist frei! Ein Offizier, der kurz vor seinem Abschiede steht, braucht nicht dieselben Rücksichten zu nehmen wie ein aktiver."

„Herr von Dahlenberg?"

„Herr Hauptmann?"

Ein Wimperzucken lang sahen sich die beiden Männer haßerfüllt in die Augen. Der kleine Rabenhainer wandte sich ab, zuckte mit den Achseln.

„Es lohnt nicht der Mühe! Und wir vergessen, daß da drüben auf der andern Seite des Korridors ein armer Junge auf die Ausführung seines letzten Auftrages wartet."

„Sehr wohl! Haben Herr Hauptmann sonst noch Befehle?"

„Nicht, daß ich wüßte. Ich bitte nur, mich von der Antwort des Herrn Forstmeisters Rüdiger sofort in Kenntnis zu setzen!"

„Sehr wohl, Herr Hauptmann!"

Der Herr von Dahlenberg nahm mit kurzer Verneigung die Hacken zusammen, verließ sporenklirrend das Zimmer. Der Hauptmann Rabenhainer aber blieb allein zurück, steckte sich eine seiner billigen Zigaretten an, und allerhand blutrünstige Bilder traten vor sein Auge. Er sah sich einem andern gegenüberstehen, beide hatten sie in rascher Aufwallung die Degen gezogen, wie früher wohl die Ritterbürtigen, wenn der gegenseitige Haß die Klingen entlang lief, um in lodernder Flamme an der Spitze emporzuzüngeln. Um die weibischen Lippen des Gegners flog ein höhnisches Lächeln,

und er stieß zu, daß das Eisen zum Nacken wieder herauskam...

Er schritt langsam heimwärts durch die dunstigen Gassen des Städtchens, über denen tagsüber die Sonne gebrannt hatte. Unterwegs begegnete ihm ein Jäger der eignen Kompagnie. Trat auf sechs Schritte Entfernung vom Bürgersteig auf die Straße hinab, schickte sich an, Front zu machen. Da winkte er ab und kehrte in seinen Gedanken wieder zur Wirklichkeit zurück. Haderte mit dem alten Freunde drüben in Rohnstein, der sich eigenmächtig sein Recht gesucht hatte, wie ein tobendes Wildwasser in das Gehege des Bataillons eingebrochen war. Unfriede und Verwüstung blieben auf seiner Spur...

Und wie hatte der andre gesagt? „Herr Hauptmann, der Weg ist frei!"... Das stimmte nicht. Für jeden Offizier des Bataillons Sporck war vom heutigen Tage an das Haus des Forstmeisters verfemt, und mit ihm alles, was dazu gehörte. Man blickte wieder zur Seite, wenn man sich zufällig auf der Straße begegnete. Und auch ihm war der Weg verwehrt nach der andern Seite des Sees: „Lieber alter Freund, wie konnten Sie bloß? Haben Sie nicht an Ihr Kind gedacht, als Sie Ihrem jähen Zorn die Zügel schießen ließen?"...

VIII.

Nach dem Besuche bei Herrn und Frau Oberstleutnant Brinkmann hatte Elsbeth ihre Visitentour allein fortsetzen müssen. Ein kleiner Junge war an den Wagenschlag getreten — der Ähnlichkeit nach ein Sprößling der zahlreichen Familie des Fischers Traugott Claassen —, hatte einen zusammengeknifften Zettel überreicht. Der Forstmeister rückte das schmierige Stück Papier in den gehörigen Abstand von den weitsichtigen Augen, stutzte erst, las noch einmal und lachte kurz auf. Ein seltsames, trocknes Lachen, und die Hand, die den Zettel hielt, zitterte merklich.

„Es ist gut", sagte er zu dem kleinen Jungen, der sich nach dem erhaltenen Bescheide von dannen trollte, und stieg hastig aus dem Wagen.

„Du mußt allein weiterfahren, Elsbeth. Ich habe eben eine ganz dringende Meldung bekommen, wir treffen uns nachher am Stadttor. Vielleicht bin ich schon vor dir wieder da."

„Lieber Papa," fragte sie besorgt, „möchtest du mir nicht sagen, um was es sich handelt? Du hast mir doch sonst immer dein Vertrauen geschenkt!"

„Ah nein, mein Kind", erwiderte der Forstmeister, und über sein verwittertes Gesicht flog ein ingrimmiges Leuchten: „Die Sache geht nur mich an und einen andern, der mich nun die längste Zeit zum Narren gehalten hat. Aber hab' keine Angst, sie wird ganz diskret abgemacht, nur unter vier Augen!"

„Um Gottes willen, Papa," sagte sie in jähem Erschrecken, wollte ihn zurückhalten. Aber der alte Herr wehrte zornig ab, lief fast dem Eingange der schmalen Gasse zu, die vom Marktplatze nach dem Kasino führte. Am liebsten wäre sie ihm nachgeeilt, aber von der Veranda des Hotels zum Ratskeller, auf der einige der Honoratioren des Städtchens beim Vesperschoppen saßen, blickten neugierige Augen herüber. Da bezwang sie sich, nahm bei aller Seelenangst eine gelassene Miene an.

„In die Schrangengasse zu Frau Hauptmann Rademacher."

Der alte Jochen griff an den Zylinderhut mit der weißgelben Rosette, ließ die Schimmel ausgreifen, daß auf dem Steinpflaster die Funken stoben. Er hätte dem gnädigen Fräulein wohl sagen können, was dem Herrn Forstmeister den Sinn verstörte, aber ein schweres Verbot band ihm die Zunge.

Elsbeth kam in der Schrangengasse wieder die Treppe herab, der Jäger an der Glastür im ersten Stock hatte den Bescheid gebracht, Frau Hauptmann Rademacher wäre nicht zu Hause. Sie wollte wieder in den Wagen steigen, aber ein heller Anruf hielt sie zurück. Frau Brinkmann kam eilig vom Marktplatze her, winkte mit dem Sonnenschirm. Da zog sich ihr in jähem Schreck das Herz zusammen: die sicherlich nicht zufällige Begegnung hing doch irgendwie mit dem sonderbaren Benehmen des Vaters zusammen?

Zunächst aber war die Befürchtung grundlos. Die Gattin des Kommandeurs fragte nur, wie weit sie mit ihren Besuchen wäre, und als sie erwiderte, sie hätte noch den größten Teil vor sich, meinte die hohe Dame leichthin, das wäre wohl auch bei einer andern Ge-

legenheit abzumachen. Und sie fragte weiter, wohin sich der Papa begeben hätte.

„Er ist durch eine dienstliche Angelegenheit plötzlich abgerufen worden. Vor dem Stadttor soll ich ihn mit dem Fuhrwerk erwarten."

„Scharmant," sagte Frau Brinkmann, „dann begleite ich Sie das Endchen. Ich habe eine Kleinigkeit mit Ihnen zu besprechen."

Und während sie die schmale Schrangengasse entlang gingen, die sich vom Marktplatze her im Bogen am Seeufer hinzog bis zu dem alten Ziegeltor — das Schimmelgespann kam im Schritt hinter ihnen her, biß in die Zügel und nickte mit den Köpfen unter der Hand seines Führers — wälzte die Gattin des Kommandeurs einen schweren Stein auf das Herz ihrer jugendlichen Begleiterin.

„Mein liebes Kind, Sie haben vorhin, als wir allein waren, eine Andeutung gemacht, aus der ich entnehme, ich werde bald die Freude haben, Sie unter den Angehörigen meines Offizierkorps begrüßen zu dürfen."

Elsbeth senkte das errötende Gesicht.

„Gnädige Frau, ich wüßte nicht..."

Frau Brinkmann lächelte.

„So direkt natürlich nicht, aber wir haben uns wohl verstanden. Ich wollte damit auch nur sagen, daß Sie sich dem Offizierkorps sicherlich schon jetzt eng verbunden fühlen, seine Interessen und Besorgnisse teilen."

„Gewiß, gnädige Frau!"

„Nun denn" — Frau Brinkmann blieb einen Augenblick stehen — „ich kann mich der Befürchtung nicht entschlagen, daß sich dabei vielleicht einige Schwierigkeiten ergeben könnten."

„Um Gottes willen", sagte Elsbeth, griff nach dem

Herzen. Die Gattin des Kommandeurs sprach ihr begütigend zu, noch wäre es ja nicht so weit, und nach einem Weilchen fragte sie: „Ist es Ihnen bekannt, daß zwischen Ihrem Herrn Papa und dem Bataillon mehr als anderthalb Jahre ein schweres Zerwürfnis bestand?"

„Nein, gnädige Frau, er hat mir nie was davon geschrieben. Und weshalb, wenn ich fragen darf?"

„Weil Ihr Herr Papa dem Offizierkorps ein böses Unrecht zugefügt hat. Ein Wilddieb machte sich unliebsam bemerkbar in seinem Revier, und er fühlte sich bemüßigt, ihn durchaus unter unsern jungen Leutnants zu suchen."

Elsbeth richtete sich auf.

„Verzeihung, gnädige Frau, ich bin es von meinem Vater nicht gewohnt, daß er jemand leichtfertig zu nahe tritt."

Die Gattin des Kommandeurs legte ihr die Hand auf den Arm.

„Liebes Kind, das alles wollen wir jetzt einmal beiseite lassen. Ihr Herr Papa hat kurz nach Ihrer Rückkehr meinem Manne aufs bestimmteste erklärt, er wäre die ganze Zeit über in einem höchst bedauerlichen Irrtum befangen gewesen. Darauf fand der reizende Abend statt, an dem wir alle Sie in Rohnstein drüben begrüßten, alles war in der schönsten Ordnung, und jetzt kommt der alte Herr mit einem Male wieder her, setzt meinem Manne mit allerhand unbilligen Zumutungen zu. Ich möchte sagen, wie eine fixe Idee ist es, die ihn nicht mehr losläßt."

Elsbeth fühlte die Knie unter sich wanken. Das böse Wort hatte sie im innersten Herzen getroffen, erhellte wie ein jäh aufblitzendes Wetterleuchten so manches,

was in diesen Tagen dunkel vor ihr gelegen hatte. Aber das konnte und durfte nicht wahr sein!... Und sie stand tapfer zu dem geliebten Vater.

„Gnädige Frau, mein Papa wird seine Gründe haben. Und mir kommt es nicht zu, Kritik zu üben."

„Gewiß nicht, mein liebes Kind," versetzte Frau Brinkmann eifrig, „nur hier stehen höhere Interessen auf dem Spiele. Falls Ihr Herr Papa auf seinem Verdacht beharren würde, dürften sich wiederum unliebsame Komplikationen ergeben. Eine Wiederholung des Zerwürfnisses und, damit zusammenhängend, ein gänzliches Aufhören aller neugeknüpften Beziehungen."

Über das offene Gesicht des jungen Mädchens flog ein heller Schein.

„Ah nein, gnädige Frau! Der eine, auf den es dabei allein ankommen dürfte, denkt wohl anders! Ich glaube nicht, daß er sich von so kleinlichen Rücksichten bestimmen lassen würde."

„Meine liebe Elsbeth," sagte die Gattin des Kommandeurs warnend, „ich an Ihrer Stelle würde nach einer Bekanntschaft von wenigen Tagen nicht so sicher urteilen. Man erspart sich Enttäuschungen. Und nun stellen Sie sich nur ganz klar vor, was geschehen müßte, wenn die Beziehungen zwischen Rohnstein und dem Bataillon wieder einmal brüsk abgebrochen wären. Der Offizier, der in Ihrem Hause weiterverkehren wollte, müßte zuvor seinen Abschied nehmen!"

„Gnädige Frau!"

Elsbeth blieb stehen, griff nach dem Herzen. Frau Brinkmann aber nahm ihren Arm, zog sie weiter, damit die aus den Fenstern blickenden kleinen Leute keinen Grund zu unnützen Mutmaßungen bekämen. Und im Weiterschreiten sprach sie ihr gütlich zu.

„Noch sind wir ja nicht so weit, liebes Kind, das alles sind gewissermaßen nur Wenn und Aber! Es tut mir leid, daß ich so deutlich mit Ihnen sprechen mußte, aber es ist wohl besser, man sieht eine Gefahr, als daß man mit geschlossenen Augen in einen Graben fällt. Und die Männer sind eine merkwürdige Rasse. Schreiten mit groben Füßen und Ellenbogen durchs Leben, wie mit einem Leitseil durch die Nase, und es heißt Pflicht und Ehre und noch einmal Pflicht. Da müssen wir Frauen dann herkommen, mit leiser Hand alles beiseite schieben, was bei diesem rücksichtslosen Vorwärtsschreiten Schaden nehmen könnte. Oder ab und zu an einer besonders heiklen Stelle eine Warnungstafel aufrichten: ‚Vorsicht! Zerbrechlich!‘... Und da ist dann häufig die überraschende Tatsache zu konstatieren, daß die Herren an dieser Stelle ganz leicht vorbeikommen trotz der groben Ellenbogen und dem Leitseil in der Nase...“

So sprach sie eine Weile lang fort, Elsbeth ging neben ihr her, hörte zu und nickte nur. Eine jähe Angst hatte sie überfallen, preßte ihr das Herz zusammen. Ein Ende weit vor dem Stadttor blieb sie stehen.

„Gnädige Frau, ich danke Ihnen herzlich und will Ihre Ratschläge befolgen. Mein Papa hat mich lieb, ich hoffe, er wird auf meine Bitten hören.“

„Na also,“ sagte Frau Brinkmann mit einem heitern Lächeln, „jetzt haben wir uns endlich verstanden. Alles Gute, mein liebes Kind, und auf baldiges Wiedersehen!“ Sie verabschiedete sich mit einem zärtlichen Kusse auf die Stirn und ging, recht zufrieden, nach Hause. Wieder einmal war es ihrem diplomatischen Geschick gelungen, dem Gatten einen bösen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen...

Elsbeth aber sprang in den Wagen: „Vorwärts, was die Schimmel laufen können!“

An dem roten Gemäuer des Stadttors stand der Vater, winkte schon von weitem mit der Hand. Da beruhigte sich Elsbeth ein wenig, nur als er schwerfällig einstieg, fiel es ihr auf, daß sein Gesicht dunkel gerötet war, wie zuweilen nach einem schweren Trunke. Und sie fragte besorgt: „Hast du Ärger gehabt, Vadding?“

„Nein, mein Kind, eine große Genugtuung.“ Der Forstmeister sprach langsam, als hätte er Mühe, die einzelnen Worte zu formen. „Und nun laß mich! Ich habe vieles zu bedenken!“

Da lächelte Elsbeth und legte sich mit einem Aufatmen in die Kissen zurück. Diese ein wenig beschwerliche Sprache kannte sie noch von früher her, wenn der liebe Alte von einer dauerhaften Sitzung im Ratskeller nach Hause gekommen war. Gewiß war auch bei der so dringlichen Dienstangelegenheit einer guten Flasche der Hals gebrochen worden. Und sie nahm sich vor, die von der Gattin des Kommandeurs gewünschte Aussprache auf eine gelegenere Zeit zu verschieben.

* * *

Im Hofe des Forsthauses schlugen die Hunde an, ein junger Mann in graugrüner Uniform, der vor der Freitreppe auf und ab gegangen war, trat in dienstlicher Haltung an den Wagenschlag, wartete, bis der alte Herr ausgestiegen war. Dann hob er die Rechte an den mit einem stattlichen Gamsbart geschmückten Hut: „Assessor von Schlehenstein. Auf Befehl Seiner Durchlaucht zu Ihrer Unterstützung kommandiert, Herr Forstmeister!“

Elsbeth stand neben dem Vater und sah mit Er-

schrecken, wie die Färbung seines Gesichtes noch dunkler wurde. Und nur in langen Zwischenräumen formten sich ihm die Worte:

„Ich ... danke! Und Sie können ... ruhig wieder umkehren. Ich habe meinen Wilddieb allein..." Ein gurgelnder Laut kam danach, er schwankte und griff ins Leere. Elsbeth sprang hinzu, aber ihre Kräfte reichten nicht aus, den schweren Körper vor dem Sturze zu bewahren, nur mit dem eignen Leibe konnte sie sich dazwischenwerfen, damit das teure Haupt nicht gegen die scharfe Steinkante der Freitreppe schlug...

Die alte Trine schrie gellend auf, das Gesinde kam herbeigerannt, und es gelang nach einiger Mühe, den bewußtlosen alten Herrn ins Innere des Hauses zu tragen. Elsbeth stand auf, folgte langsam und konnte im Augenblick nichts andres denken, als daß ihr Sonnenschirm bei dem Sturze zerbrochen war. Irgend jemand ging neben ihr her, erschöpfte sich in Entschuldigungen, er hätte unmöglich ahnen können, daß seine Mission, die er nur ungern übernommen habe, einen solchen Ausgang zeitigen würde. Elsbeth war es, als summte eine zudringliche Mücke an ihrem Ohr, unwillig hob sie die Hand. Da blieb der Lästige zurück, und sie saß lange an dem Bette des Vaters, unfähig, irgendeinen Gedanken zu fassen. Nur von Zeit zu Zeit horchte sie auf, ob nicht der Wagen wieder zurückkäme mit dem Arzt...

Der Kranke bewegte sich, unruhig fuhr seine Hand auf der Bettdecke hin und her. Da erneuerte sie den kühlenden Umschlag über seiner Stirn, fiel in die Knie und sprach neben seinem Ohr liebreiche Worte. Alles würde wieder gut werden, nur ein wenig Geduld müßte er haben... Eine gewaltige Anstrengung ging durch

ſeinen Körper, das Auge auf der rechten Seite, die von der Lähmung nicht betroffen war, öffnete ſich weit, ſah ſie mit einem ſeltſam bittenden Ausdrucke an. Und von den dunkelblau gefärbten Lippen kam ein Lallen. Sie bat ängſtlich, er möchte ſich ſchonen, aber die Bitte verklang ungehört. Und plötzlich formte das hilfloſe Stammeln ſich zu deutlichen Worten.

„Keine Angſt ... alles unter vier Augen ... hätte nicht lachen ſollen... Das übrige ... Rabenhainer ... aus!“

Ein gewaltiges Aufbäumen kam danach, ein ſchreckliches Röcheln und ein langes Ausſtrecken, die geſunde Hand fuhr jählings nach dem Halſe. Nur nach hartem Kampfe ergab ſich der alte Herr dem andringenden Tode...

Elsbeth ſchrie auf, die alte Trine kam aus dem Nebenzimmer herein, führte ſie ſanft zum nächſten Seſſel. Beruhigte die faſſungslos Schluchzende, kniete dann neben dem letzten Lager ihres Herrn nieder und ſprach mit lauter Stimme das Sterbegebet:

„Himmliſcher Vater, der du bei uns biſt vom erſten Tag, verlaß uns nicht in der letzten Stunde. Steh uns bei in aller irdiſchen Pein, hilf uns zur ewigen Seligkeit in Jeſu Chriſti Namen, laß uns nicht vergebens an deine Barmherzigkeit klopfen. Amen!“...

Draußen auf dem Hofe erklang galoppierender Hufſchlag, ein Reiter ſchwang ſich aus dem heißgerittenen Sattel, und Elsbeth ſtand auf, ging auf die Freitreppe hinaus. Ganz natürlich war es, daß der ſich in dieſer Stunde einfand, der unlöslich zu ihr gehörte...

Der Herr von Vahlenberg kam die Stufen hinauf, aber ganz fremd ſah ſein Antlitz aus.

„Mein gnädiges Fräulein, ich bitte um Verzeihung

wegen der Störung zu so später Stunde, ich muß Ihren Herrn Papa in einer dringlichen Angelegenheit sprechen."

„Das geht nicht, Herr von Vahlenberg," sagte sie langsam, „mein lieber Papa ist nicht mehr zu sprechen."

„Wie soll ich das auffassen, mein gnädiges Fräulein? Ich wiederhole, es handelt sich um eine höchst dringliche Angelegenheit."

Sie schüttelte den Kopf mit dem reichen Blondhaar.

„Auch das wird nicht helfen! Mein Vater ist soeben..." Sie wollte sagen „gestorben", aber nur ein kläglicher Wehlaut kam aus ihrer Brust.

Herr von Vahlenberg drehte in einiger Ratlosigkeit seinen Tschako zwischen den Händen.

„Mein aufrichtiges Beileid, Fräulein Elsbeth, damit erledigt sich natürlich mein Auftrag."

Elsbeth hob langsam die Hand.

„Möchten Sie ihn nicht sehen? Er liegt ganz friedlich da."

Der Herr von Vahlenberg biß die Zähne aufeinander, es gab einen knirschenden Laut.

„Ich muß es mir versagen, mein gnädiges Fräulein. Es sind Verhältnisse eingetreten, die meinen Entschließungen eine andre Richtung geben mußten... Höhere Rücksichten machen sich geltend, denen ich mich nicht entziehen darf. Gott tröste Sie in Ihrem gerechten Schmerze."

Elsbeth tastete nach hinten, suchte an dem Türpfosten einen Halt. Die alte Trine, die ihr leise nachgegangen war, griff zu und führte sie ins Haus. Übergab die fassungslos Weinende einer der Mägde und kehrte, so rasch ihre gebrechlichen Füße es erlaubten, auf die Frei-

treppe zurück. Der Herr von Vahlenberg ſchickte ſich gerade an, wieder in den Sattel zu ſteigen.

„Einen Augenblick, Herr Oberleutnant!“ ſagte ſie und hob die Hand. „Was hat denn der Herr Forſtmeiſter getan, daß Sie mit unſerm Fräulein ſo unchriſtlich und hart daherreden?“

Der Herr von Vahlenberg klopfte ſeinem unruhig hin und her tretenden Schweißfuchs den ſchlanken Hals, in ſein Geſicht trat ein hochmütiger Ausdruck.

„Empfehlen Sie mich, bitte, dem gnädigen Fräulein, ich würde ihr noch ausführlich ſchreiben, die Gründe für mein Verhalten klarlegen. Mit Ihnen, Fräulein Trine, wünſche ich darüber keine Auseinanderſetzungen.“

„Entſchuldigen Sie, Herr Oberleutnant,“ ſagte die Alte und trat dicht an ihn heran, „hier geht's jetzt nicht nach Ihren Wünſchen, ſondern nach meinem Recht! Vom erſten Tage an vertret' ich die Mutterſtelle bei dem armen Kind, das jetzt ganz allein ſteht.“

Herr von Vahlenberg zögerte erſt ein wenig.

„Nun denn: es handelt ſich wieder einmal um die leidige Wilddiebsgeſchichte. Herr Forſtmeiſter Rüdiger hat ſich hinreißen laſſen, in die Wohnung des Herrn von Naugaard zu dringen und ihn dort zu mißhandeln.“

„So, ſo,“ erwiderte ſie nachdenklich, „der Naugaard war es! Dem hätt' ich's am allerletzten zugetraut... Na, denn iſt es zugegangen wie in der Heiligen Schrift: Aug' um Auge und Zahn um Zahn. Der Herr von Naugaard hat ſich ja auch nicht geniert, in dem Herrn Forſtmeiſter ſeinen Wald einzudringen, ihm die beſten Hirſche zu ſtehlen!“

Herr von Vahlenberg machte eine unwillige Bewegung.

„Das entzieht sich wohl Ihrer Beurteilung, Fräulein Trine. Der Leutnant von Naugaard wird dieser Affäre wegen einen schimpflichen Abschied nehmen müssen."

Die Alte schluchzte leicht auf.

„Und mein armer Herr da drinnen hat schon seinen Abschied genommen wegen dieser Affäre. So gleicht sich auch das wieder aus."

Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Um Gottes willen, Fräulein Trine, Sie wollen damit doch nicht etwa sagen..."

„Ja," erwiderte sie hart, „das will ich sagen, denn es ist die Wahrheit: All diese Aufregungen mit dem Wilddieb haben dem Herrn Forstmeister langsam das Leben abgefressen... ich hab' sie ja mitgemacht, diese letzten anderthalb Jahre!" Sie fuhr mit dem Handrücken über die Augen, richtete sich wieder auf: „Und jetzt zu etwas anderm, Herr Oberleutnant, ich hab' nämlich vorhin nicht ganz verstanden, was Sie zu dem Fräulein Elsbeth sagten; soll das nun heißen, Sie würden von jetzt an nicht mehr zu uns herauskommen?"

Herr von Vahlenberg blickte zur Seite.

„Ich habe Rücksichten zu nehmen, Fräulein Trine, auf meine Uniform und auf meine Familie. Und, wo Sie ja schon so lange hier sind, wissen Sie wohl, daß das Offizierkorps auch schon früher einmal in diesem Hause nicht hat verkehren dürfen."

„Ich hätte geglaubt, mit Ihnen wär' das was andres, Herr Oberleutnant. Ich hatte gedacht, Sie würden gerade jetzt unserm Elsbethchen in ihrem Schmerz zur Seite stehen... na, dann ist's gut! Ich freu' mich bloß, daß meine alten Augen richtig gesehen haben, ich hab' gleich in der ersten Stunde gewußt, was für 'ne Sorte Mensch Sie sind!"

„Fräulein Trine, ich muß doch ſehr bitten!“

Sie ſtrich mit einer energiſchen Bewegung die Schürze glatt.

„Na, was denn, Herr Oberleutnant? Soll ich Ihnen vielleicht noch ſchön' Dank ſagen, daß Sie ſich an dem Kind da drinnen ſo gottserbärmlich benehmen?... Alſo es iſt gut! Zu ſchreiben brauchen Sie nicht mehr, und reiten Sie man ruhig wieder nach Hauſe. Ich bin bloß neugierig, ob Sie den Buckel voll Kläglichkeit bis nach Lenzburg bringen werden!“

Herr von Dahlenberg hatte eine zornige Erwiderung auf den Lippen, aber das Schimmelgeſpann, das den Arzt brachte, kam in geſtrecktem Laufe vom Tor her, er mußte den Platz vor der Treppe freigeben. Da ſchwang er ſich in den Sattel, gab ſeinem Schweißfuchs die Sporen. Und während er in dem Halbdunkel des ſinkenden Tages den Weg zurückjagte, den er gekommen war, überfiel ihn ein gewaltiger Ärger. Nur der mangelnden Rückſicht ſeines Kompagniechefs verdankte er dieſe peinliche Viertelſtunde. Gewiß, der älteſte Oberleutnant hatte die dienſtliche Pflicht, ſeine jüngeren Kameraden zu vertreten, aber in dieſem beſondern Falle hätte man ihm doch einiges Entgegenkommen erweiſen dürfen. Dem Hauptmann Rabenhainer hatte er ja dafür gründlich ſeine Meinung geſagt, bei einem Vorgeſetzten, der ſchon mit einem Fuße im Abſchiede ſtand, brauchte man ſich keinen großen Zwang mehr aufzuerlegen. Im übrigen aber war es ihm unverſtändlich, was die beiden Menſchen, ſein Kompagniechef und die alte Wirtſchafterin, von ihm wollten. Das kam doch alle Tage vor, daß zwei wieder auseinandergingen, wenn die Verhältniſſe ſich änderten! Ihm aber, in ſeiner beſonderen Lage, war der einzuſchlagende Weg

mit unerbittlicher Strenge vorgeschrieben. Oder sollte er vielleicht vor seinen Vater hintreten, der auf seinen jungen Adel so stolz war: „Hier, Papa, bringe ich dir deine Schwiegertochter. Sie kommt aus einem Hause, das durch ein Verschulden ihres Vaters bei meinem Offizierkorps verfemt war, und ich habe ihretwegen den Abschied nehmen müssen?..."

*

Wo die hohen Buchen aufhörten und die Straße sich nahe am Seeufer hinzog, begegnete er einem einzelnen Reiter. In dem hellen Schimmer, der vom Wasser auf den Weg fiel, erkannte er an dem Gange den Gaul, es war der „schöne Adolar" mit seinem Kompagniechef. Da parierte er seinen Schweißfuchs auf der Stelle, legte die Rechte an den Tschako:

„Herr Hauptmann, melde gehorsamst, ich komme soeben von Rohnstein. Meine Mission ist leider ergebnislos geblieben."

Der kleine Rabenhainer bog sich im Sattel vor. Den schweren Zusammenstoß vorhin im Kasino schien er ganz vergessen zu haben in der Sorge um andere.

„Hat der Forstmeister sich geweigert, oder ist ihm irgend etwas passiert? Vorhin sah ich die Rohnsteiner Schimmel über den Marktplatz jagen mit dem Doktor Fedderssen im Wagen, und da ließ es mir keine Ruhe, ich machte mich auf, Ihnen entgegenzureiten."

„Der Arzt dürfte nichts mehr zu tun finden da drüben in Rohnstein", sagte Herr von Vahlenberg halblaut und blickte unwillkürlich zur Seite. „Schon ehe ich kam, war alles zu Ende, der Herr Forstmeister ist anscheinend einem Schlaganfalle erlegen."

„Um Gottes willen!"... Der kleine Rabenhainer strich mit einer heftigen Bewegung den buschigen

Schnurrbart, sah mit feuchten Augen ins Dunkle. Und nach einer kleinen Pause sagte er leise: „Das arme Mädel!"

Der Herr von Dahlenberg schickte sich zu einer Erklärung an, wie sehr er es bedauern müßte, von seinem gefaßten Entschlusse nicht abweichen zu dürfen, aber der „schöne Adolar" überhob ihn der peinlichen Antwort. Sein Schweißfuchs hatte schnobernd den feinen Kopf vorgestreckt, dem andern leise an den Kandarenbügel gerührt. Und der alte Kompagnieesel nahm dieses Anstoßen als eine Verletzung seiner Würde auf, bleckte die Oberlippe über den gelben Zähnen und fuhr mit zornigem Aufwiehern dem Schweißfuchs an den Hals. Da hatten die Reiter genug zu tun, ihre aufgeregten Gäule zu beruhigen, und beide dachten im selben Augenblick wohl das gleiche: daß den unvernünftigen Kreaturen erlaubt war, was ihren Herren durch Sitte und Herkommen verboten war. Sie trennten sich mit kurzem Gruß und ritten auseinander, jeder seinen eignen Weg. Der eine ins Städtchen zurück, der andre aber die Straße, die ihm sein Herz vorschrieb. Der „schöne Adolar" mußte sich zu einem gar scharfen Galopp bequemen, und weit hinter seinen klappernden Hufen blieben alle kleinlichen Bedenken zurück...

*

Der alte Doktor Fedderſen fuhr wieder ins Städtchen zurück. An dem Lager, zu dem man ihn gerufen hatte, war ein Größerer vor ihm gewesen, einer, dem die Ärzte als ihrem Meister den Weg räumen mußten...

Auf der Freitreppe schüttelte der Doktor dem Hauptmann Rabenhainer, der ihn zum Wagen geleitete, die Hand.

„Schon als der Kutscher mir von dem Zusammen-

bruch erzählte, wußte ich: da ist nichts mehr zu machen. Ein typischer Fall, und ich habe den Forstmeister oft genug gewarnt vor dem schweren alten Rheinwein und allen Aufregungen." Und mit einem plötzlichen Gedankensprung fügte er hinzu: „Hat man denn nun eigentlich eine Ahnung, wo dieser geheimnisvolle Wilddieb wohl zu suchen sein dürfte?"

Der kleine Rabenhainer zuckte mit den Achseln.

„Keinen Schimmer, Herr Doktor", log er tapfer. Und rasch flog es ihm durch den Kopf, das war eine Gelegenheit, wie sie niemals wiederkam! Eine Gelegenheit, all die beklagenswerten Ereignisse des heutigen Tages vor unberufenen Augen mit einem undurchdringlichen Schleier zu umgeben... Der alte Doktor begab sich doch von hier aus geradwegs an den großen Bürgerstammtisch im Ratskeller, und was er von seinem Besuche in Rohnstein heimbrachte, lief noch am selben Abend als die Wahrheit von Mund zu Mund durch die Stadt... Und da fügte er listig hinzu: „Früher nämlich — Sie entsinnen sich wohl — hatte unser verewigter alter Freund einen Verdacht gegen die Leutnants vom Bataillon. Vor einigen Tagen aber hat er diesen Verdacht feierlich abgebeten, denn er verfolgte neuerdings eine Spur, die hinüber ins Mecklenburgische führte. Mehr darf ich Ihnen im Augenblick nicht verraten, lieber Herr Doktor, im Interesse der schwebenden Untersuchung!"

Der alte Doktor Fedderſen putzte eifrig seine angelaufene Brille.

„Das genügt mir vollkommen, Herr Hauptmann; ich habe schon immer mit allem Nachdruck die Ansicht verfochten, der Wilddieb dürfte unmöglich in unserm Offizierkorps zu suchen sein! Ich bitte Sie: allein schon,

wenn man bedenkt, wie nahe wir in unserm lieben Lenzburg nebeneinander hocken. Man sieht sich fortwährend gegenseitig in die Fenster, und da soll jemand anderthalb Jahre oder mehr als ein heimlicher Verbrecher unter uns herumgehen?"

„Nicht wahr?" versetzte der kleine Rabenhainer. Und nachdrücklich fügte er hinzu: „Das ist ganz und gar ausgeschlossen! Für die nötige Aufregung aber bei unserm armen, alten Freunde hat das Fürstliche Hofjagdamt gesorgt. Die Bekanntmachung vorgestern abend in unserm Blättchen mußte doch auch einem weniger ehrliebenden Beamten das Herz abstoßen!"

„Ganz Ihrer Ansicht, Herr Hauptmann," pflichtete der Doktor bei, „mir ist es wohlbekannt, daß Seine Exzellenz der Herr Oberstjägermeister unserm alten Freunde schon immer recht auffässig war." Und er schritt eilends zum Wagen, jammerschade wäre es gewesen, wenn er mit all diesen interessanten Neuigkeiten den Stammtisch nicht mehr voll besetzt gefunden hätte! Auf halbem Wege aber hielt er inne: „Noch etwas, mein lieber Herr Hauptmann... vorhin ritt hier der neu ins Bataillon versetzte Herr Oberleutnant von Vahlenberg fort. Wie mir schien, in einiger Konsternierung, und ich habe mich ein bißchen gewundert. Nach allem, was man in den letzten Tagen so hörte, wäre sein Platz doch eigentlich da oben gewesen?"

Da log der Hauptmann Rabenhainer seelenruhig weiter.

„Gewiß, Herr Doktor, nur in anderm Sinne, als Sie wohl annehmen. Er ist mütterlicherseits mit dem Forstmeister verwandt, daher erklären sich seine häufigen Besuche hier in Rohnstein. Ich erwarte ihn übrigens jede Viertelstunde zurück, er ist nur in das Städt-

chen geritten, um den Kommandeur geziemend von dem traurigen Ereignisse hier in Kenntnis zu setzen."

„Sieh mal an! So liegt also die Sache!..." Die kleinen Äuglein hinter den runden Brillengläsern blitzten schadenfroh auf. „Mein Kollege und alter Widersacher, der Kreisphysikus Behrens nämlich, wußte da neulich am Stammtisch eine ganze Räuberpistole zu erzählen von einer Verlobung, die wir demnächst hier im Forsthause zu erwarten hätten!" Und er stieg eilends in den Wagen, sagte: „Vorwärts, Jochen, ich habe noch in der Stadt einen ganz dringlichen Fall zu behandeln!"

Der Hauptmann Rabenhainer hob die Hand.

„Einen Augenblick, Herr Doktor!" Er glaubte zu wissen, worin dieser dringliche Fall bestand. In einer ziemlich gereizten Auseinandersetzung zwischen den beiden einzigen Ärzten des Städtchens, die sich gegenseitig weder die Praxis gönnten noch das führende Wort am abendlichen Stammtische. Und zu dem alten Knechte gewandt, fuhr er fort: „Auf dem Rückwege, Jochen, halten Sie beim Herrn Oberstleutnant. Eine schöne Empfehlung von mir, und ich ließe fragen, ob die gnädige Frau nicht vielleicht der Bequemlichkeit halber die Rohnsteiner Schimmel benutzen wollte. Der Krümperwagen könnte sie ja nachher wieder abholen."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!" sagte der alte Jochen, griff an den Zylinderhut mit der gelbweißen Rosette. Ein leichtes Zungenschnalzen danach, und die Schimmel stoben vom Hofe.

Der Hauptmann Rabenhainer aber sah dem davonrollenden Wagen nach, strich sich, überaus selbstzufrieden, den buschigen Schnurrbart. Gelogen hatte er nach Noten, aber es tat ihm nicht leid. Wer an verantwortlicher Stelle stand, durfte wohl zuweilen die scharfe

Spitze der Wahrheit biegen, wenn Höheres auf dem Spiele ſtand. Und im Augenblicke ging es ihm nicht um den eigenen Kragen, auch nicht um den armen Jungen da drüben im Kaſino. Der war gerichtet und erledigt; wenn er einen Funken von Ehrgefühl beſaß, wartete er den Spruch der Kameraden nicht ab, vollzog mit eigner Hand ſein Urteil. Hier handelte es ſich um den Ruf des Bataillons Sporck!

Geſchont wurde er deswegen doch nicht, der junge Leutnant von Naugaard, in kurzen drei Tagen wurde er als Untauglicher abgeſtoßen. Überflüſſig aber und im höchſten Grade ſchädlich wäre es geweſen, wenn ſein Vergehen durch alle Gaſſen lief. Ein Sperling, der aus der Dachrinne flatterte, wurde im Munde der Maſſe zum Adler, und zuletzt hieß der eine Leutnant das ganze Bataillon Sporck! Das geſamte Offizierkorps kannte keinen andern Zeitvertreib, als nächtens in dem Rohnſteiner Walde zu liegen und dem Forſtmeiſter Rüdiger das Gaſtrecht zu brechen, alles, was auf vier Läufen ging, mit einem Geweih auf dem Kopfe, erbarmungslos niederzuknallen...

Da freute der kleine Rabenhainer ſich, daß er den geſchwätzigen Doktor mit einem Bündel falſcher Neuigkeiten ins Städtchen losgelaſſen hatte, und auch ſeine Botſchaft an die Gattin des Kommandeurs erſchien ihm wie die Tat eines fürſorglichen Hausvaters, der die Tür, hinter der das ſchwarze Schaf der Familie ſtand, vor unberufenen Augen zuſperrte. Wenn die kluge Frau Brinkmann ihn verſtand — und daran gab es wohl kaum einen Zweifel — ging das Unwetter noch einmal gnädig vorüber. Kein Spritzer fiel auf den blanken Schild des Bataillons Sporck von Wartenſtein.

*

Er stand mit Elsbeth an dem letzten Lager des Forstmeisters. Während er draußen mit dem Arzte verhandelte, hatte die alte Trine mit den Mägden für eine würdige Aufbahrung gesorgt. Zu Häupten des Toten brannten zwei hohe Kerzen in silbernen Leuchtern, auf dem weißen Hemde lag das Eiserne Kreuz, und die wächsernen Hände spannten sich um den in Ehren geführten Hirschfänger. Wie ein vor der Zeit gefällter Held nahm sich der alte Herr des Rohnsteiner Hauses aus, mit dem starrenden Barte und der scharf aus dem Gesicht springenden Nase...

Das Schmaltierchen von einst hatte die Hände gefaltet, über die blassen Wangen rannen heiße Zähren. Und merkwürdigerweise vermied sie es, den neben ihr Stehenden mit dem altvertrauten Namen zu nennen. „Herr Hauptmann," sagte sie scheu, „von Ihnen hat er zuletzt gesprochen: ‚Das übrige... Rabenhainer', sagte er, und es war aus."

Da strich der kleine Hauptmann sich nach seiner Gewohnheit den buschigen Schnurrbart, und über sein sonnengebräuntes Gesicht flog ein Leuchten. Als ein Vorzeichen einer besseren Zukunft nahm er es, daß das junge Mädchen an seiner Seite ihn nicht mehr mit dem kränkenden Beinamen eines Onkels bedachte. Er selbst aber verblieb bei den alten Umgangsformen.

„Liebes Tierchen, manches wäre vielleicht anders gekommen, wenn dein Vater rechtzeitig sich mit mir ausgesprochen hätte, oder ich mich mit ihm, denn ich trage auch ein Teil Schuld. Neulich, nach dem großen Abend hier, hätte ich ihm eigentlich seinen Kummer abfragen müssen, aber ich hatte mich über etwas mächtig geärgert, dachte nur an mich..."

Elsbeth wandte sich ab, eine feine Röte stieg ihr an

Hals und Wangen empor. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie leise sagte: „Mißverständnisse gibt es überall und Irrwege."

Danach gab es ein langes Schweigen, die Lichter am Kopfende des Bettes flackerten im Luftzuge, und über das Gesicht des Toten flog es wie ein gütiges Lächeln...

Die alte Trine stand in der offenen Tür.

„Elsbethchen, es ist wohl Zeit, daß die Frauensleute im Hause schlafen gehen außer mir. Komm, ich will dich auf dein Zimmer bringen!"

Da warf sich Elsbeth mit einem heftigen Aufschluchzen über das letzte Lager des Vaters, und die alte Trine ließ sie gründlich sich satt weinen, ehe sie ihr mit mahnender Hand an die Schulter rührte. Und während Elsbeth, auf ihren Arm gestützt, aus dem Zimmer schritt, traf ein heißer Dankesblick den kleinen Rabenhainer.

„Lieber Herr Hauptmann, ich weiß, was es bedeutet, daß Sie zu meinem Väterchen herausgekommen sind, ohne nach den andern zu fragen, ich werde es Ihnen nie vergessen!"

„Unsinn," wollte er sagen, „ich habe als ein erfahrener Truppenführer in kupiertem Gelände alles zurechtgeschoben, ohne Gefahr für die eigene Haut", aber das Schmaltierchen hatte schon das Zimmer verlassen.

Und danach saß er noch lange an dem großen Schreibtische mit dem Pastellbild aus den Jugendtagen der Frau Forstmeisterin.

Zum offenen Fenster herein kam der süße Duft der Lindenblüten samt vielem unnützlichen Mückenvolk, das um die brennende Lampe flog. An den Wänden hingen die ragenden Hirschgeweihe, jedes sprach von einer

wackeren Weidmannstat eines gerechten Jägers, dem jetzt der oberste Jagdherr ein kurzes Halali geblasen hatte. Er aber besorgte mit der alten Trine die vielfältigen Schreibereien, die den Überlebenden in einem Totenhause oblagen. Die Meldung beim Standesamt, die kurze Mitteilung an die vorgesetzte Behörde und das Aufzeichnen der Adressen, an die eine Anzeige zu verschicken war. Da stellte es sich heraus, daß Rüdigers Tochter außer einem Bruder des Vaters, der als Junggeselle irgendwo oben im Ostpreußischen auf einem Gutshofe hauste, keine nahen Anverwandten besaß. Die alte Trine sah mit trocknen Augen in die brennende Lampe, um die allerhand Mücken und vielfarbige kleine Mottenvögel flogen, und gab die nötigen Auskünfte. Ganz plötzlich aber schluchzte sie auf.

„Törichte Spinatwachtel hat er immer auf mich gesagt, wenn ich ihm widerhaarig kam, aber ich weiß es, bös hat er's nie gemeint..."

Sie schlug die verarbeiteten Hände vor das runzlige Gesicht, zwischen den Fingern fielen die hellen Tropfen auf die weiße Schürze herab. Der Hauptmann Rabenhainer aber stand dabei, klopfte dem alten Weiblein in etlicher Ratlosigkeit den gebeugten Rücken.

Draußen vor der Freitreppe fuhr der heimkehrende Wagen vor, eine helle Frauenstimme fragte: „Ist der Herr Hauptmann noch im Hause?"

Da atmete er auf, antwortete durch das offene Fenster: „Jawohl, gnädige Frau, hier bin ich!" Und es wurde ihm leichter zumute, seine Botschaft war von der Gattin des Kommandeurs verstanden worden. Zwei gescheite Menschen kamen zusammen, denen das Schicksal des Bataillons gleichermaßen am Herzen lag. — —

IX.

Der Jäger brachte die brennende Lampe herein; der Leutnant von Naugaard, der in dumpfem Dahinbrüten im Dunkeln gesessen hatte, hob den Kopf:

„Was gibt's?"

„Herr Oberleutnant von Vahlenberg sind draußen."

„Führen Sie den Herrn Oberleutnant hier herein, und ich lasse einen Augenblick um Entschuldigung bitten." Er stand schwerfällig auf, ging in sein Schlafzimmer hinüber. Was jetzt kam, war die letzte Entscheidung. Er wollte sie in würdiger Verfassung vernehmen... Noch einmal säuberte er die blutunterlaufene Stelle, an der ihn die schwere Hand des Forstmeisters getroffen hatte, strählte sorgfältig das blonde Haar und zog seinen besten Waffenrock an.

Als er wieder in das Wohnzimmer zurückkehrte, stand sein Besucher in förmlicher Haltung da, in der Rechten den Tschako, die Linke auf das Gefäß des Säbels gestützt. Da wußte er Bescheid, und um sein Herz legte sich's wie eine eiskalte Hand...

„Entschuldigen Sie gütigst, wenn ich Sie einen Augenblick warten ließ, Herr von Vahlenberg! Und darf ich bitten, Platz zu nehmen?"

„Danke verbindlichst," sagte der andere mit gemessener Höflichkeit, „ich habe nur wenig Zeit, ich muß sofort dem Herrn Oberstleutnant Bericht erstatten."

Hans von Naugaard ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Ich verstehe! Herr Forstmeister Rüdiger war nicht zu bewegen, meine Forderung anzunehmen?"

„Ich bin gar nicht dazugekommen, sie vorzubringen. Eine höhere Hand hat in diesen bedauerlichen Handel eingegriffen. Als ich in Rohnstein eintraf, war Herr Forstmeister Rüdiger bereits verschieden. Ein Schlaganfall hat seinem Leben ganz plötzlich ein Ziel gesetzt." Er sprach langsam und in einem der betrübenden Gelegenheit angemessenen Ton. Hans von Naugaard aber trat erschreckt einen Schritt näher.

„Um Gottes willen, was sagen Sie da? Der Forstmeister Rüdiger?..."

„Ja! Es ist im höchsten Grade bedauerlich; auch für Sie. Dieser jähe Tod beraubt Sie jeder Möglichkeit, Ihren Gegner durch die sonst üblichen Mittel zur Satisfaktion zu nötigen."

Hans von Naugaard sah den andern fest an.

„Sie dürfen versichert sein, Herr von Vahlenberg, ich hätte von diesen Mitteln niemals Gebrauch gemacht. Es wäre mir ein leichtes gewesen, die mir zugefügte Beleidigung auf der Stelle abzuwaschen... Der alte Herr hatte schon hier nach dem Zusammenstoß einen leichten Niederbruch, ich unterließ es, die bequeme Gelegenheit zu benutzen. Aus rein persönlichen Gründen, die nur mich allein angehen. Im übrigen aber muß ich Ihnen jetzt wohl sagen, ich wußte schon vor ein paar Stunden, daß der Forstmeister sich mir nicht stellen würde. Vor dem Abschiede hat er's mir selbst gesagt."

Der Oberleutnant von Vahlenberg richtete sich entrüstet auf.

„Herr, und da sprengen Sie mich in eine Affäre hinein, von der Sie sich wohl sagen durften, daß sie gerade mir im höchsten Maße peinlich sein mußte?"

Hans von Naugaard hob die Schultern, über sein hageres Gesicht flog ein bitteres Lächeln.

„Waren Sie schon mal zum Tode verurteilt, Herr von Vahlenberg?... Nicht?... Na, dann kennen Sie wohl auch nicht den Zustand, in dem man nach einem Strohhalm greift. Nach einer letzten wahnwitzigen Hoffnung... Der Forstmeister Rüdiger ... vielleicht, wenn ihm noch Zeit geblieben wäre, hätte er doch die Komödie mitgespielt, die mir einen leidlich ehrenvollen Abgang von diesem Theater ermöglichte... Er durfte versichert sein, ich wäre nicht zur Seite gesprungen vor seiner Kugel, wie vor einigen Nächten an der Suhle im Jagen achtzehn... Na also, es ist gut, aus!"... Er brach ab und sah mit schwimmenden Augen ins Leere. Der Herr von Vahlenberg aber räusperte sich leicht, ehe er in bestimmtem Tone zu sprechen begann:

„Als ältester Oberleutnant habe ich jetzt die Pflicht, Ihnen noch einiges zu sagen. Ich warne Sie also nachdrücklich vor allen unbesonnenen Schritten, die den Eklat nur verschlimmern könnten, und mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich von jetzt an zur Verfügung des Ehrengerichtes zu halten haben. Der Herr Oberstleutnant wird wohl heute abend noch einen Befehl erlassen, der Sie vorläufig vom Dienste enthebt, ich aber werde ihn im Interesse des Offizierkorps bitten, daß das Ehrengericht mit möglichster Beschleunigung zusammentritt. Ihnen selbst kann es ja nur angenehm sein, wenn Sie auf den Spruch nicht lange zu warten brauchen." Er verneigte sich gemessen, wandte sich zum Gehen. Als er aber die Tür hinter sich geschlossen hatte, lachte der Leutnant von Naugaard in aller Todesnot hell auf.

„O du Ausbund aller Selbstgerechtigkeit, du Muster eines korrekten Benehmens!... Ein anderer wäre viel-

leicht hergekommen, hätte genau dasselbe gesagt, nur in milderen Worten... ‚Lieber Naugaard, ich kann's Ihnen nicht verhehlen, die Sache ist ziemlich aussichtslos für Sie! Weshalb, in drei Deuwels Namen, haben Sie sich bloß von der verdammten Passion so weit hinreißen lassen?... Na schön, das ist nun abgetan, aber machen Sie mir bloß keine irreparablen Dummheiten! Das Bataillon Sporck ist nicht die Welt, und jenseits des großen Korridors wohnen auch Menschen, die sich ihres Lebens freuen... Menschen, die nicht immer gleich zur Pistole greifen müssen, wenn sie mal ein paar Tage lang auf einem nicht ganz geraden Wege waren... bei einiger Nachsicht gegen sich selbst kann man sich unter ihnen ganz wohl fühlen... Das heißt, das sage ich Ihnen natürlich ganz inoffiziell. Wie ich als bestellter Ehrenrichter über Sie befinden müßte, steht auf einem andren Blatt'..."

So hätte wohl ein andrer gesprochen. Der Oberleutnant Kuntze vielleicht, der es mit gutem Humor ertrug, daß ihm dieser Herr von Dahlenberg von den Kurprinzgrenadieren her in der Anciennität dicht vor die Nase gesetzt worden war. Die Form wäre milder gewesen, der Sinn der gleiche. Nach dem Fortgange des Ältesten wußte man doch, was die Pflicht gebot...

Hans von Naugaard tastete sich zum Tische, ein plötzliches Gefühl der Schwäche hatte ihn übermannt. Er ließ sich schwer in den nächsten Stuhl sinken und schlug die Hände vor die Augen. Aber nur ein dumpfes Aufstöhnen kam aus seiner Brust, die Tränen waren längst versiegt.

Das Abschiednehmen war nicht so leicht, wie man's sich gedacht hatte in den Stunden der dumpfen Verzweiflung. Es war ja ganz unmöglich und undenkbar,

daß man mit all der strotzenden Lebenskraft seiner jungen Jahre den dunklen Weg der Vernichtung gehen sollte, von dem es keine Wiederkehr gab! Irgend etwas mußte doch kommen, was im letzten Augenblicke die Rettung brachte!... Aber nichts regte sich draußen, und in den halbdunklen Ecken des Zimmers hockte die Verzweiflung...

Also, es war aus, alle Straßen, die ins Helle führten, versperrt. Und ein jäher Haß sprang ihn an gegen die, die ihn verraten hatte. Er war ehrlich zu ihr gewesen von der ersten Stunde bis zur letzten, hatte nie über seine wahren Absichten einen Zweifel gelassen. Das Mädel aber verfolgte im Verein mit der Mutter allerhand unmögliche Pläne, und als er sich still zurückzog, gab es ihn preis. Er konnte doch nicht zu dem gewohnten Stelldichein kommen mit dem Bild einer andern im Herzen?... Einer, den weniger Skrupel plagten, hätte vielleicht das Verhältnis, wenn auch widerwillig, zum Schein fortgesetzt; oder hätte mit der Faust auf den Tisch geschlagen:

„Jetzt ist es aus! Wenn du nicht Vernunft annimmst, bist auch du verdorben für alle Zeiten. Ich gehe ruhmlos in die Versenkung, aber du fliegst mit, als ein lockeres Leutnantsliebchen, das zu Unrecht all die Zeit über seinen Kopf hoch getragen hat vor all den übrigen!"

Solche unbekümmerte Rücksichtslosigkeit war ihm nicht gegeben. Er hatte sich nur still zurückgezogen seit jenem letzten Abend, vielleicht, daß die braune Mike sich von selbst beschied. Er hatte falsch gerechnet, und jetzt bekam er den Lohn...

Er erhob sich langsam, schritt zum Schreibtisch hin-

über. Verschiedenes war noch zu erledigen, ehe er das ungesprochene Urteil vollstreckte, das ihn aus dem Kreise der Kameraden stieß. Ein kurzer Brief an den Kommandeur, ein viel längerer aber an die Mutter daheim. Wo jedoch sollte er anfangen und aufhören, um ihr zu schildern, wie alles gekommen war?

Und da bäumte sich plötzlich in ihm etwas auf: Was hatte er denn so Schweres begangen, daß er's mit dem Leben sühnen mußte? Einer Leidenschaft war er nachgelaufen, mit der andere hundertfach gespielt hatten, ebenso wie er, nur daß die Hemmungsgefühle bei ihnen stärker ausgebildet waren. Und er hatte ja den besten Willen gehabt, alles mit einer ehrlichen Abbitte zu sühnen. Eine grobe Verwarnung wäre darauf erfolgt, eine nicht entehrende Strafe und die Versetzung in irgendeinen andern Truppenteil. Nur, weil er die Abbitte einige Zeit hinausgeschoben hatte, sollte er jetzt den dunklen Weg gehen, von dem es keine Wiederkehr mehr gab?... Ein Heißhunger nach Licht und Sonne fiel ihn an. Hunderte hatte es ja in der Armee gegeben, die lieber einen kurzen Schimpf ertrugen, als daß sie etwas von sich warfen, was die armselige Kreatur hienieden nicht zum zweiten Male zu opfern hatte, das Leben!... Ob man nun Teller wusch drüben in Amerika oder sich hier irgendeinem Berufe zuwandte, man lebte doch! Oder noch einfacher, man ging an die Mauer des Kasinogartens, schwang sich auf die andere Seite und war geborgen für alle Zeiten. Nichts gehörte dazu als eine eiserne Stirn und ein bißchen Heuchelei... Allerhand lockende Bilder stiegen vor seinem Auge auf, ein bequemes Leben ohne die niedrigen Sorgen um den täglichen Erwerb... eine Kleinigkeit brauchte man nur diesseits der Mauer zu lassen, die Ehre! Und das Ge-

denken an einen Schwur, den man vor Jahren in eine zittrige Hand geleistet hatte ...

„Mein Sohn, dein Vater hat es nur zu dem kümmerlichen Range eines Majors gebracht, weil eine heimtückische Franzosenkugel ihm vor Paris das Avancement abschnitt. Ich hoffe, du wirst vollenden, was mir versagt war, und denk' daran, daß schon einmal ein Naugaard ein Beispiel gegeben hat, dem alle seines Namens nachzueifern haben. Bei Düppel trug der General von Naugaard, dein Großvater, die Fahne mit stürmender Hand, weil die Reihe im Vorwärtsgehen stockte. Sechs Fahnenträger waren schon vor ihm erschossen worden, er war der siebente. Tambour battant ging es vorwärts, auch sein Blut färbte die Fahne, aber er starb nicht umsonst. Helle Begeisterung lohte auf, die erste der schier unbezwinglichen Schanzen fiel, und der dankbare König heftete ihm den Pour le Mérite auf die durchschossene Brust."

So sprach damals der Vater, als er ihn in die Armee entließ, und das war jetzt der Ausgang. Er schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte bitterlich auf, Schande und Scham fraßen ihm das Herz ab. Nach einer Weile aber richtete er sich auf, sein Entschluß war fertig. Als ein Ehrvergessener hatte er dahingelebt, sein Tod sollte zeigen, daß in ihm wenigstens noch ein Funke von dem Geist seiner Vorfahren geblieben war. Und wenn die Kameraden später einmal wieder von den berühmten Wilderern sprachen, sollte es nicht heißen, der aus dem Bataillon Sporck wäre ausgegangen wie ein kläglich erlöschendes Licht. Eine Tat stand an seinem Ende, die man nur mit Achtung nennen durfte und dem leisen Bedauern: Schade um ihn. Er war doch ein ganzer Kerl ...

Und ganz bedächtig traf er seine Vorbereitungen. Vertauschte die Uniform mit dem verschlissenen Jagdanzug, lud sorgfältig die Büchse zum letzten Pirschgange. Und ein seltsamer Plan formte sich in seinem Kopfe...

Dreitausend Mark Belohnung waren auf seinen Kopf gesetzt, er wußte einen, der mit diesen dreitausend Mark glücklich zu machen war. Ein armer Teufel von Waldwärter, der mit einer kranken Frau und sechs Kindern in Rohnsteinschen Diensten stand, an der Grenze zwischen der Forst und dem Pachtrevier des Bataillons. Gar manchmal hatte er im Vorbeigehen in dem kümmerlichen Gehöft ein Glas Milch getrunken gegen reichliches Entgelt, wenn er zum Scheine einen Pirschgang in die Bataillonsjagd unternahm. Die blasse Frau brachte es auf einem saubern Lindenbrette, und die kleinen Kinder standen mit hungrigen Augen dabei. Mit dem Manne aber unterhielt er sich zuweilen: daß die Stelle ein ganz gutes Auskommen geboten hätte, wenn nicht die Krankheit der Frau gewesen wäre. Ein jeder Besuch des Arztes kostete fünf Taler, wegen der weiten Entfernung von der Stadt, und die Apotheke schluckte den Rest des monatlichen Gehalts. Zum Leben blieben nur die paar Scheffel Kartoffeln und das magere Schwein, das man mit den Abfällen großzog... Da hatte er schon öfter bedauert, daß der eigne schmale Geldbeutel eine ausgiebige Hilfe verbot, aber jetzt war das ja anders. Dreitausend bare Mark hatte er zu verschenken, dem Manne konnte gründlich geholfen werden...

Wie ein Zwang saß es ihm im Nacken, trieb ihn vorwärts wie in jenen Nächten, wenn der Vollmond klar und leuchtend am wolkenlosen Himmel schwamm,

unter raumen Buchen der kapitale Hirsch, vorsichtig Wind nehmend, zur Suhle zog. Nur ein paar Kleinigkeiten waren noch vorher zu erledigen.

Den Brief an den Kommandeur konnte er sich sparen, der erfuhr rechtzeitig, was geschehen war. Die Mutter aber? Da hätte er stundenlang schreiben müssen, und sie hätte ihn doch nicht verstanden! Was wußte eine alte Frau von den Leidenschaften, die eine Männerbrust erschütterten? Sie weinte ein Endchen und tröstete sich in ihren vielfältigen Geschäften einer Vorstandsdame vom Roten Kreuz. Also blieb nur die braune Mike, die ihn verraten hatte, und der wollte er ein Valet sagen, an dem sie ein Leben lang zu tragen hatte. Nur ein paar Worte kritzelte er auf den Zettel, den er in die Lücke der Gartenmauer zu legen gedachte, an die Stelle, wo sie sonst immer sich ihre Nachrichten holte.

„Gehab' dich wohl; daß ich mich für deine Falschheit bedanken soll, liegt keine Ursache vor. Mit dem Bild einer andern im Herzen geh' ich meinen Weg. Wenn es morgen früh beim ersten Tagesgrauen an den Rohnsteinschen Seewiesen knallt, bet' ein Vaterunser für mich! Ein Weidgerechter hat seinen letzten Pirschgang getan..."

Den Jäger schickte er unter dem Vorwand einer Besorgung in die Kasinoküche, ungesehen kam er über den langen Korridor, nur in dem Lesezimmer stellte ihn der kleine Reimers. Wohin es noch ginge so spät am Abend? Aber das harmlose Kerlchen, das offensichtlich von dem Geschehenen noch keine Ahnung hatte, war leicht abzufertigen.

„An die Mustiner Grenze in unser Revier. Auf den starken Keiler."

„Ach so! Aber da haben Sie ja noch 'ne Masse Zeit!"

„Je früher man auf der Kanzel sitzt, um so besser."
„Na denn, Weidmannsheil!"
„Weidmannsdank!"

Er wollte sich zum Gehen wenden, aber plötzlich schoß es ihm durch den Kopf: das war die Gelegenheit, seiner letzten Tat für alle Zeit die rechte Deutung zu geben. Er trat auf den Leutnant Reimers zu.

„Sehen Sie mich mal ganz genau an, Kleiner, und merken Sie sich diesen Augenblick! So sieht einer aus, der tausend Taler zu verschenken hat."

Der Leutnant Reimers tippte respektlos an seine Stirn, zuckte mit den Achseln und wandte sich wieder zu der unterbrochenen Lektüre. Hans von Naugaard aber lachte kurz auf: „Sie haben vielleicht nicht so unrecht. Und wenn wir uns nicht mehr wiedersehen sollten... alles Gute, lieber Kleiner!"

Er ging die Stufen der Veranda hinab, im Kasinogarten blühten die Rosen, die ganze weiche Sommernacht war voll von ihrem schweren Dufte. Er schöpfte tief Atem: Wie manches liebe Mal hatte er hier mit den Kameraden getollt und geschwärmt. Das war nun aus und vorbei...

An der Mauer hinter dem dunklen Taxusgang blieb er lauschend stehen, wartete eine ganze Weile lang. Aber nichts regte sich drüben. Da schob er mit einem Aufatmen den Zettel unter den losen Stein und ging weiter, zum Seeufer hinab. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn auf der andern Seite eine leise Stimme gefragt hätte: „Bist du es, Hans?"...

Er löste den Kahn und fuhr langsam auf den See hinaus. Er hatte noch Zeit. Erst gegen drei Uhr des Morgens hatte man Büchsenlicht, hob sich das erste Grauen des kommenden Tages...

Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, leise plätscherten die Wellen an den Kahn, trugen ihn, ohne daß sich ein Ruder zu bewegen brauchte, dem andern Ufer zu. Vom Städtchen her kam verworrenes Geräusch, hundert Lichter blitzten auf im Dunkel, flimmernde Streifen legten sich über die niedrigen Wellen, und in einem der kleinen Gärtchen am Seeufer blies einer der Bataillonsmusiker auf dem Piston allerhand getragene Weisen. Sehnsüchtig klangen die Töne über das Wasser, drüben an den hohen Rohnsteiner Buchen fanden sie einen leisen Widerhall.

„Behüt' dich Gott, es wär' so schön gewesen", blies der Trompeter. Hans von Naugaard aber schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich. Der Jammer über sein leichtfertig vertanes Leben fiel ihn an wie ein reißendes Tier. —

* * *

Die kleinen Blaumeisen, die Frühaufsteher unter den Vögeln, schlüpften mit ihrem eintönigen Ziep, Ziep durch das Buchengezweig, der Fink kam danach mit seinem hellen Ping, Ping, der Schwarzspecht mit seinem trillernden Pfiff, ein mißtönender Krähenruf dazwischen. Der Chor der Zeisige und Ammern setzte ein, und zuletzt kam die graue Singdrossel. Auf der höchsten Spitze einer zum Himmel ragenden Tanne saß sie, flötete ihr kunstvolles Morgenlied. Ein erfahrener Jäger brauchte keine Uhr, die nacheinander einsetzenden Stimmen, die sich pünktlich ablösten, gaben ihm die Zeit an. Plötzlich aber, kurz vor dem Nahen der Sonne, kam ein allgemeines Verschweigen. Die emsige Arbeit fing an, die Sorge um die Nahrung für die erst halbflügge Brut...

Hans von Naugaard ging langsam das Gestell ent-

lang, das zwischen jungem Erlenaufschlag nach seinem Ziele führte, den Rohnsteiner Seewiesen. Aber noch war es zu früh. Ein leichter Morgennebel, der zwischen den taufeuchten Zweigen hing, behinderte die Aussicht, und die Sonne mußte höher stehen, bis sich das Rotwild auf den kleinen Anhöhen am Buschrande niedertat, um vor dem Einwechseln in die dichten Schonungen die vom Nachttau feuchte Decke zu trocknen. Vielleicht war ein braver Hirsch darunter, der das Weidwerken verlohnte. Gar zu kläglich wäre es ihm doch vorgekommen, die glorreiche Wildererlaufbahn mit einem plunderköpfigen „Schneider" zu beschließen...

Und das Glück war günstig.

Auf einer kleinen Wiesenkuppe, vielleicht zweihundert Schritte vom Rande der Erlenschonung, saß ein ganz braver Hirsch mit etlichen Geringeren zusammen, einem Alttier und einem Kalb. Ließ sich behaglich die wärmende Morgensonne auf die Decke scheinen, der „Äser" bewegte sich hin und her in schmeckendem Wiederkäuen. Die Lauscher wehrten zudringliche Fliegen ab, und das Geweih, das zwölf gut vereckte Enden trug, prahlte ordentlich im klaren Licht. Nur an den Rosenstöcken hingen noch ein paar Bastfetzen herab, wie einem ungekämmten alten Weib die Haarzotteln, aber das machte nichts aus, das Geweih war gut. Ein paar Striche mit einem saftstrotzenden Erlenzweig, und die hellen Flecke waren braun gefärbt wie das übrige...

Hans von Naugaard mußte unwillkürlich lächeln. Was ging ihn nach seinem Tode noch das Geweih an!... An den andern hatte er sich gefreut, jedesmal, wenn er auf Urlaub zu Hause war. Stundenlang hatte er davorgestanden, in der Erinnerung alle köstlichen Freuden des heimlichen Pirschganges noch einmal

durchlebt. Dieſe beiden Stangen mit den zwölf Enden aber hing ſich ein anderer an die Wand, zur Erinnerung an den ruhmreichen Augenblick, in dem er den lange vergebens geſuchten Rohnſteiner Wilderer zur Strecke bringen durfte. Wie ein Bettlersmann zu einer Krone kam er zu dieſer Heldentat, der Forſtwärter Neureuter mit ſeinen ſechs Kindern und der kranken Frau...

Hans von Naugaard ſenkte das Glas, mit dem er den Zwölfender aus der Deckung eines dichten Erlenbuſches gemuſtert hatte. Mit ſeiner genau ſchießenden Büchſe hätte er den Hirſch erlegen können, trotz der ein wenig weiten Entfernung. Aber ſo leicht gedachte er ſich ſeine letzte Weidmannstat nicht zu machen...

Von dem Rande der Erlenſchonung zog ſich ein flacher Graben in die Wieſe hinaus, mit Kalmus und Schilf beſtanden. Wenn er ihn annahm, konnte es vielleicht bei vorſichtigem Pirſchen gelingen, bis auf hundert Schritte an den drömelnden Hirſch zu kommen, trotzdem das Leittier aufmerkſam daſaß, unabläſſig die ſpähenden Lichter in die Runde ſchickte. Bereit, bei der geringſten Gefahr aufzuſpringen und durch eine haſtige Flucht die Artgenoſſen zu warnen...

Ehe er vorſichtig in den Graben ſtieg, griff er in den weichen Grund, ſchwärzte ſich mit einer Handvoll Moorerde das Geſicht. Es wäre nicht gut geweſen, wenn der Waldwärter Neureuter ihn im hellen Sonnenlicht ſchon auf hundert Schritte und mehr erkannt hätte...

Gar langſam ging es in gebückter Haltung vorwärts hinter den licht ſtehenden Rohrſtengeln. Das Leittier war argwöhniſch geworden, reckte den langen Hals und klappte die hohen Lauſcher nach vorn! Und plötzlich ſprang es auf, trollte in räumendem Trab in die Wieſe hinein, das Kalb hinter ihm. Spieleriſch und albern

nach Kinderart, versuchte der Mutter den durstigen Mund im Laufen ans Gesäuge zu bringen.

Da richtete er sich auf aus der Deckung, die Rechte faßte den Kolbenhals.

Die Hirsche sprangen auf die Läufe, drängten sich im Rudel zusammen, um nach kurzem Verhoffen dem Leittier zu folgen. Einzeln preschten sie davon in hohen Fluchten, der Zwölfender als letzter.

Hans von Naugaard hob die Büchse, zielte sorgfältig und zog mit. Als Kimme, Korn und der rötliche Fleck an dem „Stiche" des Hirsches in einer Linie waren, ging er mit dem Finger an den Abzug. Ruhig wie auf dem Scheibenstand. Rot brach aus der Mündung der Büchse der Feuerstrahl, ein lautes Krachen kam danach, und ein dumpfer Laut: Die Kugel hatte gesessen. Vier- und fünffach kehrte von den Schonungen in der Runde das Echo zurück, der Hirsch zeichnete in hoher Flucht. Kam auf die Läufe herunter, torkelte noch ein paar Schritte weiter und brach mit dumpfem Schlag auf dem weichen Wiesenboden zusammen. Noch ein vergebliches Heben des Kopfes, ein ruckweises Schnellen der Läufe, ein langes Ausstrecken ... halali! Der Schütze schwang mit einem Jubelrufe den Hut, mit ein paar Sätzen eilte er zu dem verendenden Hirsch. Die Kugel saß, wie abgezirkelt, hoch Blatt — den Schuß sollte ihm mal ein anderer nachmachen, beim allerletzten Pirschgange, auf dem der Tod als Jagdleiter neben ihm ging! ...

Und danach steckte der Leutnant von Naugaard sich eine Zigarette an. Kein besseres Mittel gab es auf der Welt, eine Erregung zu dämpfen, und noch dauerte es ja eine ganze Weile, bis das Ende kam. Eine Viertelstunde zum mindesten brauchte der Forstwärter, bis er

auf den Schuß hin zur Stelle war. Diese Viertelstunde gedachte er zum Abschiednehmen zu nützen...

Rings die grünende Natur prangte im flutenden Sonnenlicht. Lerchen trillerten hoch oben am blauen Himmel. Alles weit und breit war lachende Lebensfreude. Nur er allein schickte sich an, ins Dunkle abzufahren. Aber es tat ihm nicht leid. Eine Umkehr gab es nicht mehr, tausend Riegel sperrten den Weg. So hatte er wenigstens auf dem letzten Gang noch einmal genossen, was in seinem Leben immer das Höchste gewesen war, den Triumph des heimlichen Jägers neben dem gestreckten Hirsch ... „Was gleichet wohl auf Erden?..."

Am Rande der Wiese tauchte eine Gestalt auf in graugrüner Uniform, kam eilends näher, es war Zeit, die Komödie zu Ende zu spielen.

Hans von Naugaard legte die gestochene Büchse über den Leib des Hirsches, tat so, als wenn er vereifert mit dem Abschneiden des Geweihs beschäftigt wäre. Der andere kam näher und näher, schon konnte er seinen dumpfen Tritt auf der Wiese in der schweigenden Stille ringsum vernehmen.

Eine rauhe Stimme erklang: „Achtung! Hände hoch — oder..."

Da griff er blitzschnell nach der Büchse, riß den Kolben an die Wange. Die sichere Kugel flog dem andern zwei Handbreit am Kopfe vorüber, genau die Bahn entlang, die ihr vorgeschrieben war. Danach hob er den Oberkörper über dem Hirsche, erwartete kaltblütig den kommenden Tod...

„Ei du verfluchter Hund", schrie der Forstwärter Neureuter auf, versammelte sich auf dem Flecke und zielte scharf. Ein Krachen zerriß die Morgenstille, der

Wilderer über dem Hirsch brach mit einem Wehlaut zusammen. Ein heißes Brennen in der Brust, ein widerlich süßer Geschmack im Munde, ein letztes Ausstrecken... Als der Forstwärter sich über ihn beugte, wurde es vor den brechenden Augen dunkel.

Halali, aus, erledigt ... ein Weidmann starb, ein hirschgerechter...

Ein paar tausend Schritte weiter zog die dritte Kompagnie des Bataillons Sporck zur Felddienstübung auf die Mustiner Mark. Aus rauhen Kehlen erscholl das Jägerlied, der Morgenwind brachte die Klänge herüber:

„Ich schieß' den Hirsch im dunklen Forst,
Im tiefen Wald das Reh,
Den Adler auf der Klippe Horst,
Die Ente auf dem See.
Kein Ort, der Schutz gewähren kann,
Wo meine Büchse zielt,
Und dennoch hab' ich harter Mann
Die Liebe auch gefühlt!"...

Vier Marschtakte Pause, im letzten Glied erklang ein übermütig heller Tenor: „Jäger Meier!" Vorn antwortete ein grober Baß: „Was befiehlt der Herr Sergeant?"... Und brausend fiel der Chorus ein zu dem töricht-lustigen Zwischengesang:

„Das Kränzlein zahlt der Leutenant,
Weil er ein junges Herz verbrannt,
Im Bauernquartier;
Sporckſche Jäger, die sind wir!"...

Das Lied ging weiter. Der Leutnant Hans von Naugaard, der auf den Rohnsteiner Seewiesen lag, mit dem Gesicht nach unten, hörte es nicht mehr — — —

Die braune Mike im Lenzburger Fiſcherhofe war früh aufgeſtanden an dieſem Tag, Unruhe und Sorge trieben ſie von ihrem Lager. Die weißlichen Schwaden des Morgennebels hingen noch über dem Waſſer, ſie ſtand ſchon fertig angezogen in ihrem blühenden Roſengarten. Jeden einzelnen Stamm hatte ſie ſelbſt gepflanzt, dem Wildling das Auge eingeſetzt, aus dem das Edelreis ſprang, hundert vielfarbige Blüten dufteten im Morgentau, aber ſie achtete nicht darauf. Nach einem kurzen Blicke auf das noch ſchlafende Haus ging ſie zu der Kaſinomauer, vielleicht, daß ſich an der gewohnten Stelle — endlich — eine Nachricht fand. All dieſe Tage und Nächte hatte ſie auf irgendein Zeichen gewartet, er m u ß t e es doch wiſſen, daß ſie an dem heimtückiſchen Beginnen der Mutter keinen Anteil hatte... Als ſie davon erfuhr, hatte ſie ja ihr möglichſtes getan, das Allerſchlimmſte abzuwenden. Gott allein wußte, welche Überwindung es ſie gekoſtet hatte, ſich dem langen Heinrich aus Wittenſee mit ihren Sorgen und Ängſten anzuvertrauen... Er hatte es ihr leicht gemacht, der liebe und anſtändige Menſch, bloß mit einem Aufatmen geſagt: „Es iſt gut, Fräulein Mike, ich will den Weg zum Herrn Hauptmann Rabenhainer wohl gehen...“

Nur die Hand brauchte ſie auszuſtrecken, und dieſer Stattliche, der die andern alle um Kopfeslänge überragte, gehörte ihr zu eigen. Statt deſſen hing ſie an einem, der ſich zu ihr nur finden konnte, wenn er von ſeiner Kaſte ausgeſtoßen war. Das Leben hatte ſie für ihn eingeſetzt, er aber empfand es als eine Schande, ſich offen zu ihr zu bekennen. Und den Grund wußte ſie wohl, ſie hatte ja die andere geſehen, als ſie mit dem Hecht drüben war in Rohnſtein. Blonde Haare

hatte sie, wie seidenglänzender Flachs, und ein Paar fröhliche blaue Augen lachten in einem Gesicht wie aus Milch und Blut...

Zwischen zwei Mauersteinen eingeklemmt lag ein weißer Zettel. In dem scharfen Licht der Morgensonne schimmerte das Papier deutlich hervor zwischen den rötlichen Ziegelsteinen. Und hastig griff sie danach und las mit schwimmenden Augen. Als sie das Blatt sinken ließ, kam von den Rohnsteiner Seewiesen her ganz deutlich der Hall eines Büchsenschusses, dem nach kurzer Pause ein zweiter folgte. Da schluchzte sie laut auf und tastete nach einem Halt. Da drüben auf der andern Seite des Sees hatte sich auch ihr Schicksal entschieden...

Über dem dichten Schilf am Ufer kreuzte ein schwarzweißer Vogel in seltsam gaukelndem Flug, hell klang sein Ruf: „Komm mit, komm mit!"... Und sie folgte ohne Besinnen, denn mitten in allem Herzeleid brannte die Scham. Lieber war er in den Tod gegangen, als daß er zu ihr kam, ein Nichts war sie ihm gewesen all die Zeit, ein Spielzeug, das man fortwarf, wenn man seiner überdrüssig geworden war. Und in dem Zettel stand klar und deutlich, ihr gab er die Schuld, daß er sich das Leben hatte nehmen müssen...

Als sie an den Geräteschuppen trat, um sich ein Ruder zu holen, stand einer da, der zwischen alten Netzen kramte.

„Guten Morgen, Fräulein Mike! So früh schon zu See?"

Sie wandte sich ab, daß er ihre verweinten Augen nicht sehen sollte, und in der Aufregung fiel ihr nur eine schlechte Ausrede ein. Bloß ein bißchen spazierenfahren wollte sie.

Da trat der lange Heinrich näher, nahm ihr das Ruder aus der Hand.

„So, ſo, ſpazierenfahren. Und das trifft ſich gut, ich hab' auch gerade nichts Beſſeres vor, da können wir wohl ein Endchen zuſammen fahren."

Sie blickte ihn zornig an.

„So laſſen Sie mich doch meinen Weg gehen, Herr Kremzow!"

Er aber ſchüttelte nur mit dem Kopfe.

„Ah nein, Fräulein Mike! Denn nämlich dieſen Weg glaub' ich zu kennen, und es ſollte wohl ſo ſein, daß ich heute nacht keinen Schlaf fand. Als wenn mir immer etwas zugerufen hätte: Geh hin nach dem Fiſcherhof! Jetzt weiß ich, was es war, und ich hab' Ihnen ja nichts zu befehlen, Fräulein Mike. Aber Sie haben mir geſtern ein bißchen Vertrauen geſchenkt, und da möchte ich Sie ſchön bitten, ſich alles noch einmal in Ruhe zu überlegen."

Sie zuckte nur mit den Achſeln, wollte an ihm vorüberſchlüpfen nach dem Bootsſteg, von dem es gleich ins tiefe Waſſer ging. Der lange Heinrich aber griff zu, ſeine harte Fauſt hielt ihr ſchmales Handgelenk, und auf der Stirn ſprang ihm eine dicke Zornader auf.

„Da ſoll doch gleich ein lichtiges, ſiediges Donnerwetter einſchlagen über ein ſo unvernünftiges Menſchenkind!"

Und heftig ſchrie er ſie an:

„Haſt du mal ſchon 'n toten Menſchen geſehen, Deern? Nicht?... Na, dann laß dir ſagen, da hilft kein Beſprechen mehr und keine Medizin, er ſteht nicht wieder auf! So ein junges blühendes Leben willſt du wegwerfen um einen Taugenichts? Die Eltern hier in der Trübſal zurücklaſſen und andere Leute auch?"

Da schrie sie zornig zurück: „Hat meine Mutter mich vielleicht gefragt, als sie den Herrn von Naugaard anzeigte?“ Sprang wie eine Wildkatze gegen ihn an und rang, die gefesselte Hand wieder frei zu bekommen, aber die breite Faust hielt wie ein Schraubstock.

„Gib dir keine Mühe, Deern. Vor den nächsten vierzehn Tagen kommst du hier nicht vorbei! Und wahrhaftig, einen ordentlichen Haselstock müßte man sich schneiden, um dir diese Mucken auszutreiben! Wenn nämlich das gute Zureden nicht hilft...“

Sie sah erschreckt zu ihm auf, fing leise zu weinen an. Und da zog auch er wieder mildere Saiten auf.

„Nichts für ungut, Fräulein Mike, das war nicht so böse gemeint! Und Sie sprechen da so leichthin von Ihrer Mutter, aber glauben Sie wohl, auch die hat Sie auf ihre Art lieb. Sie hat Ihnen doch nichts Schlechtes antun wollen, als sie den Brief schrieb an den Herrn Forstmeister, und jetzt stellen Sie sich mal vor, wie das alles hier geworden wäre, wenn ich nicht hier am Geräteschuppen stand. Da hätten die beiden alten Leutchen an den langen Winterabenden allein gesessen, und es wäre ein ewiges Streiten gewesen. Jedes hätte dem andern die Schuld zugeschoben, eine einzige Verbitterung wäre zwischen ihnen gewesen vom Morgen an bis in die sinkende Nacht...“

Die braune Mike ließ den Kopf auf die Brust sinken und weinte heftiger. Der lange Heinrich aber trat näher, strich ihr leise über die schweren Flechten.

„Es gibt da auch noch andere, Fräulein Mike, denen es bannig leid tät', aber davon wollen wir jetzt nicht reden. Nur eines möcht' ich noch befürworten: Man glaubt gar nicht, was sich alles ausheilt mit der Zeit! Hechte hab' ich schon gefangen, denen ein stärkerer den

halben Rücken weggeriſſen hatte, und ſie hatten ſich doch wieder ausgeheilt. Viel anders aber iſt es auch nicht mit dem Menſchen. Heute möcht' er am Leben verzagen, und in vier Wochen vielleicht kann er ſchon wieder lachen!"...

So ſprach er noch eine Weile lang fort, Mike Retelsdorf ſtand auf, trocknete ſich mit dem braunen Handrücken die Augen.

„Es iſt gut, Heinrich Kremzow!"

„Das iſt ehrliche Meinung? Kein Falſch dabei und keine Hintergedanken?"

„Nein! So wahr mir Gott helfe!"

Da atmete der lange Heinrich tief auf.

„Dann ſage auch ich: Es iſt gut! Und wenn's Ihnen recht iſt, Fräulein Mike, bleibt das unter uns beiden, daß ich hier am Schuppen ſtand, und Sie wollten nur ein büſchen ſpazierenfahren . . . Aber auch noch ein anderes Abkommen möcht' ich mit Ihnen treffen: Wenn wir mal — vielleicht — ein paar gute Freunde werden, dann ſoll ein Name zwiſchen uns vergeſſen ſein. Ich verſpreche es, ich will ihn nie mehr in dieſem Leben über meine Lippen bringen!"

Mike nickte nur, eine dunkle Röte färbte ihr die Wangen. Und eilends wandte ſie ſich ab, ging mit raſchen Schritten zum Hauſe zurück. Heinrich Kremzow aber ſah ihr nach, und es wurde ihm gar leicht zumute, als er ſich wieder zu ſeiner Arbeit wandte. Einen Aalkorb wollte er aus dem alten Netzwerk zurechtſchneiden, nach der Art von Wittenſee, um den Lenzburger Fiſchern zu zeigen, wie man dort die Blankaale fing, wenn ſie wieder zum Meer zurückwanderten. Aber faſt wollte es ihm ſcheinen, den beſten Fiſch hatte er jetzt eben gegriffen...

X.

Der Oberſtleutnant Brinkmann kam ſtaub- und ſchweißbedeckt aus dem Gelände zurück. Er war mit der dritten Kompagnie draußen geweſen auf der Muſtiner Feldmark, zwei Reſerveoberjäger hatten zur Zufriedenheit ihre Prüfung beſtanden. Der Leutnant von Naugaard war als fehlend gemeldet worden. Nach der Ausſage ſeines Jägers hatte er ſich am ſpäten Abend im Jagdanzuge aus ſeiner Wohnung entfernt, wäre bis zum Beginn des Dienſtes nicht zurückgekommen. Da ſah der Kommandeur den Hauptmann Rabenhainer nur an, und ſie verſtanden ſich. Der Befehl zum Zuſammentreten des Ehrengerichts war überflüſſig, der arme Junge hatte mit eigener Hand das ungeſprochene Urteil vollzogen. Irgendwo in einer dichten Schonung und vielleicht erſt nach Wochen fand man ihn auf... Der Hauptmann Rabenhainer aber zuckte nur mit den Achſeln. Das Geſcheiteſte, was er tun konnte, der Leutnant von Naugaard! So fuhr er wenigſtens mit leidlichen Ehren dahin, erſparte ſich die beſchimpfende Ausſtoßung...

Und auf dem Heimwege, während ſie nebeneinander herritten, ſprachen ſie den ganzen Fall noch einmal durch. Daß der liebe Gott ſich gewiſſermaßen auf ihre Seite geſchlagen hätte, als er den zornmütigen alten Herrn ſo plötzlich aus dieſer Zeitlichkeit abrief. Und der Hauptmann Rabenhainer berichtete, wie er den ge-

schwätzigen alten Doktor Feddersen auf eine falsche Fährte gesetzt hätte und mit ihm die sogenannte öffentliche Meinung. Den Ausschlag aber hätte der Besuch der verehrten Gattin des Herrn Oberstleutnants gegeben. Danach könnte wohl niemand auf die Vermutung kommen, daß zwischen dem Rohnsteiner Forsthause und dem Bataillon ein neues Zerwürfnis ausgebrochen wäre. Die ganze Affäre wurde im stillen abgemacht, kein Geschrei erhob sich auf den Gassen.

Der Oberstleutnant hörte sich alles an, nickte mit dem Kopfe. „Mag sein, daß ihr recht habt, daß ihr die besseren Politiker seid, Sie, lieber Rabenhainer, und meine Frau. Aber ich werde den Vorwurf nicht los, ich hätte mich mehr kümmern sollen um meine Jüngsten. Und in diesem Sinne gedenke ich Exzellenz zu berichten. Wie der hohe Herr danach befindet, so soll es geschehen."

Der Hauptmann Rabenhainer hob die Achseln, steckte sich, nach erbetener Erlaubnis, eine seiner billigen Zigaretten an. Und während er den ersten Zug mit Behagen in die Lungen zog, sagte er mit seiner klaren Kommandostimme: „Ich glaube, Herr Oberstleutnant tragen sich da mit übertriebenen Skrupeln. Für alles gibt es schließlich eine Grenze, auch für das Gefühl der Verantwortlichkeit. Und ich möchte sagen, selbst wenn Herr Oberstleutnant mit den jungen Leutnants Abend für Abend zusammengesessen hätten, die blindwütige Jagdpassion bei dem armen Teufel von Naugaard wäre doch nicht auszurotten gewesen. Bis zu einem gewissen Grade müssen wir in den höheren Kommandostellen bei unserem Offiziersersatz uns doch auch auf die Kinderstube verlassen können. Was im Elternhause versäumt wurde, können wir unmöglich nachholen. Damit verringert sich aber auch unsere Verantwortlichkeit nach

oben und nach unten hin... Über allem jedoch steht die eine Sorge: den Ruf des Offizierkorps zu wahren, dessen Rock man trägt! Solange ich zurückdenken kann, ist im Bataillon Sporck nichts passiert. Ein Stolz ist es, ihm anzugehören. Und da sollen wir mit einem Male herkommen, selbst mit dem Finger auf den Klecks auf unserm Schild deuten: Da seht her, was uns geschehen ist?... Ich meine gehorsamst: Zudecken und selbst Gerechtigkeit üben im stillen wäre besser!"

Der Kommandeur klopfte seinem nervösen Braunen, den die schwirrenden Bremsen beunruhigten, den feuchten Hals.

„Alles Ausreden, lieber Rabenhainer! Sie und meine liebe Frau, ihr schlagt auf den Sack, den Esel meint ihr. Sprecht vom Bataillon, aber meine Frau sieht für mich irgendwo in der Ferne die bedrohten Generalsbüxen hängen, mit dem breiten roten Streifen, und Sie haben mir's gestern ja ganz klar gesagt, Sie gedächten Ihre Position hartnäckig zu verteidigen."

Der kleine Rabenhainer hob sich energisch in den Steigbügeln.

„Und das von Rechts wegen, Herr Oberstleutnant. Es ist nicht nötig, daß ein kleiner Taugenichts von Leutnant seine sämtlichen Vorgesetzten im Sturze mit sich reißt. Und ich glaube, Seine Exzellenz werden mit mir der gleichen Ansicht sein. Wie ich den hohen Herrn kenne, wird wohl die erste Frage lauten: ‚Ist alles luftdicht zugedeckt?' Und wenn Herr Oberstleutnant darauf antworten: ‚Sehr wohl, Exzellenz', ist alles in Ordnung. Unser Kommandierender ist ein guter Hausvater, der bei aller Zucht im Innern nach außen — Gott sei Dank — die Zähne zeigt! ‚Kümmert euch doch gefälligst um den eigenen Kram, wir halten den unsri-

gen schon beisammen!' Und wem geschieht was Gutes damit, wenn das Vergehen des Leutnants Naugaard durch alle Gassen rennt, in hundert Zeitungen breitgetreten wird?"

Über das bartlose Gesicht des Kommandeurs flog ein Lächeln. Danach schwiegen sie, der Oberstleutnant Brinkmann und der Hauptmann Rabenhainer, bis die Kompagnie auf dem Marktplatze in ihre Quartiere entlassen wurde.

* *
*

Der Stalljäger hielt den Gaul an dem Kinnriemen, der Kommandeur schwang sich aus dem Sattel. — „Was Neues?"

„Sehr wohl, Herr Oberstleutnant. Vorhin ist aus Rohnstein das Fuhrwerk angekommen mit einem Herrn Forstassessor. Der Herr Assessor sitzt oben und wartet."

Da stieg der Oberstleutnant mit beklommenem Herzen zu seiner Wohnung empor. Die Meldung bedeutete nichts Gutes. Die Rechnung des Hauptmanns Rabenhainer hatte irgendwo ein Loch, und dieses Loch würde sich jetzt, in der nächsten Minute, offenbaren...

Aber die Befürchtung war grundlos. Der Forstassessor von Schlehenstein erwies sich als Reserveoffizier der Siebenten Jäger und voll von den besten Absichten, aus Interesse für die grüne Farbe den Eklat nach außen hin nach Möglichkeit abzudämpfen. Er berichtete, der Rohnsteiner Waldwärter Neureuter hätte ihm vor einer Stunde die Meldung überbracht, es wäre ihm gelungen, auf den Seewiesen den lange gesuchten Wilddieb auf frischer Tat zu strecken. Bei näherer Inaugenscheinnahme hätte sich die Identität des Wilderers mit dem

Herrn Leutnant von Naugaard ergeben, aber alle begleitenden Indizien sprächen dafür, daß der bedauernswerte Offizier anscheinend nicht im vollen Besitz seiner Geisteskräfte gewesen wäre. Ganz unglaublich plump wäre er zu Werke gegangen, und der letzte Akt des Dramas hätte sich in einer Art und Weise abgespielt, die nur den einen Schluß zuließe: Herr von Naugaard hätte in einer plötzlichen Verwirrung selbst den Tod gesucht. In diesem Sinne gedächte er, der Forstassessor von Schlehenstein, seiner vorgesetzten Behörde zu berichten, denn es läge ihm selbstverständlich daran, mit dem Bataillon Sporck als voraussichtlicher Nachfolger des Herrn Forstmeisters von vornherein die besten Beziehungen zu etablieren. Der Waldwärter Neureuter aber würde außer mit der Auszahlung einer angemessenen Geldsumme durch die Versetzung in eine bessere Stellung belohnt werden, irgendwo in der Nähe der Fürstlichen Residenz. Wenn er hierbliebe, in der Gegend, wäre es doch wohl nicht ausgeschlossen, daß er aus eitler Ruhmsucht allerhand falsche Gerüchte unter die Leute brächte.

Der Oberstleutnant Brinkmann hörte dem langen Berichte schweigend zu. Als der Forstassessor von Schlehenstein geendet hatte, bedankte er sich höflich für alles freundliche Entgegenkommen der Fürstlichen Forstverwaltung. Nur beim Abschiede schüttelte er dem strebsamen Beamten nicht die Hand. Und als der Besucher wieder gegangen war, sah er lange sinnend zum Fenster hinaus.

Da unten auf dem Marktplatz ging das Leben des kleinen Städtchens seinen ruhigen Gang, als wenn nichts geschehen wäre. Die dicke Retelsdorfin stand an der Kirchenmauer neben den großen Bottichen, rief

ihre Ware aus. Unter breiten Sonnenschirmen saßen die Gemüsefrauen hinter ihrem Kram, zwei Schusterzelte standen da, vor denen die zu Markt gekommenen Bauern der Umgegend ihre Einkäufe besorgten. Und wenn ein Offizier oder Oberjäger durch die Reihen schritt, machten sie achtungsvoll Platz vor der gewohnten und beliebten Uniform...

Da atmete der Oberstleutnant Brinkmann auf und ging zu seinem Schreibtische hinüber, um den Bericht an den Kommandierenden aufzusetzen. Wozu aus der Menge da unten lauter unberufene Kritiker machen und weshalb päpstlicher sein als der Papst? Alles fügte sich ja von selbst zusammen, um ein — im letzten Sinne entschuldbares — Vergehen in dem engen Kreise zu halten, dem durch das Wissen kein Abbruch geschah. Und der Schild des Bataillons Sporck, das er in Ehren fast drei Jahre lang geführt hatte, blieb blank, kein Spritzer saß daran vor all den Augen, die neugierig und nach ungesunden Sensationen lüstern über den Zaun spähten...

* *
*

Acht Förster in graugrüner Uniform trugen den schweren Eichensarg; an der Spitze des Zuges marschierte die Bataillonsmusik, blies feierlich den Trauermarsch; schier unübersehbar aber war das Gefolge. Zunächst hinter dem Sarge die Tochter an dem Arme eines weißbärtigen Herrn, der dem verewigten Forstmeister wie ein Doppelgänger glich, dahinter der Oberstleutnant Brinkmann mit seiner Gattin und das ganze Offizierkorps des Bataillons. Nur der neue Oberleutnant von Dahlenberg fehlte, aber der hatte in

einer unaufschiebbaren Familienangelegenheit mit Urlaub in die Heimat reisen müssen. Weiter folgten die Spitzen der Zivilbehörden, die Honoratioren des Städtchens und fast sämtliche Gutsbesitzerfamilien der Umgegend. Ganz zuletzt kam das Forstpersonal mit schwarzem Flor um den Arm, ein Lehrling führte die Koppel der Hunde, die alte Fricka, den Hühnerhund Robbie und die Teckel. Schwarz aber drängte sich die Menge zu beiden Seiten des Weges, der vom Forsthause zu den vier ragenden Eichen am Feldrande führte, unter denen das Geschlecht der Rüdiger den letzten Schlaf schlief. Etliche unter den Zuschauern von der Sorte derer, die das Gras wachsen hören und alles immer am besten wissen, munkelten allerhand von einem geheimnisvollen Zusammenhange zwischen dem plötzlichen Hinscheiden des Forstmeisters und dem Selbstmorde des Leutnants von Naugaard, aber das war offensichtlich leeres Gerede. Hätte sonst wohl das ganze Offizierkorps dem Herrn Forstmeister mit so aufrichtiger Anteilnahme die letzte Ehre erwiesen?...

Zunächst hielt der Herr Dompropst an der offenen Gruft eine erhebende Rede, die die Tugenden des Entschlafenen pries, der Bataillonskommandeur widmete dem dahingeschiedenen alten Freunde einen tiefempfundenen Nachruf, für den Bürgerverein sprach der Stadtverordnete Dircksen sehr eindrucksvoll und für die Schützengilde der diesjährige König, der Schornsteinfegermeister Seibert. Den Höhepunkt der Feier aber bildeten die drei Salven des Kriegervereins über dem geschlossenen Grabe und die Jagdfanfaren, die das Forstpersonal unter Leitung eines eigens aus der Residenz gekommenen Vertreters des Fürstlichen Hofjagdamtes auf blinkenden Waldhörnern blies. „Jagd

vorbei" und „Halali" hießen die beiden Signale, mit denen der alte Weidmann in die ewigen Jagdgründe da oben einwechselte.

Auf dem Heimwege intonierte die Bataillonsmusik nach altem Brauche die heitere Weise: „Freut euch des Lebens", und die Menge der Leidtragenden zerstreute sich mit dem Bewußtsein, einem Schauspiel beigewohnt zu haben, wie man es in solcher Würde und Feierlichkeit schon seit langem nicht mehr in Lenzburg gesehen hatte. Und die meisten zogen es vor, nicht den kürzeren Weg über den See einzuschlagen in den Fährbooten des Fischers Retelsdorf, sondern zu Lande der Bataillonsmusik zu folgen. In angemessener Entfernung hinter dem Forsthause holte sie wohl die Instrumente hervor auf gütliches Zureden und blies einen forschen Marsch, nach dessen Klängen man in taktmäßigem Gleichschritt wieder heimwärts zog in das Städtchen. Zu einer kurzen Nachfeier in den verschiedenen Wirtschaften, wo man bei einem Schoppen das eben genossene Schauspiel noch einmal gründlich durchsprechen konnte.

* *
*

Die letzten Trauergäste hatten sich entfernt, nur der Hauptmann Rabenhainer war zurückgeblieben, weil er schon immer dem entschlafenen alten Herrn am nächsten gestanden hatte. Der Bruder des Forstmeisters hatte einen Gang durch die Wirtschaft angetreten, um sich für die kommende Übergabe an den Nachfolger eine Schätzung zu bilden, der kleine Rabenhainer saß mit Elsbeth allein in dem großen Zimmer mit den vielen Hirschgeweihen und den blühenden Linden vor den Fenstern. Aber die Stimmung war eine andere als noch

vor wenigen Tagen. Wie eine rührende Verkörperung aller Hilfloſigkeit ſaß das Schmaltierchen da in dem ſchwarzen Trauerkleid. Das Geſicht war ganz blaß und ſpitz geworden, in den vom vielen Weinen geröteten Augen ſtand ein ſcheuer und verängſtigter Ausdruck. Da trat er näher, legte die Hand auf die Stuhllehne.

„Na, was ſoll nun werden, Tierchen?“

„Ach Gott,“ ſagte ſie und hob die zarten Schultern, „ich weiß nicht, Herr Hauptmann. Der Onkel Heinz meinte, in ſeiner Junggeſellenwirtſchaft wäre für ein junges Mädchen kein rechter Platz. Da werde ich wohl die alte Trine nehmen und irgendwohin ziehen. Wo, weiß ich noch nicht, nur daß ich's nicht allzu weit hab' nach den vier Eichen.“

Der kleine Rabenhainer ſtrich ſich heftig den Schnurrbart, und ſeine Stimme klang rauh:

„Da könnte man ſich vielleicht über den zukünftigen Wohnſitz verſtändigen. Auch bei mir dauert's wohl nicht mehr lange, bis ich hier von Lenzburg fortkomme. Nach unten oder nach oben, je nachdem der Allerüberſchte den ganzen Fall auffaſſen wird...“

In ihre Wangen ſtieg eine feine Röte, ſie ſchlug die Augen auf und ſah ihn an. In dem ſtummen Blicke aber ſtand eine Bitte geſchrieben: „Geh, quäl' mich doch nicht jetzt, ich weiß ja, was du willſt. Nur ein bißchen Schonzeit brauche ich, um mich langſam zurechtzufinden...“

Der Onkel Heinz kam laut ins Zimmer, erklärte in ſeinem breiten oſtpreußiſchen Dialekt, er wäre von ſeinem Rundgange höchlichſt befriedigt und gedächte dem Nachfolger in der Rohnſteiner Forſtmeiſterſtelle weidlich zuzuſetzen bei der Übergabe der Wirtſchaft. Da kam das Geſpräch von ſelbſt in eine andere Bahn. Und als

der Hauptmann Rabenhainer am späten Abend auf seinem „schönen Adolar" nach Hause ritt unter den hohen Buchen, war ihm gar nicht zumute, als käme er aus einem Trauerhause. Fröhliche Gedanken füllten sein Herz, und allerhand lichte Hoffnungen schickten ihre Ranken in die Zukunft...

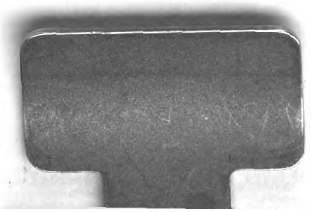
Leih-Bücherei
Süd-West
E. Bast
BERLIN SW. 29
Fidicinstraße 12

RETURN TO ➡ **NEWSPAPER MICROCOPY ROOM**
444 LIBRARY ANNEX 642-3536

LOAN PERIOD 1	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
DEC 01 1993

DUE AS STAMPED BELOW

MAY 21 1994
SENT ON ILL
JAN 7 ' 1994
U. C. BERKELEY
RECEIVED BY
MAR 01 1994
CIRCULATION DEPT.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720